Christian Ludwig Liscov's

Schriften.

Herausgegeben
von
Carl Müchler.

Erſter Theil.

Berlin.
In der Himburgſchen Buchhandlung
1806.

An die Leſer.

Unſtreitig gehört Liscov zu den genievollſten Schriftſtellern ſeines Zeitalters, in welchem eben die Morgenröthe des guten Geſchmacks in Deutſchland aufging und ihre erſten freundlichen Stralen wohlthätig verbreitete.

Er verdient mit Recht unter allen deutſchen Satyrikern einen vorzüglichen Rang und in der Ironie hat ihn vielleicht noch keiner übertroffen. Er iſt der Swift der Deutſchen, und wenn er von ſeinen Zeitgenoſſen nicht nach ſeinem vollen Werthe geſchätzt wurde, ſo lag der Grund darin, daß

er — wie alle eminenten Geister — über sein Zeitalter erhaben war; und daß die von ihm gezüchtigten Thoren alles aufboten, um einen so furchtbaren Gegner zu unterdrücken.

Hierzu kam noch, daß Liscov fast alle seine Satyren auf bestimmte Personen richtete, die durch ihn allgemein lächerlich wurden, und daß ihn die damalige Orthodoxen mit dem unerbittlichsten Haße verfolgten. Als die von ihm verspotteten Individuen in die wohlverdiente Vergessenheit versanken, vergaß man auch die wider sie geschriebenen Satyren, und die Orthodoxen seiner Zeit sahen in seinen Schriften nur freche Religionsspöttereien, verlästerten ihn als einen Freigeist und Pasquillanten, der hämisch und schadenfroh sey, und nur darin sein Vergnügen fände, andere dem Gelächter des Publikums Preis zu geben. Der große Hause, der nie selbst prüft, ließ sich durch

dies Geschrei verführen, und stimmte in das Anathema der Heuchler mit ein, die seinen Spott fürchteten.

Liscov hatte aber einen höhern Zweck bei seinen Satyren; er wollte nicht die einzelnen Thoren züchtigen, sondern die zu seiner Zeit herschenden Narrheiten. Er wählte zwar aus dem ganzen Haufen einen eminenten Narren namentlich, aber nur um ihn, seines Gleichen zur Warnung, in seiner ganzen lächerlichen Blöße darzustellen, und fast jede Seite in seinen sogenannten persönlichen Satyren kann den unbefangenen Leser überzeugen; daß er die Kunst verstand, in dem zum Ziel seines Witzes gewählten Original die Thorheiten der ganzen Klasse, wie in einen Brennpunkt, glücklich zu vereinen. Er hatte dabei immer die Absicht vor Augen, die Narrheiten und Abgeschmacktheiten seiner Zeitgenossen zu verspotten und von ihrer lächerlichen Seite darzustellen, und diese

Absicht hat er gewiß mit großer Kunst und Gewandheit erreicht.

Seine Schreibart ist voll Kraft und männlicher Stärke, dabei höchst correkt, und die meisten seiner Schriften dürfen einen Vergleich mit den schönsten Blüthen unserer spätern Literatur nicht scheuen. Sein Witz ist derb aber treffend, und man merkt es bald, daß er nur, als ein strenger Richter, aus Ueberzeugung, nicht aber als ein schadenfroher Tyrann, aus Uebermuth die Geissel führt. Es giebt Witzlinge aus Bosheit, die dann und wann glückliche witzige Einfälle haben, und es giebt witzige Köpfe, die aus Fülle des Witzes zuweilen boshaft werden; zu der Zahl der letztern muß man Liscov rechnen, und diese Fülle ironischer Laune mag ihn über die Härte entschuldigen, mit der er zuweilen seine Gegner strafte, wenn sie sich widerspenstig bezeigten und seine Spottsucht reizten.

Die Nachrichten von seinem Leben sind äußerst dürftig, mangelhaft und fragmentarisch. Sein Geburtsjahr und die Geschichte seines frühern Lebens liegen in völliger Dunkelheit. Er lebte einige Zeit als Kandidat der Rechte zu Lübeck. Der Domdechant und Geheimerath von Thienen nahm ihn in sein Haus und vertraute ihm den Unterricht seiner beiden Stiefsöhne. Hier soll eine ihm widerfahrne Unannehmlichkeit ihn zuerst zu seinen satyrischen Aufsätzen gegen den damals lebenden Vielschreiber Magister Sievers veranlaßt haben. Der Domdechant von Thienen hatte nemlich seine Stiefsöhne von dem Kantor Sievers, dem Vater des Magisters, examiniren lassen, um zu sehen, was Liscov's Unterricht gefruchtet habe. Da die Kinder in dem Examen nun nicht sonderlich bestanden, so bekam Liscov Vorwürfe, und seine bisherigen Schüler wurden dem Kantor zur fernern Unterweisung übergeben.

Von Lübeck ging Liscov darauf als Privatsecretair zu dem Geheimen-Rath von Blome, dem Probst des adelichen Klosters Preetz, ungefähr um das Jahr 1738 und 1739 In oder vor dieser Periode hat er auch einige Zeit in Mecklenburg auf dem Lande zugebracht; vielleicht auf den Gütern des Geheimen-Raths. Von diesem Zeitpunkt an fehlen alle Nachrichten von ihm, bis er endlich wieder in Dresden erschien, wo er an dem Geheimen-Rath von Heinecke einen thätigen Gönner gefunden hatte. Aber auch hier sollte sein reizbares Gefühl für das Lächerliche und Unschickliche ihm nachtheilig werden. Es war ihm unmöglich, einen witzigen Einfall zu unterdrücken, und wenn er auch die bösen Folgen davon vor Augen sah. Sein Witz war mächtiger wie seine kalte Politik. Er beleidigte in Dresden durch einige Sarkasmen seinen Gönner; und durch ähnliche sarkastische Einfälle über

den damaligen engliſchen Miniſter am Dresdner Hofe zog er ſich das Unglück zu, Dresden verlaſſen zu müſſen. Er ſtarb zu Eulenburg 1759, und wie man ſagt, im Gefängniß.

Wenn dies wirklich ſein Schickſal geweſen, ſo verdient er um ſo mehr die Theilnahme der Nachwelt, da er, nach dem Zeugniße glaubwürdiger Männer, gar keinen perſönlichen Groll hegte, gar nicht haſſen, gar nicht erbittert werden konnte. Er lachte nur, wenn er Lächerlichkeiten nach Verdienſt geiſſelte. Er lachte nur, als Sievers, der ſich nicht mehr getrauete, mit einer gedruckten Schrift hervorzutreten, ihn, obgleich nicht namentlich, in Lübeck deſto ärger abkanzelte; ja einmal, als er gegen die gottloſen Freidenker losdonnerte, wobei er Liscov'n im Sinn hatte, ſo in Wuth gerieth, daß er ſein Waſſer in reichlichem Maße fahren ließ, und nicht nur ſeine Bein-

kleider, sondern auch die Kanzel stark befeuchtete. Eine Menge Gedichte, sogar in französischer Sprache, wurden auf Sievers verfertiget, und Hagedorn, Liscov's vertrauter Freund, machte selbst zwei. — Liscov machte sich aus diesen Ablanzelungen nichts. Er schrieb in dem Augenblick, als er von diesem Vorfall auf der Kanzel hörte, lachend nieder:

Bei jener edlen Feuchtigkeit,
Die jüngst vom Predigtstuhl geflossen,
Erinnerte ich mich der Zeit
Da Paul gepflanzt, Apoll begossen.
Ich freuete mich inniglich,
Und sprach: die Zeiten bessern sich,
Ein Mann thut, was sonst Zweene thaten.
Drum Spötter, ist euch noch zu rathen:
So lacht nicht, wenn mein Sievers p — t,
Und wenn er pflanzt, zugleich begießt.

Und in einer Antwort auf ein von Hagedorn an ihn gerichtetes Gedicht schließt er mit den Zeilen:

Mein Makewind *) hat vor mir gute Ruh,
Ich thu ihm weiter nichts — Es spotte wer da will,
Ich spotte nicht mehr mit. — Denn Spötter, ihr sollt wissen,
Läßt er sein Schmieren nur, so mag er immer p — ß — n.

Liscov war weder hämisch noch sittlos; aber seine Feinde beschuldigten ihn beides. Dies ist das gewöhnliche Schicksal des Satyrikers, und Liscov ist ihm auch nicht entgangen.

Wenn es Wahrheit galt, so war es ihm gleich, ob er einen elenden Schriftsteller oder einen Staatsminister vor sich hatte. — Pott schreibt von ihm: „Hätte Graf Brühl, damaliger Königlich Polnischer und Kurfürstlich Sächsischer Minister, mit welchem Liscov, vermöge seines Amtes und der ihm anvertrauten Geschäfte, ar-

*) Diesen Namen hatte er dem Magister Sievers beigelegt.

beitete, Liscov'n Gehör gegeben, so würde Kursachsen und Deutschland keinen siebenjährigen Krieg gesehen haben. Liscov erklärte Brühlen gerade und offen seine Meinung.

Da dies nichts fruchtete, sagte er ihm, Stirn gegen Stirn, auf Liscovische Weise die Wahrheit, so daß Brühl (ein Mann von übrigens wirklich großen Anlagen und Talenten) des Widerspruchs nicht gewohnt, und durch kriechende Schmeichler verdorben, höchst erbittert gegen ihn wurde, und ihm möglichst weh zu thun suchte; aber Liscov — lächelte und behandelte ihn in philosophischer Ruhe auf seine launige Art.

Da ein Brühlianer auf Friedrich des Großen Kriegszüge in Sachsen das Epigramm machte:

Attila, Teutoniam populans, fuit Hunnus, at alter,
Saxoniam populans, Attila, Prussus erat.

verfertigte Liscov in lateinischen Versen einige Parodieen dagegen.

Die ersten Ausgaben von Liscov's einzelnen Schriften sind äußerst selten geworden. Er hat sie aber 1739, außer der erst lange nach seinem Tode herausgekommenen Abhandlung über die Unmöglichkeit der guten Werke zur Seligkeit, (eine bescheidene und wohlgemeinte Epistel an den Herrn M. S.) unter dem Titel: Sammlung satyrischer und ernsthafter Schriften, zusammen herausgegeben, und nach solchen ist diese Ausgabe mit der größten Genauigkeit, selbst bis auf die Orthographie veranstaltet worden; weil es eine Entweihung des Namens des Verewigten gewesen wäre, ihm durch Abkürzungen und Veränderungen seine charakteristische Originalität zu schmälern.

Ueber die einzelnen Satyren findet man die nähern Erläuterungen in den Anmerkungen, und um ganz vollständig zu seyn,

sind auch in solchen die von Liscov damals aufgesetzten Rezensionen, welche zuweilen die erste Veranlassung zu seinen Satyren und literarischen Fehden gegeben haben, mit abgedruckt worden, denn auch in ihnen spricht sich Liscov's Geist in seiner ganzen Kraft aus.

Was er übrigens bei der Herausgabe seiner Schriften im Jahr 1739 in der Vorrede selbst gesagt hat, mag hier als seine beste Apologie einen Platz finden:

„Ich sehe vorher, daß diejenigen, welche sich an meinen Schriften, zu der Zeit, als sie einzeln heraus kamen, so sehr geärgert haben, über gegenwärtige Sammlung derselben gleichfalls erbärmlich seufzen werden. Allein, wie sehr ich sie auch desfalle beklage, so kann ich ihnen doch nicht helfen."

„Ich habe es dem Herrn Verleger nicht verwehren können, meine Schriften zusammen drucken zu lassen. Mit dem müssen sie es ausmachen. Ich bin unschuldig, und würde für mich selbst nimmer

darauf verfallen ſeyn, an eine Sammlung und neue Auflage ſolcher Kleinigkeiten zu gedenken, die vielleicht kaum des erſten Drucks würdig geweſen ſind.“

„Sind meine ſchwachen, murriſchen, eigenſinnigen und ſcheinheiligen Leſer mit dieſer Entſchuldigung nicht zufrieden: ſo weiß ich nicht, wie ich es anfangen ſoll, ihren Zorn von mir abzuwenden. Bußthränen müſſen ſie von mir nicht erwarten. Denn, wie wenig ich auch in meine Schriften verliebt bin: ſo ſehe ich ſie doch nicht mit ſolchem Abſcheu an, als Buchka ſeinen Muffel. Es gereuet mich nicht, daß ich ſie gemacht habe. Ich liebe ſie als meine Kinder, und meine Abſicht iſt nicht, ſie in dieſer Vorrede zu verfluchen. Ich ertheile ihnen, da ich ſie von neuem in die Welt ſchicke, meinen väterlichen Segen.“

„Dieſes iſt die letzte Pflicht, die ich ihnen leiſte. Um ihr Schickſal werde ich mich wenig bekümmern. Sie haben ſchon Gutes und Böſes erfahren, und es kann ihnen nicht viel ärger ergehen, als es ihnen ergangen iſt, da ſie das erſtemal in der Welt erſchienen. Wenigſtens werden ſie, allem Anſehen nach, nicht mehr ſo vielen ungleichen Urtheilen unterworfen ſeyn, als ehemals;

weil sie, eben darum, daß sie nicht mehr neu sind, wenig Käufer und Leser finden werden."

„Dieses kann vielleicht den Herrn Verleger verdrießen; aber mich nicht. Ich weiß, daß satyrische Schriften, die wider eine gewisse Person gerichtet sind, nur eine kurze Zeit gesuchet werden. Man hat ihrer bald satt; und wer einen Ruhm suchet, der dauern soll, und seinen Namen unsterblich machen will, der muß seine Sachen ganz anders anfangen, als ich. So hohe Absichten habe ich in meinem Schreiben nicht gehabt. Die Lust, die mit der Zeugung geistlicher Kinder verknüpfet ist, ist mein einziger Endzweck gewesen. Diesen Endzweck habe ich erreichet. Damit bin ich zufrieden, und es soll mir gleich viel seyn, ob die Nachwelt sich noch an meinen Schriften ergetzet, oder ob man noch bey meinem Leben aufhöret, dieselben zu lesen. Die Unsterblichkeit suche ich nicht. Ich will lieber

Un buffet bien garni pendant cent ans de vie
Que mille autels apres ma mort. *)

„Ich bin versichert, daß man mich mit dieser Ehre verschonen wird. Durch meine Schriften habe

*) S. les nouvelles Oeuvres de Mr. le Pais.

habe ich sie zum wenigsten nicht verdienet. Ich habe in selbigen die Blösse gewisser Leute aufgedecket, die so schon offenbahr genug war Das ist keine Heldenthat, und ich gebe es auch nicht dafür aus. Ich weiß wohl, daß ich keine Riesen erleget; sondern nur mit Zwergen gekämpfet habe: und nichts in der Welt ist so geschickt, mich demüthig zu machen, als der Sieg, den ich über dieselben erhalten habe."

„Viele haben es mir sehr verdacht, daß ich mich mit solchen Leuten in einen Kampf eingelassen: sie haben gesagt:

— — — demit honorem
Aemulus Ajaci — — —*)

und von meinem Verfahren Urtheile gefället, die mir eben nicht rühmlich sind."

„Wenn ich wollte, so könnte ich mein Verfahren durch die ironischen Ausdrückungen, die in der Bibel vorkommen, eben so gründlich rechtfertigen, als gewisse hitzige Priester ihre Grobh it durch einige harte Worte, deren sich die Propheten, Christus und die Apostel bedienet haben. Allein ich will es nicht thun. Ich will ihnen, auf eine an-

*) Ovid. Metam. Lib. XIII. v. 16. 17.

dere Art, weiſen, daß ſie nicht wiſſen, was ſie ſagen, wann ſie meine Satyren verdammen, und ſie dahin bringen, daß ſie ſelbſt meine Vertheidiger werden ſollen."

„Ich gebe ihnen demnach zu, daß man in der Chriſtenheit von keinen Satyren wiſſen würde, wenn es den Apoſteln gelungen wäre, alle Welt ſo weiſe zu machen, als ſie es ſelbſt waren. Aber ſehen ſie dann nicht, daß man, auf den Fall, auch von Krieg und Kriegesgeſchrey nichts hören würde? Iſt es nicht offenbar, daß man, wenn es mit dem Eifer, mit der Andacht, mit der Selbſtverleugnung, und mit der Entfernung von aller Eitelkeit, welche die Chriſten in der erſten Hitze von ſich blicken lieſſen, Beſtand gehabt hätte, von Proceſſen, von Oſt- und Weſtindiſchen Compagnien, von Manufacturen, Tanzen, Fechten und dergleichen nicht das geringſte wiſſen würde? Es würde niemand Bücher ſchreiben, und ſich in Wiſſenſchaften vertiefen, die ſo viel Zerſtreuung in ſich faſſen; die Salbung würde uns alles lehren, und wir die Zeit, die wir vom Ackerbau, und von anderer unumgänglich nöhtiger Handarbeit übrig hätten, mit Werken der Liebe, und im Gebet zubringen. Darum aber hält niemand, als ein Quä-

ker und Wiedertäufer, den Krieg für unerlaubt und ſündlich. Die Prieſter zweyer im Kriege verwickelter chriſtlichen Republiken bitten von beyden Seiten, Gott möge die Waffen der ihrigen geſegnen, und ſingen, ohne Scrupel, das Te Deum, wenn ihre Partey einen Sieg erhalten hat. Kein Prieſter in einer Handelsſtadt macht ſich ein Gewiſſen, auf der Canzel für einen Schiffer zu beten, der mit Schiff und Volk nach Bourdeaux gegangen iſt; wohin er doch niemalen kommen würde, wenn er ſo geſinnt wäre, als die erſten Chriſten zu Jeruſalem. Ja, der Prieſter thut dieſe Vorbitte zuweilen aus Abſichten, die er nicht haben würde, wenn der Geiſt der Apoſtel auf ihn ruhete. Ein Kaufmann, ein Soldat, ein Advocat, ein Fechtmeiſter, ein Tanzmeiſter, das ſind alles Leute, von denen niemand glaubt, daß ihre Profeßion ſie ungeſchickt mache zum Reiche Gottes. Und wer verdammet die Gelehrten?"

„Man muß alſo geſtehen, daß man ohne Sünde etwas thun könne, das mit der Vollkommenheit, welche die Regeln des Chriſtenthums zum Endzweck haben, nicht beſtehen kann, und welches nimmer geſchehen würde, wenn alle Welt dieſe Regeln genau beobachtete. Ich verlange nichts mehr

als daß man nach dieſem Satze, den man, ohne ſich zu widerſprechen, und ohne die ganze heutige Chriſtenheit zu verdammen, nicht leugnen kann, die ſatyriſche Schreibart beurtheile. Ich bin ſehr höflich; aber es ſey darum. Ich will zufrieden ſeyn, wenn man nur ſo billig iſt, und dieſer unſchuldigen Schreibart mit dem Kriege und mit den Proceſſen gleiches Recht wiederfahren läſſet. Thut man dieſes nicht, ſo ſage ich, daß man Mücken ſeiget, und Cameele verſchlucket."

„Es kömmt wahrlich lächerlich heraus, daß man ſich ſtellet, als könne man ein unſchuldiges Spotten mit dem Sinne des Chriſtenthums nicht reimen; da man doch ſo künſtlich iſt, daß man Krieg und Blutvergieſſen, Aufruhr und Zwietracht als Dinge vorſtellen kann, die mit dem Chriſtenthum gar wohl beſtehen können. Ich habe wider die Gründe, die man zu dem Ende anführet, nichts einzuwenden. Ich bekenne, Krieg und Proceſſe ſind ein nothwendiges Uebel, und werden durch die vorhergegangene Beleidigung ſo erlaubt und unſchuldig, als ſie ſonſt an ſich verwerflich ſind. Aber ich bin auch verſichert, daß eine Satyre wider ein närriſches Buch (denn von ſolchen rede ich nur) durch die Thorheit des Scribenten, der ein ſolches

Buch heraus giebt, ganz und gar entſündiget wird. Benimmt uns das Chriſtenthum das Recht nicht, uns wider Unrecht zu wehren: ſo wird es uns auch ja die Befugniß laſſen, der überhand nehmenden Schmierſucht alberner Schreiber zu ſteuren. Ich weiß nicht, ob es natürlicher iſt, eine angethane Beleidigung zu rächen, als über das, was lächerlich iſt, zu lachen. Man wird ſprechen: „Die erlaubte Rache werde von der Obrigkeit ausgeübet, die das Schwerd nicht umſonſt führet; hergegen würden die Satyren von Leuten gemacht, die nicht das geringſte Recht hätten, ihren Nächſten auszuhöhnen.“ Aber man muß wiſſen, daß ein Menſch, der leſen und ſchreiben, und von einem Buche urtheilen kann, auf ſeine Art, eben ſowohl ein geiſtlicher König iſt, als ein Chriſt, und ſeine Feder ſo wenig umſonſt führet, als die Obrigkeit ihr Schwerd. Die Rache, die ein ſolcher an einem elenden Scribenten ausübet, der ihn insbeſondere nicht beleidiget hat, und den er oft gar nicht kennet, kann nicht als eine Privatrache angeſehen werden. Sie iſt folglich erlaubt, und gründet ſich auf ein Recht, welches ich in meiner unparteyiſchen Unterſuchung ſo nachdrücklich behauptet habe, daß es nicht nöthig iſt, hier desfalls ein Wort mehr zu

sagen. Die Herren, die so hurtig gewesen sind, mich zu verdammen, werden indessen wohl thun, wenn sie das, was ich bisher gesagt habe, reiflich überlegen. Sie werden finden, daß meine Verdammniß unzählige Seelen mit ins Verderben reissen wird, und mich daher, um so vieler Unschuldigen willen, begnadigen. Soll ich aber allein der Sünder seyn: so muß ich es zwar geschehen lassen, daß ein so unbarmherziges Gericht über mich ergehet; aber kluge Leute werden wohl sehen, wie parteyisch sie richten: und ich muß mich damit trösten, daß mein Gewissen mich von aller Bosheit losspricht, die sie in meinem Verfahren bemerken."

„Was habe ich dann gethan? Ich habe einigen elenden Scribenten, die sich dünken liessen, sie wären etwas, da sie doch nichts waren, im Lachen die Wahrheit gesaget. Sollte dieses eine so grosse Sünde seyn? Ich will es glauben, wenn man mir erst wird bewiesen haben, daß Gott diese Art Menschen in seinen besondern Schutz genommen, und ihnen die Freyheit gegeben habe, die Welt durch ihre albernen Schriften zu quälen, ohne daß andere ehrliche Leute das Recht hätten, auch zu dem unerträglichsten Schmierer zu sagen: Was machst du? Man sage mir nicht, daß ein Christ auch einen sol-

chen Schmierer mit Geduld tragen müßte: denn die chriſtliche Geduld verbindet uns nicht zur Unempfindlichkeit. Wir fangen ohne Sünde Flöhe; wir ſchlagen die Mücken todt; wir vertilgen die Fliegen. Der Heilige thut es ſo wohl, als der Sünder. Warum wollte man ſich dann ein Gewiſſen machen, das gelehrte Ungeziefer auszurotten? Diejenigen, welche ein ſo dickes Fell haben, daß ſie die Biſſe dieſes Ungeziefers nicht fühlen, die ſind glücklich: allein es ſteht ihnen übel an, daß ſie die Empfindlichkeit anderer verdammen, welche die Natur mit einer zarteren Haut verſehen hat. Es wäre wahrhaftig zu wünſchen, daß man noch empfindlicher wäre, und ſich mehr Mühe gebe, die Welt von dieſem Ungeziefer zu befreyen. Es nimmt von Jahr zu Jahr zu; und ich weiß nicht, wo es damit endlich hinaus will? Die greuliche Menge der elenden Scribenten iſt eben ſo geſchickt, eine Barbarey einzuführen, als ein Schwarm von Oſt- und Weſtgothen; und dennoch trägt man Bedenken, den Anwachs dieſer Schmierer zu hemmen."

„Man glaubt, es ſey wider die chriſtliche Liebe, die Blöſſe dieſer Leute aufzudecken, und ſie ſo lächerlich zu machen, als ſie es verdienen. Aber man muß wahrlich, um dieſes zu glauben, einen

wunderlichen Begriff von der christlichen Liebe haben. Sollte sie uns verbinden, auch die Thorheiten unsers Nächsten für Weisheit zu halten, und einen elenden Scribenten, zum Verdruß aller ehrlichen Leute und zum Aergerniß der Schwachen, nach eigenem Belieben, ungehindert schwärmen zu lassen? Man kann ja diesen Leuten seine Liebe nicht besser bezeugen, als wenn man sie zur Erkenntniß ihres Standes zu bringen sucht; und sie irren sich, wenn sie meinen, man hasse sie, wenn man ihnen die Wahrheit saget. Ich habe zum wenigsten meine Gegner, so ferne sie Menschen sind, nicht gehasset; sondern allezeit den Scribenten von dem ehrlichen Manne sorgfältig unterschieden. Daß mich aber die christliche Liebe verbinden sollte, die Thorheiten dieser Leute mit dem Mantel der Liebe zuzudecken, die sie, als Weisheit, vor den Augen aller Welt ausframen, und mit welchen sie sich brüsten, das glaube ich nicht."

„Eine solche Aufführung macht auch die elendesten und preßhaftesten Personen alles Mitleidens unwürdig. Wenn der Lahme vor der schönen Thür, den Petrus gesund machte, anstatt zu betteln, alle, die in den Tempel gingen, mit lauter Stimme ersuchet hätte, sich an einem gewissen Orte zu Jeru-

salem einzufinden, und seine Luftsprünge anzusehen: so bin ich versichert, daß die Apostel Petrus und Johannes, wie ehrbar sie auch sonst waren, über den Narren gelachet, und nimmer ein Wunder an ihm gethan haben würden. Und ich soll nicht lachen, wenn Sievers und Philippi Bücher schreiben, und ein Handwerk treiben wollen, wozu sie vielleicht unanschickter sind, als der Lahme vor der schönen Thür zum Tanzen? Kein vernünftiger Mensch wird eines Blinden spotten: aber wenn er sich unterstehet, von Farben zu urtheilen: so kann man ihm ohne Sünde sagen, daß er nicht sehen kann. Man wird nimmer über die Aufführung eines Bauren lachen, wie sehr er auch wider den Wohlstand sündiget. Er ist nicht schuldig, die Regeln des Wohlstandes zu wissen, und giebt sich auch nicht dafür aus. Allein die Bocksprünge und Verdrehungen eines andern, der recht manierlich thun will, und sich einbildet, er wisse zu leben, können auch den Ernsthaftesten zum Lachen bewegen. Ein elender Scribent gleichet einem solchen vollkommen, und muß es sich also nicht befremden lassen, wenn man auch über ihn lachet. Der Mangel des Verstandes, der aus seinen Schriften hervorleuchtet, ist es nicht, der ihm dieses Unglück zuziehet. Dieses

wäre ein Fehler, den man ihm ſo wohl, als vielen andern ehrlichen Leuten, zu gute halten könnte, weil er nicht willkührlich iſt; aber der lächerliche Stolz, der ihn verleitet, ſich, ſeiner Schwachheit ungeachtet, für einen Lehrer der Unwiſſenden aufzuwerfen, die Unverſchämtheit, mit welcher er von der Welt verlanget, ſein Geſchmier zu leſen, und die Verachtung, die er dadurch für dieſelbe bezeuget, das ſind Dinge, die nicht zu dulden ſind, und denen er es einzig und allein zu danken hat, daß man ſeiner ſpottet."

„Die Scheinheiligen meinen, dieſes Spotten ſey unerlaubt: ſie ſprechen, Ernſt und Sanftmuht ſtehe einem Chriſten beſſer an. Ich ſage ihnen aber, daß das Spotten zuweilen unumgänglich nöhtig iſt, und daß ein Chriſt auch lachen und ſcherzen kann, ohne Sünde. Wir reden hier von ſolchen Spöttereyen, durch welche ein Scribent, ſo ferne er ein Scribent iſt, oder vielmehr ſein Buch, lächerlich gemacht wird. Wenn dieſe Spöttereyen überhaupt ſündlich ſind, ſo weiß ich nicht, wie man es anfangen ſoll, wenn man gewiſſe Scribenten widerlegen will? Die armſeligſten Schreiber würden, auf den Fall, die wenigſte Anfechtung zu beſorgen haben, weil niemand, ohne ſelbſt ein Narr zu werden,

ernſthaft wider die Grillen ſolcher Tröpfe ſchreiben kann. Einer ernſthaften Widerlegung ſind nur diejenigen Scribenten würdig, die, auch wenn ſie Irrthümer behaupten, Proben eines geſunden Verſtandes von ſich geben. Diejenigen hergegen, mit denen es ſo ſchlecht beſtellet iſt, daß auch die Wahrheit unter ihren Händen lächerlich, und die Sprüche Salomons in ihrem Munde Thorheit werden, die verdienen, daß man ſie auslache. Jene widerlegt man in der Abſicht, daß ſie ſich beſſern, und der Welt immer nützlicher werden ſollen; dieſe aber nicht ſo wohl in Abſicht auf ihre eigene Beſſerung, als andere zum Schrecken. Solche Leute müßen gar nicht ſchreiben. Da nun eine ſcharfe Satyre das einzige Mittel iſt, ſie zum Stillſchweigen zu bringen: ſo kann man das Spotten überhaupt nicht verwerfen, es ſey dann, daß man den elenden Scribenten eine unumſchränkte Freyheit zuſchreiben wolle, zur Schande des menſchlichen Geſchlechts, und zur Qual der klugen Welt, ſo lange zu raſen, bis ſie von ſich ſelbſt müde werden. Ich könnte dasjenige, was ich hier von der Nothwendigkeit des Spottens in gewiſſen Fällen ſage, mit Exempeln erläutern; aber ich finde es unnöthig, weil ich in meiner unparteyiſchen Unterſuchung ſchon

von eben dieſer Materie gehandelt habe. Ich bin auch überdem nicht geſonnen, meine ehemaligen Gegner von neuem zu kränken: und es ſoll mir nicht zuwider ſeyn, wenn meine Leſer gedenken wollen, daß alles, was ich bisher zur Vertheidigung des Spottens geſchrieben habe, meine Satyren nicht rechtfertige."

„Mein Verfahren wird darum nicht weniger unſchuldig ſeyn. Ich habe geſpottet: ich bekenne es; aber auf eine ſolche Art, daß, wenn ich gleich die Ernſthaftigkeit, die einem Chriſten ſo wohl anſtehen ſoll, aus den Augen geſetzet habe, mein Spotten dennoch mit dem ſanftmühtigen Geiſte, mit welchem man ſeinen Bruder, der von einem Fehl übereilet wird, wieder zurecht zu helfen verbunden iſt, ſehr wohl beſtehen kann. Ich gehe mit meinen Gegnern um, als ein Vater mit ſeinem Kinde. Ein Kind gewöhnt ſich oft an, das Maul zu verdrehen, die Augen zu verſchließen, oder ſonſt etwas, das ihm nicht wohl anſtehet. Der Lehrmeiſter dieſes Kindes, ein ſtrenger Mann, den Amt und Chriſtenthum verbinden, ernſthaft zu ſeyn, beſtrafet daſſelbe wegen der unanſtändigen Verdrehung des Geſichtes, und ſtellet ihm ſo gründlich als beweglich vor, wie ſehr es ſich dadurch an ſeinem Schöpfer verſündige, von

dem es doch so wohl gebildet sey: Er läßet ein wenig vom vierten Gebote, und von der Nothwendigkeit des Gehorsams gegen Eltern und Lehrer, mit einfließen, und schließet seinen Sermon mit einer ernstlichen Drohung, welche er denn auch, nach Gelegenheit, mit einem anständigen Amtseifer ins Werk setzet. Man siehet, daß dieser Schulmeister es ungefehr so macht, als es die Feinde der Satyren haben wollen; aber er predigt tauben Ohren: das Kind hört sein Geschwätz an, und bessert sich doch nicht. Der Vater indessen, der nicht so gelehrt, und folglich klüger ist, als der Schulmeister, wird den Fehler des Kindes gewahr, macht ihm seine Verdrehungen auf eine geschickte Art nach, und frägt: Wie läßt mir das? Das Kind schämt sich, und faßet von Stund an den Entschluß, sich zu bessern. Die geschickte Nachahmung, durch welche dieser Vater sein Kind bekehret, ist nichts anders, als eine liebreiche und sanftmüthige Spötterey, wodurch er den Fehler seines Kindes, zu dessen Besten, lächerlich macht: Und meine ersten Satyren gegen Sievers und Philippi sind nichts anders, als eine Nachahmung dessen, was ich in ihren Schriften zu tadeln fand? Wie konnte ich liebreicher und sanftmüthiger mit ihnen verfahren? Ich frug sie

gleichsam: Wie läßt mir das? und gab ihnen stillschweigend die Lehre: Cavendum est: ne quid in agendo dicendove facias, cujus imitatio rideatur. *) Diese Lehre hätten sie annehmen, und sich bedanken sollen. Denn gewiß, ich begegnete ihnen bescheidener und höflicher, als sie es verdienten. Man sehe ihre Schriften an. Wer die gelesen hat, und doch meine Satyren als gar zu scharf, unchristlich und sündlich lästert, der verdienet nicht, daß ich mich um ihn bekümmere."

„Was übrigens den Mangel der Ernsthaftigkeit betrifft, den man mir vorwirft: so begehre ich nicht zu leugnen, daß ich gescherzet, und über die Fehler meiner Gegner gelachet habe. Ich glaube aber nicht, daß dieses eine Sünde sey. Man kann nicht allemal ehrbar seyn. Der Scherz hat oft seinen Nutzen so wohl, als der Ernst.

— — — — Ridiculum acri
Fortius et melius magnas plerumque secat res. **)"

„Ich habe über die Fehler meiner Gegner gelachet; aber waren sie nicht lächerlich? Sollte ich

*) Cicero in Brutus.

**) Horat. Lib. I. Sat. 10.

darüber weinen? sollte ich mich über fremde Thorheiten betrüben? so traurig bin ich nicht. Wer es thun will, der thue es immerhin; aber er muß wissen, daß er in meinen Augen noch lächerlicher ist, als derjenige, über dessen Thorheit er sich betrübet. Ein solcher Schwermüthiger kann unmöglich eine fröhliche Stunde haben, und ich möchte lieber nicht gebohren seyn, als in einem solchen Zustande leben. Wollen die Feinde der Freude mich darum unter die Unwiedergebohrnen rechnen, so muß ich es geschehen lassen; sie werden mir aber dann auch erlauben, daß ich ihre murrische Schwermuht nicht für eine Frucht der Wiedergebuhrt, sondern für eine Krankheit, halte, die gemeiniglich aus einem dicken Geblüte zu entstehen pfleget.

Je ne prens point pour vertu
Les noirs accès de tristesse,
D'un Loup-garou revêtu
Des habits de la Sagesse.*)

„Ich will jetzo nicht untersuchen, wie es in der Welt aussehen würde, wenn es diesen neuen Heiligen gelingen sollte, alle Freude aus derselben zu

*) Rousseau T. I. p. 80.

verbannen, und das menſchliche Geſchlecht in die tiefe Schwermuht zu ſtürzen, die ſie als den Gipfel der chriſtlichen Vollkommenheit anſehen, und auf welche ſie ſich ſo viel einbilden; ſondern ich frage nur: Was ſie von der Gottheit vor einen Begriff haben, wenn ſie glauben, ſie könne nicht leiden, daß ihre Creaturen fröhlich ſind."

„Ich kann mir einen ſo traurigen und ſchimpflichen Begriff von Gott nicht machen; ſondern ich bin verſichert, daß es ihm nicht zuwider iſt, wenn man ſich nach der Vorſchrift Salomons richtet. Ich eſſe demnach mein Brod mit Freuden, und trinke meinen Wein mit gutem Muhte. Denn das iſt mein Theil. Ich entſchlage mich aller traurigen Gedanken, ſo viel mir möglich iſt, und mache mir ſo viele gute Tage, als ich kann. Die böſen kommen wohl ohne unſere Bitte. Ich ſehe alles, was in der Welt vorgehet, mit Gelaſſenheit, und gröſtentheils von der lächerlichen Seite, an: und ich befinde mich wohl dabey. Meinen Satyren inſonderheit habe ich manche luſtige Stunde zu danken, und ich erinnere mich noch mit Vergnügen der Zeit, da ich ſie machte. Ich bin auch mit allen Folgen, die ſie gehabt haben, vollkommen zufrieden, und alſo nicht im Stande, die Sünde, die ich begangen haben ſoll, zu bereuen."

„Wie

„Wiewohl es mir nun unmöglich iſt, meine alten Sünden zu bereuen: ſo werde ich mich doch allem Anſehen nach, vor neuen hüten. Ich bin zum Tadeln nicht ſo geneigt, als Leute, die mich nicht genau kennen, ſich vielleicht einbilden. Meine Verachtung gegen die elenden Scribenten nimmt auch, mit der Anzahl derſelben, täglich zu. Ich leſe ihre, Büchlein nicht, und es iſt alſo nicht wahrſcheinlich, daß ich ſie weiter beunruhigen werde."

„Inzwiſchen läſſet ſich von zukünftigen Dingen nichts gewiſſes ſagen. Verredet habe ich es eben nicht; doch können die beyden Herren, die ſich neulich in einer gewiſſen Reichsſtadt über mich und meine Schriften ſo luſtig gemacht haben, verſichert ſeyn, daß ich mich an Leuten ihrer Art nimmer vergreifen werde. Der eine iſt ein Jüngling, qui animas negotiatur, et experimenta per mortes agit. Ich kenne den guten Menſchen nicht, und weiß nicht, was ihn bewogen hat, übel von mir zu reden, und zu prahlen, wie er mich abfertigen wollte, wenn ich mit ihm anbände. Er kann meinentwegen ruhig ſchlafen. Ich weiß nicht, ob er mehr als ein Recept ſchreiben kann; und Recepte widerlege ich nicht."

Haec satis ad juvenem, quem nobis fama superbum
Tradit, et inflatum — — — *)

„Der andere iſt ein elender Schulmeiſter, den niemand kennen würde, wenn ich ihn gleich mit Namen nennete; ein Menſch von ſo erſtaunender Unwiſſenheit, daß er auch die Knaben in ſeiner eigenen Claſſe, welche von unten auf die erſte iſt, in dieſem Stücke übertrifft. Dieſer ehrliche Mann hat läſterlich auf mich geſcholten, und endlich gar gedrohet, er wolle wider mich ſchreiben.

Quaenam te mala mens, miselle Ravidi,
Agit praecipitem in meos jambos?
Quis Deus tibi non bene advocatus
Vecordem parat excitare ripam? **)"

„Aber ſein Schelten rührt mich ſo wenig, als ſein Drohen. Er ſchreibe wider mich, wenn er es für gut findet. Dieſes iſt das ärgſte, was ich ihm wünſchen konnte, wenn ich noch ſo rachgierig wäre. Doch muß er wiſſen, daß ich ihm nimmer antworten werde."

---

*) Juvenal. Sat. III.

**) Catullus Epiſt. 37.

Allatres licet usque nos et usque
Et gannitibus improbis lacessas.
Certum est, hanc tibi pernegare famam,
Olim quam petis in meis libellis,
Qualiscunque legaris ut per orbem
Nam te cur aliquis sciat fuisse?
Ignotus pereas, miser, necesse est. *)

„Wenn er sich diese Verse von einem guten Freunde erklären lässet, so wird er erfahren, wessen er sich zu mir zu versehen hat. Ich werde mich so wenig um ihn, als um den Doctor, bekümmern, und nimmer mit Leuten abgeben, quos natus non puto. Ich übergebe dem Doctor dem Schulmeister, und den Schulmeister dem Doctor. Sie können einander, nach den Regeln ihrer Kunst, das Blut abzapfen, so ist ihnen beyden geholfen."

„Meinen Namen wird man weder auf dem Titelblatte, noch zu Ende dieser Vorrede, finden. Ich mag denselben nicht gerne gedruckt sehen, und habe geglaubt, es könne meinen Lesern gleich viel seyn, wie ich heisse."

---

*) Martial. Lib. V. Epist. 32.

„Hiermit endige ich meine Vorrede. Meine Leſer werden darüber ſo froh ſeyn, als ich es ſelbſt bin, und mir das gewöhnliche Abſchiedscompliment gerne ſchenken.“

Erklärung der Titelvignette.

Schelmisch blickt hinter einem Rosenstrauche ein Satyr hervor. Etwas fern, ihn zur Seite liegen Masken und Pfeile, Neckereien und spielender Zeitvertreib. Er scheint sie weggeworfen zu haben, oder sie wenigstens über einem ernsteren Geschäfte zu vergessen. Mit der rechten Hand hält er einen Pfeil an den Mund; spitz und schneidend wird seine Rede seyn. Eine Geissel drängt sich unter den Rosenzweigen hervor, wahrscheinlich mit Absicht; verwundet wird, zu welchem er spricht. Ein Denkmal, welches er selbst Liscov's Andenken geweiht zu haben scheint, steht dicht

hinter ihm. Die ausgehauchte Kraft der Erde, die Pflanzen, zeigen ſich in ſpitzen Blättern, und auf einer Roſe am Strauche hat ſich ein Bienchen geſetzt. Satyre ſcheint überall im Spiel zu ſeyn.

Inhalt

des ersten Theils.

Seite.

An die Leser IV

Erklärung der Titelvignette . . . XXXVII

Ueber die Unnöthigkeit der guten Werke zur Seligkeit 5

Kürzliche Geschichte von der sämmtlichen Zerstöhrung der Stadt Jerusalem, mit Anmerkungen 105

Seite.

Vitrea fracta oder Schreiben des Ritters Robert Elfton an einen gelehrten Samojeden . 273

Der sich selbst entdeckende X. Y. Z. u. s. w. . 833

Anmerkungen 892

Rezensionen 311

Chri-

Christian Ludwig Liscov's

Schriften.

Erster Theil.

Ueber die

Unnöhtigkeit

der

guten Werke zur Seligkeit.

Eine bescheidene und wohlgemeinte Epistel an den Herrn M. L.

Die Schläge eines Liebhabers meinens recht gut.
Sprüchw. XXVII. V. 6.

Ueber
die Unnöhtigkeit der guten Werke zur Seligkeit.

Ich weiß nicht, wie Ew. Hochedelgebohren den Brief, welchen ich mir jezt die Freiheit nehme, an Sie zu schreiben, aufnehmen werden. Indeſſen können Dieſelben verſichert ſeyn, daß Sie ſich nicht irren, wenn Sie mir die Ehre anthun, zu glauben, daß die Abſicht, in welcher ich die Feder ergriffen, mit den Pflichten eines aufrichtigen Freundes übereinſtimme.

Es iſt mir neulich von ohngefähr eine Schrift, welche Sie vor einiger Zeit herausgegeben, zu Geſichte gekommen, in welcher ich, (ungeachtet ſie nicht der Art iſt, daß man viele wider die Reinigkeit der Lehre anſtoßende Sätze darinn vermuhten ſollte) einige Redensarten bemerkt habe, die ich wünſchte, daß ſie Ew. Hochedelgebohren nicht ent-

fallen wären. Ich habe mit vieler Bestürzung gesehen, daß Ew. Hochedelgebohren nicht sehr von den irrigen Meinungen entfernt sind, welche unsere Kirche schon vor langer Zeit an dem bekannten Major verdammet hat, und sich nicht entsehen, mit diesem verdächtigen Lehrer zu sagen: die guten Werke wären nöhtig zur Seligkeit. „Wer," sprechen Sie: „selig werden will, der muß nicht nur den rechten Glauben haben, sondern auch diesen Glauben durch die Liebe beweisen." Ja Ew. Hochedelgebohren wiederholen diesen Irrthum mit andern Worten noch einmal, und geben also deutlich zu erkennen, daß man Ihnen nicht unrecht thue, wenn man glaubt, Ihr Herz sey nicht rechtschaffen.

Ich müßte die evangelische Wahrheit so wenig als Ew. Hochedelgebohren und nicht so auf richtig lieben, als ich thue, wenn ich zu dem Aergerniß, so Ew. Hochedelgebohren gegeben, stille schwiege, und mich nicht bemühete, nach meinem von Gott mir geschenkten Vermögen Ew. Hochedelgebohren auf andere Gedanken zu bringen. Ich habe um so viel mehr Hoffnung, daß meine Arbeit nicht ohne Segen seyn werde, weil ich unterschiedene andere Stellen in eben dieser Schrift an-

treffe, aus welchen zu ſchließen, daß Ew. Hochedelgebohren noch nicht ſo weit in Abwege gerathen ſind, daß Sie leugnen ſollten, wir würden allein durch die zugerechnete Gerechtigkeit Chriſti, und durch den Glauben an dieſen Heyland der Welt gerecht und ſelig.

Ich kann mir es kaum einbilden, daß Ew. Hochedelgebohren die ſtrafbare Abſicht ſollten gehabt haben, dieſer heilſamen Lehre durch die anſtößigen Redensarten deren Sie ſich bedienet, vorſätzlich Abbruch zu thun, vornehmlich zu einer Zeit da die ganze lutheriſche Kirche das Andenken des zu Augsburg gethanen Bekenntniſſes, in welchem dieſe heilſame Lehre den vornehmſten Platz einnimmt, feyerlich zu begehen im Begriff iſt. Ew. Hochedelgebohren dürfen nicht meinen, daß dies Ehren-Worte ſind, wodurch ich mir ein günſtiges Gehör zu Wege bringen wolle. Es iſt keine captatio benevolentiae: Ich rede im Ernſt: und damit Sie mir dieſes umſo viel eher glauben mögen, will ich Ihnen nicht erſt die Lehre von der Rechtfertigung eines armen Sünders vor Gott, ſo wie ſie in unſerer Kirche vorgetragen wird, weitläufig vorſtellen. Sie wiſſen dieſelbe ſo gut als ich, und ſind auch vermuthlich nicht weniger von der Wahrheit derſelben über-

zeugt, als ich. Nur will ich Sie bitten, dieſe tröſtliche Lehre von der Rechtfertigung mit dem irrigen Satze, welcher Ihnen unglücklicher Weiſe aus der Feder gefloſſen, zu vergleichen. Nehmen Sie dieſe Mühe über ſich. Ich bin verſichert, die Schwierigkeiten, die Sie antreffen werden, werden Sie überführen, daß Sie geſtrauchelt haben. Sie werden befinden, daß alle die falſchen Künſte, welche Sie etwa von dem Herrn Buddeus, der wie der Engel der Gemeine zu Laodicea weder kalt noch warm war, erlernet, nicht zureichen, eine Uebereinſtimmung zwiſchen Licht und Finſterniß zu Wege zu bringen.

Denn ſo lange der Satz wahr bleibt, das wir allein durch den Glauben an Chriſtum ſelig werden, ſo lange wird es falſch ſeyn, daß die guten Werke etwas zu unſerer ewigen Wohlfahrt beytragen. Ich ſehe hier keine Mittelſtraße, und der Schluß, den der Apoſtel Paulus macht, ſcheint mir von einer geometriſchen Gewißheit zu ſeyn. Iſts aber aus Gnaden, ſagt dieſer große Heyden-Lehrer Röm. XI. 6. ſo iſts nicht aus Verdienſt der Werke, ſonſt würde Gnade nicht Gnade ſeyn. Iſts aber aus Verdienſt der Werke, ſo iſt die Gnade

nichts, ſonſt wäre Verdienſt nicht Verdienſt.

Mich deucht, dieſe Worte des Apoſtels ſind ſo feſt auf den erſten Grundſatz aller unſerer Erkenntniſſe gegründet, daß derjenige eine mehr als eiſerne Stirn haben müßte, der ſich nicht entblödete, dieſelben anzufechten, wenn er gleich nicht wüßte, daß der Geiſt der Wahrheit die Feder des heiligen Pauli regieret hätte. Unſere Kirche hat dieſes gar wohl begriffen, und iſt daher beſtändig bey den Lehren dieſes auserwählten Rüſtzeuges geblieben. Man kann ſagen, daß dieſe Beſtändigkeit vornehmlich unſere Kirche von allen andern Religionen unterſcheide, und ihr die deutlichſten Merkmale der Wahrheit eindrücke, die den andern Haufen der Chriſten eben darum fehlen, weil ſie den rechten Weg, den ihnen der Apoſtel deutlich gewieſen, verlaſſen haben. Es können dieſe unglückſelige Rotten ihre falſchen Lehren ſo wenig mit ſich ſelbſt, als mit der heiligen Schrift reimen, und gerathen daher in eine Verwirrung, die einem rechtſchaffenen Lutheraner, der dieſelben von den Mauern unſers Zions in ſtolzer Sicherheit anſiehet, zugleich zum Vergnügen und zum Mitleiden bewegen muß.

Nil dulcius est, bene quam munita tenere
Edita, doctrina sapientum templa serena
Despicere, unde queas alios passimque videre
Errare, atque viam palantes quaerere vitae *).

Unsere Lehren hergegen hängen wohl an einander, und stimmen sowohl mit der Vernunft als mit der Schrift überein. Das menschliche Geschlecht, sagen wir, ist durch den Fall unserer ersten Eltern so tief in die Ungnade seines Schöpfers gefallen, und zu Haltung der göttlichen Gebote so untüchtig geworden, daß es unmöglich ohne einen Mittler, der sowohl der beleidigten Gerechtigkeit Gottes ein Gnüge thäte, als auch das Gesetz statt der Menschen erfüllte, von dem ewigen Verderben, wozu es verdammt war, gerettet werden konnte.

Gott war so gnädig und entschloß sich seinen eingebohrnen Sohn in die Welt zu senden, um dieses wichtige Werk der Erlösung zu verrichten. Er sandte ihn auch in der Fülle der Zeit wirklich in die Welt. Es wird nicht nöthig seyn, daß ich Ew. Hochedelgebohren weiter erzähle, was der Sohn gethan und gelitten. Ich sage nur, daß er uns durch

*) Lucret. Lib. 2. v. 7.

ſeinen Tod von dem Fluche des Geſetzes erlöſet, ſeinen Vater verſöhnet, und uns die Seligkeit erworben hat, die daher, Kraft der geſchehenen Erlöſung, keinem entſtehen kann, der nur feſtiglich glaubet, Chriſtus ſey auch für ihn geſtorben. Dieſe gläubige Zueignung des Verdienſtes Chriſti iſt es, die uns gerecht und ſelig macht, und ſonſt nichts. Ew. Hochedelgebohren müſſen ſehr künſtlich ſeyn, wenn Sie in dieſen Zuſammenhang der evangeliſchen lutheriſchen Lehren ihre guten Werke einmiſchen können, ohne denſelben zu trennen, und müſſen ſich muhtwillig verblenden, wenn Sie nicht begreifen, daß darinn kein Platz für ſie übrig ſey. Es bleibt wohl bey dem, was die chriſtliche Kirche ſingt:

Es iſt mit unſerm Thun verlor'n
Verdienen doch nur eitel Zorn,
Kyrieleis.

Ew. Hochedelgebohren verzeihen mir, daß ich Ihnen vielleicht mit der Anführung dieſes Verſes verdrüßlich falle. Ich weiß wohl, daß der Geſchmack der heutigen Welt ſo verderbt iſt, daß ſie lieber ſiehet, wenn man ſeine Reden und Schriften mit Stellen der heydniſchen Poeten ausziert, als wenn man ſich der Worte des heiligen Geiſtes, und der ſchönſten Stellen geiſtreicher Geſänge bedient. Man ſpot-

ſet der Prediger, welche dieſes Letzte zu thun gewohnt ſind, und hält es für ein ſicher Kennzeichen eines Poſtillanten Allein gleich wie es unter den Predigern gottlob noch ſo tapfere Männer, und zwar im Ueberfluß, giebt, die ſich durch dieſes alberne Urtheil der närriſchen und gottloſen Welt nicht irren laſſen, ſondern ihre Predigten gröſtentheils aus anmuthig untereinander gemiſchten Sprüchen aus der Bibel, und Verſen aus Geſängen zuſammen ſetzen (wie ich denn auch, ohne Ruhm zu melden, mich unter dieſe ſtandhafte Anhänger der alten löblichen Weiſe zu zählen, und mich in meinen Predigten, nächſt der heiligen Schrift auch meines Geſangbuchs häufig, und zwar ohne Furcht, zu bedienen gewohnt bin) ſo können Ew. Hochedelgebohren daher ſchon zufrieden ſeyn, daß ich um ihren (vermuthlich auch verdorben) Geſchmack zu vergnügen, lieber mit dem Lucretius als dem Apoſtel Paulus reden wollen, und Ihnen die ganze Lehre von dem Werke der Erlöſung vorgeſtellet, ohne einmal zu ſagen: Zu reden aus dem Propheten Eſaia, zu reden aus dem, zu reden — zu, zu ꝛc.

Sie können glauben, daß ich mir, um nicht bey Ihnen zum Geſpötte zu werden, Gewalt an-

gethan habe: endlich konnte ich es nicht länger aushalten. Das macht die Gewohnheit, nebst der kleinen Begierde, meine prieſterlichen mir auf das Geſangbuch zuſtehende Rechte beyzubehalten.

Nach dieſer kleinen Ausſchweifung, welche gleichfalls durch die gute und wohlhergebrachte Gewohnheit der Prediger hinlänglich gerechtfertiget wird, wende ich mich wieder zur Sache. Ich habe geſagt, daß die Nothwendigkeit der guten Werke zur Seligkeit mit den Lehren unſerer Kirche nicht beſtehen könne; und ich zweifle nicht, Ew. Hochedelgebohren werden, wenn Sie nur belieben, die Sache recht anzuſehen, mit mir einig ſeyn. Denn ſagen Sie mir, was ſollten doch wohl ſo elende Creaturen, die nichts von demjenigen, was Gott von ihnen fodert, zu thun vermögend ſind und eben darum einen Mittler nöthig haben, thun können, das fähig wäre, Gott zu bewegen, ihnen eine ſo große Belohnung zu geben, als die unausſprechliche Freude iſt, welche die Gläubigen zu erwarten haben?

Wenn wir im Stande wären, die Gnade durch unſere Werke zu verdienen, ſo wäre es ſehr unnöthig geweſen, daß Gott ſeinen einigen Sohn für uns in den Tod gegeben. Er hat es aber

gethan, und dieſes Einzige iſt hinlänglich, uns zu überzeugen, daß er, weil ihm unſere Schwachheit bekannt iſt, uns nicht zur Beobachtung ſolcher Gebote verbinden wolle, deren Haltung uns unmöglich iſt. Ich geſtehe, wenn man die heilige Schrift lieſet, ſo ſollte man ſchwören, Gott verlange von uns, daß wir ſeine Gebote halten ſollen. Denn er giebt Geſetze, dräuet mit Strafen, und verſpricht Belohnungen, nicht anders, als wenn er wollte, daß wir ſeine Geſetze halten ſollten, und vorausſetze, daß wir dazu geſchickt wäre.

Ich glaube auch, daß bis auf die Zeiten des ſeligen Luthers ein Jeder, der die Schrift geleſen, ſich dieſes eingebildet habe. Allein dieſer theure Mann hat endlich die Welt aus einem Irrthum geriſſen, der vielleicht ſo alt war, als ſie ſelbſt; indem er in ſeinem Buche de Servo Arbitrio ſehr wohl angemerket, daß diejenigen Stellen der heiligen Schrift, da Gott etwas zu gebieten, und verbieten ſcheint, nichts anders als einen ſchimpflichen Vorwurf unſers Unvermögens in ſich faſſen.

Nach dieſem Begriffe unſers ſeligen Vaters Luther, kann man die Abſicht Gottes in Gebung des Geſetzes völlig einſehen, wenn man ſich nur

vorſtellt, was einer ſagen will, der einen Lahmen zum Tanz auffodert. Das von Gott gegebene Geſetz iſt aber nichts anders als:

— — — — — ein Spiegel zart,
Der uns zeigt an die ſündig Art
In unſerm Fleiſch verborgen.

Man muß bekennen, daß dieſe Gedanken ungemein geſchickt ſind, uns unſere eigene Unmündigkeit lebhaft vorzuſtellen, und von der Nohtwendigkeit eines Erlöſers zu überführen. Sie reiſſen den uns angebohrnen Hochmuth mit der Wurzel aus, und machen die Frage, ob die guten Werke zur Seligkeit etwas beytragen? lächerlich. Ich will, mit Ew. Hochedelgebohren Erlaubniß, die Sache mit einem Gleichniß erläutern. Stellen Sie ſich einen Menſchen vor, der ſo tief in Schulden verfallen, daß es ihm unmöglich, ſelbige zu bezahlen. Dichten Sie ferner, es fände ſich ein ſo mitleidiger Reicher, der eben zu der Zeit, da die Gläubiger im Begriff, ihren Schuldner in den Kerker werfen zu laſſen, dieſen Armſeligen aus der Nohtt hülfe und alle ſeine Schulden bezahlte: und ſagen Sie mir dann, ob dieſer Schuldner nicht der größte Geck von der Welt ſeyn müßte, wenn er ſich einbilden wollte, er

dürfte ſich vor ſeinen Gläubigern nicht ſehen laſſen, wenn er nicht ſeine ſchon bezahlte Schuld noch einmal abtrüge. Ein Menſch aber, der ſich einbildet, er könnte der Seligkeit, welche ihm Chriſtus erworben, nicht ohne gute Werke theilhaftig werden, würde dieſem albernen Schuldner ſo ähnlich ſeyn, als ein Ey dem andern.

Ich ſehe ſchon vorher, daß Ew. Hochedelgebohren denken werden, es würde doch gleichwohl von dem erretteten Schuldner übel gethan ſeyn, wenn er die Güte ſeines Wohlthäters mißbrauchen, und ſich durch eine liederliche Lebensart von neuem in Schulden ſetzen wollte. Es ſey ſehr natürlich, daß derjenige, der ihn einmal von dem Gefängniß errettet, bey anhaltender übeln Haushaltung ſeine Hand von ihm abziehen werde. Und hieraus werden Sie den Schluß machen, daß ein tugendhafter Wandel einem Chriſten, der ſelig werden will, ſo nöthig ſey, als eine gute Haushaltung einem Menſchen, der einmal durch die Freigebigkeit eines andern, aus den tiefſten Schulden errettet worden. Allein um Ihnen dieſen Wahn zu benehmen, brauche ich nur mein Gleichniß fortzuſetzen.

Wir wollen demnach ſagen, der Wohlthäter unſers Schuldners habe nicht allein die ſchon gemachte

machte Schulden ſeines Freundes bezahlet, ſondern auch noch für alle künftige gutgeſagen, und darüber eine Verſicherung ausgeſtellet, die nicht verbindlicher ſeyn könnte. Meinen Ew. Hochedelgebohren wohl, daß dieſe Bürgſchaft fähig, den Menſchen, von welchem wir reden, zu überführen, es ſey nöthig, daß er ins künftige beſſer haushalte, und keine Schulden mehr mache? Mich deucht, der natürlichſte Schluß, den er machen kann, iſt dieſer, daß er nunmehr gar keine Urſache habe, zu ſparen.

Ich denke nicht, daß es nöthig ſey, Ew. Hochedelgebohren zu zeigen, wie genau die Genugthuung Chriſti, die ſich auf alle, von Anfang der Welt bis ans Ende derſelben, begangene Sünden erſtreckt, mit dieſer Bürgſchaft, und der Schluß, den unſer Schuldner aus der Bürgſchaft machet, mit den Folgen, die ein Chriſt aus der Genugthuung ſeines Heylandes ziehen kann, übereinkomme. Selbſt die Feinde der evangeliſchen Wahrheit haben dieſes erkannt. Der bekannte Schwenkfeld, ein Landsmann von Ew. Hochedelgebohren (und o wie ſehr wünſchte ich, daß Sie nichts mehr als das Vaterland mit dieſem Schwärmer gemein hätten!) ſagt: „Ihre (der Lutheraner) Gerechtigkeit iſt allein auswendig, Vergebung der Sünden, Glauben, wie man etwa Ablaß kauft, und daß

uns Gott um Christi Willen die Sünde nicht wolle zurechnen, das ist, ob wir schon Sünder seyn und böse Buben bleiben, so werden wir doch um des Glaubens Willen an Christum vor Gott für gerecht gehalten und angenommen. Wie sie meinen, als ob Gott zu uns im Sterben, oder am jüngsten Tage sagen werde: kommt her, ihr bösen Buben, im Himmel um meines Sohnes Christi willen ꝛc.„*)

Ich weiß wohl, Schwenkfeld hat dieses nur gesagt, die lutherische Meinung von der Rechtfertigung als gottlos und ungereimt vorzustellen, und ich zweifele nicht, daß der unselige Scribent, aus welchem ich seine Worte angeführet, eben diese Absicht gehabt. Allein dieses hindert nicht, daß nicht in den Worten Schwenkfelds viel Wahrheit stecken sollte, ob er gleich bey keinem Vernünftigen seinen boshaften Zweck erreichen wird. Das, was er sagt, gereicht uns nicht zum Schimpf, sondern vielmehr zu einer großen Ehre. Paulus muß uns schützen; dieser große Apostel sagt Röm. 1. V. 5. „Dem aber, der nicht mit Werken umgehet, gläubet aber an dem, der die Gott-

*) S. Arnolds Kirchen- und Ketzerhistorie. Th. 2. B. XVI. §. 14.

loſen gerecht machet, dem wird ſein Glaube gerechnet zur Gerechtigkeit."

Ew. Hochedelgebohren begreifen, daß unſere Gottesgelehrte gar ſtattlich ausgeführet, daß das Gerechtmachen, wovon Paulus redet, in einem rechtlichen Verſtande (in ſenſu forenſi) und für eine Zurechnung einer fremden Gerechtigkeit, die von auſſen geſchiehet, müſſe genommen werden: und ſehen alſo wohl, daß die Feinde unſerer alleinſeligmachenden Lehren, wenn ſie ſo, wie Schwenkfeld, ſpotten wollen, mehr den heiligen Paulus als uns beſchimpfen. In einer ſo vornehmen Geſellſchaft verſpottet zu werden, iſt eine wirkliche Ehre, und man hat nicht nöhtig, ſich wider Schwenkfeld und ſeinen Freund Arnold zu entrüſten. Nur das kann ich dem erſtern nicht zu gute halten, wenn er aus ſeinen ungereimten Spöttereyen den Schluß macht: „darum trachten ſo wenig Lutheriſche nach rechtſchaffener Buße und Beſſerung des Lebens." Er hält dieß für eine Folge unſerer Lehre von der Rechtfertigung: aber er irret ſich ſehr, und thut uns unrecht. Doch deucht mich, daß er einigermaßen zu entſchuldigen. Es kann ſeyn, daß unſere erſten Bekenner, die hauptſächlich mit den Papiſten über die Nohtwendigkeit der guten Werke

ſtritten, in der erſten Hitze ſich ſolcher Reden bedienet, die dem guten Schwenkfeld geſchickt genug ſchienen, ſo böſe Folgen, als er daraus ziehet, zu verurſachen. Allein es iſt gewiß, daß unſere Theologen in den folgenden Zeiten die Lehre von guten Werken ſo wenig verachtet, daß ſie ihr vielmehr eine eigene Stelle in ihren Syſtemen und Compendien eingeräumet haben, und daher hat man Urſache, ſich zu wundern, daß man, nachdem unſere Theologie durch göttlichen Beyſtand und tiefes Nachſinnen ein Mittel erfunden, die Lehre von guten Werken, mit der Lehre von der Rechtfertigung zu verbinden, dennoch Leute von ſo großer Hartnäckigkeit und ſo wenigem Nachdenken findet, die ſich nicht ſchämen, zu läſtern: unſere Kirche verwerfe die guten Werke und führe Lehren, die der Tugend zuwider. Dieſe Leute haben unſtreitig größere Sünde auf ſich, als Schwenkfeld. Denn was iſt wohl offenbarer, als daß unſere Theologen keinem Menſchen abrathen, fromm zu ſeyn, unter dem Vorwande, Chriſtus habe das Geſetz erfüllet an unſerer Statt? Dieſe Wahrheit kann uns nicht verführen, laſterhaft zu werden: ſie treibt vielmehr ein jedes gutes Gemüht an, ſich eines unſträflichen Wandels zu befleißigen. Die Erkenntniß der Barm-

herzigkeit Gottes, und die feſte Verſicherung, daß deſſen einiger Sohn durch ſeinen Tod uns die Seligkeit erworben, verbindet uns zu der größten Dankbarkeit. Die Regeln dieſer Dankbarkeit müſſen natürlicher Weiſe eine herzliche Liebe zu unſerm Erlöſer, und eine Bemühung, ſeinen Geboten aufs genaueſte nachzukommen, in uns würken. Folglich bringt ein rechtſchaffener Glaube die guten Werke als Früchte hervor. Und dieſes iſt die Lehre unſerer Kirche, die keiner, der die Billigkeit liebet, für ärgerlich und gefährlich ausgeben kann.

Demungeachtet iſt es ein großer Irrthum, wenn Ew. Hochedelgebohren die Werke, die nur Früchte des wahren Glaubens ſind, als eine Urſache unſerer Seligkeit anſehen, und lehren, wer ſelig werden wolle, müſſe nebſt dem Glauben auch mit guten Werken prangen. Gerade als wenn man ohne gute Werke nicht ſelig werden könnte, und dieſelben eine cauſa ſine qua non unſerer Seligkeit wären. Sie faſſen den Sinn unſerer Gottesgelehrten, wenn Sie meinen, dieſes folge aus ihren Lehren, ſehr übel, und müſſen die Art, wie ſie die Lehre von den guten Werken mit dem Glauben verknüpfen, nur obenhin angeſehen haben. Dasjenige,

was uns verbindet, einen tugendhaften Wandel zu führen, iſt nach dem Sinn unſerer Gottesgelehrten nicht die Hoffnung einer Belohnung, oder die Einbildung, Gott werde uns unſerer Verdienſte wegen die Seligkeit geben. Mit nichten. Die bloßen Regeln der Erkenntlichkeit, die natürlicher Weiſe bey einem, der die Größe der uns von Gott erzeigten Liebe gebührend einſiehet, viel gelten müſſen, ſind es, die uns antreiben, oder uns wenigſtens antreiben ſollen, den Geboten Chriſti zu gehorchen. Nun wiſſen aber Ew. Hochedelgebohren daß die Dankbarkeit, ſo eine ſchöne Tugend ſie auch iſt, dennoch alle Annehmlichkeit verliehre, ſo bald man dazu genöthiget wird. Der Heyde Seneca hat dieſes in ſeinem dritten Buch von den Wohlthaten im ſiebenten Kapitel ſo artig ausgedrückt, daß ich mich nicht enthalten kann, ſeine Worte hierher zu ſetzen. Cum, ſagt er, res honeſtiſſima ſit, referre gratiam, deſinit eſſe honeſta, ſi neceſſaria eſt. Und kurz darauf ſchreibt er. Non eſt glorioſa res, ingratum eſſe, niſi totum eſt, ingratum fuiſſe.

Es muß dieſe Anmerkung von beſonderer Gründlichkeit ſeyn, weil ſie von dem ganzen menſchlichen Geſchlecht eines allgemeinen Beyfalls gewürdiget worden. Denn der eben angeführte heydni-

ſche Weltweiſe merket in dem vorhergehenden ſechſten Kapitel an: daß kein Volk zu finden ſey, bey welchem die Undankbarkeit als eine ſtrafbare, der Erkenntniß des Richters unterworfene Miſſethat, angeſehen werde. Es iſt wahr, er nimmt die Macedonier aus, allein der einzige Fall, der ihn dazu bewogen, hat ſo beſondere Umſtände, daß ich zweifle, ob er geſchickt ſey, die Ausnahme zu rechtfertigen.*)

Man kann demnach ungeſcheuet ſagen, daß der Mangel der Dankbarkeit keinen Menſchen ſtrafbar mache. Die Folge, die ich aus dieſer Wahrheit ziehe, iſt dieſe, daß der Mangel guter Werke, zu welchen uns nur blos die Regeln der Dankbarkeit verbinden, kein ſolcher Haupt-Mangel ſey, weswegen wir verdienten, vom Paradieſe ausgeſchloſſen zu werden — welches eben ſo viel iſt, als wenn ich ſagte, die guten Werke ſind nicht nöthig zur Seligkeit.

Ew. Hochedelgebohren würden eine geringe Einſicht in dieſe Materie zeigen, wenn Sie mir hier einwenden wollten: es ſey zwar wahr, daß die Natur der Dankbarkeit nicht leide, daß eine dritte Perſon, z. B. der Richter, die Undankbaren zu dieſer Tugend mit

*) S. Seneca de Benef. Lib. IV, Cap. 37.

Gewalt zwinge; allein es liege doch nichts unrechts darinn, daß einer, dem seine Wohlthaten mit Undank belohnet werden, seine Gutthätigkeit einstelle, und dem Undankbaren diejenige Wohlthat, die er ihm zugedacht, nicht erweise. — Ich gestehe, daß Sie nicht ganz unrecht hierinn haben, aber ich sehe doch nicht, wie daraus folgen könne, die guten Werke wären nöhtig zur Seligkeit. Erwägen Ew. Hochedelgebohren nur, daß unsere Gottesgelehrten zwar gern einräumen, daß die bösen Werke einen Menschen verdammen, demungeachtet aber nicht zugeben, daß die guten Werke selig machen.

Ich besorge, Ew. Hochedelgebohren möchten sich in diesem Benehmen unserer Theologen nicht finden können, und denken, diese theuren Männer wüßten nicht, was sie haben wollten: denn es sey gar zu offenbar, daß eine Sache, deren Mängel mein Glück unvollkommen mache, mich vollkommen glücklich machen müsse, wenn ich sie besitze. Dieß sind freylich Gedanken, die auch dem Frömmsten aufstrigen können: und ich kann Ew. Hochedelgebohren versichern, daß ich selbst von diesen Anfechtungen der Vernunft nicht allemal befreyt gewesen bin. Ich habe sie durch Gottes Gnade überwunden, und bin völlig in meiner Seele gewiß, daß unsere Gottesgelehrten Recht ha-

den, ob ich gleich nicht deutlich begreife, wie es möglich, daß etwas, welches macht, daß ich meinen Zweck nicht erreiche, wenn ich es nicht thue, zur Erlangung dieſes Zwecks nicht nöthig ſeyn ſollte. Von Ew. Hochedelgebohren kann ich einen ſo hohen Grad der Verleugnung nicht vermuhten, und will daher den Einwurf, den Sie mir etwa machen möchten, auf eine andere Art zu heben ſuchen. Zu dem Ende bitte ich Ew. Hochedelgebohren zu bedenken, daß zwar ein Menſch, der einem andern eine Wohlthat erwieſen, durch die Undankbarkeit deſſen, dem er ſie erwieſen, wohl zum Unwillen könne gereizt werden, daß aber dieſes von Gott nicht zu befürchten ſey. Die geſunde Vernunft verbindet uns zur Dankbarkeit, wenn wir eine Wohlthat genoſſen haben. Wer in dieſem Stück ſeine Pflicht nicht beobachtet, macht ſeinen Geruch bey aller Welt ſtinkend, und ohne an das gemeine Sprüchelchen

Ingratum ſi dixeris, omnia vitia dixeris.

zu denken, ſo iſt es mehr als zu bekannt, was Syrach von einen Undankbaren ſagt.

Indeſſen iſt es nicht minder gewiß, daß die Regeln der Gerechtigkeit durch die Undankbarkeit nicht verletzt werden: weil uns blos der Wohlſtand verbindet, dankbar zu ſeyn, und unſere Wohl-

thäter, wenn wir es nicht ſind, uns zwar tadeln, aber nicht verklagen und mit Gewalt zur Erkenntlichkeit zwingen können. Eben die Regeln des Wohlſtandes, welche wollen, daß man eine Guthat mit Dank erkenne, und demjenigen, der uns dieſelbe erwieſen, wieder zu gefallen lebe, wollen auch, daß man zu gewiſſen Zeiten von ſeinem Rechte etwas fallen laſſe, und verbinden alſo einen Wohlthäter um ſo viel mehr, nicht ſo ſtark auf eine Erkenntlichkeit zu dringen, die er von demjenigen, dem er ſeine Güte empfinden laſſen, nach dem ſtrengen Rechte nicht fodern kann. Ein Wohlthäter, der dieſes nicht bedenket, ſondern den Undank, mit welchem ihm ſeine Wohlthaten belohnet werden, gar zu hoch aufmutzet, und ſeine Güte nicht nur einſtellet, ſondern gar in Zorn und Ungnade verwandelt, iſt eben ſo tadelhaft, als derjenige, der ihm durch ſeine Undankbarkeit zu dieſem Fehltritt Gelegenheit gegeben, in den Augen des ganzen menſchlichen Geſchlechts ſchauſlich iſt. Er giebt gar zu deutlich zu erkennen, daß ihm ganz was anders, als eine einfältige und uneigennützige Nächſtenliebe bewogen, andern Gutes zu thun. Jeder ſiehet, daß er noch nicht unter diejenigen gehört, deren Linke nicht weiß, was die Rechte thut,

und ſeine Klagen über die Undankbarkeit haben einen Klang, den man kaum von den Poſaunen der Heuchler unterſcheiden kann. — Man muß zwar geſtehen, daß die Anzahl derer, die ſich vor dieſem Fehler hüten, ſogar groß nicht iſt: allein es iſt doch noch nicht ſo weit gekommen, daß man unter den Menſchen nicht Einige finden ſollte, die ſowohl die Natur einer Wohlthat als der Dankbarkeit einſehen.

Es giebt unſtreitig ſo großmüthige Perſonen, die nur wohlthun, um das Vergnügen zu haben, ihrem Nächſten zu dienen, und ſich wenig bekümmern, wie ihnen ihre Wohlthaten belohnet werden. Sie verachten den eiteln Ruhm, den Andere durch ihre Milde und Dienſtfertigkeit zu erlangen ſuchen. Sie geben, nach dem Befehl des Apoſtels, einfältiglich: wenigſtens ſtellen ſie ſich ſo. Man muß bekennen, daß dieſes das ſicherſte und dabey unſchuldigſte Mittel iſt, ſich bey aller Welt Lob zu erwerben. Denn wer wollte nicht die Großmuht ſolcher Leute bewundern, die ohne die mindeſte Abſicht auf ihren Vortheil oder ihre Ehre andern Gutes thun, und nicht müde werden, obgleich diejenigen, denen ſie Gutes thun, wenige oder wohl gar keine Erkenntlichkeit blicken laſſen.

Ein ſolches Betragen hat was Göttliches an ſich. Indem ich dieſes ſage, gebe ich zu verſtehen, daß man Gott die höchſte, die vollkommenſte Großmuth beylegen müſſe. Ich ſollte nicht meinen, daß Jemand, der nur einmal in ſeinem Leben die deutlichen Proben der Barmherzigkeit Gottes gegen unſere wenigen Verdienſte gehalten, hieran zweifeln würde. Gott hat uns geliebt, da wir noch ſeine Feinde waren, ſagt Paulus ausdrücklich. Einem Feinde aber Gutes thun, iſt mehr, als fortfahren, einem Undankbaren mit Wohlthaten zu überſchütten. Wer wollte demnach zweifeln, daß Gott, der das erſte gethan, auch das letzte thun werde? Die Liebe Gottes gegen uns iſt unendlich und ſeine Barmherzigkeit ſo groß, daß er auch ſeines eigenen Sohnes nicht verſchonet, um ſeine Gerechtigkeit, die ſeinem Triebe, uns Gutes zu thun, im Wege ſtand, zu beſänftigen. Was haben wir denn zu fürchten? wir ſind vollkommen vor dem Zorn Gottes geſichert, wir ſind mit ihm ausgeſöhnet; wir ſind ſeine Freunde, ja wir ſind ſeine Kinder.

Ich geſtehe, alle dieſe uns ohne unſer Verdienſt und Würdigkeit erzeigte Gnade fodert von uns eine Erkenntlichkeit. Allein das iſt unſere

Sorge. Die unendliche Großmuht, die wir unſerm himmliſchen Wohlthäter nohtwendig beylegen müſſen, und die Regeln des Wohlſtandes, aus welchen nach der Lehre unſerer Kirche alle unſere Pflichten gegen Gott, und ſein Verfahren mit uns, herzuleiten, und zu beurtheilen, wirken in Gott eine moraliſche Nohtwendigkeit, uns zu einer Tugend, die ihrer Natur nach ſo freywillig, als die Dankbarkeit ſeyn muß, nicht mit Gewalt zu zwingen. Dieſe moraliſche Nohtwendigkeit iſt in Anſehung eines Weſens, das nohtwendig das Beſte wählet, von einer faſt geometriſchen Gewißheit. Folglich iſt es unmöglich, daß Gott an uns den Mangel der Dankbarkeit ſtrafe, und folglich iſt es nicht nöhtig, daß wir gute Werke thun, um ſelig zu werden, und der ewigen Verdammniß zu entgehen.

Um Ew. Hochedelgebohren von dieſer Wahrheit recht zu überführen, und Ihnen die Größe Ihres Irrthums deutlich vorzuſtellen, bin ich ſo weitläuftig geweſen, daß ich faſt beſorgen muß, Ihnen durch meine Weitläuftigkeit verdrüßlich zu fallen. Allein eine innige Freude, die ich darob empfinde, daß die allein ſeligmachende Lehre unſerer Kirche, die ſo feſſenfeſt in der heiligen Schrift gegründet iſt, mit dem, was uns die geſunde Ver-

nunft von der Natur der Wohlthaten und der Dankbarkeit lehret, ſo wohl übereinſtimmet, hat mir nicht vergönnet, eher abzubrechen. Es iſt zwar dieſe Uebereinſtimmung nicht unumgänglich nohtwendig; doch erquickt ſie einen Jeden, der es mit der Wahrheit redlich meinet, und ſtrafet, wenn ſie deutlich gezeiget wird, den Feinden der Wahrheit den Mund auf einmal. Alles was ſie nach einer Niederlage thun können, iſt, daß ſie einige üble Folgen aus unſerer Lehre ziehen, um dieſelbe verhaßt und verdächtig zu machen.

„Auf ſolche Art" ſprechen dieſe Leute: „wird man alle Tugend aus der Welt verbannen: und es würde folgen, daß es gleich viel ſey, ob man wohl oder übel lebe, weil man keinen guten zureichenden Grund angeben könne, warum man fromm ſeyn müſſe." Man hat nicht nöhtig, vor dieſen Einwürfen zu erſchrecken; ſie haben wahrſcheinlich nicht viel auf ſich, und verrahten die Unwiſſenheit und Halsſtarrigkeit ihrer Urheber ſo merklich, daß man ſie nicht anders als mit Mitleiden anſehen kann. — Ich will mit leichter Mühe darauf antworten.

Wir lehren, die guten Werke ſind nicht nöhtig zur Seligkeit, weil uns blos eine Erkennt-

lichkeit, die ihrer Natur nach keinen Zwang leidet, dazu verbindet. Sollte dieſes heißen, die Tugend aus der Welt verbannen? Ich kann mir es nicht einbilden, — vielmehr glaube ich, daß ohne dieſe heilſame Lehre keine Tugend in der Welt ſeyn könne. Dieſe Lehre giebt der Tugend den rechten Glanz, und dasjenige, ohne welches keine Tugend ſeyn würde, ich meine die Freywilligkeit. Wer aus Zwang Gutes thut, und ſich in ſeinen Handlungen blos von der Furcht der Strafe und Hoffnung der Belohnung regieren läßt, iſt nicht wahrhaftig tugendhaft: und verdient kein Lob. Es iſt zwiſchen ihm und den Böſen kein Unterſchied.

Oderunt peccare mali formidine poenae.

Alle tugendhafte Thaten, die aus ſo unlautern Abſichten fließen, haben einen guten Schein: ſie haben aber nichts mehr, als den Schein des Guten: und der heilige Auguſtinus hat nicht unrecht, wenn er die Tugenden der Heyden glänzende Laſter (ſpleudida vitia) nennt.

Was würde aber unter den Tugenden der Chriſten und den äuſſerlich gut ſcheinenden Thaten der Heyden für ein Unterſchied ſeyn, wenn die Chriſten nicht durch weit reinere und höhere

Gründe zum Guten getrieben würden. Die Hoffnung der Seligkeit, die Furcht vor der Hölle müssen nicht der Bewegungsgrund seyn, warum ein Christ Gutes thut. So bald er sich durch diese Leidenschaften regieren läßt, ist alles Gute so er thut, ein Greuel in Gottes Augen, und er ein übertünchtes Grab. Seine Tugenden müssen ihren Ursprung in seinem Glauben haben, denn was nicht aus dem Glauben gehet, ist Sünde. Dieser Glaube besteht in einer festen Versicherung, daß Christus für uns das Gesetz erfüllet habe. Hieraus fließet eine Erkenntlichkeit, die uns antreibt, den Geboten eines so liebreichen Heilandes zu gehorchen, und diese Erkenntlichkeit schließet allen gesetzlichen Zwang aus. Den Gerechten ist kein Gesetz gegeben. Wir sind durch Christum gerecht gemacht, und müssen also freywillig ohne alle Absicht auf Belohnung und Strafe aus einer reinen Liebe zu Gott, Gutes thun.

Oderunt peccare boni virtutis amore.

Dieses alles müßte aber nicht wahr seyn, wenn die guten Werke zur Seligkeit nöthig, oder wir zur Haltung der göttlichen Gebote durch etwas mehr, als durch die bloßen Regeln des Wohlstandes,

des, verbunden wären. So bald wir nach dem ſtrengen Rechte ſchuldig ſind, fromm zu ſeyn, ſo heißt unſere Frömmigkeit nichts, und wir verdienen kein Lob. Wir thun, was wir ſchuldig ſind, und ſind unnütze Knechte: weil das, was wir thun, wie gut es auch ſcheinet, doch keine wahre Tugend iſt.

Nun aber urtheilen Ew. Hochedelgeboren, wer die Tugend aus der Welt verbannet? derjenige, welcher lehrt, man müße aus einer reinen Liebe Gutes thun, oder die, welche wollen, man müße es aus Furcht vor der Strafe thun? Iſt es nicht augenſcheinlich, daß Jener Vernunft und Schrift auf ſeiner Seite hat, und deutlich lehre, worinn das wahre Weſen einer Tugend beſtehe; dieſe hergegen ſolche Dinge lehren, die alle Tugend vernichten, und eine geſchminkte, und nur von außen ſchön gleißende Frömmigkeit an deren Stelle ſetzen? Ja was das ärgſte iſt, die ſcheinheiligen Lehren ſolcher Leute ſchmälern das vollkommene Verdienſt Chriſti, und machen aus dem Werke der Erlöſung, die ein Werk der bloßen Barmherzigkeit und Großmuht iſt, einen eigennützigen Handel. Es wird dasjenige daraus, welches die Rechtsgelehrten einen contractum innominatum nennen. Fa-

eo ſpricht Gott nach ihrer Meinung, ut faciat. Das heißt, ich will auch zwar ohne Verdienſt aus Gnaden ſelig machen: aber ihr ſollt demungeachtet alles thun, was nöhtig iſt, dieſe Seligkeit zu erlangen, und wenn ihr das nicht thut, ſollt ihr ewig verdammt ſeyn. Dieſes muß nach ihrer Lehre der Kern des Evangelii ſeyn? Wer will ihnen aber dieſes glauben? Wer wollte ſich nicht ſchämen, dem oberſten, und weiſeſten Weſen ſo unanſtändige Reden in den Mund zu legen. Bey ſolchen Lehren müßten alle Begriffe von Wohlthat und Dankbarkeit, die in der Lehre von der Erlöſung alles ausmachen, nohtwendig verlohren gehen.

Ew Hochedelgebohren ſehen alſo, (wenn Sie kein Socinianer oder Naturaliſt ſind) wie nöhtig es ſey, die Unnöhtigkeit der guten Werke zur Erlangung der Seligkeit zu behaupten: und ich begreife nicht, was die Feinde dieſer tröſtlichen Lehre ſagen wollen, wenn ſie ferner einwenden „auf ſolche Art würde es gleich viel ſeyn, ob man wohl oder übel lebe.“ Wahrſcheinlich verſtehen ſie dieſe Gleichgültigkeit nur in Anſehung der Seligkeit, denn davon iſt die Rede. Sehen aber dann die guten Leute nicht, daß dieſes keine ungereimte Folge

ſey, die bey uns einen Abſcheu vor unſerer Lehre erwecken könne? Es iſt unſere Lehre mit andern Worten ausgedrückt; ſie ſagen alſo in der That nichts. Wollen ſie aber ſo viel ſagen, es ſey überhaupt einerley, ob man tugendhaft oder laſterhaft ſey, ſo müſſen ſie wiſſen, daß dieſes aus derjenigen Evangeliſchen Wahrheit, die ſie anfechten, auf keine Weiſe fließe. Eine ſchöne Geſchichsbildung, ein geſchickter Fuß, eine Fertigkeit im Schwimmen u. d. gl. iſt keine nothwendige Eigenſchaft eines Predigers: er kann ohne ſie ſeiner Gemeinde wohl vorſtehen. Allein wer wollte daher wohl den lächerlichen Schluß machen, alle jetzt erwähnten Eigenſchaften wären einem Menſchen, der ein geiſtlich Amt verwalte, ganz und gar nichts nütze, und es ſey einerley, ob er ſie beſitze oder nicht? Iſt es nicht vielmehr offenbar, daß, ob ſie ihm wohl zu rechter Verrichtung ſeines Amts weder behülflich noch hinderlich ſind, die beyden erſten ſehr geſchickt ſind, ihn zu einer guten Heyraht zu verhelfen, die letzte aber zur Errettung ſeines Lebens in Waſſersgefahr höchſt nöhtig ſeyn könne?

Ob alſo gleich die guten Werke zu unſerer Seligkeit ſo wenig nöhtig ſind, als ein krauſes

Haar und dicke Waden, so ist es doch nicht unmöglich, eine gute und bündige Ursache zu geben, warum es besser sey, sich der Tugend zu befleißigen, als lasterhaft zu seyn: eben so wenig unmöglich, als es unmöglich ist, Fälle zu erdenken, da unser Haar und unsere Waden uns nützlich seyn können. — Womit ich mich jetzt den Kopf nicht zerbrechen will.

Unsere Gottesgelehrten haben noch nie geleugnet, daß Gott auf einen vernünftigen, tugendhaften Wandel eine zeitliche Belohnung gesetzet, die wohl werth sey, daß man sich bemühe, derselben theilhaftig zu werden. Die Tugend ist so gewiß der einzige Grund alles wahren Vergnügens, das wir hienieden empfinden, als es gewiß ist, daß unsere lasterhaften Neigungen, wenn wir sie nicht im Zaum halten, uns selbst und andere unglücklich machen. Ueberdem sind die guten Werke ein sicheres Merkmahl, daß unser Glaube rechtschaffen sey, weil sie deutlich weisen, daß er in uns die Erkenntniß gewürket, die er würken kann, wenn er so beschaffen ist, als er seyn soll. Sie dienen daher, daß unser Glaube unsern Nächsten kenndar werde, und rechtfertigen uns also vor den Menschen, gleichwie uns der Glaube

vor Gott gerecht macht. Und in dieſem Verſtande hat auch der Apoſtel Jakob, wie unſere Gottesgelehrte gar ſcharfſinnig anmerken, geſagt, daß der Menſch durch die Werke gerecht werde, nicht durch den Glauben allein. (Jakob II. 24.) Der Apoſtel lehret uns in dieſen Worten ſehr deutlich, worinn der Nutzen der guten Werke beſtehe; und dieſer Nutzen, ſamt den übrigen Vortheilen, welche die Tugend mit ſich führet, iſt wichtig genug, uns zu bewegen, die Tugend den Laſtern vorzuziehen.

Dieſes könnte genug ſeyn, auch den halsſtarrigſten Widerſprecher zum Stillſchweigen zu bringen: allein es fällt mir noch etwas bey, das ungemein geſchickt iſt, die Unnöthigkeit der guten Werke zur Seligkeit außer allem Streit zu ſetzen. Da ich mich nicht entſinne, daß die Anmerkung, die ich zu machen denke, von unſern Gottesgelehrten, ungeachtet ſie virtualiter in ihren Schriften ſtecket, gebührend auseinander gewickelt iſt, ſo will ich ſie Ew. Hochedelgebohren aufrichtig mittheilen. Sie beſtehet nicht in ſolchen Einfällen, an welchen es den Geiſtlichen ſelten zu fehlen pfleget, und welche, ihrer Erbaulichkeit und verborgenen Schönheit ungeachtet, von den naſeweiſen Vernünftlern für

für redneriſche Aufſchneidereyen gehalten werden, die nur gut ſind für die Kanzel. Sie gründet ſich auf unſtreitige philoſophiſche Sätze.

1. Der erſte davon iſt dieſer. Ein großmüthiger Wohlthäter kann von demjenigen, dem er Gutes gethan, nicht verlangen, daß er ihm ſeine Dankbarkeit durch ſolche Thaten erweiſen ſoll, zu welchen er völlig unfähig iſt, und die Hülfe eines andern nöhtig hat. Wäre es nicht unbillig, einen Armen, dem ich einſt ein Almoſen gegeben, für Undankbar zu halten, weil er mir nachher, da ich Geld nöhtig habe, nichts vorſchießen kann? —

2. Ein großmüthiger Wohlthäter iſt zufrieden, wenn diejenigen, die von ihm Wohlthaten genoſſen, und deren Unvermögen ihm bekannt iſt, ihm ihr dankbares Gemühte mit Worten zu erkennen geben, ſein Lob bey aller Welt ausbreiten, und ihm eine Ehrerbietung erweiſen, die mit der Größe ſeiner Wohlthaten übereinkommt.

Ich zweifle nicht, Ew. Hochedelgebohren werden ſchon merken, wo ich hinaus will. Ich will ſagen, daß es alſo wider die Natur des Werkes der Erlöſung läuft, daß die guten Werke zur Seligkeit nöhtig ſeyn ſollten. Chriſtus hat uns vom Fluch des Geſetzes erlöſet, indem er daſſelbe an

unſerer Statt erfüllte, weil uns dieſes ſchlechterdings unmöglich war. — Und dennoch ſollen unſere guten Werke eine Bedingung ſeyn, ohne welche dieſe Genugthuung uns nicht zu ſtatten kommen kann!

Mich deucht, dieſes iſt ein förmlicher Widerſpruch. Die geſunde Vernunft lehret uns, daß unſer Heyland unmöglich einen Grad der Dankbarkeit von uns fordern könne, der unſere Kräfte überſteiget. Sie lehret uns ferner, daß die guten Werke nicht das einzige ſind, wodurch wir unſern himmliſchen Wohlthäter unſere Dankbarkeit bezeugen können. Wir können dankbar ſeyn ohne Tugend. Auch der Dank, der in bloßen Worten beſtehet, iſt einem Wohlthäter, der gar wohl weiß, daß ein mehreres nicht in dem Vermögen deſſen, dem er eine Gutthat erwieſen, angenehm. Wenn wir demnach die große Liebe Gottes und Jeſu Chriſti preiſen, wenn wir unſerm Erlöſer den verbindlichſten Dank ſagen, und nur mit Andacht ſingen:

Ich dank dir Chriſte Gottes Sohn,
Daß du für mich genug gethan,

ſo kann uns niemand verwerfen, daß unſer Glaube nicht thätig ſey. Dieſen Vorwurf haben wir

noch weniger zu beſorgen, wenn wir unſerm Heylande alle erſinnliche Ehrerbietung erweiſen, von ſeiner Perſon die höchſten Begriffe hegen, ſeine göttliche Ehre wider diejenigen, welche ihm dieſelbe freventlich rauben wollen, mannhaft vertheidigen, ſeinen Worten blindlings glauben, und uns von dieſen weder durch Verfolgung noch durch die Einwürfe, die uns unſere verderbte Vernunft wider die Geheimniſſe des Evangelii macht, abwendig machen laſſen. Ja dieſe Gefangennehmung unſerer Vernunft unter dem Gehorſam des Glaubens iſt einzig und allein fähig, die Größe unſerer Dankbarkeit an den Tag zu legen. Das Geheimniß der heiligen Dreyeinigkeit iſt der Vernunft ſo unbegreiflich, und ſcheinet ſo ſehr wider die deutlichſten Begriffe, die wir von der Natur der Zahlen haben, zu ſtreiten, daß ich mich nicht ſcheue, zu ſagen, ein Chriſt, der ſich ſo weit verläugnen könne, daß er das Athanaſiſche Glaubensbekenntniß in allen Punkten und Klauſen gläubig annimmt, habe ſeiner Pflicht völlig ein Genüge gethan, und könne derjenigen Belohnung, welche der heilige Verfaſſer deſſelben allen, die es annehmen werden, verſprochen, feſtiglich verſichert ſeyn. Wer dieſes geiſtliche Wer da? mit einem deut-

lichen und klaren „Gut Freund," beantworten kann, der wird ohne weitere Nachfrage ins Paradies eingelaſſen.

Was ich von dem Geheimniß der Dreyeinigkeit geſagt, kann man mit eben dem Fug von der Vereinigung der beyden Naturen in Chriſto, von der Mittheilung der göttlichen Eigenſchaften, und der weſentlichen Gegenwart des Leibes und Blutes Chriſti im heiligen Abendmahl ſagen. — Dieſe Lehren ſind nicht weniger unbegreiflich, als die Lehre von einem Gott in drey Perſonen, und die dankbare Ehrerbietung, die wir unſerm Heylande durch einen Beyfall in dieſem Stücke erweiſen, iſt um ſo viel größer, je gewiſſer es iſt, daß derjenige im höchſten Grad dankbar ſeyn muß, der es ſeinem Wohlthäter an den Augen, wie man redet, anſehen kann, was er haben will, und ſich alle Mühe giebt, die Meynung deſſelben, die er nur durch ein halbes Wort zu erkennen gegeben, völlig zu entdecken, um derſelben gehorſamlich nachzukommen. —

Dieſen Ruhm kann auch der Feind unſern Gottesgelehrten nicht rauben. Die heilſamen und geheimnißvollen Wahrheiten, von welchen wir reden, ſtehen nicht in der heiligen Schrift mit ſo

viel Worten, als ſie jezt in unſerer Kirche den Gläubigern vorgetragen werden. Man findet ſie daſelbſt nicht allemahl (κατα γραφην) dem Buchſtaben nach; ſondern nur oft (κατα διανοιαν) dem Sinn nach. Dieſen Sinn, dieſe διανοιαν recht zu erforſchen, iſt gewiß keine geringe Arbeit. Man kann alſo von dem Glauben der Chriſten, die ſich durch Nichts abhalten laſſen, dieſe Mühe über ſich zu nehmen, keinen andern als guten Begriff haben, und muß aus ihrem unverdroſſenen Forſchen in der Schrift nothwendig von ihrer Dankbarkeit gegen Gott ein gutes Urtheil fällen.

Glauben Ew. Hochedelgebohren nicht, daß dieſes nur in Anſehung derer gelte, die wirklich dieſe mühſame Ausgrübelung der Lehren des Evangelii über ſich genommen, und, wie aus unſern Syſtemen zu erſehen, glücklich ausgeführet haben. Auch diejenigen, die nicht im Stande ſind, für ſich den verborgenen Sinn der Schrift zu finden, und von den Entdeckungen ihrer geiſtlichen Führer zu urtheilen, verdienen, daß man ihren Glauben und die tiefe Ehrerbietung, die er in ihnen würket, bewundere. Indem ſie das, was ihnen ihre Lehrer ſagen, auf Glauben annehmen, machen ſie ſich der Seligkeit würdig, die Chriſtus

allen denen, die nicht ſehen und doch glauben *), verſprochen hat. Mich deucht, ich kann aus dieſem allem den ſichern Schluß machen, daß (da der Glaube, wenn er rechtſchaffen und thätig iſt, uns zu einer Erkenntlichkeit gegen unſern Heyland antreibt, und wir dieſe Erkenntlichkeit durch eine gläubige und vielfältige Annehmung der geheimnißvollen Lehre unſerer Kirche, auf eine Art an den Tag legen können, die Gott nothwendig gefallen muß) es nicht unumgänglich nothwendig iſt, gute Werke zu thun.

Ew. Hochedelgebohren lehren das Gegentheil, und entfernen ſich alſo von der Wahrheit, die, Gottlob, in unſerer Kirche von jeher durch ihr Verfahren gegen die Gottloſen und Irrenden bewieſen, daß es ihre beſtändige Meynung geweſen, daß Jene bey weitem nicht ſo gröblich ſündigen, als Dieſe, und Dieſe daher mit mehrerem Ernſt als Jene zu beſtrafen. Wir ſind ſo geneigt, einen in Anſehung der Sitten ſtrauchelnden Bruder, der orthodox iſt, mit ſanftmüthigem Geiſte wieder aufzuhelfen, und ihm ſeinen Fehltritt, (ſo lange derſelbe nur nicht ſo groß iſt, daß er von dem weit-

*) Joh. 20. 29.

lichen Richter bestraft werden muß) unter dem Namen der menschlichen Schwachheit hingehen zu lassen, daß man sagen sollte, wir hielten die Laster eines Rechtgläubigen für obscuras virtutes, so wie wir die tugendhaften Thaten derjenigen, die nicht reiner Lehre sind, für splendida vitia hielten.

Allein wage es einer und lasse sich merken, daß ihm auch nur die geringste von unsern Lehren nicht gefalle: wir werden ihm gewiß die Probe unsers Eifers um das Haus des Herrn auf's Nachdrücklichste zu fühlen geben. Wir werden ihm sogleich den Namen eines wahren Christen absprechen, wenn auch sein Wandel noch so unsträflich ist. Ein Priester wird abgesetzt, sobald man nur weiß, daß er irriger Lehre ist. Allein noch hab' ich nicht gehöret, daß man einem Prediger, der sich nur vor offenbaren groben Bubenstücken und Schandthaten, die der Ahndung des Richters unterworfen sind, hütet, seiner sonst unanständigen und mit den Geboten Christi nicht übereinstimmenden Lebensart wegen, auch nur einen Heller von seinem Einkommen entzogen habe. Man stellt ihn nicht einmahl darüber zu rede, man überläßt es seinem Gewissen, und decket seine

Fehler mit dem Mantel der Liebe zu. Ich kenne viele von meinen Amtsbrüdern, die von ihrem Hochmuht, Eigenſinn, Geitz, Neid, u. ſ. w. weit ſtärkere Proben geben, als von den dieſen Laſtern entgegengeſetzte Tugenden. Ich kenne unterſchiedliche, die aus einer löblichen Begierde, ſich ſo weit als möglich von den Scheinheiligen zu entfernen (die, wie der Apoſtel ſagt, des Leibes nicht verſchonen, und dem Fleiſch nicht ſeine Ehre thun zu ſeiner Nohtdurft *) einen Wandel führen, den ich, wenn mich nicht die Ehrerbietung gegen das heilige Amt, das ſie führen, abhielte, höchſt liederlich nennen wollte. Aber alle dieſe Männer hören darum nicht auf, rechtſchaffene Diener Gottes zu ſeyn, welches ſie thun würden, wenn ihre Lehre nur den tauſendſten Theil ſo irrig wäre, als ihre Aufführung laſterhaft iſt. Die Urſache iſt, weil unſere Gottesgelehrten wider die alten und neuen Donatiſten mit Recht behaupten, daß die Gottloſigkeit eines Predigers der Gültigkeit und Kraft ſeines Amtes nichts nehme. Wie könnten ſie aber dieſes thun, wenn die guten Werke nach Ew. Hochedelgebohr-

*) Coloſſ. 2, 23.

ren Behauptung eine so nohtwendige Eigenschaft, und nicht vielmehr ein bloßer Zierrath eines Christen wäre?

Ein Prediger soll die Leute zu guten Christen machen. Falls nun sein Unterricht nicht eben so fruchtlos seyn soll, als die Unterweisung, die man von einem lahmen Tanzmeister erwarten kann, so muß er alles an sich haben, was einem Christen nohtwendig ist, ja, er muß noch vollkommener seyn, als die, welche er unterrichtet, weil eben dadurch der Lehrer von dem Schüler unterschieden ist. Nun sehen wir aber, daß ein Prediger sein Amt wohl verwalten kann, ohne daß er fromm ist: wir müssen also gestehen, daß die guten Werke zu dem Wesen eines rechtschaffenen Christen nicht gehören, wenn wir nicht den widersprechenden Satz behaupten wollen, es könne einer ein rechtschaffener Prediger, und folglich ein vollkommener Christ seyn, ohne die nohtwendigen Eigenschaften eines Christen zu besitzen: oder man könne eine Kunst von einem Menschen lernen, der sie selbst nicht verstehe.

Ew. Hochedelgebohren sehen hieraus, daß Ihre Behauptung den Lehren unserer Kirche schnurstracks zuwider, und also falsch und irrig ist.

Wollen Sie sich nun des gegründeten Verdachts entledigen, in welchen Sie durch Ihre anstößige Ausdrücke gerathen sind, so werden Sie wohl thun, wenn Sie mit unserer Kirche bekennen, daß der rechte Glaube und eine unverfälschte Lehre einzig und allein zu dem Wesen eines Christen gehöre; denn dieses ist unsere beständige Meynung.

Wollen Ew. Hochedelgebohren mir nicht glauben, so hören Sie unsern seligen Vater Luther. „Wenn man" sagt er in seiner Auslegung des neunten Kapitel des ersten Buch Mose „predigt vom Glauben, soll man zusehen, daß man aufs Lauterste predige, denn er kann nicht leiden, daß man etwas daneben einführe. Die Liebe aber kann viel Dinge leiden, wie Paulus sagt, die Liebe duldet alles, auch die bösen Buben, wie Christus uns getragen hat, sondern der Glaube träget nichts, spricht also: daß die Leute unvollkommen leben, da mag man Geduld haben, aber mit unrechter Lehre hab' ich keine Geduld. Derhalben ist groß Unterschied unter der Lehre und Leben. Mit der Lehre gilts nicht scherzen, die muß rein und recht bleiben. NB. Aber mit dem Leben halten wir's nicht so streng, wie man auch im Evangelio siehet, daß Christus Geduld hat mit den

Jüngern, und durch die Finger ſiehet, wenn ſie gleich gröblich ſtraucheln, doch ſtrafet er ſie zuweilen auch, und ſpricht, daß iſt nicht recht. Das iſt die Lehre. Mit den Phariſäern aber und Heuchlern hatte er immer keine Geduld, denn es trift nicht das Leben, ſondern die Lehre. Es liegt die gröſte Macht an der Lehre, wenn die rein bleibt, ſo kann man allerley unvollkommen Leben und Schwachheit tragen. Sofern daß man an der Lehre halte, und bekenne, daß des Lebens anders ſeyn ſollte; wo aber die Lehre verfälſcht wird, ſo iſt dem Leben auch nicht mehr zu helfen."

Ew. Hochedelgebohren ſehen aus dieſer Stelle, daß der ſelige Luther ſagt, es ſey gut, wenn Lehre und Leben mit einander übereinſtimmen. Wenn aber ja eins ſeyn ſollte, ſo könne man ſich in der Chriſtenheit eher ohne gute Sitten, als ohne eine Lehre behelfen. Welches eben ſo viel iſt, als wenn er geſagt hätte, man müſſe das Nohtwendige dem, was bloß zum Zierraht dienet, vorziehen. Und daß dieſes ſeine wahre Meynung ſey, erhellet noch deutlicher aus folgenden Worten, die am angeführten Orte befindlich. „Alſo," heißt es, „läſſet hie Gott nach, und will, daß man Fleiſch eſſe, verbeut aber das Blut zu eſſen.

eſſen. Als ſollt' er ſagen, halt mir den Glauben rein, ob du gleich die Liebe nicht kannſt rein und vollkommen halten und haben."

Man muß geſtehen, man will oder will nicht, daß unſerm ſeligen Luther die Lehre von der Unnöthigkeit der guten Werke, recht an's Herze müſſe gewachſen geweſen ſeyn. Um eine Meynung zu behaupten, die er nicht für ſonderlich wichtig gehalten, würde er ſich nicht die Mühe gegeben haben, einen ſo tiefen Verſtand aus Worten zu ziehen, die dem erſten Anſehen nach nichts weniger zu ſagen ſcheinen, als das, was er daraus ſchließet. Denn wer ſollte ſich jemahls träumen laſſen, daß in dem Verbote des Blutеſſens die falſche Lehre von der Nohtwendigkeit der guten Werke verworfen worden. Dieſe wichtige Entdeckung iſt ſchon einzig und allein fähig, uns nebſt dem ausnehmenden Verſtande und großen Eifer für die reine Lehre auch den heroiſchen Heldenmuht des Mannes Gottes Lutheri zu erkennen zu geben: Der Schluß, den der ſelige Vater aus dem verbotenen Blutеſſen machet, iſt der Vernunft ſo unbegreiflich, und den Augen natürlicher Menſchen ſo ungereimt, daß Luther nichts anders von dieſen Leuten zur Belohnung ſeiner Arbeit ver-

muhten konnte, als daß ſie ihm zurufen würden: Paule du raſeſt.

Allein ob ihn gleich der Spottgeiſt des Meiſter Klügels, mit dem er in ſeinen Schriften ſo oft zu thun hat, mehr als zu bekannt war, ſo verachtete er doch gar heroiſch alle widrige Urtheile, die nohtwendig über eine Auslegung von ſo beſondere Art ergehen mußten. Er ließ ſich in nichts irren, und fuhr fort, den Schacht des göttlichen Wortes mit Verachtung aller Mühe und Gefahr zu durchkriechen, um die darinn verborgenen Schätze ans Licht zu bringen. — Gott ſegnete ſeine Arbeit, und ſelbſt in der ſchon angeführten Auslegung findet man unzählige Spuren dieſes Segens. Ich will nur noch einige, die ſich zu der Materie, wovon wir reden, vorzüglich ſchicken, mit Ihrer Erlaubniß anführen.

Die Blutſchande Loths, die Heyraht Iſaaks und der Name der Rebekka, ſind Dinge, die, wenn man ſie obenhin anſiehet, nichts vom Glauben und von guten Werken in ſich zu faſſen ſcheinen. Allein ein ſo großer Geiſt, wie Luther, ſieht weiter, als das blöde Geſicht anderer Menſchen reichet.

Er findet auch darinn etwas wider die guten

Werke. „Wie," ſchreibt er bey der Blutſchande Loths: „die zwo Töchter ihrem Vater nachhuren und von ihm ſchwanger werden, alſo thun auch alle, ſo mit Werken vor Gott kommen, und vom freyen Willen lehren, brauchen den Saamen nicht, dahin ſich's gehöret; das iſt nun gleich ſo viel, als wenn die Tochter bey dem Vater ſchlief, und Hurenkinder zeuget." — — Und bey der Heyrath Iſaaks macht er über den Namen der Braut, folgende ſinnreiche und erbauliche Anmerkung: „Dazu ſtimpt auch der Braut Namen Rebecca, das iſt gemeſte oder feiſte Plunſch und dicke Protzel, das iſt, die Synagoge, gemeſt und feiſt mit großen Werken, muß ſich aber darnach durchs Evangelium einziehen und ſchlang machen, iſt noch fett und voll eigner Werke, damit ſie wollen den Himmel pochen, wie der fette Eylon."

Ich bitte Ew. Hochedelgebohren mit mir die großen Verdienſte Luthers in Hervorbringung und Befeſtigung der Wahrheit zu preiſen, und ſeinen Verſtand, Eifer und Muht zu bewundern. Ich gebe Ihnen zu bedenken, ob es nicht eine große Undankbarkeit ſey, eine Lehre, die dieſes theure Rüſtzeug mit ſo vieler Mühe und ſo weit hergeholten Gründen verfochten, zu verlaſſen, und ſich einzu-

bilden, der entgegengesetzte Irrthum könne gar wohl mit selbiger bestehen? Die reinsten Lehrer unserer Kirche haben bis auf den heutigen Tag andere Gedanken gehabt. Sie haben es von jeher ihre gröste Sorge seyn lassen, die Lehre, nach dem Rahte ihres geistlichen Vaters, rein zu behalten. Sie haben zu dem Ende wo sie nur gekonnt, die irrigen Lehrer ihrer Dienste entsetzet, aus dem Lande verjaget, ins Gefängniß geworfen, oder, wenn dieses sich nicht thun lassen wollte, wenigstens mit dem Munde wider sie geeifert; mit einem Worte alles gethan, was einer, der die, so den Herrn hassen, in rechtem Ernste mit dem König und Propheten David hasset, thun muß. Dieses müssen ihnen auch ihre ärgsten Feinde lassen. Hingegen kann ihnen auch der boshafteste und unverschämteste Verläumder nicht nachsagen, daß sie jemals auf die Nohtwendigkeit der guten Werke gedrungen, oder etwas gethan, woraus man schließen könnte, daß sie dieselbe für so wichtig als die Reinigkeit der Lehre hielten. Vielmehr ist gewiß, daß sie sich allen denen, die von einer Verbesserung des Christenthums in Ansehung der Sitten geschwatzet, zu allen Zeiten männlich widersetzet, und diejenigen, welche dieses gethan, für

falſche Brüder, und in Schaafskleider ſich wickelnde Wölfe gehalten. So ging es dem bekannten Johann Arnd, dem Roſtockiſchen Müller, und dem an eben dieſem Orte lehrenden Großgebauer. Es iſt wahr, man ſahe dieſen letzten nur mit ſcheelen Augen an. Allein es iſt auch glaublich, daß man ihn härter würde angegriffen haben, wenn ihn Gott nicht aus gerechtem Gericht in der Hälfte ſeiner Tage weggenommen hätte.

Durch dieſes löbliche Verfahren unſerer Kirche war die Reinigkeit der Lehre auf ſo feſten Fuß geſetzt, daß man vermuhten ſollte, ſie würde nimmermehr von irgend einem Irrgeiſte angefochten werden. Auf den Akademieen unterwies man die, welche ſich dem Dienſte der Kirche widmeten, in keiner andern Wiſſenſchaft, als in der Kunſt, mit den Ketzern um die Wahrheit zu fechten: und wenn ſie, auf ſolche Art zu rechter Führung der Kirche des Herrn zubereitet, würklich zum Lehramt kamen, ſo trugen ſie ihren Gemeinden vor, was ſie gelernet hatten, nehmlich die unverfälſchte lautere Milch des Evangelii. Sie verfluchten die Ketzer, tröſteten die Sünder, und vermieden ſorgfältig, der Beſſerung des Lebens, und der guten Werke zu gedenken; muſten ſie ehrenhalber zuwei-

ten wider die Laſter eifern, ſo geſchahe es nur wider diejenigen, die gar zu grob waren, und zwar mit einer Art, daraus man wohl abnehmen konnte, daß ſie aus den guten Werken die Hauptſache zu machen nicht gewillet. Schlugen ſie einem groben Sünder mit dem Hammer des Geſetzes eine Wunde, ſo ließen ſie ihn nicht, wie klein auch die Wunde war, unverbunden in ſeinem Blute liegen; ſie hatten gleich das Oel und den Wein des Evangelii zur Hand, und träpfelten von dieſen heilſamen Säften ſo viel in die gemachte Wunde, als nöhtig war, zu verhindern, daß der kalte Brand der Verzweiflung nicht daraus ſchlüge.

Aber, kuimus Troes, dieſe glücklichen Zeiten ſind verſchwunden. Es hat ſich eine Art Menſchen hervorgethan, die da haben den Schein eines gottſeligen Weſens, ſeine Kraft aber verleugnen. Dieſe neuen Ketzer haben unter dem ſcheinbaren Vorwande, das Chriſtenthum habe eine Beſſerung nöhtig, das geiſtliche Iſrael ungemein verwirret. Es haben ſich zwar unſere Gottesgelehrten dieſem Unweſen nach äuſſerſtem Vermögen widerſetzt, und alles gethan, dieſes Uebel in der erſten Gebuhrt zu erſticken. Sie griffen dieſe Schwär-

mer in Leipzig, wo ſie ihre neuen Götter zuerſt verkündigten, mit ſolchem Nachdruck an, daß es um ſie gethan zu ſeyn ſchien. Allein da dieſe böſe Rotte unter dem Schutze eines ſonſt groſſen und löblichen Prieſters in dem neuen Samarien ihre Sicherheit fand, erholte ſie ſich bald wieder, und hat ſich ſeit der Zeit dergeſtalt ausgebreitet, daß es, wenn Gott nicht auf eine auſſerordentliche Weiſe ins Mittel tritt, um unſere arme Kirche ſchlecht ausſiehet; denn jene Rotte fängt nicht allein an, ſich an Oertern einzuniſteln, wo ſie vor dieſem am wenigſten geduldet wurde, ſondern ſie hat auch durch ihr böſes Exempel viele ſonſt reine Lehrer dahin gebracht, daß ſie, aus Furcht für gottloſe Leute angeſehen zu werden, das Geſetz (welches zu unſerer Väter Zeiten was unerhörtes!) ſo ſtark als den Glauben zu treiben beginnen. O Deus, in quae tempora nos reservasti.

Ich weiß wohl, dieſe letzten rechtſchaffenen Männer meynen es ſo böſe nicht, wie man, wenn ſie es auch nicht ausdrücklich ſagten, zur Noht aus ihrem Wandel, der nichts weniger als pietiſtiſch iſt, abnehmen könnte. Was ſie thun, geſchieht aus einer theologiſchen Klugheit. Allein es will mir doch nicht gefallen, daß man dem

Teufel so viel einräumt, und aus Menschenfurcht heuchelt. Es läßt, als wenn unsere Prediger meinen, man müsse in seinem Herzen orthodox, und auf der Kanzel Pietist seyn. Eben wie der bekannte Jurieu sagte, man müsse es mit den heiligen Augustin halten, aber doch auf Pelagianisch predigen (qu'il faut precher à la Pelagienne.)

Wenn ich nicht irre, so hat dieses Betragen unserer sonst rechtgläubigen Lehrer Ew. Hochedelgebohren bewogen, zu glauben, es habe nicht viel zu bedeuten, wenn man dem rechten Glauben, der allein gerecht macht, die guten Werke an die Seite setzte. Allein ich glaube auch, daß Ew. Hochedelgebohren aus dem, was ich bisher geschrieben, erkennen werden, daß dieses eine Sache, die man nicht für so gleichgültig anzusehen hat, als man jetzt insgemein zu thun gewohnt ist. Es hängt unsere ewige Wohlfahrt daran. Viele gottselige Männer, die herzhaft genug sind, sich einer einreißenden übeln Gewohnheit entgegen zu setzen, erkennen dieses, und bleiben bey der alten rechtgläubigen Weise, das Wort Gottes zu predigen. Sie mischen die Ermahnungen zur Tugend nicht dergestalt in ihre öffentlichen Reden, daß man sie, ohne diese Reden zu verstümmeln, nicht davon

trennen könnte: sondern sie hängen dieselben zum Beschluß als eine Zugabe hinten an, doch so, daß man solche leicht überhören kann, und daß sie dieselben weglassen könnten, ohne daß darum ihre Predigt etwas von ihrer Anmuht und Erbaulichkeit verlieren würde.

Was mich, den geringsten unter allen Dienern Christi anfanget, so habe ich die Gewohnheit, daß ich meinen Zuhörern zwar verspreche, sowohl von der Erkenntniß, als der Nachfolge Christi zu handeln: allein ich brauche dabey die theologische Vorsicht, daß ich mich bey dem ersten Punkt so lange aufhalte, bis keine Zeit mehr übrig ist, von dem letzten zu reden. Alsdann sag' ich meinen Zuhörern gleichsam ganz bestürzt, daß die Zeit bereits verflossen, und wickele mich von meiner Zusage mit einem Seufzer los. Ich kehre mich nicht daran, wenn andere diese meine Lehrte tadeln. Ich kann einem jeden seine Meynung lassen: ich glaube aber, ich habe auch den Geist Gottes *), zum wenigsten bin ich versichert, daß ich auf solche Art ein Uebel verhüte, welches gewiß nicht geringe ist.

*) 1 Cor. 7, 40.

Es ist sehr natürlich, daß Leute, wenn sie hören, daß die Beobachtung der Gebote Christi so unumgänglich nöthig zur Seligkeit sey, in die gröſeste Verwirrung gerathen, und bey sich selbst denken: Wer kann denn selig werden? Solche Gedanken aber sind der erste Grad zu einer gefährlichen Schwermüthigkeit, die leicht zu einer Verzweiflung ausschlagen kann. Ich kann mir nicht einbilden, daß ich unrecht thue, wenn ich diesem Unglücke auf alle mögliche Weise vorzukommen suche. Es mögen die heimlichen und offenbaren Pietisten meine Aufführung beurtheilen, wie sie wollen; sie mögen unsere Lehre von der Rechtfertigung eines armen Sünders vor Gott, die allein durch den Glauben geschiehet, für noch so ungeschickt halten, eine Besserung des Willens zu würken; ich bleibe einfältiglich bey der einmahl erkannten und bekannten Wahrheit und sage mit unserer Augspurgischen Confession *). „Wiewohl nun diese Lehre bey unverfälschten Leuten sehr verachtet wird, so befindet sich doch, daß sie dem blöden und erschrockenen Gewissen sehr tröstlich und heilsam ist, denn das Gewissen

*) Art. 20.

kann nicht zu Ruhe und Frieden kommen durch Werke, sondern allein durch den Glauben." — —

Wer diesen Worten, wie ein jeder aufrichtiger Evangelischer Christ thun muß, einfältig gläubet, und den Nachdruck derselben völlig einsiehet, kann allen Pietisten und Schwärmern kecklich Trotz bieten. Ich möchte wohl wissen, was ihre Irrthümer für einen Nutzen haben könnten, der nur im geringsten mit den würklichen Vortheilen, welche die reine Evangelische Lehre mit sich führet, zu vergleichen wäre? Ich sehe nicht ab, was daraus Gutes folgen könne; ich weiß aber, daß sie viel Böses gestiftet hat, und noch stiftet, dem durch nichts als durch die heilsame Lehre unserer Kirchen gewehret werden kann. Denn eben die schwärmerische Lehre, die den Glauben ohne gute Werke zur Erlangung der Seligkeit für unzulänglich hält, ist es, die den Irrthum hervorgebracht hat, daß dem Menschen eine gewisse Frist zu seiner Bekehrung gesetzt worden, nach deren Verlauf weiter kein Raum zur Buße übrig, und keine Gnade zu hoffen ist!

Es wird sich bald weisen, daß ich die Wahrheit sage, wenn Ew. Hochedelgebohren nur sol-

gendes zu erwägen belieben. Die Erfahrung giebt es, daß die Gewohnheit leicht zu einer andern Natur wird. Viele ähnliche Thaten machen eine Gewohnheit aus; folglich iſt es unläugbar, daß einige Thaten, die wir oft wiederholen, uns ſo natürlich werden können, daß es uns unmöglich iſt, ſie zu unterlaſſen. Sind dieſe Thaten gut, ſo heißt es, wir ſind im Guten bekräftiget, ſind ſie böſe, ſo ſetzen ſie uns in einen Zuſtand, den man die Verhärtung nennt.

Ferner lehret uns die Vernunft, daß man ſich von einer langwierigen und faſt zur andern Natur gewordenen Gewohnheit nicht plötzlich, und eben ſo wenig mit einmal losreiſſen könne, als dieſe Gewohnheit auf einmal entſtanden. Es koſtet Zeit, ſich das abzugewöhnen, was man bisher zu thun gewohnt geweſen. Dieſe Zeit muß nun nach der Stärke und Schwäche der Gewohnheit ordentlicher Weiſe bald länger bald kürzer ſeyn. Iſt aber die Gewohnheit, die wir abzulegen willens, böſe, ſo wird, unſerer verderbten Natur wegen, allemahl zu dieſer Ablegung eine längere Zeit, als zu ihrem Wachsthum erfodert. Aus dieſem allen folget, daß ein Menſch, der vom dritten bis zu ſeinem funfzigſten Jahre allen ſei-

nen Begierden hat den Zügel schießen lassen, nothwendig eine noch länger Zeit bedürfe, diese Begierde zu bändigen. Da nun aber selten ein Mensch ein so hohes Alter erreichet, so siehet man offenbar, daß nothwendig eine Zeit seyn müsse, nach deren Verlaufe unsere Besserung, nach dem ordentlichen Laufe der Natur, unmöglich sey, ob man gleich dieselbe wegen der unterschiedenen Mischungen der Affekten und wegen anderer Umstände nicht eigentlich bestimmen kann.

Ist nun aber die Besserung des Lebens zur Erlangung der Seligkeit so unumgänglich nothwendig, so haben unsere Theologen sehr übel gethan, daß sie sich dem peremtorischen Termin widersetzet. Daß ein Augenblick sey, da unsere Besserung unmöglich werden müsse, ist so unstreitig wahr, als daß zweymal zwey vier ist. Und wenn man den terminum peremptorium in diesem Verstande nimmt, so ist er nicht gefährlich. Allein, sobald man sagt, daß nach dem Verlauf dieses Augenblicks alle Hoffnung zur Seligkeit verlohren, weil zur Erlangung derselben nothwendig eine Besserung des Lebens erfodert werde, so verfällt man in diejenige Ketzerey, wider die unsere Gottesgelehrte mit allem Rechte geeifert haben.

Ew. Hochedelgebohren sehen also, daß dasjenige, was den peremtorischen Termin zu einem Irrthum machet, nichts anders ist, als die thörigte Schwärmerey, die guten Werke wären zur Seligkeit nöthig, und daß folglich das einzige Mittel, diesen Irrthum zu widerlegen, kein anderes seyn könne, als unsere allein seligmachende evangelische Wahrheit von der Unnöthigkeit der guten Werke. —

Wer wollte nun aber eine Lehre, die so viel zur Beruhigung unsers Gewissens beyträgt, nicht hoch halten? Wer wollte dieselbe nicht auf alle ersinnliche Weise beliebt und angenehm zu machen suchen? Sobald diese Wahrheit verworfen wird, verliert unsere allein seligmachende Religion etwas von den Vorzügen, welche sie von allen Sekten unterscheiden. Unsere Gottesgelehrten zählen unter die Kennzeichen der besten Religion auch dieses, daß eine Religion im Leben und Sterben den größten Trost giebt. Man kann von unserer Evangelischen Lutherischen Religion dieses mit Grund der Wahrheit sagen. Man muß ihr aber diesen Vortheil nothwendig absprechen, wenn es wahr ist, daß die guten Werke zur Seligkeit nöthig sind.

Denn da dieſer Satz den peremtoriſchen Termin erzeuget, der peremtoriſche Termin aber alle Buße auf dem Sterbebette unnütze machte: ſo iſt es offenbar, daß dadurch die Quelle des Troſtes, mit welcher unſere Prediger die Sterbenden aufrichten, nothwendig verſtopft werde. Und eben darum ſagt die Augſpurgiſche Confeſſion, daß die Lehre vom Glauben dem blöden und erſchrockenen Gewiſſen tröſtlich und heilſam ſey.

So tröſtlich nun die Lehre vom Glauben iſt, ſo geſchickt iſt die Lehre von der Nothwendigkeit der guten Werke, einen Sterbenden zur Verzweiflung zu bringen. Ich geſtehe, es wäre zu wünſchen, daß ſich jedermann beſtrebte, nebſt der Reinigkeit des Glaubens ein gutes Gewiſſen zu haben. Dieſes wäre unſtreitig der ſicherſte Weg zu einem freudigen Tode. Allein, da die Natur des Menſchen ſo ſehr verderbt iſt, ſo ſieht man wohl, wie wenig dieſes zu hoffen, und daß es daher unumgänglich nothwendig ſey, die Menſchen auf eine andere Art zu einem ruhigen und ſeligen Ende geſchickt zu machen. Gott hat uns nach ſeiner Güte alles mühſamen Nachſinnens in dieſem Stücke überhoben.

Der Schächer am Kreuze, der ohne alle gute

Werke bloß durch seinen Glauben der ewigen Seligkeit theilhaftig wurde, lehret uns durch sein Exempel, daß man in den letzten Stündlein nicht nöthig habe, seiner Sünden wegen zu verzagen. Es ist nicht von ohngefähr geschehen, daß diese Begebenheit sich genau zu der Zeit zugetragen, als Gottes eingebohrner Sohn am Stamme des Kreuzes für unsere Sünde genug gethan. — Gott hat uns dadurch die Natur dieser Genugthuung recht lebhaft zu erkennen geben wollen: und wie unerkenntlich auch sonst das menschliche Geschlecht in Ansehung der göttlichen Wohlthaten ist, so muß man ihm doch zum Ruhm nachsagen, daß es diese Wohlthat dankbarlich angenommen, und sich wohl zu Nutze zu machen weiß. Wenn man das Leben der meisten Christen ansiehet, so muß man bekennen, daß der Schächer in Ansehung seiner spaten Buße weit mehr Nachfolger habe, als unser Heyland in Ansehung seines vollkommenen Gehorsames. Diese Aufführung der Christen ist nicht zu tadeln, nur ist zu bedauren, daß viele von den getreuesten Nachfolgern dieses Schächers so wenig Beständigkeit in ihrer Nachahmung beweisen, daß sie, wenn das letzte Stündlein kommt, ihrer Sünde wegen anfangen, zu zittern und zu zagen, nicht

anders, als wenn kein Schächer gewesen, der die Furcht, die sie empfinden, durch sein Exempel ungereimt gemacht hätte.

Was soll nun ein rechtschaffener Prediger thun, um diese trostlose Sterbende vor der Verzweiflung zu bewahren? Das, was diese armen Leute unruhig und verzagt macht, ist nicht ein Zweifel an der vollkommenen Genugthuung Christi, denn nichts ist leichter und bequemlicher, als zu glauben, daß ein anderer gethan, was ich thun soll, und ich also von aller Verantwortung frey sey. Das einzige, was einem Sterbenden Scrupel macht, ist die Mühe, sich zu bereden, daß diese Genugthuung ihm wegen seiner Sünden zu statten kommen könnte. Sein Seelsorger hat ihm erst gesagt, daß einer, der wider Gottes Gebot handelt, und sich nicht bessert, verdammt wird; der ehrliche Mann hat es unstreitig nicht so böse gemeint: allein dieses kann nicht hindern, daß ein Sterbender nicht Anlaß nehme, sich daher allerhand sorgliche Gedanken zu machen. Die Annehmlichkeit der Sünden, die ihn reizte, daß er diese Drohungen wenig achtete, verschwindet mit der Hoffnung des Lebens, nur die Furcht vor der Hölle wird, wenn er die Größe seiner Sünden

bedenket, und alle Augenblicke vermuhten muß, in einen Stand zu gerahten, da alle Hoffnung der Vergebung verlohren, immer größer. Und alsdann fällt auch denen, die kein Latein wissen, das Distichon des Cato bey.

Cum sis ipse nocens, moritur cur victima pro te,
Stultitia est, morte alterius sperare salutem.

Der Teufel läßt sich aber die Mühe nicht verdrießen, den Sterbenden diese Worte aufs deutlichste zu erklären: und diese Erklärung macht alsdann einen größern Eindruck in ihr Gemüht, als die Auslegung des andern Artikels, und zwar aus keiner andern Ursache, als weil die armen Leute sich fälschlich einbilden, es sey nebst dem Glauben auch ein tugendhafter Wandel zur Seligkeit nöhtig. Dieses ist derjenige Irrthum, der so viele Schwachgläubige auf die äußerste Spitze des Verderbens setzet. Ein treuer Prediger muß also sich bemühen, diesen Irrthum zu widerlegen, und seine trostlose Seele durch die ihm entgegengesetzte Wahrheit zu einer ruhigen und seligen Abfahrt geschickt zu machen. Er muß die Größe der Barmherzigkeit Gottes, und die Vollkommenheit Christi auf's prächtigste herausstreichen, und

den Sterbenden überführen, daß allein das Vertrauen auf diese Barmherzigkeit, und dieses Verdienst, ihn selig machen könne. Er muß ihm auch ausdrücklich sagen, daß es nicht nöthig sey, gute Werke zu thun, daß auch ein Mensch, der die ganze Zeit seines Lebens in Sünden zugebracht, ohne alle Besserung selig werden könne, wenn er nur in der letzten Viertelstunde sich fest beredet, Christus sey für ihn gestorben: und dieses muß er durch das trostreiche Beyspiel des Schächers beweisen. Der Kummer, den die begangenen Sünden einem Sterbenden machen, wird auf solche Art bald verschwinden, zumal wenn der Prediger seine Gründe mit andächtigen Gebeten begleitet und spricht:

„Darum ist kein Sünder so groß,
„Wenn er sich legt in Christi Schooß,
„Mit wahrem Glauben wickelt ein
„In die blutige Wunde sein,
„Bey Gott dem Vater Gnade find.

Er muß dem beängsteten Sünder die Versicherung geben, daß diese gläubige Einwickelung in die Wunden Christi auch in dem letzten Augenblicke unsers Lebens geschehen könne. Weil nun der Teufel zu einer solchen Zeit sehr geschäftig ist,

so trägt es sich oft zu, daß der Sünder sich den Scrupel macht, ob diese Einwickelung ihm ohne wahre Buße und Besserung was nützen könne. Man siehet leicht, daß dieser Scrupel ungereimt ist, und nicht verdienen würde, daß man darauf antwortete, wenn die christliche Liebe nicht befehle, auch die Kleinigkeiten, die ein Sterbender vorbringt, mit Geduld anzuhören, und ihm darauf gründlichen Bescheid zu geben. Man muß demnach einem solchen Menschen sagen: daß er sich ohne Noht selbst quäle, wenn er meine, es fehle ihm an wahrer Buße: eben die Angst, in der er sich wegen seiner begangenen Missethaten befinde, gebe zu erkennen, daß er seine Vergehungen bereue. Es sey also nichts mehr nöhtig, als daß er die Reue mit einem festen Glauben an Christum verbinde: er müsse sich nicht irren lassen, daß er aus seinem Katechismus gelernet, daß noch außer der Reue, und dem Glauben, der neue Gehorsam, oder Besserung des Lebens zu einer wahren Buße erfordert werde. Denn es sey wohl zu merken, daß dieser neue Gehorsam in der Verrichtung guter Werke bestehe, und folglich zu einer wahren Buße nicht nöhtiger seyn könne, als die Werke zur Seligkeit. Da nun unsere Kirche glaube, daß

dieſe guten Werke zur Seligkeit ſo viel nützen, als das fünfte Rad am Wagen, ſo könne er ohne Mühe begreifen, daß die Meynung unſerer Kirche nicht ſey, den neuen Gehorſam für ein weſentliches Stück einer wahren Buße auszugeben: er ſey ein Zierrath, der, wie uns die Werke vor den Menſchen rechtfertigen, unſerer Buße vor der Welt ein ſchönes Anſehen gebe. Es ſey demnach eine gottelige Eitelkeit, daß er ſich zu einer Zeit, da er weit wichtigere Dinge zu bedenken habe, um den Mangel einer Sache, die ſo wenig nothwendig ſey, unnütze Sorgen mache. Er ſolle ſich nur ſolcher Gedanken entſchlagen, ſolle ſich feſt bereden, ſein Heyland werde ihm ohne alle ſein Verdienſt und Würdigkeit die Seligkeit ſchenken: und in dieſer Zuverſicht ſanft und ſelig einſchlafen.

Solche Vorſtellungen ſind, wie ich aus Erfahrung in meinem nunmehro, Gottlob! in die zwanzig Jahre geführten Amte gelernet, das einzige Mittel, die beängſteten Gewiſſen zu tröſten. Sie müſten aber falſch ſeyn, wenn es wahr wäre, daß derjenige, welcher ſelig werden will, gute Werke thun müſſe. Dieſer Irrthum raubt dem Sterbenden allen Troſt, und iſt daher um ſoviel gefährlicher. Ja, was noch ſchrecklicher iſt! er

macht das Benehmen unſerer Prediger, welche die Sterbenden auf die angeführte Art zu einem ſeligen Abſchiede bereiten, dem Verfahren der Quackſalber ähnlich, welche die Schmerzen ihrer Patienten durch Opiate und durch narkotiſche Mittel vertreiben, ohne das Uebel aus dem Grunde zu heben.

Ich glaube Ew. Hochedelgebohren verabſcheuen dieſe abſcheulichen Folgen des Irrthums, den Sie zu hegen ſcheinen, und ſehen nunmehr die gründliche Vortreflichkeit und den herrlichen Nutzen unſerer Evangeliſchen Lehre völlig ein. Dieſes iſt der Zweck meines Schreibens, und, o wie glücklich wär ich, wenn meine Bemühung nicht vergebens ſeyn wird! Ich habe zu dem Ende Ew. Hochedelgebohren ſo deutlich gewieſen, daß unſere Lehre von dem Glauben und den guten Werken ſowohl in der heiligen Schrift, als in der geſunden Vernunft gegründet iſt, und Ihnen gezeiget, daß Ihre Meynung mit unſerer Lehre nicht übereinſtimme.

Wenn Ew. Hochedelgebohren das, was ich geſchrieben, wohl erwägen, ſo werden Sie nothwendig eingeſtehen müſſen, daß Sie geirret, die Kirche geärgert, und alſo eine ernſt-

haftere Erinnerung, als ich mir Ihnen zu geben die Freyheit nehme, wohl verdient. Diese Erkenntniß Ihrer Sünden wird Sie antreiben, Gott Ihr Vergehen abzubitten, und sich in Zukunft vor allen Abwegen, nach allem Vermögen, zu hüten. Dieses ist der beste Entschluß, den Sie fassen können.

Sollten Ew. Hochedelgebohren aber wider Vermuhten sich in Ihrem Irrthum verhärten, und denselben durch allerhand Scheingründe zu behaupten suchen: so will ich mir zwar, um Ihre Seele zu gewinnen, die Mühe nicht verdrießen lassen, auch auf diese Scheingründe zu antworten; allein es würde mir doch leid seyn, Sie so tief in die heillosere Pietisterey verfallen zu sehen, daß Sie, ehe Sie der Wahrheit Gehör geben, lieber, ich weiß nicht, was für Ausflüchte suchten. Mich deucht indessen, daß ich dieses nicht leicht zu besorgen habe, denn ich habe, wie Ew. Hochedelgebohren selbst finden werden, allen Scrupeln und Einwürfen, die Sie sich und mir vermuhtlich machen könnten, aufs sorgfältigste vorgebauet.

Einen Schlupfwinkel hab' ich Ihnen, wo mir recht ist, offen gelassen, den ich Ihnen aber noch

zum Beschuß dergestalt verrennen will, daß es Ihnen unmöglich seyn wird, daselbst wider die Gewalt meines Angriffes Ihre Sicherheit zu suchen. Ew Hochedelgebohren könnten sprechen: „Es nähme Sie sehr Wunder, daß man Ihre unschuldigen Reden so übel auslege, und, Sie wüßten nicht, was für Ketzereyen man darinn finde: da doch einem Jeden, der nur einmal die heilige Schrift gelesen, nicht unbekannt seyn könne, daß ehemals der Apostel Paulus selbst eben dergleichen Gedanken gehabt, ohne daß es jemals unsern Gottesgelehrten eingefallen, zu behaupten: Durch die Ausdrücke, deren sich unser Heyland und die beyden angeführten Apostel bedienet, geschehe der reinen Lehre, daß der Glaube an Christum selig mache, Abbruch. Es sey also offenbar, daß unsere Gottesgelehrten ein sicheres Mittel wüßten, die in der Schrift befindlichen, nicht sehr orthodox klingenden Reden, mit ihrer reinen Lehre zu vereinigen; folglich sey es eine Unbilligkeit, daß man Ihre offenbarlich nicht so hart lautende Werke, nicht nach eben den Regeln erklären, und ihnen einen Sinn geben wolle, welcher der Evangelischen Wahrheit nicht zuwider sey. Denn Sie

fänden nicht, warum es leichter ſey, in dem Worten Jakobs; ſo ſehet ihr nun, daß der Menſch durch die Werke gerecht wird, nicht durch den Glauben allein (Jakob II — 24.) einen orthodoxen und den Worten Pauli, die gerade das Gegentheil zu ſagen ſcheinen (Röm. II. — 28.) nicht zuwiderlaufenden Verſtand zu finden, als in den Ausdrücken, deren Sie ſich bedienet. Ihre Meynung ſey aber diejenige, die der Apoſtel Paulus, ſeine Orthodoxie unbeſchadet, vorgetragen, wenn er Galat. V. 6. ſchreibt: denn in Chriſto Jeſu gilt weder Beſchneidung noch Vorhaut etwas, ſondern der Glaube, der durch die Liebe thätig iſt: und wenn die irrig, ſo müſſe man die ganze Bergpredigt Chriſti in den indicem expurgatorium ſetzen. Es möchten doch die, welche Sie zum Ketzer machen wollten, ſich wohl vorſehen, daß ſie nicht ſelbſt aus übergroßer Orthodoxie unſerm Heylande und der ganzen heiligen Schrift widerſprächen. Ja es wäre zu beklagen, daß dieſes würklich von Leuten geſchehe, die vor allen andern auf die klaren Worte des Textes zu pochen gewohnt wären. Denn Sie könnten es nicht anders ausdeuten, als daß der Apoſtel Pau-

lus offenbar Lügen gestraft werde, wenn man sage, die Gottseligkeit sey zwar zu allen Dingen nütze, allein zur Seligkeit nicht; da doch dieser Apostel ausdrücklich hinzusetze, sie habe auch die Verheissung des zukünftigen ewigen Lebens *). Sie wollten indessen die lieblosen Urtheile, die Sie der Wahrheit wegen über sich ergehen lassen müßten, geduldig leiden, und in der Stille darüber seufzen, daß es in der Christenheit Leute gebe, denen die Tugend und Gottseligkeit verdächtig scheine, und die bey dem bejammernswürdigen Mißbrauch der Lehre von der Gnade Gottes in Christo Jesu, kein Bedenken trügen, die Ruchlosen, welche schon für sich mehr als zu geneigt wären, diese Gnade auf Muthwillen zu ziehen, in ihrer Sicherheit zu bestärken u. s. w."

Ich denke nicht, daß Ew. Hochedelgebohren mir nachreden werden, ich hätte ihre Vertheidigung nicht mit gebührendem Nachdruck vorgetragen. Ich verfahre aufrichtig mit Ihnen, doch verlange ich nicht, daß Sie mich dieser Aufrichtigkeit wegen loben sollen. Ein solches Lob würde mir mehr schaden, als nützen: denn unter den

*) 1 Tim. 4.

Gottesgelehrten iſt es ein altes Herkommen, die Gründe ihrer Widerſacher nicht in aller ihrer Stärke anzuführen, ſondern dieſelben, um Aergerniß zu vermeiden, mit Weglaſſung deſſen, was darinn das gefährlichſte iſt, vorzutragen. Ich wollte um vieles nicht, daß es Jemand wüßte, daß ich mich von dieſem löblichen Gebrauch entferne. Dieſes wäre genug, mich als einen heimlichen Ketzer verdächtig zu machen. — Doch Ew. Hochedelgebohren verrahten mich nicht.

Nun wird es Zeit ſeyn, daß ich mich bemühe, Ihnen den Ungrund Ihrer Klagen ſo deutlich darzuthun, als es möglich iſt. Es haben alle Ketzer die heilige Schrift zur Beſchönigung ihrer Irrthümer gemißbrauchet, und Ew. Hochedelgebohren würden, wenn Sie dieß nicht thäten, zu erkennen geben, daß Sie Ihr Handwerk ſchlecht gelernt, und noch nicht geſchickt wären, ein würdiges Mitglied des Ketzerordens zu heiſſen. Allein, gleichwie unſere Gottesgelehrte allen falſchen Lehrern die aus dem Zeughauſe des göttlichen Worts entwendeten Waffen mittelſt der ihnen eigenen Geſchicklichkeit ohne große Mühe aus den Händen zu drehen gewußt, ſo können Ew. Hochedelgebohren auch verſichert ſeyn, daß, wie ſehr Sie ſich

auch mit Sprüchen aus der heiligen Schrift waffnen, der Sieg dennoch auf unsere Seite sich neigen werde.

Zwar muß man, wenn man aufrichtig reden will, bekennen, daß, seit dem der Teufel die Kirche Gottes durch allerhand Ketzereyen beunruhiget, keine einzige ausgeheckt worden, die einen so grossen Schein der Wahrheit und Heiligkeit hätte, und so genau mit der heiligen Schrift übereinzukommen scheine, als die, welche man die Pietisterey nennt, und welcher Ew. Hochedelgebohren beygethan zu seyn im Verdacht sind. Ja man kann, ohne Unwahrheit zu begehen, sagen, daß dieselbe aus einer fleißigern Lesung der heiligen Schrift, als sonst gebräuchlich (die aber nur nicht in rechter Ordnung vorgenommen) entstanden sey. So lange man auf unseren Evangelischen hohen Schulen die studirende Jugend nur in der polemischen Theologie und Predigtkunst übte, und außer diesen heilsamen Wissenschaften ihnen nichts als die Logic des Aristoteles, und eine zum theologischen Gebrauch eingerichtete scholastische Metaphysic erklärte, war die Kirche Gottes in Ruhe: allein sobald als einige Magister in Leipzig mit ihren Collegiis biblicis aufgezogen kamen, und da-

durch das Anſehen je er Künſte, mit denen man ſonſt der ſtudirenden Jugend den Kopf zu füllen, und den Beu el zu fegen pflegte, ſchwächten, riß ſogleich der Irrthum ein, ein gutes Leben müſſe den Glauben, wenn er rechtſchaffen ſeyn ſollte, begleiten. Es muß demnach in der heiligen Schrift etwas enthalten ſeyn, das zu ſo irrigen Gedanken Anlaß geben kann. Und in der That, die häufigen Ermahnungen zur Tugend, die man faſt auf allen Blättern findet, können einen, der nicht recht in ſeinem Glauben feſt iſt, leicht auf die Gedanken bringen; der einzige Endzweck der göttlichen Offenbahrung ſey, die Menſchen nicht ſowohl von dem Weſen, als von dem Willen Gottes zu unterrichten, und fromm und tugendhaft zu machen. Die ganze Bergpredigt Chriſti handelt bloß von guten Werken, und hält nichts vom Glauben in ſich; ja, ich zweifle nicht, wer dieſelbe in Frag und Antwort brächte, und dieſelbe heutiges Tages als einen kurzen Begriff der Lehre des Evangelii der Jugend erklären wollte, würde von allen reinen Lehrern für einen heimlichen Socinianer gehalten werden. Nichts aber iſt ſo geſchickt, die Leute zu Pietiſten zu machen, als die Epiſtel Jakobi. Dieſer Apoſtel redet ſo hart wi-

der den Glauben, und streichet die guten Werke so heraus, daß der selige Vater Luther, weil er nicht sahe, wie man die Lehren dieses Apostels mit den Lehren Pauli in Einstimmung bringen könnte, nach seiner heroischen Weise, dreiste weg sagte, die Epistel Jakobi sey eine stroherne Epistel. Unsere Gottesgelehrte, die von jeher wohl erkannten, daß Luthers Schuhe nicht allen Füßen gerecht sind, haben Bedenken getragen, ein ganzes Buch der heiligen Schrift bloß darum zu verwerfen, weil etwas darinn enthalten, das nicht in ihren Kram dient, und haben sich also bemüht, Jakobum und Paulum zu vereinigen. Da nun nach der Schrift dem, welcher gläubet, nichts unmöglich ist, so haben unsere Theologen endlich ein Mittel erfunden, den Widerspruch, der den seligen Luther so zur Verzweiflung brachte, daß er deswegen eine von Gott eingegebene Schrift als unächt verworfen, glücklich zu heben, indem sie nach reiferem Nachsinnen und genauerer Betrachtung der Worte der beyden Apostel die Entdeckung machten, die gewiß nicht zu verachten ist, daß Paulus von der Rechtfertigung vor Gott, Jakob hingegen von der Rechtfertigung vor den Menschen rede. Man muß gestehen, dieses ist

ſehr glücklich ausgedacht: und wenn auch der Einfall nicht ſo gründlich wäre, als er iſt, ſo könnte man doch ſagen, si non e vero, e ben trovato. Allein wie gründlich und ſcharfſinnig auch unſere Theologen zwey dem Schein nach uneinige Apoſtel vereiniget, ſo bleibt doch auſſer dieſem Stein des Anſtoßes noch vieles in der Schrift übrig, das ebenfalls, wenn es übel verſtanden wird, zu pietiſtiſchen Gedanken zufälliger Weiſe Gelegenheit geben kann. Es würde zu weitläuftig ſeyn, alle dergleichen Stellen anzuführen; denn man mag die Bibel aufſchlagen, wo man will, ſo will ich wetten, man wird etwas finden, das, auſſer dem Zuſammenhang genommen, und nach unſerer Orthodoxie beurtheilt, ein pietiſtiſches Anſehen gewinnet. Man ſollte daher faſt bewogen werden, diejenigen, die ſich durch die ſcheinbare Uebereinſtimmung der Pietiſterey mit der Schrift auf Irrwege führen laſſen, zu entſchuldigen, wenn nicht der löbliche Fleiß unſerer reinen Gottesgelehrten, die den wahren Sinn einer jeden Schriftſtelle ſo glücklich eingeſehen, und in ihren allenthalben zu habenden Schriften der Welt ihre Entdeckungen mitgetheilt, jene Leute aller Entſchuldigung unwürdig machte

Warum lesen diese Herren nicht die Schriften unserer Gottesgelehrten? Warum wagen sie sich in ein ihnen unbekanntes Land ohne einen treuen Wegweiser? Verirren sie sich, so müssen sie es sich selbst zuschreiben. Das ist der Lohn ihrer Verwegenheit. Es ist nöthig, es ist nützlich, die heilige Schrift zu lesen, allein, da es schon eine Sünde, etwas darinn zu finden, das den Lehren unserer reinen Theologen entgegen ist, so ist ja wohl das Vernünftigste, was einer thun kann, dieses, daß er sich der Anleitung eines geübten und erfahrnen Gottesgelehrten bediene, um hinter den wahren und mit unserer Analogia fidei, die durch Gottes Gnade nunmehr zu der größten Vollkommenheit und Gewißheit gelanget ist, übereinstimmenden Sinn der Schrift zu kommen. Versäumt er dieses, so ist es kein Wunder, wenn er endlich auf Irrthümer verfällt.

Die heilige Schrift ist, wie unsere Theologen gar wohl anmerken, nicht ἁπλοῦν πρᾶγμα; und wer sich auf dieses geistliche Meer ohne den Kompaß unserer Orthodoxie waget, kann schwerlich hoffen, den Hafen der Wahrheit zu erreichen. Ich habe vor langer Zeit in dem Journale litteraire den Auszug eines in England herausgekommenen

Buchs,

Buchs, deſſen Titel mir entfallen, geleſen, in welchem der Autor gar ſinnreich und artig behauptet, daß das Leſen der Schrift der Orthodoxie ſehr nachtheilig, und faſt die einzige Urſache aller Ketzereyen ſey. Man hat geglaubt, der Autor habe in dieſer Schrift die Orthodoxie auf eine ſatyriſche Art durchziehen, und ſie eines Ungrundes beſchuldigen wollen. Ich will darüber mit Niemanden zanken. Mir liegt wenig daran, ob der Autor dieſe Abſicht, die wahrhaftig gottlos iſt, gehabt oder nicht; nur deucht mich, daß man der Behauptung dieſes Engländers, wenn man ſie von den etwa mit unterlaufenden Spöttereyen, von welchen ich ein Feind bin, abſondert, einen guten Verſtand geben könnte. Er ſagt in der That nichts Unrechtes. Alle Gottesgelehrte in allen Religionen ſagen einmüthig, daß alle Ketzer ihren Irrthümern aus der Schrift ein Färbchen anſtreichen, und geben alſo zu verſtehen, daß in der Schrift würklich Stellen vorhanden ſind, die ohne eine gute Erklärung Unerfahrnen zum Anſtoß gereichen können. Sie glauben dadurch das Anſehen der heiligen Schrift, und diejenige Lehre, welche ſie für die beſte halten, ſo wenig zu verletzen, als der Apoſtel Petrus die Abſicht gehabt, ſeines Mit-

arbeiters am Evangelio zu ſpotten, wenn er von den Briefen Pauli ſchreibt, daß darin „etliche Dinge ſchwer zu verſtehen, welche verwirrten die Ungelehrigen und Leichtfertigen. 2 Petr. 3, 16.

Dieſe Anmerkung des Apoſtels Petri hat die Römiſche Kirche zu einem Entſchluß gebracht, der mit dem Vorſchlage des gedachten Engländers ſehr wohl überein kömmt. Sie hat den Layen die Leſung der heiligen Schrift ernſtlich verboten, weil ſie (wenigſtens ihren Vorgeben nach) auch außer den Briefen Pauli ſich δυσνοητα zu finden einbildet, welche eben ſo geſchickt, als die von Petrus erwähnte, die Ungelehrigen und Leichtfertigen zu verwirren. Es iſt wahr, unſere Kirche ſcheint dieſes Benehmen der Römiſchen Kirche nicht zu billigen; ſie meint, die Römiſche Kirche verbiete nur darum das Leſen der heiligen Schrift, damit die Layen nicht merken ſollten, wie ſchändlich ſie von ihren Prieſtern betrogen würden, und wie ſehr die Lehre, die ihnen vorgetragen wird, der heiligen Schrift zuwider ſey: und ſie lobt unſern ſeligen Vater Luther noch in der Erde, daß er das Licht des göttlichen Worts unter dem Scheffel hervorgezogen. Allein noch iſt ſie nicht auf den Unſinn

gefallen, daß die Freyheit, die heilige Schrift zu lesen und zu erklären, ohne alle Schranken seyn müsse.

Der selige Luther ging anfangs zu weit, indem er Niemanden als die heilige Schrift für einen Richter in Glaubenssachen erkannte, und sich die Freyheit herausnahm, dieselbe auf eine Art zu erklären, die er für die vernünftigste hielt. Es ist offenbar, daß, wenn ein Jeder diesem auserwählten Rüstzeuge nachahmen wollte, wir längst in die Irrthümer der Socinianer und Arminianer, bey welchen eine unbeschränkte Freyheit, die Schrift zu erklären, herrschet, gerathen seyn würden. Die Nachfolger Luthers sahen dieses Uebel vorher, und beugten ihm hinlänglich vor. Sie erkannten sehr vernünftig, daß das Verfahren Luthers mehr zu bewundern, als nachzuahmen sey.

Sie hatten unstreitig recht. Wäre, wie schon erwähnt, einem Jeden erlaubt, die Schrift nach seinem Kopfe zu erklären, und von denjenigen Lehren der Kirche, die das Unglück haben, ihm nicht zu gefallen, abzuweichen, so könnte das Mittel, wodurch die evangelische und uralte Apostolische Religion wieder hervorgebracht wurde, auch dienen, das Licht des Evangelii wieder zu verdun-

keln, indem dadurch auf solche Art allen Ketzereyen Thür und Thor wäre geöffnet worden.

Diese Betrachtung beweg unsere Kirche, den Schluß zu machen, daß derjenige ein Ketzer heißen sollte, der sich gelüsten lassen würde, die Schrift in einem andern Sinne zu erklären, als sie. Sie verfertigte zu dem Ende gewisse Bücher, in welchen der wahre Verstand der Schrift enthalten: und verband alle ihre Glieder, von dieser Richtschnur, welche sie zum Unterschied normam secundariam nennet, nicht abzuweichen. Sie gab auch, um die, welche nicht im Stande sind, die von ihr als Nebenregel eingeführten Glaubensbücher (libros symbolicos) zu lesen, vor allem Irrsal zu bewahren, die heilige Schrift mit Glossen heraus, aus welchen auch der Einfältigste den wahren Sinn des heiligen Geistes erkennen kann.

Ich weiß wohl, es sind in diesen letzten Zeiten Spötter gekommen, die sich nicht scheuen, unsere Kirche dieserwegen zu tadeln, und ihr vorzuwerfen, sie habe dem Beyspiel ihres Stifters schlecht gefolget, und sey in eben die Thorheit gefallen, welche sie ehedessen an der Römischen Kirche getadelt. Allein man kann diese Irrgeister, denen diese Verfassung unserer Kirche ein Dorn im

Auge iſt, leicht abfertigen. Wir folgen unſerm ſeligen Vater Luther in einem aufrichtigen Bekenntniß der Wahrheit. Daß er aber zu einer Zeit, da alles, was die Römiſche Kirche neben der Schrift als eine Regel des Glaubens eingeführt, voller Irrthümer war, ſich allein an die heilige Schrift gehalten, und von keiner andern Richtſchnur wiſſen wollen, iſt etwas, das wir ihm jetzt, da diejenigen Bücher, welche neben der Schrift als eine norma secundaria gelten, nichts als die reine unverfälſchte Lehre der Apoſtel und Propheten in ſich faſſen, ohne Sünde nicht nachthun können. Was er zu ſeiner Zeit that, war nöthig, die Wahrheit an den Tag zu bringen; nachdem er dieſes glücklich verrichtet, braucht man unſtreitig andere Mittel, dieſe Wahrheit zu erhalten. Luther erkannte dieſes zuletzt ſelbſt; indem er, (wie billig) die jehart anließ, die ſich gelüſten ließen, von ſeinen Meinungen abzugehen, und nach ſeinem Beyſpiele auf die bloße Schrift zu trotzen. Man mache demnach nur einen Unterſchied, unter den vördersten und hinterſten Luther, inter Lutherum prioristicum et posterioristicum und merke, daß der letzte uns lieber iſt, als der erſte, ſo wird man begreifen, daß man uns mit Recht nicht vorwer-

sen könne, wir folgten nicht den Fußtapfen des seligen Mannes.

Was aber das anlanget, daß wir wieder in die Thorheit fallen sollen, die wir an der Römischen Kirche getadelt, so antwortete ich darauf mit dem bekannten, Duo cum faciunt idem, non est idem. Die Römische Kirche thut unstreitig übel, wenn sie ihren Gliedern das freye Forschen in der Schrift untersaget, und es nicht will, daß man ihre Lehren untersuchet; denn sie hat nicht die rechte Lehre, und befürchtet nur, ihre Betrügereyen möchten an den Tag kommen. Wir aber haben die Wahrheit, und sind also nicht allein berechtiget, sondern schuldig, auf eine Art, welche den Spottern so sehr mißfällt, zu verhindern, daß ein jeder nach Belieben von selbiger abtrete, und die Schrift erkläre, wie er es gut findet. Was die Papisten thun, ist Tyranney und Gewissenszwang: was wir hingegen thun, ist nur eine kluge und christliche Bemühung, den Irrthümern zu steuern. Die wahre Kirche hat vieles vor der falschen voraus, und es ist lächerlich, wenn diese sich die Rechte zueignen will, die jener zukommen. —

Ich habe dieses alles in dem Jahrgange, den ich in diesem Jubeljahr erwählet, noch weitläuftig

ger ausgeführet, und bin willens, dieſe Predigten, wenn Gott Leben und Geſundheit verleihet, dem Druck zu übergeben. Wenn mich die Eigenliebe nicht blendet, ſo ſollte ich denken, die Freunde unſerer Religion würden dadurch bewogen werden, etwas milder von dem Verfahren und der Lehre unſerer Kirche zu urtheilen: denn ich habe alle diejenigen Meinungen unſerer Gottesgelehrten, welche von den Neulingen pflegen angefochten zu werden, auf eine geometriſche Art bewieſen. Der Wohlſtand verbietet mir, ein mehreres von meiner Arbeit zu ſagen. Das Werk mag ſeinen Meiſter loben. —

Inzwiſchen werden Ew. Hochedelgebohren aus dem Wenigen, das ich hier angeführt habe, ſo viel ſchließen können, daß es ein elender Behelf ſey, wenn Sie Ihre Zuflucht zu der heiligen Schrift nehmen. Es iſt nicht genug, daß Ihre Meinung mit einigen Stellen der Schrift übereinzukommen ſcheint; ſoll ſie orthodox ſeyn, ſo muß ſie auch mit unſern aus der heiligen Schrift genommenen Glaubenslehren übereinkommen. Dieſe heiligen Bücher ſind der rechte Probierſtein der Wahrheit. Es giebt viele Irrthümer, die ein geſchickter Kopf aus Gottes Wort ſo ſcheinbar beweiſen kann, daß,

wenn es möglich, ſelbſt die Auserwählten dadurch kommen verführt werden. Allein den Ketzer möchte ich ſehen, der ſeine falſchen Lehren mit unſern ſymboliſchen Büchern vereinigen könnte. Dieſe Bücher ſcheiden die Schaafe von den Böcken, und darum hat auch unſere Kirche dieſelben ſo lieb, als ihren Augapfel. Wer ſich an ſie hält, kann nicht irren. Wer aber ſeinen eignen zu viel zutrauet, und die Schrift ohne Rückſicht auf unſere analogiam fidei nach ſeiner eigenen Phantaſie erklären will, ſtößt die Gnade, die Gott uns durch Mittheilung der Chriſtlutheriſchen Glaubensbücher erwieſen, muthwillig von ſich, und muß alſo aus gerechtem Gerichte Gottes auf allerhand Irrwege gerathen. —

Die heilige Schrift iſt zu einer Zeit geſchrieben, da die Lehren, welche darinn enthalten, noch von keinem Irrgeiſte in Zweifel gezogen, und folglich durch den Fleiß derer, welche die Wahrheit verfochten, noch nicht in ein ſo helles Licht geſetzt, und ſo auseinander gewickelt waren, als zu unſern Zeiten. Nun merken aber unſere Gottesgelehrten wohl an, daß diejenigen Lehrer, die vor erregten Streitigkeiten geſchrieben, in ihren Ausdrücken nicht ſo behutſam zu ſeyn pflegen, als die

nachfolgende Schriftſteller (quod ante motas controversias doctores interdum securius loqui soleant.)

Was iſt es alſo Wunder, daß, da die Bibel vor erregten Streitigkeiten (ante motas controversias) geſchrieben, Ew. Hochedelgebohren Stellen darin finden, die Ihren Irrthum zu rechtfertigen ſcheinen? Sehen Ew. Hochedelgebohren alſo nicht, daß Sie gar keine Urſache haben, auf die Schrift zu trotzen? Es iſt kein Ketzer ſo arg, der nicht eben das thun könnte?

Ew. Hochedelgebohren werden ohne Zweifel meinen, es ſey das, was ich ſage, dem Anſehen der heiligen Schrift zu nahe geredet, indem ich die heiligen und von Gottes Geiſte getriebenen Männer einer Unbedachtſamkeit zu beſchuldigen ſcheine. Aber Sie irren ſich. Was ich ſage, gereicht der heiligen Schrift nicht zur Verkleinerung. Es iſt unſtreitig, daß, wenn unſer Heiland nur einmahl zu ſeinen Jüngern geſagt hätte, ich bin Gottes und Mariens Sohn, wahrer Gott und Menſch in einer unzertrennten Perſon. Ich bin ein Gottmenſch; Θεανθρωπος, und beſtehe aus zwey Naturen, aus der göttlichen und menſchlichen, dieſe beyden Naturen ſind auf eine ſo ge-

naue, wiewohl unbegreifliche Art, mit einander vereiniget, daß sie nur eine Person ausmachen, und diese Vereinigung ist geschehen, nicht mere χετικως, nicht παραστατικως sondern κατα συνδυασιν, und zwar ασυγχιτως ατρεπτως und αδιαιρετως. Wenn er ihnen ferner die Distinctionen inter abstractum naturae et concretum personae, inter totum Christi und totum Christum, inter idiomata ενεργετικα und ανενεργητα und die genera communicationis idiomatum auf die Art, wie es von unsern Gottesgelehrten geschiehet, erklärt hätte, so ist, sage ich unstreitig, daß, wenn unser Heyland dieses gethan, alle die Streitigkeiten, welche unseren Gottesgelehrten Gelegenheit gegeben, die Lehre von der Person Christi auseinander zu lesen, unmöglich hätten entstehen können. Dieses leugnen unsere Theologen nicht. Beschuldigen sie aber darum unsern Heyland einer Unbedachtsamkeit? man müste sehr boshaft seyn, wenn man ihnen dieses nachsagen wollte. Einer gleichen Bosheit würde sich also derjenige Schuld geben, der mir vorwerfen wollte, ich rede verkleinerlich von der heiligen Schrift, wenn ich sage, es brauche dieselbe, weil sie vor erregten Streitigkeiten geschrieben, einer geschickten Auslegung. Soll die-

ies nicht mehr seyn, so sehe ich nicht, warum sich unsere Gottesgelehrten so viel Mühe geben, durch ihre vortheilhafte Erklärungen den Verstand der Schrift dergestalt einzuschränken, daß dieselbe keinem, der diesen Erklärungen folgt, zum Anstoß gereichen kann.

„Allein" sagen Ew. Hochedelgebohren, „warum erkläret man meine Worte, die ich aus der Schrift genommen, auch nicht so, daß nichts Anstößiges darinn übrig bleibt?"

In dieser Frage steckt eine heimliche Klage über eine eingebildete Ungerechtigkeit, aber es steckt auch zugleich eine Foderung darinn, die, Ew. Hochedelgebohren verzeihen mir diesen Ausdruck, ziemlich unbescheiden ist. Jakob hat gesagt, wir werden durch die Werke gerecht; unsere Gottesgelehrte entschuldigen den heiligen Mann und sagen, er rede nur von der Rechtfertigung vor den Menschen. Ew. Hochedelgebohren sagen fast eben das, was Jakob sagt, und siehe, man spricht, Sie wären ein Ketzer. Ew. Hochedelgebohren können sich darinn nicht finden. Aber bedenken Sie einmahl. Jakob war ein Apostel: Sie sind es nicht. Jakob schrieb aus Antrieb des heiligen

Geiſtes: Sie können ſich deſſen nicht rühmen. Jakob ſchrieb vor erregten Streitigkeiten: Sie hingegen zu einer Zeit, da auch die Kinder wiſſen, daß man ſo nicht reden müſſe, als Sie gethan. — Aller Unterſchied zwiſchen dem Apoſtel Jakob und Ihnen iſt alſo ſo groß, daß ich mir kaum einbilden kann, daß Ew. Hochedelgebohren auf Ihre unbillige Foderung beſtehen werden, wenn Sie ſich nur recht beſinnen. Ueberdem iſt der Apoſtel Jakob ſchon viele hundert Jahre todt; und Ew. Hochedelgebohren leben noch. So groß nun der Unterſchied zwiſchen einem todten und lebendigen Menſchen, ſo wenig können Ew. Hochedelgebohren verlangen, daß man mit Ihnen eben ſo ſäuberlich verfahren ſolle, als wenn Sie ein vor mehr als 1600 Jahr den Weg aller Welt gegangener Apoſtel wären. Bilden Sie ſich dieſes ein, ſo muß ich Ihnen ſagen, daß wir dieſe Weiſe nicht haben, und die Gemeinde Gottes auch nicht. Wir ſind allemahl höflicher und liebreicher gegen unſere verſtorbenen als lebenden Mitbrüder: und Ew. Hochedelgebohren würden alſo eine ſchlechte Kenntniß der Welt an den Tag legen, wenn Sie hoffen wollten, noch bey Ihrem Leben ſo billige Richter zu finden, als der Apoſtel Jakob nach ſei-

nem Tode gehabt. Man wird Ihnen nichts neues machen. Schreiben Sie aber ein Werk

— — — — Quod nec Jovis ira, nec ignis,
Nec poterit ferrum, nec edax abolere vetustas. *)

ſo können Sie, wie ketzeriſch man es auch bey Ihrem Leben ausgeſchrieen, dennoch hoffen, die Nachwelt werde Sie entſchuldigen, und durch allerhand wohlausgeſonnene Erklärungen Ihr verhaßtes Andenken wieder ehrlich machen. — So können ſich die Zeiten ändern.

Wir können dieſes an dem Streite der Erbſünde, welchen der bekannte Flacius im ſechszehnten Jahrhundert erregte, deutlich ſehen. Was für Gräuel fand man nicht in der Meinung dieſes Mannes? Wie hart verfuhr man nicht mit ihm und ſeinen Anhängern? Man machte ihn zum Manichäer, und es war kein Ketzertitel ſo arg, den man ihm nicht beylegte. Ja, der ſelige Andreas ſchrieb, (wenn Arnolden zu trauen iſt,) nach des Flacius Tode. „Illyricus iſt des Teufels. Ich habe mit ihm nichts mehr zu thun, weil ich nicht zweifle, daß er nun mit allen Teufeln freſſen muß,

*) Ovid. Metam. lib. 15. v. 871.

wenn sie nur zu Hause sind, und nicht etwa seine Gesellen, Spangenbergen und die Uebrigen begleiten."

Allein demungeachtet haben unsere Theologen nunmehr schon erkannt, daß die Meinung des Flacius besser gewesen, als seine Worte lauteten. Sie entschuldigen ihn aufs beste, und reden von der ungeheuren Ketzerey, worüber man vor beynahe zwey hundert Jahren ein so großes Geschrey erregte, jetzt mit der Gelassenheit, die eine Ueberzeugung, welche groben und hitzigen Köpfen so natürlich ist, und durch so viele Verdienste wieder gut gemacht werden, billig erfodert. Quod semel sit, semper fieri potest.

Ein jeder verdächtige Schriftsteller kann also mit Vernunft hoffen, daß eine Zeit kommen werde, da man seine Schriften mit unpartheyischern Augen, als bey seinem Leben geschiehet, ansehen werde. Livor post fata quiescit; und diejenigen natürlichen Ursachen, deren sich die göttliche Weisheit zu Anfeurung des Eifers derer, die mit uns leben, bedienet, reichen nicht zu, dieses heilige Feuer in den Nachfolgern dieser rüstigen Männer zu unterhalten. Sobald die erste Hitze verrauchet, und der Streit unter Personen fortgesetzt wird,

die nicht ſo viel Theil an demſelben nehmen, als die, welche ihn erregt haben, ſo verliert er viel von ſeiner Heftigkeit, und muß, wenn die Kaltſinnigkeit der Kämpfer nicht durch einen neuen Zufall gebrochen wird, bald ſeine Endſchaft erreichen. — Alsdenn kommt ein Jeder zu ſich ſelbſt, und man wundert ſich, wie es möglich geweſen, daß man ſich um eine Sache, die ſo leicht in Güte zu heben geweſen, ſo heftig hat zanken können.

Wie wahr dieſes auch alles nun iſt, ſo bleibt es doch gewiß, daß derjenige ſich nicht wenig übereilt, welcher verlangt, man ſolle ſeine verdächtigen und anſtößigen Reden, ſobald ſie ihm aus der Feder gefloſſen, mit der Gelaſſenheit und Unpartheilichkeit beurtheilen, die ſie nicht eher, als nach dem Verlaufe einer ziemlichen Anzahl Jahre verdienen. — Unſere Pflicht iſt, ob dem Wort zu halten, das gewiß iſt, und keine Redensart, ſie ſey ſo wenig anſtößig, als ſie wolle, mit einer ſchädlichen Gleichgültigkeit anzuſehen. Wir ſind ſchuldig, dahin zu ſehen, daß die reine Lehre auf unſere Nachkommen fortgepflanzt werde. Was wir thun, geſchiehet zum Beſten der Nachwelt, und es ſtehet nicht bey uns, etwas von ihren Rechten zu vergeben. Will ſie Gnade

für Recht ergehen laſſen, ſo iſt es gut. Wir müſſen thun, was unſere Pflicht erfordert. Daß dieſes die Meinung unſerer Gottesgelehrten ſey, iſt daher klar, weil ſie, ob ſie gleich erkennen, daß die Meinung Flacii nicht ſo gottlos ſey, als man anfangs gewähnt, und ſeine Worte einen guten Verſtand haben können, dennoch nicht leiden würden, wenn man ſagen wollte, „die Widerſacher des guten Flacius müßten ſehr dumme, oder wunderliche, zankſüchtige Leute geweſen ſeyn, daß ſie dieſes nicht ſo gut als ihre Nachfolger eingeſehen; und man könnte daher mit Händen greifen, daß der Haß gegen die Perſon dieſes vermeinten Ketzers mehr Schuld an ihrem Eifer gehabt haben, als die Liebe zur Wahrheit.“ Dieſes, ſage ich, würden unſere Gottesgelehrte ſehr übel nehmen, zum deutlichen Zeichen, daß man heute von einer Meinung ein ſchlimmes und morgen ein gutes Urtheil fällen könne, ohne ſich zu widerſprechen, und daß ein Ketzer nicht eher ein gutes Urtheil (wie die Helden der Heyden die Vergötterung, oder die Heiligen im Papſthum die Canoniſation) als nach ſeinem Tode, und nach Verlauf einer gewißen Zeit hoffen und verlangen könne.

Ew.

Ew. Hochedelgebohren ſehen, daß ich mich keine Mühe verdrießen laſſe, Ihre Scrupel zu heben. Ich bilde mir ein, daß das, was ich zu dem Ende geſchrieben, (wenn Sie nicht muthwillig widerſtreben,) kräftig genug ſey, eine ſo gute Wirkung hervorzubringen. Alles, was ich nun thun kann, iſt, daß ich Ew. Hochedelgebohren um Ihr eignes Beſtes bitte, meine wohlgemeinte Arbeit nicht vergeblich an Sie angewendet ſeyn zu laſſen. Ich weiß wohl, die rohe und dabey naſeweiſe Welt fängt an, alle Ermahnungen treuer Lehrer und Prediger zu verwerfen; ſie ſpottet ihres Eifers und ihrer Seufzer, und verhärtet ſich alſo in ihren Irrthümern. Allein ich habe noch zur Zeit das gute Vertrauen zu Ew. Hochedelgebohren, daß Sie nicht ſo halsſtarrig ſeyn werden. Um vor allen höhniſchen Verſpottungen ſicher zu ſeyn, hab' ich mich ſorgfältig, ſowohl aller harten und anzüglichen Ausdrücke, als alles Gepinſels, wie die Spötter reden, enthalten. Die Waffen, mit welchen ich Ew. Hochedelgebohren angreife, ſind deutliche und unſtreitige Regeln der geſunden Vernunft, und kräftige Sprüche der heiligen Schrift. Ich irre ſehr, oder dieſer Angriff muß einigen Eindruck machen, zumahl bey einem

Bayerische Staatsbibliothek München

ſo guten Gemüthe, als Ew. Hochedelgebohren haben.

Sollt' ich wider Vermuthen, mich in meiner Hoffnung betrogen ſehen, ſo können Ew. Hochedelgebohren dennoch verſichert ſeyn, daß ich demungeachtet nicht aufhören werde, für Sie zu beten, und Gott anzurufen, daß er einen Mann, der, da er viel Gutes ſtiften, alſo auch durch ſeine böſen Lehren die liebe Jugend verführen kann, erleuchten, und aus den Irrthümern, die er an einem nicht gar zu reinem Orte eingeſogen, gnädiglich herausreißen wolle. Ich verſpreche mir um ſo eher einer gnädigen Erhörung, weil es zum Wohl unſerer Kirche unumgänglich nöthig iſt, daß in den Pflanzgärten derſelben, ich meine die Schulen, nicht der Bock zum Gärtner geſetzt werde. Was würde es mit unſerer armen Kirche nicht für ein Anſehen gewinnen, wenn der ſtudierenden Jugend, die in den Glaubensſachen den Kindern zu Ninive vollkommen ähnlich iſt *), die ſchädlichſten Irrthümer beygebracht werden ſollten, zu einer Zeit, da alles, was ſie höret, am beſten bey ihr haftet? Die bloße Vorſtellung dieſes Elends

*) Jon. 4. 11.

preßt rechtſchaffenen treuen Lehrern und Predigern die heißeſten Seufzer aus, und wenn ſie bedenken, daß an unterſchiedenen Orten das ſeelenverderbliche Uebel ſchon einzureißen anfange, ſo wird ihnen bange um Troſt; ja, ſie würden gänzlich verzagen, wenn ſie ſich nicht der Zuſage Chriſti, kraft welcher auch die Pforten der Hölle wider ſeine Kirche nichts ausrichten ſollen, erinnerten.

Ueberdem kann es einem wohlgeſinnten Prediger ungemein Troſt geben, wenn er ſiehet, wie wenig ſich die Sitten der verderbten Welt, obgleich die Pietiſten noch ſo ſehr ſchreien, „dieſe Beſſerung ſey zur Erlangung der ewigen Seligkeit nöthig,“ wirklich beſſern; und wie feſt hingegen alle Verſtändige an der reinen Lehre vom Glauben halten, obgleich der Satan durch ſeine Werkzeuge dieſe troſtreiche Lehre verächtlich zu machen trachtet. Er ſchließet daraus, daß unſere Lehre weit geſchickter ſey, den Beyfall des größten Haufen zu gewinnen, als der ihr entgegengeſetzte Irrthum von der Nothwendigkeit der guten Werke. Er wird in dieſer Meinung noch mehr beſtärket, wenn er aus der Geſchichte und Erfahrung lernet, daß die, welche die Kirche Gottes mit einer finſtern, mürriſchen Heiligkeit

beunruhigt, und so viel von einer in diesem Leben nicht zu hoffenden Vollkommenheit schwatzen, in dem Streite mit denen, die sich diesem Unwesen widersetzten, zu allen Zeiten den kürzern zogen, und von denen, welche die Wahrheit über alles liebten, glücklich unterdrückt wurden. Er bemerkt mit vielem Vergnügen, daß allemahl die Andacht und der Eifer dieser eingebildeten Heiligen und ihrer Anhänger von kurzer Dauer und nur gleichsam eine fliegende Hitze gewesen, und lernt mit Lust aus den Erzählungen, die er hier und da von den scheinheiligsten Pietisten hört, daß diese übertünchte Gräber, wie viel sie auch von der Kreuzigung des Fleisches und der Selbstverleugnung schwatzen, dennoch heimlich ihre Lehren schlecht beobachten.

— — — — et de virtute locuti
Cunem agitant. *)

Er bemerkt dies, sage ich, mit Vergnügen, theils weil er sich daraus die wahrscheinliche Wiederkehr zu dem Schooße der rechtgläubigen Kirche versprechen kann, (denn nichts ist geschickter, ih-

*) Juv. Sat. 2.

nen die Falſchheit ihrer Lehre von der Theologie der Wiedergebohrnen zu erkennen zu geben, als ein ſolcher Wandel) theils weil er nichts gewiſſer vermuthen kann, als daß diejenigen, die ein ſolcher Heuchler bekehren will, ihrem Gewiſſensrathe zurufen werden.

Ego te ceventem, Sexte, verebor! *)

Werden dieſe Leute dieſen neuen Phariſäern erſt ſo weit hinter ihre Streiche kommen, ſo dürfen die Rechtgläubigen ſich nicht ſonderlich mehr vor dieſen Irrgeiſtern fürchten, zumahl da ſie ohnedem ſchon aus allen Umſtänden ſehen können, daß die menſchliche Natur ſo beſchaffen, daß eine langwierige Pietiſterey nicht mit ihr beſtehen kann, weil wir Menſchen nach dem Sündenfalle mehr geneigt ſind, unſeren natürlichen Begierden, ſie mögen beſchaffen ſeyn, wie ſie wollen, zu gehorchen, als uns mit denſelben in einen Krieg einzulaſſen, deſſen Ausgang, wie die leidige Erfahrung zeiget, uns nothwendig zur Schande gereichen muß.

Ich kann hier nicht umhin, die göttliche Weis-

*) Juv. Sat. 2.

heit und Vorsorge für unser evangelisches Zion zu bewundern, nach welcher Gott das, was in dem Menschen das Schlimmste ist, ich meine die Erbsünde, dergestalt zum Besten der Gläubigen verwendet, daß es der ärgsten Ketzereyen zum Gegengewicht dienen muß. Denn diese uns angebohrne Unart, die außerdem die Quelle alles uns drückenden Elends ist, hat doch die guten Eigenschaften in sich, daß sie in uns einen fast unüberwindlichen Abscheu vor einer Lehre erweckt, die sehr geschickt ist, uns zu derjenigen Sünde zu verleiten, durch welche sowohl die gefallenen Engel, als die ersten Menschen, die ihnen anerschaffene Heiligkeit verlohren haben. Wir können versichert seyn, daß denen, die Gott lieben, alle Dinge zum Besten dienen müssen, *) und können mit David sagen: „Darum fürchten wir uns nicht, wenn gleich die Welt unterginge, und die Berge mitten ins Meer sich senkten. Wenn gleich das Meer wüthete, und wollte, daß von seinem Ungestühm die Berge einfielen, Sela! dennoch soll die Stadt Gottes fein lustig bleiben, mit ihren Brünlein — Amen!“ **)

*) Röm. 8, 28. **) Ps. 46, 3—6.

Indem ich meinen Brief ſchließen will, bekomme ich von demjenigen guten Freunde, bey welchem ich die Schrift, welche mir Anlaß gegeben, die Feder zu ergreifen, zuerſt geſehen, die erfreuliche Nachricht, daß Ew. Hochedelgebohren auf geſchehene ſanftmüthige und chriſtliche Erinnerung derer, die an Ihrem Orte für die Reinigkeit der Lehre wachen, und ihres Eifers wegen von langen Jahren her ein großes Anſehen in der ſtreitenden Kirche erlanget, die mir anſtößig ſcheinenden Ausdrücke dergeſtalt gemildert, daß nunmehr ferner kein Aergerniß zu beſorgen. Gott ſetze die treuen Lehrer, die für die Ehre Gottes und die Ruhe der Kirchen ſo empfindlich geweſen, zum Segen, und regiere Ew. Hochedelgebohren mit ſeinem Geiſte, daß Sie ſich ins künftige einer Behutſamkeit befleißigen, die Ihre geiſtlichen Obern hinführo aller Sorge und der Mühe, Sie wieder auf den richtigen Fußſteig der reinen Lehre zu bringen, überheben könne! Die ehrerbietige Folge, die Sie dem gottſeligen Begehren des ehrwürdigen Miniſterii Ihres Orts geleiſtet, erfüllt mein Herz mit der Hoffnung, mein Wunſch werde nicht unerhört bleiben, und macht, daß ich Ew. Hochedelgebohren mit aufrichtigerem Herzen,

als vielleicht ſonſt würde geſchehen ſeyn, verſichern kann, daß ich zeitlebens mit aller Hochachtung ſeyn werde

Ew. Hochedelgebohren

zu Gebot und Dienſten verbundenſter
M. Sebaſtian Zänker.

Dabam raptim inter labores
sacros N. N. d. 22. Jun.
1750.

Klägliche Geſchichte

von der

jämmerlichen

Zerſtöhrung

der

Stadt Jeruſalem;

mit kurzen,

aber dabey deutlichen und erbaulichen,

Anmerkungen,

nach dem Geſchmacke

des

(S. T.)

Herrn M. Heinrich Jacob Sievers,

erläutert,

und

als eine Zugabe zu deſſen Anmerkungen

über die Paßion,

ans Licht geſtellet

von

X. Y. Z. Rev. Miniſt. Cand.

Frankfurt und Leipzig,

1732.

PLINIUS.

Stultissimum est, ad imitandum non optima quæque proponere.

Vorrede.

Geehrter, geliebter und geneigter Leſer.

Ich überliefere dir hiemit ein Werkgen, welches zwar, dem erſten Anſehen nach, von ſchlechter Wichtigkeit zu ſeyn ſcheinet; aber doch vermuhtlich ſolche Sachen in ſich faſſet, daß es dich nicht gereuen wird, einige Augenblicke auf deſſen Durchblätterung gewendet zu haben.

Die Regeln der Beſcheidenheit verbieten mir, meine eigene Arbeit zu loben, und ich habe auch dieſes um ſo viel weniger nöhtig, weil dasjenige, was ich auf dem Titelblatte geſaget habe, hinlänglich iſt, dir einen guten Begriff von ſelbiger zu geben. Meine Anmerkungen ſind

nach dem Geſchmacke des (S. T.) Herrn Magiſters Heinrich Jacob Sievers geſchrieben. Sie können alſo nicht anders als wohl gerahten ſeyn, wofern ich nur geleiſtet, was ich verſprochen. Ob dieſes aber geſchehen ſey, muß der Augenſchein geben.

Ich beſcheide mich zwar gerne, daß meine Anmerkungen unmöglich ihrem Urbilde vollkommen ähnlich ſeyn können: allein ich bin zufrieden, wenn ich nur einen merklichen Grad der Aehnlichkeit erreichet habe, und verlange gar nicht, daß man meine Anmerkungen den Anmerkungen des Herrn Magiſters gleich ſchätze. Ich habe mir dieſes vortrefflichen Mannes Schriften zu einem Muſter vorgeſtellet. Ich folge ihm, wiewohl mit ungleichen Schritten:

. . . . non passibus aequis. *)

Darinn ſuche ich meinen Ruhm, und hoffe, der geneigte Leſer wird ſo billig ſeyn, und geſtehen, daß ich wohl gewählet habe.

---

*) Virgil. Aeneid. Lib. 2.

Ich hätte hier die schönste Gelegenheit, dem Herrn Magester Sievers ein Lobrede zu halten: allein ich thue es nicht, denn ich kenne seine Bescheidenheit und weiß, wie wenig ihm mein Lob nützen kann. Es sind auch überdem die Verdienste desselben so bekannt, und alle Welt stimmet so sehr darinn überein, daß sie ausnehmend sind, daß ich nur der Sonne eine Fackel anzünden würde, wenn ich durch mein ungeschicktes und unnöhtiges Lob ihm und dem geneigten Leser verdrießlich fallen wollte.

Ich wende mich vielmehr zu dem Zollus und Momus. Es ist nunmehro, leider in diesen letzten Zeiten in der Welt dahin gekommen, daß ein ehrlicher Mann fast nichts schreiben kann, das nicht von naseweisen Leuten aufs unbarmherzigste durch die Hechel sollte gezogen werden. Dieses, glaube ich, schrecket viele gute Gemühter ab, der Welt mit ihrem Talente zu dienen. Nun tadele ich zwar diese behutsamen Personen desfalls nicht: allein sie werden mir doch erlauben, daß ich aufrichtig bekenne, es mehr mit denen herzhaften Scribenten zu halten, die sich

durch die höhnischen Urtheile tadelsüchtiger Menschen nicht abhalten lassen, ihre Gedanken der Welt mitzutheilen; sondern, ohne zu bedenken, was die böse Welt etwan sagen werde, getrost darauf los schreiben, und in allen widrigen Begebenheiten sich mit dem Zeugnisse ihres Gewissens und einer lebhaften Empfindung ihrer eigenen Vollkommenheiten aufrichten, und in ihrem Kämmerlein, bey sich selbst, lächelnd, sprechen:

- - populus me sibilat, at mihi plaudo
Ipse domi - - - *)

Alle diejenigen, so ihr Vergnügen darinn suchen, daß sie ihres Nächsten wahre oder vermeinte Fehler aufdecken und belachen, können demnach versichert seyn, daß es mir sehr gleichgültig, was sie von mir und meinen Anmerkungen urtheilen werden. Ich schreibe aus keinen eitlen Absichten: nicht ums Brodt, nicht um Ruhm zu erjagen; sondern bloß meinem Nächsten zu dienen, und mit dem mir beygelegten Pfunde zu wuchern. Die Erbauung, welche se

*) Horat. L. I. Sat. 1.

viele fromme Seelen, in und auſſer dieſer guten Stadt, aus den herrlichen Anmerkungen des Herrn Magiſters Sievers über die Geſchichte des Leidens und Sterbens Jeſu Chriſti ziehen, hat mich auf die Gedanken gebracht, es wäre nicht übel gethan, wenn man, ſtatt einer Zugabe zu dieſen Anmerkungen, die Geſchichte von der Zerſtöhrung der Stadt Jeruſalem, welche der Herr Magiſter mit drucken laſſen, mit eben ſo kurzen, nachdrücklichen und erbaulichen Noten erläuterte. Viele andächtige Perſonen beyderley Geſchlechts, welche die Sieverſchen Anmerkungen mit unbeſchreiblichem Vergnügen leſen, und die Vortrefflichkeit derſelben nicht genug zu erheben wiſſen, haben mich angefriſchet, ſelbſt Hand an ein ſo löbliches Werk zu legen; und die Höflichkeit ſowohl, als die chriſtliche Liebe, hat mir nicht zugelaſſen, ihnen dieſes gottſelige Begehren abzuſchlagen.

Meine Abſicht iſt alſo, wie du, mein Leſer, ſieheſt, lauter und untadelich. Ich erläutere eine lehrreiche Geſchichte mit Anmerkungen, die ich, wenn ich ſie nicht ſelbſt gemacht hätte, noch

lehrreicher nennen wollte: zu keinem andern Ende, als die Lehrbegierde einiger gottſeligen Perſonen zu vergnügen, die ungemein beklagen, daß es dem Herrn Magiſter Sievers nicht gefallen, auch über dieſe Geſchichte, die er ſeinem Werklein beygefüget hat, ſeine Gedanken der Welt mitzutheilen; und hoffe alſo, der geneigte Leſer werde ſo gütig ſeyn, und diejenigen Fehler, ſo er etwan in meiner Arbeit entdecken möchte, meiner guten und unſchuldigen Abſicht wegen, geneigt und großgünſtig überſehen. Ich meine es doch gut, und wer meiner ſpottet, der verſündiget ſich an mir.

Wie beweglich und nachdrücklich indeſſen ich hier auch meinen Leſern zurede: ſo muß ich doch beſorgen, es werde an Spöttern nicht mangeln, die bey einer jeden Zeile meiner Anmerkungen etwas zu erinnern haben werden.

Da wird der eine ſprechen: Meine Anmerkungen wären läppiſch; ich zeigte darinn weder Verſtand noch Gelehrſamkeit, ſondern verriethe nur meine Einfalt ſo merklich, daß man ſagen könnte, ich hätte es, wenn meine Abſicht gewe-

geweſen, alle Welt zu überführen, daß ich ein elender Stümper, nicht beſſer anfangen können. Er wird herzlich lachen, daß ich einige griechiſche Stellen angeführet, und Stein und Bein ſchweren, ich verſtünde nichts davon: ja, wer weiß, ob er nicht gar ſagen wird, ich könne nicht einmal griechiſch leſen.

Der andere wird ſich ſtellen, als wenn er mit dieſem freyen und ziemlich plumpen Urtheile nicht zufrieden wäre, und ſagen: Man müſſe es mit mir ſo genau nicht nehmen; ich ſey noch jung, und mein Fleiß und gute Abſicht verdiene, daß man gnädig mit mir verfahre: nützten meine Anmerkungen den Gelehrten nicht, ſo könnten ſich doch die Ungelehrten daraus erbauen; dieſes ſey auch, allem Anſehen nach, mein Endzweck geweſen, und darnach müſſe man meine Arbeit beurtheilen.

Der dritte wird von dem Urtheile des andern Gelegenheit nehmen, ſtillſchweigend zu verſtehen zu geben, daß er unter die Zahl derer gehöre, denen meine Anmerkungen nichts nützen

können, und folglich gelehrt sey. Er wird mein Büchlein in die Hände nehmen, darinn blättern, es darauf mit einer höhnischen Miene wieder niederlegen, und sprechen: Ich lese dergleichen Geschmier nicht.

Der vierte, fünfte, und vielleicht auch der sechste, wird seine Gedanken von meinem Werke noch auf eine andere Art, entweder feiner oder gröber, entdecken; alle aber werden darinn übereinkommen, daß ich beser gethan haben würde, wenn ich es nicht geschrieben hätte, und ich müßte sehr fremd in der Welt seyn, wenn ich mir einbilden wollte, daß unter hundert einer zu finden, der unparteyisch und nach der Wahrheit von mir und meiner Schrift urtheilen werde.

Allein ein jeder mag sagen, was ihm beliebt, ich bleibe darum doch wohl, wer ich bin. Mich wird auch das freyeste und beißigste Urtheil nicht befremden, weil ich mir das schlimmste vorstelle. Richtet, meine Herren, spottet, lachet, so scharf, so grob, so fein und so laut, als ihr immer wollet, ihr werdet mich dadurch nicht

zum Zorn bewegen. Mein Eſſen und mein Trinken ſoll mir darum eben ſo gut ſchmecken, als ſonſt; ich werde deswegen keine unruhige und ſchlafloſe Nächte haben: ja ihr werdet durch eure Spöttereyen meine Zufriedenheit, wider euren Willen, vermehren. Denn je ärger ihr mit mir umſpringet, je ähnlicher werde ich demjenigen vortrefflichen Manne, deſſen Schriften ich mir zu einer Richtſchnur auserkohren habe: und dieſes iſt es, was ich ſuche.

Ich habe Urſache zu vermuhten, daß ich meines Wunſches werde gewähret werden. Denn da man ſich nicht geſcheuet hat, einen Mann, deſſen Schriften ſo vortrefflich ſind, daß eine der berühmteſten gelehrten Geſellſchaften in der Welt dadurch bewogen worden, ihn, aus eigener Bewegniß, zu ihrem Mitgliede zu erwählen, auf die allerſchändlichſte Art, ſo gar in den öffentlichen Zeitungen, herum zu nehmen: ſo wird man gewiß mit mir nicht ſäuberlicher verfahren. Geſchicht das am grünen Holze; was will am dürren werden?

Ich sage indessen nochmal, ein jeder mag sagen, was ihm beliebt; ich werde auch die widrigsten Urtheile mit Gelassenheit anhören: weil dasjenige, was dem Herrn Magister Sievers begegnet ist, mich völlig überführet, daß dergleichen Urtheile nichts, als Neid und Einfalt zum Grunde haben.

Unpartheyische urtheilen ganz anders von den Anmerkungen dieses wackern Mannes, als derjenige, dessen hämisches Urtheil man in den hamburgischen Correspondenten gerücket hat. Ich redete noch neulich mit einem ehrlichen Manne, der nicht studiret hat, der bekannte mir aufrichtig, daß er wünsche, daß viele solcher Bücher geschrieben würden. Denn, sprach er, wann ich des Herrn Magisters Sievers Anmerkungen lese, so dünke ich mir ganz gelehrt. Dieses Bekenntniß gereichet dem Herrn Magister Sievers zu grossen Ehren. Denn da der Endzweck eines Scribenten ist, seine Leser zu unterrichten: so ist es ja unstreitig, daß derjenige seine Sachen sehr wohl müsse gemachet haben, dessen Schriften die

Leſer gleichſam zwingen, zu bekennen, daß ſie eine Veränderung in ihrem Verſtande wahrnehmen, und einen Wachsthum ihrer Erkenntniß ſpühren. Und in der That, die Anmerkungen des Herrn Magiſter Sievers ſind der Art. Er verknüpft in ſelbigen, mit einer angenehmen Kürze, die gröſſeſte Deutlichkeit, die man wünſchen kann, welches, nach der Meynung eines groſſen Dichters, ſo wenigen gegeben, daß gemeiniglich eine kurze Schreibart mit einer verdrießlichen Dunkelheit vergeſellſchaftet iſt.

- - - brevis esse laboro,
Obscurus fio - - - *).

Es ſollte mir überdem nicht ſchwer fallen, zu beweiſen, daß in den Anmerkungen des Herrn Magiſter Sievers Sachen vorkommen, die man bey andern Auslegern vergebens ſuchet, und an welche vor ihm kein Menſch gedacht hat; woraus dann ſeine Scharfſinnigkeit und tiefe Einſicht zur Genüge erhellet: allein ich will mich

*) Horat. de Art. Poët.

daben nicht aufhalten, ſondern nur ſo viel ſagen, daß das groſſe Lob, welches ein berühmter Gottesgelehrter, dem der Herr Magiſter Sievers ſeine Anmerkungen, ehe ſie gedruckt worden, gezeiget, die em ausbündig ſchönen Werke ertheilet hat, mehr als hinlänglich ſeyn würde, den Spöttern das Maul zu ſtopfen, wenn es nur die Beſcheidenheit des Herrn Magiſters zuließe, dasjenige, was unter ihnen insgeheim geredet worden, nach allen Umſtänden bekannt zu machen.

Was meyneſt du, geeheter Leſer? Sollte der Beyfall eines ſolchen Mannes nicht mehr gelten, als das alberne Urtheil des böſen und neidiſchen Menſchen, der neulich ſeine elenden Spöttereyen über die Anmerkungen des Herrn Magiſters Sievers in die Zeitungen ſetzen laſſen? Und muß man nicht bekennen, daß dieſer Elende durch die Schmähſchrift, mit welcher er dem Herrn Magiſter wehe thun wollen, ſeine Einfalt und ſeinen verdorbenen Geſchmack zu ſeiner eigenen Schande verrahten?

O, daß er doch immer zu Hauſe geblieben wäre! Was hat er vor Ehre davon, daß er über ein Werk ſpottet, ſo die ganze kluge Welt mit Erſtaunen anſiehet, und, als ein anderer Midas, der einzige iſt, der nicht zwar dem Apollo ſelbſt, doch einem Liebling und Schooßkinde dieſes Gottes Hohn zu ſprechen, das Herze hat.

„Judicium sanctique placet sententia montis
Omnibus, arguitur tamen atque injusta vocatur
Vnius sermone Midae - - - - *).

Er verdienete wahrlich, daß ein eben ſo ſtrenges Gericht über ihn erginge, als über dieſen phrygiſchen König. Und ich meine, er iſt geputzet. Wie hat ihm nicht der Herr Magiſter Sievers durch die ſcharfſinnige und herzhafte Antwort, die gleichfals in dem hamburgiſchen Correſpondenten zu leſen iſt, das Maul geſtopfet? Er iſt verſtummet, und wird ſich auch, wofern er

*) Ovid. Met. Lib. IX.

nicht ganz verblendet iſt, eben ſo wenig weiter regen, als der Herr Magiſter Sievers aufhören wird, Bücher zu ſchreiben. Dieſer muhtige Scribent wird ſich durch ſolche armſelige Spöttereyen nicht abſchrecken laſſen, die Welt ferner mit ſeinen köſtlichen Schriften zu erfreuen. Er verſpricht uns dieſes in der gemeldeten Abfertigung des Spötters, der ſich an ihm reiben wollen. Er hat auch, als ein redlicher Mann, ſein Wort gehalten, und eine Schrift in gebundener Rede ans Licht geſtellet, die ſeinen Anmerkungen über die Paßion, an Schönheit, nichts nachgiebt, ja denenſelben ſo ähnlich iſt, als Zwillinge einander zu ſeyn pflegen.

So recht, groſſer und fruchtbarer Geiſt! Verlache die Spötter, und laß dich nichts irren; vollende, wie du es angefangen haſt:

„Perge modo, et qua te ducit via, dirige gressum.“ *)

*) Virgil. Aeneid. Lib. I.

Sey fruchtbar, und mehre die Anzahl deiner Schriften täglich; fahre fort, alle Monate mit so wohlgebildeten Zwillingen nieder zu kommen: so wird dein Ruhm schnell wachsen, und, ehe man sichs versiehet, bis an die Sterne steigen.

„Macte nova virtute, puer! sic itur ad astra.“ *)

O glückseliges Vaterland! das du mit einem so wohlgerahtenen Kinde prangen kannst. Aber erkennest du auch dein Glück? Ja, ich weiß, du erkennest es, und wirst nicht säumen, die Verdienste eines Sohnes, der dir so viele Ehre bringet, und so manche Lust machet, nach Vermögen zu belohnen. Ist es also wohl glaublich, daß die Schmähschrift wider den Herrn Magister Sievers, die wir in dem hamburgischen Correspondenten gelesen, aus Lübeck nach Hamburg gesandt worden, wie man uns bereden will? Aus der Stadt, da niemand, von dem Vornehmsten an bis auf den Geringsten,

*) Virgil. Aeneid. Lib. IX.

zu finden, der nicht vor den Herrn Magiſter eine Hochachtung hege, die mit der Gröſſe ſeiner Verdienſte übereinſtimmet? Aus der Stadt, da auch auf den Gaſſen . . . Doch, geneigter Leſer, es iſt Zeit, daß ich ſchlieſſe. Ein Eifer für die Ehre eines Mannes, den ich hoch ſchätze, ſetzet mich ſo gar auſſer mir, daß ich nicht einmal merke, wie nöhtig es ſey, Abſchied von dir zu nehmen, und mich dir beſtens zu empfehlen. Lebe demnach wohl, geneigter Leſer.

Hiſtoria

von der

Zerſtöhrung der Stadt Jeruſalem.

Als ſich die Zeit nahete, daß Gott wollte über Jeruſalem und das jüdiſche Volk den endlichen Zorn gehen laſſen, wie die Propheten, und der Herr Chriſtus ſelbſt [1] ihnen [2] gedräuet, und zuvor geſaget hatten, ſind dieſe nachfolgende Zeichen vorhergegangen.

Es iſt am Himmel ein Comet [3] geſehen,

---

1 Chriſtus ſelbſt] Matth. XXIV.

2 ihnen] den Jüden.

3 ein Comet] Es giebt Leute, die nichts glauben, und alſo auch leugnen, daß die Cometen was Böſes bedeuten, wie vornehmlich der gottloſe Bayle in ſeinen Pensées diverses sur la Comete ſich zu behaupten bemühet. Allein ein frommer Chriſt läſſet ſich durch das böſe Geſchwätz dieſer Leute nicht irren. Von den Meinungen

wie ein Schwerdt geſtalt, welcher ein ganz Jahr [4] über der Stadt geſtanden, und von jedermann [5] geſehen worden.

Item, eben in den Tagen der ungeſäuerten Brodt, [6] am achten Tage des Monats Aprilis, [7] um neun Uhr in der Nacht, iſt beym Altar im Tempel ein ſolch helglänzend Licht erſchienen, daß jedermann meinete, es wäre Tag.

Item, ein ehernes groſſes ſtarkes Thor am innern Tempel, da zwanzig Männer an heben mußten, [8] wenn man es wollte aufthun, wel-

---

der alten Weltweiſen von den Cometen, v. Plutarchum de Placitis Philosophorum Lib. III. cap. 2.

4 ein ganz Jahr] nicht, daß er immer ſtille geſtanden, ſondern er iſt, ein ganz Jahr durch, alle Tage auf- und untergegangen.

5 von jedermann] nämlich von allen Leuten, die nicht blind waren.

6 der ungeſäuerten Brodt] nämlich in der Zeit, da die Juden die Oſtern hielten. Exod. XII. 8. 15. XXIII. 15. XXXIV. 18.

7 des Monats Aprilis] das war der 14 Tag des Monats Nisan.

8 zwanzig Männer an heben mußten] vermuthlich, weil es ſehr ſchwer war.

ches mit ſtarken eiſernen Riegeln verwahret war, hat ſich um die ſechſte Nachtſtunde [9] ſelbſt aufgethan.

Item, auf den 21 Tag Junii hat man geſehen in der Luft und Wolken, an vielen Orten des Himmels, Wagen ſchweben, und wie eine groſſe Rüſtung von Reutern und Knechten, in den Wolken zuſammen ziehen, und ſich ſchlagen in der Nacht.

Item, vor dem Pfingſttage, als die Prieſter inwendig im Tempel haben wollen bereiten, was zum Feſt gehöret, haben ſie ein groß Getümmel und Gepolter, und hernach eine Stimme gehört, welche gerufen hat: Laſſet uns von hinnen wegziehen. Wiewol etliche ſagen, [10] das ſey geſchehen zur Zeit, da der Vorhang im Tempel unter Chriſti Leiden zerriſſen iſt.

Item, es iſt ein Menſch geweſen, Jeſus, ge-

---

9 um die ſechſte Nachtſtunde] das iſt um 12 Uhr, da es gemeiniglich zu funken pflegt.

10 etliche ſagen] Ich wolte wohl wetten, daß dieſe etliche Unrecht haben. Denn wenn ſich dieſes zu der Zeit des Leidens Chriſti begeben hätte: ſo hätten es die Evangeliſten wohl angemerket.

nannt Anani, eines gemeinen Mannes Sohn, [11] welcher, als er in Jeruſalem kommen [12] auf das Feſt der Laubhütt, hat aus einem ſondern [13] heftigen Geiſt geſchrieen: O ein Geſchrey vom Morgen! [14] O ein Geſchrey vom Abend! O ein Geſchrey von den vier Winden! O ein Geſchrey über ganz Jeruſalem und den Tempel, eine elende Klage über Braut und Bräutigam, ein Geſchrey über alles Volk! Und das klägliche Schreyen trieb er Tag und

---

11 gemeinen Mannes Sohn] darum nicht geleugnet, daß er auch eine Mutter gehabt. Denn alle Menſchen werden von Weibern gebohren, wie der chriſtliche Leſer ohne mein Erinnern ſchon wiſſen wird.

12 kommen] Es iſt zu vermuhten, daß er zu Fuſſe dahin gegangen, weil er eines gemeinen Mannes Sohn geweſen. Wiewohl einige Ausleger anderer Meinung ſind Vid. Phlegeton l. c.

13 ſondern] dieſes iſt nicht die Conjunctio adversativa: Sed; ſondern das adjectivum, singularis, welches man um der Einfältigen willen anführen wollen.

14 vom Morgen] Es wird hier nicht verſtanden die Zeit des Tages, ſo man Morgen nennet, gleichwie auch das Wort Abend hier nicht die Zeit andeutet, da die Sonne untergehet; ſondern man muß darunter Oſten und Weſten verſtehen.

Nacht an einander, [25] und lief wütend in der Stadt umher. Und wiewohl ihn etliche mit Geiſſeln und Ruthen ſtraften, die dieſe Worte, als eine böſe Deutung über die Stadt, nicht gerne höreten, [26] ſo hörete er doch nicht auf. [27]

Und als man dieſen Menſchen [28] hat bracht vor den Landpfleger, welchen die Römer da hatten, [29] der ihn auch mit Geiſſeln hart, bis aufs

---

25 Tag und Nacht an einander] Man kann hieraus ſchlieſſen, daß er nicht geſchlafen; wiewohl einige dafür halten, daß dieſes eine hyperbole.

26 nicht gerne höreten] nach Art aller Menſchen. Denn es iſt bekannt, daß niemand gerne etwas höret, das ihm unangenehm iſt.

27 doch nicht auf] ſondern ſchrie immer fort.

28 dieſen Menſchen] den Jeſus, genannt Anani, eines gemeinen Mannes Sohn, der aus einem beſondern heftigen Geiſte ſo geſchrieen.

29 die Römer da hatten] Denn die hatten in allen ihren Provinzen gewiſſe Stadthalter, welche nach dem Unterſcheid der Provinzen Proconsules, Praetores, Propraetores, oder Praesides genennet wurden. Denn es iſt zu wiſſen, daß die Provinzen nicht alle einer Art geweſen. Anfangs theilte man ſie in Consulares et Prae-

Blut, ſtäupen und peitſchen ließ, hat er doch mit keinem Wort Gnade gebeten, hat auch nicht einen Zähren oder Thränen gelaſſen, [80] ſondern ohne Un-

---

torias. Vid. Sigonius de antiquo jure provinciarum Lib. II. cap. I. Nachdem eignete ſich Auguſtus einige zu, und ließ dem Rath die andern. Dio Caſſius Lib. LIII. p. 503. Strabo Lib. XVII. fin. Wodurch zwar der erſte Unterſcheid nicht aufgehoben ward; weil ſowohl die kaiſerlichen als räthlichen Provinzen in Consulares et Praetorias eingetheilet wurden. Salmaſius ad Capitolinum in vita M. Antonini Cap. XXII. p. 875. edit. Hack. Jedoch wurden diejenigen Statthalter, ſo der Kaiſer in ſeine Provinzen ſetzte, eigentlich Praesides genennet. Gruterus Inscript. p. 457. Inscript. 4. Spanheimius de U. et P. Numism Dissert. XVII. p. 180. Egypten hatte was beſonders: denn dahin ward kein Proconsul oder Praeses geſandt, ſondern der Statthalter daſelbſt heißt nur Praefectus Augustalis, und hatte keine fasces. Arrianus de Expeditione Alexandri M. Lib. III. cap. 5. Tacitus Annal. XII. cap. 6. Hist. Lib. I. cap. 2. Dio Lib. LIII. p. 504. Und dieſes einer alten Prophezeihung wegen. Trebellius Pollio in Aemiliano. Der Landpfleger in Syrien, wovon hier die Rede iſt, war ein Praes.

80 Zähren oder Thränen gelaſſen] das iſt, er hat nicht geweinet,

Unterlaß [21] überlaut geſchrieen: [22] Weh! weh dir! o du armes Jeruſalem! Albinus, der Richter, [23] hat ihn als einen Thoren verachtet. Dieſer Menſch aber iſt ſieben Jahre an einander nicht viel mit Leuten umgangen, [24] ſondern allein gangen, wie ein Menſch, der etwas bey ſich tief beſinnet, oder dichtet, [25] und immerdar dieſe Worte von ſich hören laſſen: Weh! weh dir! o du armes Jeruſalem! und von ſolchem Rufen iſt

---

21 ohne Unterlaß] doch hat er zuweilen Athem geholet, und denn hat er nicht geſchrieen, quia nemo potest simul sorbere et flare.

22 überlaut geſchrieen] Denn leiſe ſchreyen hatte er nicht gelernet, ſo wenig als ich und der geneigte Leſer.

23 Albinus der Richter] dieſer Albinus war der Landespfleger oder Praeses Syriae. Josephus de Bello Jud. Lib. II. cap. 15. ſaget nicht viel Gutes von ihm.

24 nicht viel mit Leuten umgangen] Man kann daraus gar wahrſcheinlich ſchlieſſen, daß er melancholiſch geweſen.

25 oder dichtet] nicht, als wenn alle Dichter Thoren und wütende Leute wären: denn das wäre manchem zu nahe geredet; ſondern dichten heißt hier nur ſo viel als denken.

er nicht müde worden. [26] Und als die Stadt [27] nun iſt von den Römern belagert geweſen, iſt er auf den Mauren umher gangen, und immer geſchrieen: Weh über den Tempel! Weh über das ganze Volk! Und zuletzt hat er auf eine Zeit dieſe ungewöhnliche Worte [28] dazu geſagt: Wehe auch

---

26 nicht müde worden] Hiedurch wird meine Muthmaßung beſtärket, daß er nicht geſchlafen: denn hier ſtehet ausdrücklich, daß er nicht müde geworden. Man ſchläft aber nicht, wenn man nicht müde iſt.

27 die Stadt] Jeruſalem.

28 ungewöhnliche Worte] Das iſt kein Wunder. Denn damals war die deutſche Sprache noch nicht ſonderlich bekannt zu Jeruſalem. Daher war es freylich was ungewöhnliches, daß dieſer Jeſus Anani: Au wey mir! rief. Man kann indeſſen ſo viel hieraus lernen, daß er der erſte geweſen, der ſich dieſes Seufzers bedienet, welches vor mir niemand angemerket; ſo wenig, als daß hier der Text verdorben. Denn in den gedruckten Editionen der Hiſtoria von der Zerſtöhrung Jeruſalem ſtehet, er habe: Weh auch mir! geſchrieen. Da doch ein jeder leicht ſehen kann, daß es: Au wey mir! heiſſen ſoll; denn ſo ſagen die Juden. Vermuthlich iſt dieſe Verderbung des Textes auf folgende Art entſtanden. Es hat nämlich derjenige, ſo ſchuld daran, ſich verſchrieben, und anſtatt: Au wey mir! Wey

mir! und in dem Worte iſt er ohngefehr [a] von der Feinde Geſchoß getroffen, und alſo todt blieben. [b] Dieſe und andere groſſe Zeichen ſind vorher gangen, ehe Jeruſalem zerſtöhret iſt.

Nun wollen wir von der Zerſtöhrung an ihr ſelbſt auch kurz reden. Da nun die Jüden, wie Stephanus ſagt, [c] als Mörder und Verräther,

---

au mir! geſetzet. Dieſes hat ein anderer verbeſſern wollen, und: Wehe auch mir! daraus gemacht, zum deutlichen Beweiſe, daß es wahr ſey, was der heilige Hieronymus epist. 28. ad Lucinium von den ungeſchickten und dabey naſeweiſen Abſchreibern ſagt. Scribunt non quod inveniunt, sed quod intelligunt, et, dum alienos errores emendare nituntur, ostendunt suos. Dieſe Ruhmredigkeit iſt ſehr wahrſcheinlich, und wird noch dazu durch einen alten niederſächſiſchen Codicem beſtärket, der mir neulich durch einen ſonderbaren Zufall in die Hände gerathen iſt.

a) Ohngefehr] Da ſage ich nein zu: Denn es geſchicht nichts von ohngefehr; und ſind das rohe Leute, welche ſagen, ohngefehr werden wir gebohren, Sap. II. 2. Fromme Chriſten wiſſen, daß alles von Gott kömmt.

b) todt blieben] O der arme Schelm! Wäre er von der Mauer geblieben: ſo hätte er vermuthlich noch lange leben können.

c) Stephanus ſagt] Act. VII. 52.

den gerechten und unschuldigen Christum getödtet hatten, ist es mit dem ganzen jüdischen Reiche in allen Ständen immer ärger worden. Die Hohenpriester huben an, übeten Tyranney wider die andern Priester; unter den andern Gewaltigen war allerley Haß und Neid; es schickte sich alles zur Uneinigkeit im Regiment, und ließ sich ansehen, daß eine grosse Aenderung und Zerrüttung [32] des Reichs vorhanden wäre. Auf solchen Zwiespalt und Haß der Gewaltigen unter sich erhuben sich Rotten, [33] und allerley parteyische Zertrennun-

---

32 Aenderung und Zerrüttung] Denn Friede erhebet, Unfriede verzehret, und Salustius sagt gar wohl: Concordia res parvae crescunt, discordia maximae saepe dilabuntur. Wie dann auch Christus selbst sagt, daß ein jeglich Reich, so es mit ihm selbst uneins wird, wüste wird, und nicht bestehen kann. Luc. XI. 17. 18.

33 Rotten] Der christliche niedersächsische Leser muß nicht meinen, daß Jerusalem mit Ratzen geplaget worden, und daß es den Jüden damals eben so gegangen, als dem Erzbischofe Hartoni zu Maynz. s. die Acerram Philologicam p. m. 201. 27. Mit nichten; sondern Rotten heissen hier die unterschiedenen Partenen, in welche sich die Juden theileten; wie man auch zur Noht, ohne mein Erinnern, aus dem nachfolgenden sehen kann

gen, und aus dem trug ſich zu allerley Unglücks, viel Raubs und Mords in der Stadt und auſſer der Stadt, und auſſer Jeruſalem, und ſchicketen ſich alle Sachen, daß beyde Regiment des Volks, geiſtlich und weltlich, zu trümmern gehen wollten.

Darüber begab ſichs auch, daß der Kaiſer Nero [54]

---

54) Nero] der bekannte Tyrann. Er war ein Schweſterſohn des Kaiſers Caligula, und folgte im Jahre 53 dem Claudio im Regiment. Die erſte 5 Jahre regierte er löblich, und verbarg ſein böſes Naturell ſo, daß auch ſein Lehrmeiſter Seneca ſeine Bücher de Clementia ihm zu Ehren geſchrieben; aber nachgehends ward er grauſam, und ließ nicht nur ſeinen Lehrmeiſter, den Seneca, ſondern auch ſo gar ſeine eigene Mutter, die Agrippina, hinrichten. Er zündete auch einmal Rom an, um ſich dabey die Zerſtörung von Troja lebhaft vorzuſtellen, hernach warf er die Schuld auf die Chriſten, und verfolgte ſie jämmerlich; wie dann unter andern die beyden Apoſtel, Petrus und Paulus, unter ſeiner Regierung hingerichtet ſind, und erzehlen die Geſchichtſchreiber, daß das abgehauene Haupt Pauli noch dreymal Jeſus gerufen habe. V. Suetonium in Nerone Tacit. Annal. Lib. XIII. XIV. XV. XVI. Er pflegte im Sprichworte zu ſagen: τὸ τεχθὲν πᾶσα γαῖα τρέφει. Artem quaevis terra alit. Wer etwas kann, kömmt allenthalben fort. Suetonius l. c. cap. 40.

Cestium Florum [95] in das jüdische Land schickete; und als er den Juden sehr hart war, mit vielen Dingen seinen Geiz, Stolz und Muthwillen übete, haben ihn die Juden verjagt; und als er mit ihnen zu schlagen kam, hat er fünf tausend Mann der Seinen [96] verlohren. Also wüteten die Juden durch Gottes Verhängniß, [97] daß sie auch

---

95 Florum] der war noch ärger, als Albinus, und machte es noch plumper. V. Joseph. de Bello Jud. Lib. II. cap. 13.

96 der Seinen) von den Seinigen, sagt mein alter Cod. MSt. Es ist aber hier die Rede nicht von seinen Verwandten. Denn es ist nicht glaublich, daß die Florische Familie so stark gewesen; sondern seine Soldaten werden die Seinigen genennet, weil sie seine Soldaten, und er ihr General war.

97 Gottes Verhängniß) nicht als wenn Gott sie zur Rebellion gereizet hätte. Nein; denn Gott ist nicht ein Verleiter zum Bösen. Jacob. I. 13. Et concurrire ju dem Bösen nicht effective, sondern nur permissive. V. Dieterici Instit. Catechet. p. m. 240. Causas vero, cur Deus homines peccare permittat, eleganter explicat Damascenus L. 2. orthod. fid. cap. 29. p. 239. Vid. etiam Quenstedius, Scherzerus, Brochmannus, Hollazius etc. loco de Providentia, ni fallor.

wider die Römer sich setzten, und von ihnen [39] abfielen. Als aber Kaiser Nero das erfuhr, [40] schickte er Flavium Vespasianum mit seinem Sohne [40] Tito in Syriam.

Und es ist in der Zeit im ganzen Orient [41] wie auch Tranquillus [42] schreibet, eine gemeine

---

39 von ihnen] den Römern.

40 das erfuhr] nämlich, daß sie von den Römern abgefallen.

40 seinem Sohne] des Vespasiani Sohn. Denn Nero hatte keine männliche Erben.

41 Orient] Morgenland.

42 Tranquillus] das ist der oft angeführte C. Suetonius Tranquillus. Wir haben von ihm, ausser denen Leben der zwölf ersten Kaiser, noch 2 Bücher de illustribus Grammaticis et claris Rhetoribus. Inter recentiores editiones eminet Schildii, quae prodiit Lugd. Bat. 1667 in 8vo cum notis variorum. Ornatior et copiosior editio Sam. Pitisci cum selectis annotationibus et elegantissimis Iconibus Traject. ad Rhenum 1690. II. volum. in 8vo. Laudabilior et editio J. G. Graevii cum integris Is. Casauboni et aliorum notis, ac locupletissimo Berneggeri indice Trajecti, 1672. in 4. quae editio repetita est Hag. Comitis 1691. auctior illa quidem et additis iconibus elegantior, sed minus emendata.

Sag' und Gerücht gewesen, daß eben um die Zeit etliche, so aus Juda kommen würden, sehr groß und ganz mächtig in aller Welt sollten werden. Und wie wol das an dem geistlichen Reich Christi also wahr ward, da der Name Christi durch die Predigt des Evangelii (welcher gebohren ist aus jüdischem Stamme) in aller Welt groß ward, so habens doch etliche von den zwenen Vespasianis verstanden. Die Jüden aber zogen das Prognosticon auf sich; und nachdem ihnen etliche Schlachten wider ihre Feinde geriehten, wurden sie stolz, [43] machten drey Hauptleute, [44] und griffen mit Ge-

---

In usum Delphini publicavit Augustinus Babelonius Paris 1684. in 4. Vid. Olai Borrichii Conspect. Script. Linguae latinae p. m. 73. 74.

43 stolz] wie es allezeit zu gehen pflegt. Wie wohl hätten die Leute gethan, wenn sie bedacht hätten, was die christliche Kirche im güldenen A B C singet:

„Erheb' dich nicht in deinem Glück,
„Es hat noch wunderbare Tück.

oder, was der alte Comicus Graecus sagt:

Ὅτ' εὐτυχεῖς μάλιστα, μὴ μέγα φρόνει:
Ἀλαζονείας οὗτις ἐκφεύγει δίκην.

44 Hauptleute] das war ein grosser Schade! Denn da die Philister sahen, daß ihr Stärkester todt war, liessen sie den Muht fallen. 1 Sam. XVII. 51.

walt die Stadt Askalon an, da sind sie in zweyen Schlachten darnieder gelegt, haben (ohne daß die Hauptleute umkommen) in die zwanzig tausend Mann verlohren.

Alſo, nachdem zog Vespasianus aus Befehl des Kaisers [45] in Galiläam, [46] welches ein volkreich Land war, verwüstet und verheeret alles durchaus, und ward des Mordens, Raubens und Brennens kein Ende; [47] da wurden viel tausend Jüden erschlagen, auf einmal [48] in die funfzig tausend wehrhaftige Männer, [49] ohne Weiber,

---

45 Des Kaisers] Neronis.

46 Galiläa] so hieß das Theil des jüdischen Landes, so gegen Mitternacht an dem Berge Libanon und See Genezareth liegt.

47 Kein Ende] Nicht, daß er ewig gewähret. Denn es hat schon lange ein Ende gehabt; sondern Vespasianus mordete, raubte und brannte so lange, als etwas zu morden, rauben und brennen war. Daß es so zu verstehen, wird niemand leugnen, der nur einmal gehöret hat: quod talia sunt praedicata, qualia permittuntur esse a suis subjectis.

48 Auf einmal] nicht auf einen Hieb, daß ginge schwerlich an; sondern einer nach dem andern.

49 Wehrhaftige Männer] Leute die zum Kriege

Kinder, gemein Pöbel und Landvolk. Das Kriegsvolk hat da weder alt noch jung verschonet, nicht der Schwangern, nicht der Kinder in der Wiegen. [50] Sechs tausend junger Männer hat Vespasianus auf einmal als eigene Leute [51] geschickt am Isthmo, [52] zu graben Achaja. Dreyßig tau-

---

tüchtig. Denn daß es Leute gewesen, die nach deutschem Gebrauche wehrhaft gemacht, glaube ich nicht.

50 Kinder in der Wiegen] O der Grausamkeit! Allein, so gehts im Kriege: da wird veracht und nicht betracht, was recht und löblich wäre.

51 Eigene Leute] egene Lüde. Cod. MSr. cit. Nicht, daß sie von sondertichem Eigensinn gewesen, sondern sie wurden als Leibeigene verkauft; wie ex consequentibus erhellet.

52 Isthmus] ist ein schmaler Strich Landes zwischen zweyen Meeren. Vid. Amos Comenius in orbe sensualium picto p. m. 17. Hier wird von demjenigen geredet, durch welchen Morea, vor diesem Peloponesus genannt, an dem übrigen Griechenland hänget. Es haben sich viele unternommen, diesen Isthmum zu durchgraben; allein es hat noch keinem gelingen wollen. Vermuhtlich, weil Gott nicht haben will, daß man die von ihm dem Meere gesetzte Gränzen ändere. Diese Anmerkung ist nicht meine; sondern der christliche Leser hat sie dem seligen Herrn Johann Hübnern zu danken. Vid. dessen geo-

send jüdische Kriegsleute sind zu der Zeit auf einmal für Leibeigene verkauft. Fünf tausend haben sich aus Verzweifelung selbst von hohen Felsen herab gestürzet. [53]

Der Zeit war ein trefflicher Mann, fast gelehrt, [54] weise und verständig, priesterliches Amts unter den Jüden, und ihrer Obersten einer im Kriege, [55] mit Namen Josephus, und als der im ersten Schrecken mit etlichen wenigen in eine Höhle geflohen war, bey der Stadt Galiläa, Jotapata genannt, ward er ergriffen, [56] und zu Vespasiano geführet; und als er nun demselbigen pro-

---

graphische Fragen p. m. 95. welches ich aus Bescheidenheit nicht verschweigen wollen.

53 Herab gestürzet] Einige wollen behaupten, daß wenige, und vielleicht gar keine, mit dem Leben davon gekommen; aber ich halte für sicherer, daß man in einer Sache von so grosser Ungewißheit das ἀνώτερον ergreife.

54 Fast gelehrt] sehr gelehrt. Nicht vix, sondern valde.

55 Obersten einer im Kriege] Er war über Galiläa gesetzet, wie er selbst erzehlet Lib. II. de Bello Jud. Cap. 25.

56 Ergriffen] Wie es zugegangen, v. beym Joseph. l. c. Lib. III. Cap. 14.

pßezenet, er würde noch Kaiſer werden, [57] hat er ihn gnädiglich erhalten. Und derſelbe Joſephus hat geſchrieben, was wir von dieſer Hiſtoria meiſtentheils wiſſen.

Als dies in Galiläa geſchah, iſt ein Hauf geſammletes, freches, räuberiſches Volk [58] gen Jeruſalem kommen, das hat einer der großen Herren, Johannes, zu wege gebracht, daß er durch dieſe Rotte das Regiment ganz zu ſich brächte. Da iſt abermal [59] viel heimliches Mords, viel Räuberey, viel Plündern zu Jeruſalem geweſt, und hat ſich allenthalben zum großen Unglück geſchickt, und iſt die arme Stadt [60] allenthalben wol geplaget geweſen. Es ſind die Zeit etliche Hohepriester erſchlagen, und oft [61] Blut vergoſſen, auch im Tempel. Joſephus ſchreibet, daß zwölf tauſend von den beſten edelſten Jüden in dieſem

---

57 Noch Kaiſer werden] Josephus l. c. Und es iſt auch eingetroffen.

58 Räuberiſches Volk] V. Joseph de Bello Jud. Lib. IV. Cap. 5.

59 Abermal] Denn es war ſchon vorher geſchehen.

60 Arme Stadt] nämlich die Einwohner; continens pro recontenta.

61 Oft] palen. Cod. MSt. cit.

Lärmen umkommen ſind, und ihre Güter und Häuſer hat man dem Pöbel und Knechten geben zu plündern. Etliche meinen, dieſes haben die Römer durch Practiken zugerichtet.

So war nun dazumal ſchon, ehe das rechte Wetter [62] ſie überfiel, Jeruſalem mit dreyerley Unglück [63] geplaget, nämlich mit dem Kriege der Römer, mit Aufruhr und allerley Meuterey in der Stadt, und mit den Tyrannen, [64] welche ſich, durch parteyiſche Practiken, einer nach dem andern aufwarfen, und um der Herrſchaft [65] willen viel Bluts vergoſſen.

Als nun zu der Zeit die Gadarener [66] ſich widerſetzig machten den Römern, mußte ſich Veſ-

---

62 Wetter] Unglück, Noth, Jammer.

63 Dreyerley Unglück] Nach dem Sprichwort: Nulla calamitas sola. Ein Unglück iſt ſelten alleine.

64 Tyrannen] Das Wort Tyrannus hat vorzeiten eine gute Bedeutung gehabt; nachgehends aber iſt es in einem böſen Verſtande genommen worden.

65 Um der Herrſchaft] Nam si violandum est jus, regnandi gratia violandum est, aliis rebus pietatem colas. Euripides.

66 Gadarener] V. Matt. V. 1. Luc. VIII. 27. Sie hieſſen auch Gergeſener, Matth. VIII. 29. Und waren

paſſanus aus dem Winterlager eilends erheben, und nahm Gadara, die Stadt, [67] ein, und durch ſeinen Hauptmann, Placidum, erſchlug er an die dreyßig tauſend Bürger in die Flucht, zwey tauſend nahm er gefangen, [68] der andere [69] Pöbel und flüchtige Hauſe ſtürzet ſich in den Jordan, [70] und ihre todten Körper ſind im Jordan geſtoſſen, bis in den Aſphaltiten, [71] welches man das todte Meer nennet, und da ſind jenſeit des Jordans, bis gen Macheron, allenthalben alle Jüden von den Römern überfallen, in groß Schrecken kommen. Als

---

wohl böſe Leute, weil ſie Chriſtum nicht bey ſich leiden wollten. O Blindheit!

67 Gadara, die Stadt] die Stadt Gadara.

68 Nahm er gefangen] durch ſeine Leute. Nam quod quis per alium facit, ipse fecisse putandus. Vid. Compendium Metaphysices, quod primum tibi inciderit in manus.

69 Andere] Nicht secunda, ſondern reliqua plebs.

70 Stürzet ſich in den Jordan] Ich glaube, wo ſie nicht ſchwimmen können, ſind ſie alle erſoffen.

71 Aſphaltiten] Von dieſem See hat Joſephus ein eigen Capitel, welches das 6te iſt in ſeinem 4ten Buche de Bello Judaico, und worauf ein geneigter Leſer viele ſchöne Sachen lernen kann.

nun zu Ausgang des Winters [74] der Lenz [75] angangen, da Vespasianus gehöret, daß Nero todt wäre, [76] lag er [77] zu Cesarea, und machte sich eilend auf, [78] und hat alle Städte der Jüden und Idumeer eingenommen, ohne etliche Schlösser, welche etliche fremde Krieger inne hatten, und allenthalben hat er die Städte besetzet mit römischem Kriegsvolk, daß er Jerusalem (welches allein überblieben war) desto leichter stürmen und einnehmen könnte. Und dasmal ist Vespasianus [79]

---

74 Zu Ausgang des Winters] Da kann man sehen, daß vor Alters die Jahreszeiten in eben der Ordnung auf einander gefolgt, als jetzo.

75 Lenz] Frühling. Rödiabr. Cod. MSt. cit.

76 Nero todt war] Er erstach sich selbst. Suetonius in Nerone, Cap. 49.

77 Lag er] Nicht, daß er eben gestreckt gelegen, sondern er hielte sich daselbst auf. He was to Cesarea. Cod. MSt. cit.

78 Eilend auf] Quia periculum in mora.

79 Vespasianus] Er war ein guter Regent; aber etwas geitzig, indem er so gar auf die Secrete s. v. einen Tribut legte, und dabey zu sagen pflegte: Lucri bonus odor ex re qualibet. Wie er merkte, daß er sterben sollte, stand er auf, und sprach: Imperatorem decet stantem mori. Suetonius in Vespas. c. 16. 24.

von seinem Kriegsvolke zum Kaiser aufgeworfen. Darnach zog er in Egypten, von dannen wollte er in Italien, und befahl Tito [78] das Kriegsregiment wider die Jüden. Titus aber, als er Kundschaft halben an Oertern nahe bey Jerusalem geritten war, entkam schwerlich, [79] daß er von den Jüden nicht gefangen ward. Darnach schlug er sein Lager auf bey Scopes, eine viertel Meile von der Stadt, [80] und theilet das Kriegsvolk, die Stadt mehr denn an einem Ort zu belagern. Mittler Zeit war ein groß mächtig Volk aus allen Städten, von allen Orten, aufs Osterfest des Gottesdienstes halben, zu Jerusalem zusammen kommen. So waren auch (wie oben angezeiget) zuvor in der Stadt viel gesammlete Haabe, und verwegen los Volk, welches aus Galiläa ver-

---

78 Tito] das war sein Sohn.

79 Entkam schwerlich] Mit nauer Noht. Cod. Mse. cit. Man merke beyläufig, daß es ein Fehler an einem General, wenn er sich zu sehr wagt.

80 Eine viertel Meile von der Stadt] Denn er war gewitziget. Piscator ictus sapit: und erinnerte sich des Sprichworts: Procul à Jove procul a fulmine.

vertrieben war, und waren drey Part [81] in der Stadt, welche die Einigkeit und das Regiment je länger je mehr, (wie es denn gehet) zerrissen. Ein Part hatte den Tempel inne, unter denen war Oberster Eleazarus, ein Sohn Simonis, bey dem hielten die Zeloten, [82] ein bös heuchlisch Volk, [83] das den Bürgern sehr feind war. Den untern Theil der Stadt hatte Johannis inne, welcher ein Anfang allerley Unglücks war. Den obern Theil hatte der Simon inne mit 20000 Jdumeern, welche erfordert waren, die Stadt vor der Zeloten Muhtwillen und gewaltsamen Vornehmen zu schützen, da man derselbigen Gäste gerne wäre

---

81 Part] Theil.

82 Zeloten] Eiferer, à Graeco Ζῆλος, unde Ζηλωτὴς, aemulator, aemulus, sectator, Ζῆλος, ajunt Stoici, λύπη ἐπὶ τῷ ἄλλῳ παρεῖναι, ὃν αὐτὸς ἐπιθυμεῖ, καὶ μὴ ἔχει.

83 Bös heuchlisch Volk] Nicht, daß alle Zeloten und Eiferer ein böses heuchlisch Volk; sondern es ist nur von diesen Zeloten zu verstehen, von welchen hier die Rede ist: Quod probe notandum contra Indifferentistas et Fanaticos, speciatim Christianum Thomasium, Arnoldum et Dippelium.

wieder los geweſen, hat man ihrer nicht können los werden. [84]

Titus, als er nun merket, daß die Stadt Jeruſalem mit ſo unzähligem Volke überladen und vermenget wäre, rüſtet und ſtärket er ſich in groſſer Eil, die Stadt zu belagern, und eine Wagenburg um ſie zu ſchlagen, (wie Chriſtus ihnen geſaget,) dieweil das Volk bey einander wäre, daß ſie der Hunger [85] deſto härter drängete und ängſtete. Da das die Jüden ſahen, verſuchten ſie ihre höchſte Macht, [86] das zu hindern, zu wehren und vorzukommen; aber es war aus, [87] da war kein Glück mehr, unſer Herr Gott wollte das Garaus mit ihnen ſpielen, darum ging ihnen kein Anſchlag noch Raht fort, da war eitel Uneinigkeit. Und iſt die Zeit in der Stadt ein Aufruhr

---

84 Nicht können los werden] Es wäre alſo beſſer geweſen, man hätte dieſe Gäſte nicht geladen, quia

Turpius ejicitur quam non admittitur hospes.

85 Der Hunger] Nam grave tormentum fames. Hunger iſt ein ſchwartes Schwerdt.

86 Ihre höchſte Macht] Denn auch ein Wurm krümmt ſich vor dem Tode.

87 Es war aus] et mox at. Cod. MSt. cit.

worden, daß eine groſſe Menge Volks erſchlagen ward bey dem Tempel.

Die Stadt Jeruſalem war ſehr feſt an dem Orte, da man zur Stadt kommen konnte, hatte drey Mauern, darum legte ſich das römiſche Kriegsvolk mit ganzer Macht hinan, die Stadt zu ſtürmen, und nach groſſer Arbeit iſt die zweyfältige Mauer erobert und eingenommen. Dieſelbige Zeit iſt eine unzählige Menge Volks Hungers geſtorben, wie Joſephus ſchreibet. Um ein klein Bißlein Brods haben ſich oft die beſten Freunde gehauen und geſtochen, die Kinder haben den Eltern, Vater und Mutter, oft die Speiſe aus dem Munde geriſſen, [88] da hat weder Bruder noch Schweſter ſich eines des andern erbarmet. [89] Ein Scheffel [90] Korn hat viel Gülden gegolten: Et-

---

88 Aus dem Munde geriſſen] ut dem Mule reten. Cod. MSt. cit. Man ſagt dahero auch noch, wenn man ſich über zwey um ein Stücke Brodt reiſſen ſiehet: da geht es her, wie bey der Zerſtörung Jeruſalem.

89 Sich eines des andern erbarmet] Denn ein jeder iſt ſich ſelbſt der nächſte. Proximus sum egomet mihi.

90 Scheffel] Schepel. Cod. MSt. cit.

liche haben Kuhmiſt [91] für großem Hunger, etliche die Riemen von den Satteln, das Leder von den Schilden abgenaget und geſſen, etliche haben noch Heu im Munde gehabt, und ſind alſo todt gefunden, etliche haben in den heimlichen Gemachen geſuchet, mit Unflat [92] und Miſt von dem Hunger ſich zu erretten, und iſt eine ſolche groſſe mächtige Menge Hungers geſtorben, daß Ananias, Eleazari Sohn, welcher in der Zeit der Belagerung zu Tito geflohen, angezeiget, daß hundert tauſend und funfzehen tauſend todte Körper in der Stadt gefunden, und begraben ſind. Egeſippus ſchreibet, daß allein zu einer Pforten ſo viel tauſend Leichen hinausgetragen ſind, und daß in die ſechshundert tauſend Menſchen ſolcher Zeit der Belagerung todt geblieben ſind.

Die Jüden hatten noch inne die Burg Antoniam, welches eine ſtarke Feſtung war; ſo hatten ſie auch den Tempel inne, von welchem eine Brücke in die Stadt ging. Dieſe Feſtung zu er-

---

91 Kuhmiſt] Kohdreck. Cod. Mſt.

92 Unflat] Schiet. Cod. Mſt.

obern, koſtet vielmehr Arbeit, [94] denn alle andere Oerter. Titus aber, wiewol er gewiß war, daß der Hunger endlich die Jüden in der Stadt tilgen und theilen würde, ließ ihm doch die Weile lang ſeyn, und hielt an, vermahnet das Kriegsvolk, die Feſtung mit Gewalt zu ſtürmen. Wiewol nun groſſe Gefahr dabey war; ſo gerieht es doch den Römern alles, und war kein Sieg noch Glück mehr bey den Jüden. Als nun die Römer das Schloß inne hatten, gab der Trompeter mit der Poſaunen [95] ein Zeichen, und wurden die Jüden, welche das Schloß inne hatten, alle erſchlagen, [96] etliche von den Mauren geworfen, etliche haben ſich ſelbſt zu Tode gefallen, etliche ſind bey der Nacht eilends in die Stadt entkommen. Folgends hat das Kriegsvolk ſich derer, ſo den Tempel inne

---

94 Vielmehr Arbeit] Denn es war eine ſtarke Feſtung.

95 Trompeter mit der Poſaunen] Entweder dieſer Trompeter hat mehr als ein Inſtrument verſtanden, oder es iſt auch eine Trompete, und keine Poſaune, geweſen, damit er ein Zeichen gegeben.

96 Alle erſchlagen] faſt alle; denn einige ſind bey Nacht in die Stadt entkommen.

hatten, ernſtlich angenommen. Man ſaget, Titus ſey Willens geweſen, des Tempels zu verſchonen; aber es war aus. Gott ſchickets, daß da kein Verſchonen [96] war. Denn als man lang und heftig geſtritten und gearbeitet hatte, und die Jüden weder mit Dräuen noch Vermahnen [97] zu bewegen geweſt, die feſten Oerter zu übergeben; merket das Kriegsvolk, daß ihnen des Orts nicht anders, dann mit Hunger, (welches denn lange würde) oder mit Feuer wäre abzubrechen. Und alſo haben etliche der Kriegsknechte Feuer in den Tempel geworfen, das iſt angangen, und alſo auf die Stunde das herrliche, treffliche, köſtliche Gebäude, welches die Zeit hoch und weit berühmet war, verbrandt und zu Aſchen worden. Die Jüden, ſo den obern Ort der Stadt inne hatten, ſind zum Theil in die Stadt geflohen; aber viele mehr ſind durchs Feuer und Schwerdt umkommen. Die Prieſter haben ihr Leben zu friſten ganz kläglich gebeten und geſchet; aber da iſt Gnade bey Gott

---

96 Kein Verſchonen] Denn Chriſtus hatte geſagt: Es ſollte kein Stein auf dem andern bleiben. Matth. XXIV. 2.

97 Weder mit Dräuen noch Vermahnen] O der Hartnäckigkeit!

und Leuten ausgewesen. Titus, wie Egesippus schreibet, hat geantwortet: So ihr Tempel und Gottesdienst dahin sey, dürfte man der Priester nicht mehr. *)

Die Verwüstung des Tempels ist geschehen auf den 10 Tag des Monats Augusti, gleich auf den Tag, da der erste Tempel vom Könige zu Babylonien verbrandt ist. Und ist der Tag sonderlich der Unglückstag dem Tempel gewesen. Und von dem ersten Tempel an und seiner Erbauung, welchen Salomo erbauet, bis auf das andre Jahr Vespasiani, da der Tempel zu Grund verwüstet ist, sind 1101 Jahr. Von der Zeit aber, da man den andern Tempel wieder angefangen hat zu bauen, welches ist geschehen im andern Jahre des Königs Cyri, sind 589 Jahre.

Da nun die Jüden so geängstet wurden, wiewol keine Hoffnung war der Rettung, sturben viel

*) Dürfte man der Priester nicht mehr] Da kann man sehen, was die Fanatici vor gefährliche Absichten haben, wenn sie die Kirchen und den äusserlichen Gottesdienst verwerfen; denn die Folge ist richtig: Wenn man keine Kirchen und öffentlichen Gottesdienst hat, so braucht man der Priester nicht mehr.

tausend Hungers; doch blieben die übrigen auf ihrem Vornehmen. Josephus schreibet, daß auf die Tage, als der Tempel verbrandt und verwüstet, ein schrecklich greulicher Fall sich begeben, welchen man bey den Nachkommen kaum glauben wird. Es war eine ehrliche Frau, reich und grosses Geschlechts, jenseit des Jordans aus Furcht mit den andern gen Jerusalem geflohen. Als nun die Stadt so hart bedränget und geängstet war mit Hunger, hat sie ihr junges Kindlein in der Wiegen (mit was Jammer und Schmerzen ist wol zu denken!) geschlachtet, und hat das halbe Theil gebraten und gessen, die andere Hälfte, als die Kriegsknechte umher gelaufen und Speise gesucht, hat sie ihnen vorgesetzt; die Kriegsknechte aber haben sich vor dem greulichen Anblick entsetzet, und doch sich des elenden Weibes erbarmet, und die Sache den grossen Herren zu Jerusalem offenbaret. Dieser schreckliche Fall hat sie bewegt, daß sie von dem Tage an gedacht haben, sich zu ergeben, sind mit Tito zur Unterredung und Handlung kommen. Aber dieweil Friede zu machen sie zu lang geharret hatten, und sie um Fried und Freyheit baten, da sie schon ausgehungert, und aufs höchste bedränget waren, ward nichts draus:

und ist wenig Tage die Stadt noch kümmerlich aufgehalten. Mittler Zeit ist unzähliges grosses Volk, aus grosser Angst und höchster Noht, unträgliches Hungers, aus der Stadt ins Lager, den Feinden in die Hände gelaufen. Da hat man sie sehr wolfeil verkauft. Indem haben ohngefehr die Kriegsknechte gesehen, daß ein Jude aus seinem eigenen Miß hat Gülden, welche er eingeschluckt, gelesen. Da ist bald ein Gerücht [99] durch das ganze Lager gangen unterm Kriegsvolk, die Jüden, so heraus ins Lager geflohen, hätten Gold eingeschluckt, (denn es waren etliche, welche durch fleissig Besuchen sonst nichts denn Gold konnten wegbringen, oder für den Kriegern behalten.) Dieß Gerücht gab nun Ursach, daß von den Kriegsknechten, welche dachten, sie würden bey allen Jüden Gold finden, über zwey tausend Jüden wurden in einer Nacht [100] aufgeschnitten, und ihr

---

99 Bald ein Gerücht) Denn:

„Fama malum, quo non aliud velocius ullum:
„Mobilitate viget, viresque adquirit eundo.

Virgil. Aeneid. Lib. IV.

100 In der Nacht umkommen) Was thut der schnöde Geiz nicht!

wären vielmehr umkommen, wenn Titus nicht hätte laſſen ausrufen und gebieten, daß man die Gefangene nicht tödten ſollte. [101]

Endlich iſt die Stadt Jeruſalem erobert, und iſt weder Jung noch Alt verſchonet; doch iſt ein Gebot ausgerufen, daß man aller elenden Leute, ſo zu keiner Wehr oder Widerſtand vermöglich wären, ſchonen ſollte. Alſo iſt ganz Jeruſalem durchaus vom Feinde ſchrecklich geplündert, angeſtecket und verbrandt, das mehrere Theil zerrüttet und verwüſtet, und nur wenig Gebäu ſtehen blieben, daß man etlich römiſch Kriegsvolk hat können drinnen zur Beſatzung laſſen. So ſind auch etliche einzelne wüſte ſteinerne Gebäu und wüſte Thürm blieben; allein bloß und öde, zur Anzei-

---

„ . . . quid non mortalia pectora cogis
„Auri ſacra fames. . . .

Virgil. Aeneid. Lib. III.

[101] nicht tödten ſollte] Denn er war gar ein gnädiger Prinz; daher er auch, wenn ein Tag verſtrichen, an welchem er niemand Gutes gethan, zu ſagen pflegte: Amici, diem perdidi; welche Aufführung ihm dann den Titel: Deliciae generis humani, zu wege gebracht. O daß doch alle Fürſten dieſem Kaiſer gleichten!

gung, daß da eine Stadt etwa wäre geweſt. Und iſt alſo Jeruſalem verwüſtet und zu Grunde verderbet, den achten Tag Septembris im fünften Monate darnach, als ſie erſt belagert ward. Von dem groſſen Haufen unzähliger Menge der Gefangenen hat Titus ſiebenzehen tauſend, alle junge ſtarke Mannsperſonen, gen Alexandriam geſchickt, daſelbſt wie leibeigene Knechte Stein zu tragen und zu arbeiten. Viel Jüden hat man wie das Vieh gar wohlfeil verkauft, zwey tauſend hat man hin und wieder ausgetheilt in Ländern durchs ganze römiſche Reich, daß man ſie zum Gepränge, wenn man Spectacul gehalten, die wilden Thiere hat zerreiſſen laſſen. Die Menge aller Gefangenen, ſo am Leben, ſind an der Zahl geweſen ſieben und neunzig tauſend, ſo doch erſt wohl zehenmal hundert tauſend, als die Belagerung angefangen, in der Stadt geweſen, welches mehrentheils Fremde geweſen und nicht Bürger, wiewol alle vom jüdiſchen Stamme und Geblüt.

Als nun Titus Jeruſalem mit Gewalt eingenommen, verbrandt, zerrüttet und verheeret hatte, beſetzete er den Ort des Landes mit etlichen Kriegsknechten, um der umliegenden Länder willen, und er verrücket bis an den Fluß Euphrates, denn ſo

weit ging dazumal das römiſche Reich. Als aber die gewaltige, berühmte, heilige Stadt Jeruſalem verſtöhret iſt, hat man gezehlet von Anbeginn der Welt 4034, von Anfang der Stadt Rom 823 Jahr, nach dem Leiden Chriſti im vierzigſten Jahr. Alſo hat Jeruſalem, die allerberühmteſte Stadt im ganzen Morgenlande, ein elend und jämmerlich Ende genommen.

Das erſte Regiſter

der angeführten Schriftſtellen.

Matth. VIII, 29.
— — XXIV.
— — XXIV, 18.
Marc. V, 1.
Luc. VIII, 27.
— — XI, 17. 18.
Jac. I, 15.
Exod. XII, 8. 13.
— — XXIII, 15.
— — XXXIV, 18.
Sap. II, 2.

Das zweyte Regiſter

der angeführten Autorum

Acerra Philologica.
Arrianus
Bayle Pierre)
Borrichius (Olaus)
Brochmannus.
Cod. MStus.
Comenius (Amos)
Comicus Graecus.
Damascenus.
Dio Caſſius.
Dietericus.
Euripides.
Oratecii.
Hieronymus.
Hollazius.
Horatius.

Hubnerus.
Josephus.
Ovidius.
Phlegeton.
Plutarchus.
Quenstedius.
Salustius.
Salmasius.
Scherzerus.
Sigonius.
Spanhemius.
Strabo.
Suetonius.
Tacitus
Trebellius Pollio.
Virgilius.

Das dritte Regiſter

der vornehmſten Materien.

A.

A B C (das güldene) haben die Juden nicht fleißig geſungen 136

Albinus Landpfleger in Syrien 129

Joſephus ſagt nicht viel Gutes von ihm 129

Arnold (Gottfried) ein Indifferentiſte und Fanaticus 145

Aſphaltites, (der See) Joſephus ſchreibt ſchöne Sachen davon 142

Autor, mag ſich nicht ſelbſt loben 107

iſt beſcheiden 108

ſchreibet ſeine Anmerkungen nach dem Geſchmakke des Herrn Magiſters Sievers 118

ſuchet dem Herrn Magiſter Sievers nachzuahmen 108

mag den Herrn Magiſter Sievers nicht loben 109

Urſachen, warum er dieſes nicht thun möge 109

klaget über die naſeweiſen Splitterrichter 109

erläutert ein lehrreiches Buch mit noch lehrreichern Anmerkungen 111
kehret sich nicht daran, was man von ihm und seiner Arbeit urtheilet 110
schreibt nicht ums Brod 110
nicht um Ehre zu erjagen 110
will seinem Nächsten dienen 110
will mit seinem Pfunde wuchern 110
wie er auf den Gedanken kommen, seine Anmerkungen zu schreiben 111
wer ihn dazu angefrischet 112
ist höflich und voll christlicher Liebe 111
Autor, dessen Absicht ist lauter und untadelich 111
wer seiner spottet, versündiget sich 112
redet seinen Lesern beweglich zu 112
stellt seiner Schrift die Nativität 115
ist gelassen 115
hat mit einem ehrlichen Manne geredt 116
ergreift das ἐπιχειρεῖν 117
wird dem Herrn Magister Sievers desto ähnlicher, je ärger die Spötter mit ihm umspringen 125
bekömmt durch einen sonderlichen Zufall einen Cod. MSt. 131
macht eine Anmerkung, die ganz neu ist, und an welche vor ihm niemand gedacht 130
eifert für die Ehre des Herrn Magister Sievers 120 121
vergisst fast von seinem Leser Abschied zu nehmen 122
Au weh mir, ein jüdischer Seufzer 130 131
war zu den Zeiten der Zerstörung Jerusalem noch ein ungewöhnliches Wort bey den Juden 130
wer zuerst so geschrieen 130
Aus, was es auf Niedersächsisch heisse 136

B.

Bayle (Peter) glaubt nicht, daß die Cometen was Böſes bedeuten 123
Bayle hat penseés diverses sur la Comete geſchrieben 123
iſt gottlos 123

C.

Cometen, ob ſie was Böſes bedeuten 123
was die Alten davon geglaubt 123
wird von jedermann geſehen, der nicht blind war 123

D.

Deutſche Sprache, iſt zur Zeit der Zerſtörung Jeruſalem daſelbſt noch nicht ſonderlich bekannt geweſen 130
Dichter, ſind nicht alle Thoren und wütende Leute 129
Dichten heißt oft ſo viel als denken 129
Dippel (Joh. Conr.) ein Indifferentiſte und Fanaticus 145

E.

Eiferer, ſ. Zeloten.
Etliche, haben unrecht 148

F.

Fanatici, haben böſe Abſichten 151
Florus (der Landpfleger) noch ärger als Albinus 134
machte es noch plumper 134
deſſen Familie iſt nicht 5000 Mann ſtark geweſen 131

G.

Gadarener, wie sie sonst genennet werden 141
wollen Christum nicht leiden 142
Galiläa, wo es gelegen 137
General, muß sich nicht zu sehr wagen 144
Geschichte, von der Zerstörung Jerusalem ist lehrreich 111
hat Herr Magister Sievers mitdrucken lassen 111
man beklagt, daß er sie nicht mit Anmerkungen erläutert 112
der Text derselben ist an einem Ort verdorben 130
wie es damit zugegangen 130
Grünes Holz, Schluß daraus a majori ad minus 115

H.

Hauptleute, wenn sie in der Schlacht bleiben, ist es ein grosser Schade 136
Hatto, (Erzbischof von Maynz) wird von den Mäusen gefressen 132
Hunger, ist ein scharfes Schwerdt 146

J.

Jahrszeiten, wie sie vor diesem auf einander gefolget 143
Jesus (Anani) eines gemeinen Mannes Sohn 126
hat auch eine Mutter gehabt 126
geht zu Fuß nach Jerusalem 126
schläft nicht 126
schreiet immerfort 126
weinet nicht, wenn er gepeitschet wird 127
hohlt zuweilen Athem 127
kann nicht leise schreien 127

ist melancolisch gewesen 128
wird nicht müde 128
hat zuerst an mey mir! geschrieen 129
hätte noch länger leben können, wenn er nicht erschossen 132
Josephus, wird über Galiläa gesetzet 138
schreibt schöne Sachen von dem See Asphaltites 142
Irthums, was es sey 158
soll durchgegraben werden 136
es will aber nicht angehen 136
und warum 136

K.

Krieg, wie es darinnen hergehet 137
Kühemist, wie es auf Niedersächsisch heisse 148

L.

Leni, was es bedeute 113
wie es auf Niedersächsisch heisse 113
Leute, wie dieses Wort auf Niedersächsisch heisse 130
Lübeck, ist glücklich, daß es an dem Herrn Magister
Sievers ein wohlgerathenes Kind hat 121
hat manche Lust von dem Herrn Magister 122
will dessen Verdienste belohnen 122

M.

Morea, wie es vor Zeiten geheissen 138
Menschen, werden alle von Weibern gebohren 126

N.

Nero, ist ein Tyrann gewesen 133
regiert anfangs wohl 133
läßt seine Mutter hinrichten 133
zündet Rom an 135

verfolget die Chriſten 133
erlichte ſich ſelbſt 133
Niemand höret gerne et-
was unangenehmes 127

O.

Oſt, wie es auf Niederſächſiſch heiſſe 150

P.

Paulus (der Apoſtel) wird unter Nero enthauptet 133
ſein abgehauener Kopf ruft noch dreymal Jeſus 133
Petrus (der Apoſtel) wird unter Nerone hingerichtet 133
Provinzen (römiſche) ſind nicht einer Art geweſen 121
Provinzen (römiſche) in allen waren Stadthalter 127 128
Kapier eignen ſich einige zu 127 128

R.

Raben, Jeruſalem iſt nicht damit geplaget worden 152
Rebellion, Gott hat die Juden nicht dazu gereizet 134
Rotten, was es ſind 152

S.

Scheffel, wie es auf Niederſächſiſch heiſſe 147
Schmähſchrift, wider den Herrn Magiſter Sievers iſt nicht aus Lübeck kommen 121
Autor derſelben iſt ein böſer und neidiſcher Menſch 119
verräht ſeine Einfalt 119
iſt der einzige, der über den Herrn Magiſter Sievers ſpottet 119
Schmähſchrift, wird mit dem Midas verglichen 119
wird gepuzt 119
verſtummet 119
Schwerlich, wie es auf

Niederſächſiſch könne gegeben werden 115

Sechſte Nachtſtunde, wie viel es nach unſerer Uhr ſey 115

pflegt darinn zu ſpuken 125

Stevens (M. Heinr. Jac.) ein vortrefflicher Mann 112

ein wackerer Mann 118

dienet dem Autori zum Muſter 108

iſt beſcheiden 108

ſeine Verdienſte ſind aller Welt bekannt 108

und außnehmend 108

ſchreibt Anmerkungen über die Paßion 107

ſeine Anmerkungen ſchaffen viel Frucht 107

werden von Leuten beyderley Geſchlechts geleſen 107

wird von einer gelehrten Geſellſchaft zum Mitgliede angenommen 115

wird in den Zeitungen geſtrigert 116

ein ungelehrter tobt ſein Buch 116

ſchreibt kurz und deutlich 117

hat viel beſonders in ſeinen Anmerkungen, ſo man ſonſt nirgends findet 117

iſt ſcharfſinnig 117

hat tiefe Einſichten 117

iſt ein Liebling und Schooskind des Apollo 119

iſt ein wuhtiger Scribent 119

wird nicht aufhören, Bücher zu ſchreiben 120

putzt den Spötter, der ſich an ihm reiben wollen 119

iſt ein groſſer und fruchtbarer Geiſt 120

kömmt mit Zwillingen nieder 121

bringt ſeiner Vaterſtadt viel Ehre 121

macht ihr manche Luſt 121

zeigt ſeine Anmerkungen einem groſſen Gottesgelehrten 119

wird von ſelbigem gelobet 118
mag aber aus Sittſamkeit nicht nachſagen, was zwiſchen ihnen vorgegangen 148
Stadthalter, die Römer hatten in allen ihren Provinzen einen 127
wie der in Egypten genennet worden 127
in Egypten hat keine Faſces 128
und warum 128
wie die, ſo die Kayſer in ihren Provinzen geſetzet, genennet werden 128

T.

Thomaſius (Chriſt.) ein Judifferentiſte und Fanaticus 135
Tyrann, dieſes Wort hat vor dieſem eine gute Bedeutung gehabt 132
Titus, ein gnädiger Printz 115

V.

Veſpaſianus, ein guter Regent 113
iſt etwas geizig 113
legt Tribut auf die Secrete 113
ſteht ſtehend 113
Unflat, was es auf Niederſächſiſch heiſſe 118

Z.

Zähren und Thränen (keine) laſſen, was es ſey 118
Zeloten, ſind nicht alle ein böß und heuchliſch Volk 145
Etymologie dieſes Worts 145

Entſchuldigung

an den geneigten Leſer.

Ich ſehe vorher, daß meine Anmerkungen über die Hiſtorie von der Zerſtöhrung der Stadt Jeruſalem bey dem geneigten Leſer eine Begierde erwecken werden, zu wiſſen, ob ich ſonſt nichts geſchrieben. Nun würde ich freylich nicht ermangelt haben, demſelben, nach Art aller rechtſchaffenen Gelehrten, um meinem Buche die rechte Figur eines Buchs nach der Mode zu geben, mit einem Verzeichniſſe meiner Schriften ſo ſchuldig, als willig, aufzuwarten; allein der geneigte Leſer wird mich entſchuldiget halten, daß ich für dieſesmal einem ſo löblichen Gebrauche nicht nachlebe. Denn ich kann auf meine Ehre verſichern, daß dieſe Anmerkungen die erſte Kraft

meines Verſtandes ſind, und ich ſonſten noch nichts geſchrieben habe. Weil man mir in meiner Jugend weiß gemacht hat, ein junger Menſch müſſe erſt etwas lernen, ehe er die Feder anſetzte, und ſich andere zu lehren unterfinge. Dieſes Vorurtheil hat mich bishero abgehalten, der Welt mit meinem Talente zu dienen: Allein, da ich auf das, was in der gelehrten Welt täglich vorgehet, genauere Acht gehabt, bin ich gewahr worden, wie ſchändlich man mich betrogen habe, und begreife nunmehro ganz deutlich, daß man gar füglich ein berühmter Scribent ſeyn könne ohne die geringſte Wiſſenſchaft zu beſitzen, und daß es folglich eine unnütze Mühe ſey, wenn man durch vieles Studiren ſeinen Verſtand und ſeine Geſundheit ſchwächt. Ich halte demnach das Vorurtheil, ſo man mir in meiner Jugend beygebracht hat, für höchſt ſchädlich, und bin verſichert, daß, wenn man ſich nach ſelbigem richten wollte, in kurzem die Buchdrucker und Buchhändler an den Bettelſtab kommen würden. Ueber mich ſollen dieſe Leute nicht ſeufzen; ich will ihnen, wo ich lebe, genug zu ſchaffen ge-

ben: niemand verachte meine Jugend. Ich bin, Gott Lob! über mein 21ſtes Jahr; wer aber über ſeine 3 mal 7 Jahre iſt, kann, wie bekannt, in allen Geſellſchaften, und folglich auch in der gelehrten Welt, ein Wort mitſprechen. Ich weiß wohl, daß es gemeiniglich heißt: Verſtand kömmt vor Jahren nicht: Allein ich weiß auch, daß diſes Sprichwort von alten Leuten herrühre. Die Alten ſind, wie jedermann weiß, neidiſch und eigenſinnig. Die guten Leute meinen, ſie hätten alle Weisheit gefreſſen: Was ſie ſagen, das muß vom Himmel herab geredet ſeyn; und was ein junger Menſch vorbringet, das muß Kinderey heiſſen, es ſey auch ſo klug, als es wolle. Aber es giebt, zu allem Glücke, ſo viele alte Narren, daß niemand an der Wahrheit des Sprichworts: Alter ſchadt der Thorheit nicht, zweifeln kann, und die Alten ſind ſelbſt ſo wenig in Abrede, daß die Kräfte ihres Verſtandes mit den Jahren abnehmen, daß vielmehr die Empfindung dieſer Abnahme ihnen die bitterſten Klagen auspreſſet. Ja die Macht der Wahrheit iſt ſo groß, daß ſie oft, wider ihren

Willen, mit Unmuht bekennen, und ſprechen müſſen: Die Jungen ſind immer klüger, als die Alten. Ein Menſch, der den Vorſatz hat, ſich durch ſeine Schriften um die Welt verdient zu machen, thut demnach ſehr wohl, wenn er bey zeiten anfängt, und die Zeit, da ſein Verſtand in ſeiner beſten Blühte iſt, mit dieſer edlen Bemühung zubringet. Die Bücher, welche wir ſchreiben, ſind die Kinder unſers Verſtandes, und die Zeugung dieſer geiſtlichen Kinder ſetzt eben ſo wohl, als die Zeugung der leiblichen, eine Beſchaffenheit unſerer Kräfte voraus, die man bey den Alten vergebens ſuchet, und nirgends beſſer, als bey friſchen Jünglingen, findet. Wir heyraten alſo, wann wir noch jung ſind, und dieſes hat, nach einem ſehr bekannten Sprichworte, noch niemand gereuet. Die Urſache davon iſt leicht zu begreifen: Denn auf ſolche Art können wir hoffen, unſere Kinder groß zu ſehen, und an ihnen in unſerm Alter unſere Freude zu haben. Die Freude, die wir an den Kindern unſers Verſtandes erleben, iſt gewiß nicht geringer, als das Vergnügen, welches uns unſere

leibliche Kinder geben; und folglich handelt derjenige, der das Bücherschreiben bis ins Alter spahret, eben so thöricht, als ein Greis, der erst heyratet, wann er schon einen Fuß im Grabe hat. Wer dieses recht bedenket, der wird mit mir den Schluß machen, daß man schreiben müsse, wenn man noch jung ist, ut nosmet ipsi, wie Cicero sagt, vivi gloria nostra perfruamur. Die Zeit, wann man anfangen müsse, ist zwar so eigentlich nicht zu benennen; doch deucht mich, daß man einem Scribenten der 3 mal 7 Jahre alt ist, nicht vorwerfen könne, er habe zu jung angefangen; und hoffe, ein jeder, der weiß, was vor Geheimnisse in den Zahlen stecken, werde mir Beyfall geben. Ich behalte mir vor, dieses alles in einem eigenen Werke, zum Troste aller jungen Scribenten, weitläuftiger auszuführen, und versichere zum Beschluß den geneigten Leser, daß ich hinfort kein Papier und Dinte spahren, sondern durch Herausgebung der herrlichsten Werke ihn zu vergnügen, und mich in der Welt bekannt zu machen, nicht ermangeln werde. Die Werke aber,

welche ich theils unter Händen, theils zum Drucke fertig liegen habe, sind folgende:

1. Kurze und gründliche Anleitung, wie ein junger Mensch ohne allen Verstand und alle Wissenschaft gelehrt und berühmt werden könne. 8¾ Bog. 8.

2. Thraso, oder von dem anmuhtigen Geruche des Selbstlobes. 2 Bogen, 8.

3. Tiresias, oder Untersuchung der Frage: Ob der Vater oder die Mutter sich am meisten freue, wann der Sohn gelehrt ist? 4 Bog., 8.

4. Vorschlag zur Verbesserung der Manufacturen in Niedersachsen. 5¼ Bogen, 8.

5. Vitrea fracta, oder des Ritters Robert Clifton Schreiben an einen gelehrten Samojeden, betreffend die seltsamen und nachdenklichen Figuren, welche derselbe den 13. Januar st. v. Anno 1732. auf einer gefrornen Fensterscheibe wahrgenommen, aus dem Englischen ins Deutsche übersetzet. 4 Bog.

6. Neue Methode, die Jüden zu bekehren. 6¾ Bogen, 8.

7. Das Leben des berühmten Poeten Bavius, 10 Bogen, 8.
8. Lob der Inquiſition. 4 Bogen, 4.
9. Vorſchlag zu Abkürzung der Proceſſe. 6 Bogen, 4.
10. Das jämmerliche Ende des Ketzers Arrius in gebundener Rede: Mit Kupfern. 4 Bogen, 4.
11. Die Glückſeligkeit der Raſenden. 8 Bog., 8.
12. Sammlung aller meiner Schriften. 2½ Alphabet aufs höchſte.

Vitrea fracta,

oder

des Ritters Robert Clifton

Schreiben

an einen gelehrten Samojeden,

betreffend

die seltsamen und nachdenklichen

Figuren,

welche derselbe

den 13. Januar st. v. 1732

auf einer

gefrornen Fensterscheibe

wahrgenommen.

Aus dem Englischen ins Deutsche

übersezet.

Frankfurt und Leipzig,

1732.

VIRGILIUS.

. . . . Juvat ire jugis, qua nulla priorum
Castalium molli divertitur orbita clivo

Mein Herr!

Nimmer habe ich mich ſo ſehr gefreuet, als da mir, zu Ausgang des vorigen Jahres, der Herr William Medley Dero vortreffliche Ode auf den Tod des Kaiſers Peters des Erſten, ſamt Dero gelehrten Nachricht von dem Zuſtande der Inſel Nova Zembla vor der Sündfluht, von Archangel aus zuſchickte.

Ich bin zwar niemalen ſo leichtgläubig geweſen, daß ich alles für unſtreitige Wahrheiten angenommen hätte, was die gemeinen Bücher von der Barbarey ſagen, die in den Nordländern herrſchen ſoll; noch weniger hat mir der hochmühtige Wahn vieler Landsleute gefallen wollen, die ſich einbilden, daß aller Witz in den Gränzen unſerer Inſel eingeſchloſſen ſey. Der Umgang, den ich, auf meinen ehemaligen Reiſen, mit vielen gelehrten und ſcharfſinnigen Lapländern gehabt habe,

hat mich eines andern belehret: Allein das hätte ich mir doch nimmer träumen laſſen, daß in einem Lande, welches man uns als eine Wüſtenen, und als eine Wohnung der Ohim und Zihim beſchreibet, ein Mann von ſo ſcharfem Verſtande, und von ſo groſſer Gelehrſamkeit, anzutreffen ſey, als aus ihren Schriften hervor leuchtet.

In Spanien bildet ſich der Pöbel ein, ein Ketzer ſey ein Thier, das Hörner und Klauen hat. Unſer Irrthum in Anſehung der Samojeden iſt gewiß nicht kleiner geweſen. Kaum hat man bishero geglaubet, daß ihr Vaterland von vernünftigen Creaturen bewohnet werde; ſo ſcheußlich hat man uns deſſen Einwohner abgemahlet. Urtheilen Sie demnach, mein Herr, wie groß meine Verwunderung geweſen ſeyn müſſe, als ich Dero herrliche Schriften geleſen.

Gewiß, mein Herr, ich bin erſtaunet, daß ein Poet, der in einem ſo kalten Lande gebohren iſt, in ſeinen Gedichten ſo viel Feuer zeigen könne, und muß bekennen, daß die Einfälle unſerer Dichter, gegen die ihrigen zu rechnen, kälter ſind, als alle Eisberge in der Meer-Enge Weygay.

Sie ſchreiben ſo hoch und prächtig, als ein Araber, und ich wüßte keinen unter den Alten,

der

der ihnen gleich zu schätzen sey, als den Pindarus. Ich weiß nicht, ob sie denselben gelesen haben; das weiß ich, daß ihre vortreffliche Ode eben die Bewegungen in meinem Gemüthe erreget, die ich spühre, wann ich diesen alten Griechen lese: Und einer meiner Freunde hat mir zugeschworen, er verstünde von ihrer Ode eben so viel, als vom Pindarus.

Ich glaube es ihm gerne, und bin versichert, daß alle unsere Gelehrten, die sich so klug dünken, und so geneigt sind, andere zu verachten, von Ihren Schriften nicht das Geringste verstehen. Ich habe noch keinen gesehen, der nicht Nase und Maul aufgesperret hätte, wann er von den herrlichen Nachrichten gehöret, die Sie uns von Nova Zembla geben. Wie groß wird nicht ihre Bestürzung seyn, wann sie des Herrn Medley vortreffliche Uebersetzung dieser gelehrten Geschichte erst lesen, und mit ihren Augen sehen werden, wie wenig Ursache sie haben, die nordischen Völker zu verachten. Ich wollte wünschen, daß sie dadurch bescheidener würden, und begreifen lerneten, daß ihr Wissen Stückwerk sey: allein ich weiß nicht, ob ich es hoffen kann. Wo fern ich unsere Gelehrten recht kenne, werden sie lieber alles,

was Sie uns von Nova Zembla erzehlen, für erdichtet ausgeben, als geſchehen, daß ſie es bishero nicht gewußt haben.

Ich werde mich dieſer Sünde nicht theilhaftig machen; ſondern allemal bekennen, daß ich aus ihren Schriften unglaublichen Nutzen geſchöpfet habe. Ich werde es dem Herrn Medici, ſo lange ich lebe, Dank wiſſen, daß er mir Dero Bekanntſchaft zuwege gebracht, und ein beſtändiger Verehrer ihrer Verdienſt leben und ſterben.

Dieſe Erklärung habe ich ſchon lange auf meinem Herzen gehabt, und auch bereits etliche mal die Feder ergriffen, mich derſelben in einem Schreiben an Sie zu entledigen. Allein es hat mir bis auf dieſe Stunde nicht glücken wollen: Ich habe wohl dreymal angefangen; aber auch dreymal wieder ausgeſtrichen, was ich geſchrieben hatte.

Es iſt dieſes an Leuten meiner Art etwas ungewöhnliches. Wir, die wir von den Spöttern armſelige Scribenten betitelt werden, haben auch bey unſern Feinden den Ruhm, daß wir nicht lecker ſind, und daß uns alles geräht, was wir anfangen. Ich wüßte noch keinen von allen meinen Brüdern, der ſich jemalen geſchämet hätte,

etwas vorzubringen, ſo die leckere und verwöhnte Welt für läppiſch hält, und ich ſelbſt erkenne gar wohl, daß die Schamhaftigkeit eine Tugend ſey, die mir und meines gleichen eben ſo ſchädlich iſt, als einem Dürftigen. Ich erkenne dieſes, ſage ich, und bewundere die Vollkommenheit meiner Brüder. Ich muß aber zugleich meine Schwachheit geſtehen: Ich ſcheue noch aus, und ſcheue das Urtheil derer, die ſich klug dünken. Dieſes iſt das einzige, das meine Freunde an mir tadeln. Allein, ich bin nun ſo, und mein Schickſal will, daß ich mich mit dieſer Unvollkommenheit ſchleppen ſoll.

Ich fühle am beſten, wie beſchwerlich es iſt, und wer da wüßte, was mich bloß der Anfang dieſes Schreibens vor Mühe gekoſtet hat, der würde ein Mitleiden mit mir haben. Als ich das erſtemal die Feder anſetzte, fing ich folgender Geſtalt an: „Nachdemmalen ich aus Dero Schriften erſehen, daß Sie ein feiner gelehrter Mann, habe ich nicht unterlaſſen wollen, dieſe geringe Zeilen an Sie abzulaſſen, und Sie unterdienſtlich zu erſuchen, mir ihre höchſt ſchätzbare Gewogenheit zu gönnen.“ Mancher von meinem Orden würde fortgefahren ſeyn: Allein ich ſtutzte, und

die Furcht es möchte mir eben so gehen, als jenem, der ein Dankſagungsſchreiben, an ich weiß nicht wen, faſt auf gleiche Art angefangen hatte, machte, daß ich dieſen Eingang, ohne alle Barmherzigkeit, wegſtrich.

Ich fing darauf wieder von vorne an, und brachte, nach einem halbſtündigen Grübeln, nachfolgendes zu Papier: „Gleichwie der Magnet das Eiſen, ein Beutel voll Ducaten einen Geizigen, groſſe Titel einen Hochmühtigen, die Hoffnung des Gewinns den Künſtler, ein Glas Wein und hübſches Mädgen einen Wollüſtigen, und ein geriebenes Stück Bernſtein und Siegellack leichte Sachen an ſich ziehet: alſo reiſſet mich, groſſer Mecenat, Dero Vortrefflichkeit zu Sie.“ Aber auch dieſer Anfang wollte mir nicht gefallen; denn wie mir der erſte etwas zu ſchlecht und bäurisch vorkam: ſo klang mir der andere comödiantenhaft. Ich ſtrich ihn alſo gleichfalls weg, und befand mich in einem erbärmlichen Zuſtande. Da ich indeſſen den Muht nicht ſinken ließ; ſondern alle Kräfte meines geringen Verſtandes anſpannete, etwas taugliches zu Markte zu bringen: ſo iſt es mir endlich gelungen, und ich hoffe, mein Herr, Sie werden aus dem, ſo ich bisher ge-

ſchrieben, die Gröſſe der Hochachtung, welche ich gegen Sie hege, zur Gnüge erkennen.

O wie glücklich wäre ich nun, wenn ich Witz genug beſäſſe, dasjenige, was ich ihnen noch zu ſagen habe, mit dem Eingange meines Schreibens, auf eine geſchickte Art, zu verbinden! Abermal eitle Sorge, wovon meine vortreflichen Mitbrüder frey ſind. Dieſe Herren ſind über alle Regeln, und ſehen es als eine unerträgliche Sclaverey an, wann ein Scribent gehalten ſeyn ſollte, das, was er ſchreibet, allemal geſchickt mit einander zu verknüpfen. Sie ſprechen, dieſes nehme viele Zeit weg, hemme den Lauf der Gedanken, und mache, daß manchmal die beſten Einfälle verlohren giengen. Sie haben recht; aber ich mag mich doch dieſer Freyheit nicht bedienen: Nicht aus Beſorge, daß Sie, mein Herr, es mir übel nehmen möchten. Ach nein! Ich weiß gar wohl, daß man es in ihrem Lande ſo genau nicht nimmt: Allein ich fürchte nur die giftigen Zungen unſerer überklugen Gelehrten.

Ein geſchickter Kopf dieſer Inſel ſchrieb neulich einen gelehrten Brief an einen gewiſſen Lord über das bekannte: Stultorum plena sunt omnia; und ſag, nachdem er ſich die Gnade dieſes Herrn

in einem wohl ausgesonnenen Eingange ausgebeten hatte, die Abhandlung seiner Materie auf folgende Art an: Dantur autem stulti varii generis. Mein Gott! wie hat man nicht über dies *dantur autem* gespottet. Aus keiner andern Ursache, als weil man den Zusammenhang dieser Worte mit dem vorhergehenden Compliment nicht einsehen konnte.

Mein Brief ist eben der Art, als derjenige, von welchem ich rede. Ich schreibe ihn nicht an Sie allein; sondern zugleich an die ganze Welt. Er wird gedruckt, und von jedermann gelesen. Nur ist dieses zwischen Ihnen und andern Lesern der Unterscheid, daß ich Ihnen ein Exemplar auf Schreibpapier zuschicke, das sauber eingebunden, und auf dem Schnitt vergüldet ist; andere aber, wenn sie eines haben wollen, ihren Beutel aufthun müssen. Wie würde es mir also nicht ergehen, wenn ich, nachdem ich Sie meiner Hochachtung Sie gegen versichert, plötzlich zufahren und sagen wollte: „Die Figuren aber, die ich auf der gefrornen Fensterscheibe wahrgenommen habe, sind seltsam und wunderbar!“ Ja würden Sie selbst, mein Herr, nicht gedenken: Was will der Kerl?

Damit ich nun weder Ihnen noch andern

Anlaß geben möge, über meinen Vortrag zu lachen: ſo will ich verſuchen, ob es nicht möglich ſey, von der Verſicherung meiner Hochachtung auf meine gefrorne Fenſterſcheibe zu kommen, ohne einen ſo gefährlichen Sprung zu thun, als der erwähnte Scribent in ſeinem Schreiben an einen Lord gethan hat; und habe demnach die Ehre, Ihnen zu ſagen, daß ich, um Ihnen noch deutlicher zu erkennen zu geben, wie hoch ich Sie ſchätze, mir die Freyheit nehmen wollen, meine wenigen Gedanken über eine gefrorne Fenſterſcheibe Ihrer Beurtheilung zu unterwerfen.

Sie werden ſich vielleicht wundern, mein Herr, daß ich eine ſo gemeine und nichtswürdige Sache zu einem Gegenſtand meiner Betrachtungen erwählet. Eine gefrorne Fenſterſcheibe, werden Sie denken, iſt eine gefrorne Fenſterſcheibe: Was kann ein ſolcher Quark an ſich haben, ſo das Nachſinnen eines vernünftigen und gelehrten Mannes verdiene? Aber, mein Herr, erlauben Sie mir, daß ich Ihnen zu Gemüthe führe, wie keine Sache ſo geringe ſey, daß ein Kluger nicht Gelegenheit finden ſollte, darüber nützliche Betrachtungen zu haben. Eine Laus iſt ein verächtlich Thier, ſchimmelicht Brodt freſſen auch die Hunde nicht,

und es iſt kein Bauer ſo einfältig, daß er nicht wiſſen ſollte, was ein Strohhalm ſey. Aber dennoch haben kluge und geſchickte Männer dieſe geringſcheinende Sachen ihrer Betrachtung nicht unwürdig geſchätzet. Ja ſie haben ſich nicht begnüget, dieſelben mit bloſſen Augen anzuſehen; ſondern ſo gar die Vergröſſerungsgläſer zu Hülfe genommen: und, was noch mehr iſt, zu keinem andern Ende die Kunſt, dieſe Gläſer zu verfertigen, durch viele Mühe und langes Nachſinnen, zu einer ſo groſſen Vollkommenheit gebracht, als, um dadurch die Betrachtung ſolcher Kleinigkeiten zu erleichtern. Sie kennen den berühmten Lewenhoeck; Sie haben von Swammerdam gehöret. Was haben dieſe Männer nicht vor ſchöne Sachen entdecket? Haben ſie aber wohl einen Wurm, das verächtlichſte unter allen Geſchöpfen, übrig gelaſſen, den ſie nicht hinten und vorne betrachtet, und uns nach allen Theilen beſchrieben?

Aber was bemühe ich mich viel, mein Verfahren zu rechtfertigen? Belieben Sie nur den Abriß meiner gefrornen Fenſterſcheibe anzuſehen: Ich bin verſichert, Sie werden über die ſeltſamen Figuren erſtaunen, und geſtehen, daß die Natur, ſo viel wir wiſſen, noch niemalen etwas hervor

gebracht hat, das mit selbigen zu vergleichen wäre. Sie wohnen in einem Lande, da die Kälte so strenge ist, als an einem Orte in der Welt; aber erinnern Sie sich dergleichen gesehen zu haben? Ich will eben nicht sagen, daß die Natur bey Ihnen nicht eben so spiele, als bey uns. Ich glaube gerne, daß, wer sich die Mühe geben wollte, ihre Eisberge zu durchsuchen, viele sonderbare Entdeckungen machen könnte: Allein es gehet Ihnen und ihren Landsleuten, wie allen andern Menschen. Wir achten nicht auf das, was wir täglich sehen, und bewundern nur, was selten ist. Selbst bey uns, da die Kälte kaum einige Monate anhält, herrscht eine unglaubliche Nachläßigkeit in Untersuchung der Wirkung des Frostes; und ich zweifele nicht, daß viele meiner Landsleute mich auslachen werden, daß ich aus einer gefrornen Fensterscheibe so viel Wesens mache.

Aber ich will diesen Herren rahten, daß sie nicht so laut lachen, daß ich es höre. Ich werde sie fragen: Was dann die Kleinigkeiten, darüber sie ganze Bücher schreiben, wohl sonderbares an sich haben? Wie durchwühlen sie nicht unser Ufer, um ein Steinchen zu finden, das wehrt ist, in Kupfer gestochen, und seiner Seltenheit wegen

umſtändlich beſchrieben zu werden? Ich tadele ihre Bemühung nicht. Sie thun es, wie ſie vorgeben, zu Gottes Ehren; ſie wollen die Menſchen zur Bewunderung der göttlichen Weisheit aufmuntern. Ihr Zweck iſt löblich; aber ſie werden dann auch ſo gütig ſeyn, und mir erlauben, daß ich zu eben dem Ende meine Betrachtungen über Dinge anſtelle, die ich derſelben würdig achte.

Meine gefrorne Fenſterſcheibe iſt gewiß ſo beſchaffen, daß alle ihre ſchöne Narrätien, und alles, was ſie darüber ſchwatzen und ſchreiben, gegen dieſelbe und meine Betrachtungen, aufs beſcheidenſte davon zu reden, eitel Kinderſpiel und Thorheit iſt. Man ſehe nur ihre wunderbaren Steine und andere ſchöne Sachen an: ſo wird man finden, daß die Einbildungskraft des Beſchauers der Natur zu Hülfe kommen müſſe, um die Figuren hervor zu bringen, welche der ſinnreiche Naturkündiger, der ſich breit damit macht, darauf entdecket. Gewiß, viele dieſer Seher gemahnen mich nicht viel anders, als die Bauern, die beym Untergange der Sonne oft ſtreitende Kriegesheere, Türkenköpfe, Thiere, und ich weiß nicht was in den Wolken erblicken. Denn wie dieſe Heere, dieſe Köpfe, dieſe Thiere nur in dem Gehirne

des phantasirenden Bauern zu finden sind: so haben auch die meisten Seltenheiten unserer Forscher ihren Grund in einer starken, und von einer unbändigen Begierde, Wunderdinge zu erzehlen, in Unordnung gebrachten Einbildungskraft. Und wenn dann ja die seltenen und wunderbaren Figuren, so man der Welt zur Bewunderung darstellet, wirklich ausser der Phantasie des Naturkündigers vorhanden sind: so sind sie doch gemeiniglich so klein, daß man nothwendig ein Vergrösserungsglas gebrauchen muß, wofern man sie sehen will. Hiedurch aber wird alles wunderbare, das man darinn findet vernichtet. Denn es ist keine Sache in der Welt, an welcher man, wenn man sie durch ein Vergrösserungsglas betrachten will, nicht Dinge entdecken sollte, die einem, der diese Sache niemals anders, als mit dem bloßen Auge, angesehen hat, nothwendig fremd und seltsam scheinen müssen.

Meine Fensterscheibe ist vor solchen Vorwürfen sicher. Die Figuren, womit sie von der spielenden Natur gezieret ist, sind deutlich, und man braucht nicht mehr, als seine Augen aufzuthun, wenn man dieselbe sehen will. Sie sehen darauf, mein Herr, in der Mitte ein Menschenangesicht

auf deſſen Stirne die Zahl 666 ſich deutlich zeiget. Das Haupt iſt mit einer Art von Mützen gezieret, die anfangs immer ſpitzer wird; endlich aber ſich zu beyden Seiten, als eine Flagge, ausbreitet, in deren Mitten ein halber Mond zu ſehen, welcher zur Rechten und Linken mit Caracteren umgeben iſt, die den arabiſchen und malabariſchen Buchſtaben ähnlich ſind. Um den Hals iſt ein doppelter Kragen; auf der Bruſt ſiehet man ganz deutlich ausgedruckte hebräiſche Buchſtaben, und der zu dieſem Geſichte gehörige Cörper läuft unterwerts immer ſpitzer zuſammen, und gewinnet endlich faſt die Geſtalt eines Fiſchſchwanzes. Zu beyden Seiten des Kopfes ſehen Sie zweene förmliche Sterne. Sie ſehen ferner auf meiner Fenſterſcheibe Cometen, Donnerkeile, chymiſche Zeichen, magiſche Caracteren, lateiniſche Buchſtaben, Zahlen, Geſichter, Blumen, Bäume, ein vierfüßiges Thier mit einem menſchlichen Antlitze, Bockshörnern und einem Katzenſchwanz, des Neptuns Dreyzack, den Jupiter mit zween Trabanten, die Jahrszahl, eine förmliche Veſtung, muſicaliſche Noten, und ich weiß nicht was für andere ſeltſame Figuren mehr. Mich deucht, eine ſolche Fenſterſcheibe iſt wehrt, daß man ſie bewundere;

ſie iſt geſchickt, allen guten Gemühtern zu erbaulichen Gedanken Anlaß zu geben, und ich ſcheue mich nicht zu ſagen, daß, wer dadurch nicht gerühret wird, ein vollſtändiger Atheiſte ſey.

Wenn ich dem Exempel unſerer neuen Naturkündiger folgen wollte: ſo könnte ich hier ſchlieſſen, und Sie Gott befehlen. Dieſe Herren haben die Gewohnheit, daß ſie ſich begnügen, von einem künſtlich gebildeten Steinchen, oder einer andern dergleichen Rarität ihrem Leſer eine magere Beſchreibung zu geben, ſich darauf von ihm zu beurlauben, und ihre Schrift mit einem andächtigen Seufzer zu beſchlieſſen. Allein ich ſchäme mich, es eben ſo zu machen, und halte mich ſchuldig, Ihnen meine Gedanken über die Wunder mitzutheilen, die ich entdecket habe.

Ich hoffe, mein Herr, Sie werden es mir zu gute halten, wenn ich es, über Verhoffen, nicht allemal treffen ſollte. Ich ſchreibe von einer Sache, daran vor mir kein Menſch gedacht hat. Ich habe alſo keinen Vorgänger, den ich ausſchreiben könnte. Ich muß alles, was ich ſchreibe, aus meinem Kopfe nehmen. Dieſes iſt mühſam, und ein Scribent, der ſich in ſolchen Umſtänden befindet, verdienet, daß man Geduld mit ihm hat.

Es giebt ſehr wenige, die dieſes erkennen, weil es wenige giebt, die wiſſen, was es ſey, aus ſeinem eigenen Kopfe zu ſchreiben. Die meiſten wählen ihnen ſolche Materien, von denen andere bereits alles geſagt haben, was zu ſagen iſt. Ich preiſe ſolche Scribenten glücklich. Ich lobe ſie; aber ich bitte ſie auch hergegen zu bedenken, daß es mich weit mehr Mühe koſten müſſe, vier oder fünf Zeilen zu ſchreiben, als es ſie koſtet, ganze Bogen zu beklecken. Nichts iſt leichter, als nachbeten, was mir ein anderer vorſagt. Schreibe ich z. E. von einem Sternſteine, ſo wollte ich bald fertig werden. Ich könnte nur ſagen, man finde ſolche Steine an unterſchiedenen Orten. Der und der habe dieſes und jenes davon geſchrieben, und ich hätte nichts mehr zu ſagen, als daß ich auch einen gefunden hätte, der ſo und ſo ausſähe. Ich könnte, wenn dieſes noch nicht genug, hinzuſetzen, was man von den Wirkungen und Kräften eines ſolchen Steines ſaget, und durch Anführung vieler Scribenten, deren keinen ich mit Augen geſehen, vielweniger geleſen, mir den Ruhm eines gelehrten und beleſenen Mannes erwerben.

Dieſe Art zu ſchreiben iſt ſo leicht, daß ich mir getraue, von meinem Hunde, der ſonderlich

artig gezeichnet iſt, ein feines Werkgen zu ſchreiben, wenn ich es ſo machen wollte. Denn das es viele bunte Hunde gebe, das iſt bekannt, daß ich auch einen habe, das iſt gewiß; dieſer aber iſt andern bunten Hunden vollkommen nicht ähnlich. Wenn ich dieſes ſagte, und dabey mein Hündchen in Kupfer ſtechen lieſſe: ſo wäre mein Büchlein fertig.

Aber es iſt mir wohl verboten, dieſen leichten und luſtigen Weg zu wandeln, wenn ich auch gleich Luſt dazu hätte. Gefrorne Fenſterſcheiben, die ſo viele Seltenheiten in ſich faſſen, als die meinige, ſind nicht ſo gemein, als ein Sternſtein und bunte Hunde.

Ich bin der erſte, der davon ſchreibt. O was wird es mich nicht vor Mühe und Nachdenken koſten, mein wichtiges und nützliches Vorhaben ſo auszuführen, daß ich Ehre davon habe! Ich bin ſchuldig, falls ich mich um diejenigen rechtſchaffen verdient machen will, die etwan, durch mein Beyſpiel aufgemuntert, nach dieſem von eben dieſer Materie ſchreiben werden, alles zu ſagen, was geſagt werden kann, damit ihnen ihre Arbeit deſto leichter werde, und ich das Vergnügen haben möge, die troſtreichen Worte: Vid. Doctiſſimus Rooertus Cliſton, *magnum illud Angliae Sidus*,

auf allen Seiten ihrer Schriften zu lesen. Die bloße Vorstellung dieses Vergnügens versüßet mir meine Arbeit, und machet, daß ich alle Schwierigkeiten verachte.

Magnum opus aggredior, sed dat mihi gloria vires.

Ich wende mich demnach, ohne fernere Weitläuftigkeit, zur Sache selbst, und werde die Ehre haben, Ihnen sowohl meine wenigen Gedanken von den Figuren meiner Fensterscheibe zu eröffnen, als auch zu sagen, was andere davon geurtheilet haben. Denn, mein Herr, Sie können leicht gedenken, daß ich über eine Sache von der Wichtigkeit, Leute, die gelehrter, als ich, zu Rahte gezogen. Als Nebucadnezar einen bedenklichen Traum gehabt hatte, und sein Sohn Belsazer die unbekannte Schrift an seiner Wand nicht lesen konnte, wurden alle Weisen und Chaldäer zusammen gerufen. Nun will ich eben meine gefrorne Fensterscheibe nicht mit dem Traume und der Schrift vergleichen, wodurch diese beyden Monarchen so verwirrt gemacht worden, und wenn Sie wißen wollen, wie mir zu Muhte geweien, als ich den 12ten Jenner des Morgens zwischen 8 und 9 Uhr meine wunderbare Fensterscheibe zuerst erblickte:

blickte: so kann ich Ihnen meinen Zustand nicht besser beschreiben, als wenn ich sage, daß ich eben so bestürzt gewesen, als Belsazer.

Ich ließ demnach alle Weisen und Gelehrten, die ich kannte, zu mir bitten, und wenn ich einen Zauberer zu finden gewußt hätte, würde ich nicht ermangelt haben, auch denselben um Rahr zu fragen. Sie fanden sich in ziemlicher Anzahl ein, und ich legte ihnen einen Abriß von meiner Fensterscheibe vor. Nachdem sie nun die seltsamen Figuren wohl betrachtet, und sich höchstens darüber gewundert hatten, fieng der D. Bromley, ein Mann von ziemlicher Gelehrsamkeit, aber auch von sehr wunderlichen Einfällen, mit seiner gewöhnlichen Beredsamkeit an, zu behaupten, die Bilder auf meiner gefrornen Fensterscheibe wären prophetisch und voller Geheimnisse.

Er wisse wohl, setzte er hinzu, daß unsere Kirche nicht viel von neuen Offenbarungen halte: allein er wisse auch, daß sie dieses nur in Ansehung der Lehrpuncten thäte, und gerne zugebe, daß Gott auch noch heutiges Tages das zukünftige Schicksal seiner Kirche gewissen Leuten offenbaren könne. Es sey, fuhr er fort, offenbar, daß meine gefrorne Fensterscheibe eben zu solchem Ende

mit so lehrreichen Bildern gezieret worden. Er bat die ganze Gesellschaft, ihm zu sagen, ob das in der Mitte befindliche Gesicht mit der hohen Mütze wohl etwas anders, als das Bild der grossen Hure, seyn könne? Die Zahl des Thieres, die an der Stirn dieses Bildes so deutlich zu sehen, könne, sprach er, auch den Hartnäckigsten von dieser Wahrheit überführen.

Der halbe Mond bedeute den Türken, und daß die Flagge, auf welcher derselbe zu sehen, mit der hohen Mütze zusammen hänge, sey nicht von ungefehr gekommen; sondern, um anzudeuten, daß die beyden Antichriste in der Verfolgung der Gläubigen mit einander überein kämen. Daß nun über das Pabstthum sowohl, als über das türkische Reich ein schweres Gericht ergehen werde, könne man aus dem Cometen und Donnerkeil, zweyen deutlichen und unstreitigen Zeichen des göttlichen Zornes, schliessen. Die Zeit aber, wann dieses Gericht werde vollzogen werden, sey so deutlich bemerket, daß man desfalls nicht den geringsten Scrupel haben könnte, denn die Jahrszahl 1732 lasse sich unten in der Ecke zur Linken so deutlich lesen, daß derjenige ganz verstockt und verblendet, seyn müßte, der noch daran zweifeln

wollte, daß noch vor Ablauf dieſes Jahres der Antichriſt in Orient und Occident fallen werde. Es ſey überdem die Jahrszahl ſo artig geſetzet, daß man ſich nicht genug darüber wundern könnte. Denn wenn man die Zahlen, ſo wie ſie unter einander ſtünden, zuſammen ſetzte: ſo kämen die beyden Jahrhunderte heraus, in welchen das Pabſtthum unter dem rüchtigen Hildebrand aufs höchſte geſtiegen, und der Lügenprophet Mahomet aufgeſtanden.

Die übrigen Figuren, fuhr er fort, würden unſtreitig auch ihre Bedeutung haben, die, wenn ſie bekannt wäre, ſeine Erklärung ungemein bekräftigen würde: Allein, gleichwie viele Weiſſagungen der Art wären, daß ſie durch nichts, als durch den Erfolg, verſtändlich würden: ſo müſſe man auch die Erklärung der übrigen Figuren meiner Fenſterſcheibe ſo lange ausſetzen, bis das, was durch ſelbige vorher verkündiget, wirklich geſchehen ſey. Doch, was die Noten anlange, wolle er uns nicht verhalten, wie er für ſeine Perſon feſte verſichert ſey, daß, gleichwie auf der ganzen Fenſterſcheibe der Fall Babels vorher verkündiget werde, alſo die Noten nichts anders, als das Triumphlied der Gläubigen, andeuten ſollten.

Die ganze Verſammlung ſchüttelte die Köpfe zu dieſer wunderlichen Erklärung; aber was dann eigentlich die ſeltſamen Figuren bedeuten ſollten, darüber konnte ſie ſich nicht vergleichen. Der eine fand darinn die Ueberfahrt des Don Carlos nach Italien; der andere die Unruhe in Corſica; der dritte, ein Eidwegerer, das Schickſal des Präſidenten; der vierte, ein Mathematicus, behauptete, wenn man die auf meiner Fenſterſcheibe befindliche Zahlen, auf eine gewiſſe Art, mit einander vermehrte und theilte: ſo würde man die quadra uram circuli finden. Dieſem widerſprach der fünfte, und ſuchte uns zu überreden, daß in den Zahlen eine ſchöne Anleitung zu Erfindung des Steins der Weiſen ſtecke. Er meinte, wer die Zahlen 1234567890 auf alle mögliche Arten verſetzte, und die Summe, ſo alle dieſe Verſetzungen, zuſammen genommen, ausmachten, mit 666 ververmehrte, und darauf mit 96 theilte, der würde ſeine Zeit nicht übel anwenden. Der ſechſte ſprach hierauf lächelnd: Meine Herren, ich wundere mich, daß keiner von ihnen der hebräiſchen Buchſtaben gedacht hat, die recht mitten auf der Fenſterſcheibe zu ſehen ſind. Wer da einſiehet, was dieſe Buchſtaben ſagen wollen, der verſtehet alle

übrigen Figuren. Ich getraue mir, durch Hülfe der Cabbale, hinter den wahren Verſtand derſelben zu kommen: Allein, dieſes erfordert viel Nachſinnen, und es iſt hier der Ort nicht, viel davon zu reden. Aber auch dieſer fand kein Gehör; ſondern ein jeder meinte, ſeine Erklärung ſey die beſte, und lachte die andern aus.

Auf ſolche Art zankten ſie ſich eine geraume Zeit mit einander, und ich dachte bey alle dem Geplaudere: Fecistis probe incertior sum multo quam dudum. In dieſer Ungewißheit ſagte ich zu dem Ritter Cockburn, der noch ſeinen Mund nicht aufgethan hatte: Sie ſehen, mein Herr, wie ſcheinbar ein jeder dieſer Herren ſeine Meinung vorträgt, und daß es ihre Schuld nicht iſt, wenn ich mir nichts einbilde, daß ich einer hohen Offenbarung gewürdiget worden. Sagen ſie mir, wie bin ich daran? und wer hat, nach ihrer Meinung, Recht? Keiner, war ſeine Antwort: denn die Figuren auf ihrer Fenſterſcheibe ſind zufälliger Weiſe entſtanden, und bedeuten nichts; hat aber ja die Natur eine Abſicht gehabt: ſo iſt es keine andere, als den verworrenen Zuſtand des Gehirnes vieler Gelehrten abzubilden, die ſich nicht ſchämen, mit der gröſſeſten Ernſthaftigkeit die elen-

deſſen Grillen vorzubringen. Dieſer kurze und nachdrückliche Ausſpruch endigte alle unſere Betrachtungen, und ein jeder gieng hin, wo er hergekommen.

Als ich mich nun allein befand, wiederholete ich in Gedanken alles, was geredet worden; und ob ich zwar wenig Troſt darinnen fand: ſo lernete ich doch ſo viel daraus, daß die Gedanken, welche die Gelehrten über eine dunkele Sache machend haben, den Träumen der Schlafenden nicht ungleich. Denn, gleichwie dieſe ihren vornehmſten Grund in den Verrichtungen des vorigen Tages haben: ſo findet ein Gelehrter dasjenige, worauf er ſeine Gedanken vornehmlich zu richten gewohnet iſt, allenthalben.

Ich faſſete alſo den Entſchluß, mich an alle dieſe wachende Träumer nicht zu kehren; ſondern zu verſuchen, ob ich nicht durch eigenes Nachſinnen der Natur hinter die Künſte kommen, und die wahre Urſache der wunderbaren Figuren auf meiner geſtohlnen Fenſterſcheibe ergründen könnte.

Die Mühe, ſo mich dieſe Unterſuchung gekoſtet hat, iſt gewiß groß geweſen; aber ſie iſt mir auch durch die vortreffliche Entdeckung, die ich gemacht habe, mehr als doppelt belohnet wor-

den. Ein jeder, der mich kennet, wird mir das Zeugniß geben, daß ich gar nicht prahlhaft bin. Ich halte von mir mäßiglich, und habe mich auſſer dem Nothfall, noch niemalen ſelbſt gelobet. Ich will es auch jetzo noch nicht thun, in der feſten Hoffnung, daß Sie, mein Herr, meine Scharfſinnigkeit erkennen werden, ohne daß ich nöthig habe, mit Hinanſetzung der mir angebohrnen Sittſamkeit, Ihnen die Wichtigkeit und Vortrefflichkeit der von mir entdeckten neuen und nützlichen Wahrheiten anzupreiſen. Die That mag für mich reden; und wofern ſie jemalen etwas gehöret und geleſen haben, das mit den tiefſinnigen Gedanken, die ich über meine gefrorne Fenſterſcheibe gehabt habe, nur einigermaßen in Vergleichung zu ziehen iſt: ſo gebe ich Ihnen die Freyheit, inskünftige nichts von mir zu halten.

So bald demnach die Geſellſchaft, die ich bey mir gehabt, aus einander gegangen war, fieng ich an zu grübeln; nicht zwar, was doch die ſeltſamen Figuren meiner Fenſterſcheibe vor Geheimniſſe in ſich faſſen möchten: denn dieſen Wahn, daß die Figuren etwas ſonderliches zu bedeuten hätten, hatte mir der Ritter Cockburn ſchon genommen; ſondern nur, woher dieſelben entſtanden?

Ich wußte, daß nichts ohne Urſache geſchicht, und daß alſo auch ein zureichender Grund vorhanden ſeyn müßte, warum die Figuren meiner Fenſterſcheibe ſo wunderbar geworden. Ich bilde mir ein, daß ich dieſen Grund entdecket habe.

Sie wiſſen, mein Herr, daß die Fenſter nur fieren, wann es ſehr kalt iſt, und daß ſie nicht fieren, als in einem Zimmer, das bewohnet und geheizet wird. Die Urſache davon iſt dieſe, weil eine warm gemachte Stube mehr Ausdünſtungen hat, als ein Zimmer, das nicht geheizet wird. Ich ſetze demnach voraus, daß das Eis, welches wir zur Winterszeit an den Fenſtern wahrnehmen, von nichts anders, als von den Ausdünſtungen der in dem Zimmer befindlichen Cörper, entſtehet. Es iſt keine Zeit des Jahres, da nicht ſolche Ausdünſtungen vorhanden; aber bey gelindem und warmen Wetter bleiben ſie unſichtbar, weil nichts iſt, das ihre Ausbreitung und Verflieſſung verhindert. Sie zerſtattern alſo in der Luft, ohne daß wir derſelben anders, als etwan durch den Geruch, gewahr werden. Im Winter aber, wann die Kälte groß iſt, können ſie ſich nicht ſo ausbreiten. Sie ſuchen zwar dann ſowohl, als ſonſt, eine Oeffnung; aber die Kälte verwehret

ihnen den Ausgang. Zurücke können sie nicht: so müssen sie also nothwendig an den Fenstern sitzen bleiben. Ist nun die Kälte draußen mäßig, so erblicken wir sie in der Gestalt eines Wassers, und es heißt, die Fenster schwitzen. Ist es aber sehr kalt, so verlieret das Wasser, durch die gewaltsame Zusammendrückung, seine Flüßigkeit und aus dem Schweiße der Fenster wird ein förmliches Eis.

Da nun also dieses Eis aus den Ausdünstungen der in einem Zimmer befindlichen Cörper entstehet: so ist es klar, daß man alles, was an diesem Eise merkwürdiges ist, aus den Ausdünstungen, woraus es entstanden, erklären müsse.

Die Ausdünstungen sind nicht alle einer Art; sondern, nach Beschaffenheit der Cörper, unterschieden. Es muß also das aus selbigen an den Fenstern entstehende Eis, nach dem Unterscheid der Ausdünstungen, auch unterschiedene Gestalten bekommen; und folglich ist der Grund aller Figuren, die man auf einer Fensterscheibe sehen kann, in dem Unterscheid der Ausdünstungen zu suchen.

Meine Fensterscheibe ist auch eine Fensterscheibe, und mit gewissen Figuren bemahlet. Wenn ich also wissen will, warum diese Figuren so, und

nicht anders, geworden ſind: ſo muß ich nothwendig auf ihren Urſprung zurück gehen, und unterſuchen, wie die Ausdünſtungen beſchaffen geweſen, aus welchen ſie entſtanden ſind.

So dachte ich, mein Herr, und dieſe Gedanken reuen mich noch nicht. Denn wie einfältig ſie auch, beym erſten Anblick, ſcheinen: ſo ſind doch die Folgen, die ich ganz ungezwungen daraus gezogen habe, ſo herrlich, ſo vortrefflich, ſo nützlich, daß ich es nicht ausſprechen kann. Nachdem ich dieſen Grund gelegt hatte, war es mir leicht, hinter die Wahrheit zu kommen.

Ich hatte den Tag vorher eine große Geſellſchaft gelehrter Leute von allerhand Art bey mir gehabt. In einer ſolchen Geſellſchaft wird gemeiniglich viel geredet. Ich gerieth alſo auf die Gedanken, daß der Athem dieſer gelehrten Verſammlung ein groſſes zu den wunderbaren Figuren meiner Fenſterſcheibe beygetragen habe, wo nicht gar die einzige Urſache derſelben geweſen ſey; und dieſe Gedanken kamen mir um ſo viel gegründeter vor, je unſtreitiger es iſt, daß die ſtärkſte Ausdünſtung des menſchlichen Cörpers durch den Athem geſchiehet. Die Ausdünſtungen aber der in einem Zimmer befindlichen Cörper ſind die Urſache,

warum die Fenſter bey kaltem Wetter mit Eis beleget werden.

Ich hatte alſo glücklich entdecket, was es vor Dünſte geweſen, welche verurſachet, daß meine Fenſter gefroren. Aber darum wußte ich noch nicht, woher die ſeltſamen und nachdenklichen Figuren entſtanden. Ich mußte alſo weiter nachſinnen: Sollte nun meine Mühe nicht vergeblich ſeyn, ſo war es nöthig, daß ich die Natur der Ausdünſtungen, die den Stoff zu den ſeltſamen Figuren meiner Fenſterſcheibe abgegeben hatten, genauer unterſuchte. Ich that es, und befand, daß dieſe Ausdünſtungen in dem Athem der in meiner Stube verſammleten Gelehrten beſtanden; daß dieſer Athem größtentheils von ihnen gegangen ſey, wann ſie geſprochen, um ihre Gedanken auszudrücken. Aus dieſen unſtreitigen Wahrheiten machte ich folgenden Schluß, denn ein jeder, der fähig iſt, von der Stärke und Schwäche eines Beweiſes zu urtheilen, nothwendig für bündig und unumſtößlich erkennen muß.

Unſere Gedanken ſind Bilder der Dinge, ſo auſſer uns ſind: Die Worte, die wir ſprechen, ſind Bilder unſerer Gedanken. Sprechen iſt nichts anders, als den Athem auf eine gewiſſe Art von

ſich laſſen. Der Athem beſtehet in gewiſſen Ausdünſtungen. Folglich ſind die Worte, die wir ſprechen, nichts als Ausdünſtungen unſers Cörpers. Da nun aber die Worte Bilder unſerer Gedanken, und die Gedanken Bilder der Dinge, die auſſer uns ſind: ſo ſind auch die Ausdünſtungen unſers Mundes, wann wir ſprechen, Bilder der Dinge, die auſſer uns ſind. Wann nun dieſe Ausdünſtungen, durch die Kälte zuſammen gedrücket, ſichtbar werden: ſo werden auch die Gedanken, deren Bildniß dieſe Ausdünſtungen vorſtellen, ſichtbar. Werden die Gedanken ſichtbar; ſo müſſen wir auch nothwendig die Bilder der Dinge, die auſſer uns ſind, und von welchen wir reden, in dieſen ſichtbar gewordenen Ausdünſtungen erblicken. Q. E. D.

Nach dieſer tiefſinnigen Betrachtung war mir alles auf meiner Fenſterſcheibe klar und deutlich. Ich erinnerte mich der geführten Reden und war alſo im Stande, faſt von einer jeden Figur meiner gefrornen Fenſterſcheibe eine gründliche Urſache zu geben.

Wir hatten von der Mathematik, Aſtronomie, Chymie, und Mythologie, von der hebräiſchen, arabiſchen, chineſiſchen und malabariſchen Spra-

che, vom Feſtungsbau, von Cometen, von Donner und Blitz, und ich weiß nicht, von wie viel andern Dingen geredet. Der D. Bromley, der in den Figuren meiner Fenſterſcheibe ſo hohe Geheimniſſe gefunden, hatte uns eine lange Stelle aus ſeiner Erklärung der Offenbarung Johannis vorgeleſen, in welcher von der groſſen Hure, die auf den Waſſern ſitzet, und von der Zahl des Thiers gehandelt wurde.

Alle dieſe ſchöne Raritäten ſehen Sie auf meiner gefrornen Fenſterſcheibe. Zwar in ziemlicher Unordnung; aber dieſes iſt kein Wunder: ich wundere mich vielmehr, daß eine ſolche Menge Ausdünſtungen von ſo unterſchiedener Art nicht noch auf eine wunderlichere und verwirrtere Weiſe vermiſchet worden. Es iſt meines Bedünkens, noch ziemlich ordentlich hergegangen, und auſſer den Thiere mit dem Menſchenkopf, den Bockshörnern und dem Razenſchwanze, wüßte ich keine einzige Figur auf der ganzen Fenſterſcheibe, deren Urſprung ich nicht erklären wollte. Vielleicht ergründe ich auch noch, woher dieſes Thier entſtanden. Da es mir mit meiner Fenſterſcheibe ſo weit gelungen iſt, ſo verzage ich an nichts.

Es iſt mir ſchon mit den muſicaliſchen Noten

so gegangen. Anfangs wußte ich in der That nicht, was ich daraus machen sollte. Ich erinnerte mich nicht, daß wir von der Musik geredet hatten, und wunderte mich also ungemein, wo diese deutlichen Noten hergekommen. Endlich fiel mir bey, daß ein Sänger aus der Opera, der mit einem von der Gesellschaft, welcher ein Poete war, etwas zu reden, gehabt hatte, auf einige Minuten in meiner Stube gewesen war. Da verschwand meine Verwunderung, und ich bin gewiß versichert, daß man die Ursache dieser Noten in diesem Sänger suchen muß. Es sey nun, daß er mit dem Poeten, ohne daß ich es gewahr worden, von der Musik geredet, oder daß die Ausdünstungen seines Cörpers überhaupt so harmonisch gewesen, daß sie nicht anders, als in der Gestalt des Anfangs einer Arie, sichtbar werden können. Ich will mir darüber den Kopf nicht zerbrechen; sondern zu wichtigern Dingen schreiten.

Den D. Bromley *), der, als ein Geistlicher, keinen Widerspruch vertragen kann, und insonder-

*) Es ist wirklich ein D. Bromley in Engelland, der über die Offenbarung Johannis geschrieben hat; welches ich aber zu der Zeit, als ich dieses schrieb, nicht wußte.

heit in ſeinen Erklärungen der Offenbarung Johannis eben ſo verliebt iſt, als der bekannte Jurieu war, hat es ſehr geſchmerzet, daß ich die Figuren meiner gefrornen Fenſterſcheibe aus natürlichen Urſachen zu erklären geſucht, und dadurch die vortreflichen und erbaulichen Gedanken, die er darüber gehabt hat, umgeſtoſſen habe. Er hat ſich demnach bemühet, meine Erklärung lächerlich zu machen.

Sie werden ſehen, mein Herr, daß alles, was er zu dem Ende geſagt, nichts heiſſe: Aber die Aufrichtigkeit, die ich in der Unterſuchung meiner Fenſterſcheibe bisher gewieſen habe, erfordert, daß ich Ihnen auch von den Einwürfen, die man mir gemacht hat, Nachricht gebe.

Er frug mich neulich ganz höhniſch: Warum dann, wenn die Figuren meiner Fenſterſcheibe bloß von dem Athem der in meiner Stube verſammleten Gelehrten entſtanden, nicht alle Fenſter ſo bemahlet worden? Und was dann die einzige Scheibe ſonderbares an ſich gehabt habe, weſſalls alle die gelehrten Ausdünſtungen ſich auf derſelben verſammlet? Ich antwortete ihm kürzlich: Es ſey darum geſchehen, weil ſie zerbrochen geweſen. Denn da die Luft den ſtärkſten Zug nach

der in der Fensterscheibe befindlichen Oeffnung gehabt: so sey es kein Wunder, daß alle Ausdünstungen mit dahin gerissen worden; und weil nun wegen der Menge der Dünste ein Gedränge entstanden: so sey es gar was Natürliches, daß ein gut Theil derselben zurücke bleiben müssen; und zwar eben auf der zerbrochenen Fensterscheibe, als zu welcher sie sich alle gedrungen, und also auch sonst nirgends, als auf derselben, die Verwandelung leiden können. Ich erläuterte das, was ich gesagt hatte, mit dem Gedränge einer Menge Volks, das zu einer Thür hinaus will, und der gute D. Bromley verstummete.

Sonst hat niemand wider meine Erklärung etwas einzuwenden gehabt: Und wie wäre es auch möglich, da sie so gründlich ist? Mich deucht, ich habe mit unwidertreiblichen Gründen dargethan, daß die Figuren meiner Fensterscheibe von dem Athem der in meiner Stube versammleten Gelehrten entstanden. Und dieses ist eine Entdeckung, die nicht nur ganz neu, sondern auch von so grosser Nutzbarkeit ist, daß ich mich in meinem Gewissen verbunden achte, noch bey gegenwärtiger Parlamentsversammlung Ihro Majestät unserm allergnädigsten Könige sowohl, als den beyden

den Häusern, dieselbe im Vertrauen bekannt zu machen. Ich werde dadurch die Pflichten eines wohlgesinnten Bürgers erfüllen, und mich um meine Nation, ja um die ganze Welt, unsterblich verdient machen.

Lachen Sie nicht, mein Herr! Ich rede die Wahrheit: Und wenn Sie nur belieben, der Sache ein wenig nachzudenken, werden Sie befinden, daß kein besserer Vorschlag zu glücklicher Entdeckung aller wider die Regierung, und die Ruhe eines Landes geschmiedeten Anschläge könne erdacht werden, als derjenige ist, den ich zu thun willens bin. Denn da die Figuren auf meiner gefrornen Fensterscheibe so augenscheinlich zeigen, daß man alles, was zu Winterszeiten, wann es stark frieret, in einem Zimmer vorgegangen, und geredet worden, aus den gefrornen Fenstern lesen kann: so, deucht mich, wäre es eine heilsame Sache, wenn es der Regierung gefallen wollte, zu verordnen, daß zu solchen Zeiten alle Morgen die Fenster in allen verdächtigen Häusern beschtiget werden sollten. In dem mitternächtlichen Theile von Großbrittannien wäre eine solche Beschtigung am nöhtigsten, weil daselbst die Zahl der Mißvergnügten so groß ist, als die Kälte. Ich hoffe, die

Regierung wird dieſes erwegen, und meinen herrlichen Vorſchlag nicht nur billigen; ſondern auch belohnen.

Sie, mein Herr, wohnen in einem Lande, da es ungemein ſtark friert. Meine Entdeckung kann alſo bey Ihnen faſt noch mehr Nutzen ſchaffen, als bey uns, und Sie werden wohl thun, wenn Sie Ihrer Monarchinn Nachricht davon geben. Ich bin ihnen gut dafür, daß Sie diejenige Belohnung erhalten werden, die man für einen Vorſchlag von der Wichtigkeit von einer ſo freygebigen und großmüthigen Prinzeßinn, als Ihre Beherrſcherinn iſt, hoffen kann.

Ich verlange nicht, mein Herr, daß Sie die Belohnung, die Sie bekommen, mit mir theilen ſollen. Ich bin zufrieden, wenn Sie mir nur die Ehre der erſten Erfindung laſſen, und werde meine Mühe für überflüſſig belohnet halten, wenn Sie belieben werden, die Wunder, die der Froſt wirket, nach der ſchönen Gelegenheit, die Ihnen Ihr Clima giebt, weiter zu erforſchen, und mir Ihre Entdeckungen mitzutheilen. Ich erſuche Sie darum, mein Herr, und habe aus keiner andern Urſache Ihnen von meiner gefrornen Fenſterſcheibe eine ſo umſtändliche Nachricht gegeben, als um

Sie zur Betrachtung einer Sache aufzumuntern, welche Sie, weil sie bey Ihnen gar zu gemein ist, vielleicht bishero ihrer Untersuchung nicht wehrt geachtet haben. Ich habe zu eben dem Ende an einen Gelehrten in der Terra del fuego, und nach einer unbekannten Insel unter dem Südpol, Angelpont genannt, welche der zu Brinn sitzende Prinz von Chabanois, der sich einen König davon schreibt, entdecket, und nach seiner Gemahlinn, Angelique du Pont, also betitelt haben will, geschrieben: So bald ich Antwort erhalte, werde ich nicht ermangeln, Ihnen auch von den Gedanken Nachricht zu geben, welche die daselbigen Gelehrten über meine gefrorne Fensterscheibe haben.

Indessen, mein Herr, will ich Sie nochmalen inständigst gebeten haben, meine Entdeckung, die ich mir gemacht zu haben einbilde, nach der gröbsesten Schärfe zu beurtheilen. Sie sind geschickt dazu, das weiß ich, und können mich nicht allein, wenn ich, über Verhoffen, gefehlet eines bessern unterrichten; sondern auch durch die Anmerkungen, die Sie vielleicht schon gemacht haben, meine Gedanken bestärken. Ich kehre mich an diejenigen nicht, die mich auslachen, daß ich einem

Samojeden viel von einer gefrornen Fenſterſcheibe vorſchwatze, und behaupten, daß man in einem Lande, welches mit einer faſt immerwährenden Finſterniß bedecket iſt: Quod latus mundi nebulae, malusque Jupiter urget; und deſſen Einwohner wie die Thiere in Höhlen und Löchern liegen, nicht einmal wiſſe, was ein Fenſter ſey. Ich traue dem Herrn Medley, der ihren Pallaſt in Brejowa, und ihr prächtiges Luſtſchloß, unſern Sobskaja an dem Obv, mit ſeinen Augen geſehen hat, mehr, als den elenden Büchern, in welchen die abgeſchmackteſten Fabeln von ihrer vortrefflichen Nation enthalten ſind.

Wofern Sie es für gut finden, können Sie dieſen Brief in der Verſammlung der vortrefflichen Köpfe verleſen, welche, wie ich von dem Herrn Medley vernehme, wöchentlich viermal, unter Dero Aufſicht, zuſammen kommen. Es wird mir eine Ehre ſeyn, ſolchen Leuten bekannt zu werden, und Sie würden mich Ihnen ungemein verbinden, wenn Sie die Güte haben wollten, dieſe gelehrte Geſellſchaft, in meinem Namen, gehorſamſt zu erſuchen, mich, in Betracht meiner groſſen Verdienſte, aus eigener Bewegniß, zu ihrem Mitgliede anzunehmen.

Ich könnte Sie dieſer Mühe überheben, und nur ſelbſt in einem wohl geſetzten Schreiben der Geſellſchaft die groſſe Begierde zu erkennen geben, welche ich habe, die Zahl ihrer Glieder zu vermehren; aber dieſes iſt nicht Sitte in unſerm Lande. Wer bey uns Luſt hat, in eine gelehrte Geſellſchaft aufgenommen zu werden, der begnügt ſich, an das Haupt derſelben einen, mit einem Wunderbilde begleiteten, Brief zu ſchreiben; ſo iſt die Sache richtig. Dieſer Gebrauch gefällt mir wohl: Denn auf ſolche Art iſt die Aufnahme dem neuen Mitgliede um ſo viel rühmlicher, weil es läßt, als ſey ſie ohne ſein Geſuch geſchehen. Ich habe mich alſo von der löblichen Gewohnheit meiner Landsleute nicht entfernen wollen, und glaube, daß dieſer Brief mir Ihren Vorſpruch bey der gelehrten Geſellſchaft, deren Haupt Sie ſind, und die Ehre, ein Mitglied derſelben zu heiſſen, zuwege bringen werde.

Ich bin zwar nicht ehrgeizig; aber ich kann Ihnen doch nicht bergen, daß es mir eine ſonderliche Freude ſeyn würde, wenn meine Landsleute durch meine Aufnahme in eine ſo berühmte Geſellſchaft, als die ihrige iſt, überführet werden möchten, daß es auſſer dieſer Inſel Leute gebe,

die meine Verdienste besser zu erkennen wissen, als mein undankbares Vaterland.

Gewiß, mein Herr, ich möchte Blut weinen, wann ich daran gedenke, wie sehr der Geschmack meiner ganzen Nation verdorben ist. Sie werden vermuthlich wohl gehöret haben, wie lecker wir Engelländer in Essen und Trinken sind; wie wir an unsern Speisen künsteln, und alles für abgeschmackt halten, was nicht unsern verwöhnten Gaumen aufs empfindlichste kützelt. Dieses Verderben einer sonst vortreflichen und klugen Nation ist zu beklagen; aber noch mehr ist zu bedauren, daß wir, in Ansehung der Nahrung unserer Seelen, eben so lecker und eben so unmäßig sind, als in unserm Essen und Trinken.

Ich kann mit Seneca sagen: Quemadmodum omnium rerum, sic litterarum quoque intemperantia laboramus. Diese Unmäßigkeit im Wissen hat sich unter den Gelehrten dieser Insel so sehr ausgebreitet, daß ich und meines Gleichen, die wir durch unsere Reden und Schriften unser gerechtes Mißfallen darüber an den Tag legen, diesem Unwesen zu steuren nicht vermögend sind; ja noch dazu, wegen der Mäßigkeit im Wissen, der wir uns befleißigen, für einfältige, ungelehrte

Leute gehalten, und als elende und armſelige Scribenten, wie man uns gar verächtlich nennet, faſt von jedermann ausgeziſchet werden. O tempora! o mores! Man gehet mit uns um, daß es zu bejammern iſt, und ich ſelbſt habe es mehr als einmal erfahren, daß alle Bemühung, den Beyfall unſerer leckern Gelehrten zu erhalten, vergebüch ſey.

Ob man mir demnach gleich rahten wollen, der hieſigen königlichen Societät der Wiſenſchaften von meinen Entdeckungen Nachricht zu geben, und meine Gedanken über die gefrorne Fenſterſcheibe dem Urtheile derſelben zu unterwerfen: ſo habe ich doch Bedenken getragen, dieſem Rahte zu folgen. Was kann ich von einer Geſellſchaft hoffen, deren Glieder mit allen Gelehrten meiner Art faſt in offenbarem Kriege leben, und vor unſern herrlichen Schriften einen faſt unüberwindlichen Ekel bezeugen?

Ein Gelehrter, der einen Brief, als derjenige iſt, den ich die Ehre habe an Sie zu ſchreiben, an eine gelehrte Geſellſchaft richtet, erwecket bey dem Leſer den Verdacht, daß er einen Platz in derſelben ſuche, und, wenn er dieſer Ehre nicht gewürdiget wird, ein allgemeines Gelächter. Ich

mag nicht, daß man mich auslache: und daß mich unſere Societät der Wiſſenſchaften, meiner gefrornen Fenſterſcheibe wegen, in die Zahl ihrer Glieder aufnehmen werde, kann ich ohne Thorheit nicht hoffen.

Ich begehre es auch nicht. Denn wer will mir gut dafür ſeyn, daß ſie mich nicht, wenn ich fortführe, nach meinem Geſchmacke zu ſchreiben, unter dem Vorwand, ſie habe Schimpf von mir, wieder ausſtoſſen würde? Ich kenne ſie gar zu wohl. Sie verſteht kein Ehrenwort, und wenn man ihr, aus Höflichkeit, verſpricht, ſich zu beſſern, und ſich zu bemühen, ſolche Schriften ans Licht zu ſtellen, welche fähig, zu verhindern, daß die getroffene Wahl ſie nicht gereue: ſo macht ſie Ernſt daraus, und hält ſich berechtiget, dieſes, als eine Schuldigkeit, zu fordern. Ich liebe die Freyheit, und laſſe mir die Hände ſo nicht binden. Würde es mir alſo nicht eben ſo gehen, als meinem wehrten Freunde, Mr. Makewind?

Dieſer junge Menſch iſt einer der vortreflichſten Köpfe unſerer Zeit, und wird wenige ſeinesgleichen haben. Man hat an ihm, von ſeiner Kindheit an, vielen Witz, und eine ungemein ſtarke Einbildungskraft wahrgenommen. Dieſe

vortreflichen Gemühtsgaben ſind mit den Jahren immer ſtärker geworden, und alle, die ihn kennen, geben ihm das Zeugniß, daß er in ſeinem 12ten Jahre Dinge gethan, darüber man erſtaunen muß.

Die Eltern ſparten nichts an ſeiner Erziehung, weil ſie ſich von einem Knaben ſo gute Hoffnung mit Recht groſſe Dinge verſprechen konnten. Sie gaben ihm die geſchickteſten Lehrmeiſter: Aber keiner von allen war ſo geſchickt, daß er ihm eine Luſt zu den Anfangsgründen der Wiſſenſchaften hätte beybringen können, in welchen junge Leute pflegen unterrichtet zu werden. Er ſahe dieſes als Kleinigkeiten an, und trachtete nach höhern Dingen.

Man ſchickte ihn demnach, wie er kaum 17 Jahr alt war, nach Cambridge. Ich weiß nicht warum. Denn man will für gewiß ſagen, daß er ſich ſchon ſeit ſeinem 12ten Jahre nicht undeutlich merken laſſen, daß er mit der gemeinen Art zu ſtudiren nicht zufrieden ſey, und es als eine groſſe Thorheit anſähe, daß man die ſchönſte Zeit des menſchlichen Lebens mit einem verdrießlichen Lernen zubrächte, die man mit mehrerm Ruhm anwenden könnte, andere zu lehren. Ich weiß nicht, ob ſich dieſes ſo verhält: ſo viel weiß ich,

daß er seine Lehrer zu Cambridge nicht für würdig gehalten, das Geringste von ihnen zu lernen. Ein so ausserordentlicher Kopf brauchte keines Unterrichts. Er war klüger, als sie alle, und fieng sein Studiren da an, wo andere Gelehrte aufhören.

Es fand sich zu der Zeit die, allen rechtschaffenen Gelehrten so nöhtige, Dreistigkeit bey ihm ein. Er schrieb demnach Bücher, und zeigte also, daß es grossen Köpfen ein leichtes, auch ohne etwas gelernet zu haben, von allerhand Materien die schönsten Sachen zu schreiben. Oxford war der Ort, da er anfieng sich hervor zu thun. Er that es mit sonderlichem Glücke, und alles, was er anfieng, gieng ihm um so viel besser von statten, je weniger er in seiner Arbeit von der verdrießlichen Eigenschaft des Verstandes, welche man die Beurtheilungskraft nennet, beunruhiget und gehindert wurde.

Diese glückselige Beschaffenheit seines Gemühts machte, daß die gelehrte Welt mit einer vortreflichen Schrift nach der andern beschenket, und in die äusserste Bestürzung gesetzet wurde. Niemand war fähig zu begreifen, woher einem so jungen Menschen die Weisheit gekommen, und

jedermann wunderte sich, wie ein Mensch, der nicht eine Wissenschaft recht studiret, in allen so beschlagen seyn könnte. Viele besorgten, er würde sich endlich erschöpfen, und einige prophezeyeten ihm gar einen frühen Tod. Der Ausgang hat gewiesen, daß die Sorge der ersten unnöhtig gewesen, und ich wünsche, daß die Weissagung der letzten falsch seyn möge. Gott verleihe dem Herrn Makewind ein langes Leben! Wir würden an ihm gar zu viel verlieren.

Aber wieder auf die Schriften dieses grossen Mannes zu kommen, so waren sie alle von ausnehmender Schönheit, und kann man mit Wahrheit sagen, daß die Welt dergleichen nicht gesehen.

Der Hauptzweck aller seiner Arbeit war, die leichte und gemächliche Schreibart, die wir in unserer Sprache Bombast nennen, und welche seit einiger Zeit ziemlich in Abnahme und Verachtung gerahten ist, wieder in den Gang zu bringen, die Scribenten von dem schweren Joche der Sprachkunst zu befreyen, und, durch Widerlegung des Horaz und Boileau, die Herrschaft des Reims, über die Vernunft, zu behaupten. Gewiß, ein Unternehmen, das vielen Muht und Geschicklich-

keit erforderte, und welches von dem Herrn Makewind auf eine ſo ſonderbare Art ausgeführet worden, daß man nothwendig ſeine Klugheit bewundern, und geſtehen muß, daß niemand, als er, geſchickt dazu geweſen.

Er ſahe wohl, daß es eine vergebliche Arbeit ſeyn würde, wenn er gerade zu, und ohne Umſchweif, den Bombaſt vertheidigen, die Sprachkunſt verwerfen, und den Horaz und Boileau widerlegen wollte. Er war viel zu ſchlau, als daß er nicht hätte merken ſollen, daß dieſes bey ſo verderbtem Zuſtande der Welt, ein ſicheres Mittel, ſich lächerlich zu machen. Er war demnach ſo liſtig, daß er nicht eigene Regeln vom Bombaſt gab, ſondern ſandte nur allerhand kleine Schriften von unterſchiedlichem Inhalt in die Welt, in welchen dieſe vortrefliche Schreibart in ihrer ganzen Schönheit zu ſehen war. Er ſchrieb kein eigen Buch wider die Tyranney der Sprachkunſt, ſondern begnügte ſich, in ſeinen Schriften keine einige ihrer Regeln zu beobachten. Den Horaz und Boileau, griff er nicht namentlich an; er lobte ſie vielmehr zum Scheine: Aber er verfertigte ſelbſt Gedichte, die ſo beſchaffen waren, daß kluge und nachdenkende Leſer wohl ſahen, daß ſie

diesen beyden groſſen Dichtern, und den von ihnen gegebenen Regeln, zum Trotz geſchrieben.

Wer da weiß, daß ein gutes Exempel mehr ausrichtet, als die beſten Lehren, der wird mit mir bekennen, daß der Herr Makewind ſich derjenigen Klugheit und Behutſamkeit bedienet habe, die zu Ausführung eines ſo wichtigen und nützlichen Vorhabens erfordert wird.

Ich und alle andere ſo genannte armſelige Scribenten freueten uns von Herzen, daß in unſern Tagen ein ſo herzhafter Mann aufgeſtanden, und ſchmeichelten uns mit der Hoffnung, durch die Hülfe dieſes Helden unſern verloſchenen Ruhm wieder hergeſtellet zu ſehen. Allein die Schaar der leckern und naſeweiſen Schreiber verdoppelte ihre Wut wider uns, und handthierte inſonderheit unſern Goliath ſo übel, daß ein Mann von geringerm Muht und einiger Schamhaftigkeit ſich würde haben abſchrecken laſſen, und es verſchworen haben, jemalen die Feder wieder anzuſetzen. Allein ſie fand an dem Herrn Makewind, was ſie ſuchte, und nichts war fähig, unſern Helden von ſeinem löblichen Vorhaben abwendig zu machen. Er kehrte ſich an alle Spöttereyen ſeiner Neider nichts, ſondern blieb unbeweglich:

Ille velut Pelagi rupes immota resistit:
Ut Pelagi rupes, magno veniente fragore,
Quae sese multis circum latrantibus undis
Molet tener: Scopuli nequicquam et spumea circum
Saxa fremunt, laterique illisa refunditur alga.

Er fuhr fort, uns armſelige Scribenten durch ſeine herrlichen Schriften zu erbauen, und unſere Gegner zu quälen. Seinem Beyſpiele folgten viele, und es gewann das Anſehen, als ob die gute Sache endlich triumphiren würde.

Unſern Feinden ward allgemach nicht wohl daben zu Muhte. Sie ſahen, daß das lehrreiche Beyſpiel des Herrn Makewind von unbeſchreiblicher Kraft war. Sie ſahen, daß dieſer tapiere und rüſtige Scribent durch Spott und Drohungen nicht zu ſchrecken: Sie ſuchten ihn alſo auf eine andere Art zu gewinnen, in der feſten Hoffnung, mit dem Reſte der armſeligen Scribenten leicht fertig zu werden; und die königliche Societät der Wiſſenſchaften mußte dem Herrn Makewind einen Platz anbieten.

Dieſes war, ihrer Meynung nach, ein liſtiger Streich, und unſere Feinde machten ſich die ſichere Rechnung, der Herr Makewind würde, wo nicht durch das Beyſpiel ſeiner Collegen ganz

umgekehrt, dennoch durch die Ehre, welche ihm eine so berühmte Gesellschaft erwiesen, bewogen werden, seine Hand von uns abzuziehen, und es nicht mehr so offenbar mit uns zu halten.

Wie aber den wenigsten diese geheime Absicht der Societät bekannt war: so gerieht ganz London in die äusserste Verwunderung, als es kund ward, daß Mr. Makewind in die Societät der Wissenschaften aufgenommen sey. Man konnte sich nicht darinn finden, daß eine so berühmte Gesellschaft einen Menschen zu ihrem Mitgliede erwählet, dessen Schriften ihren Absichten so sehr entgegen waren, und von welchem sie also, menschlichem Ansehen nach, mehr Schande, als Ehre, zu erwarten hatte: Und wenn ich ihnen die Verwirrung, die Bestürzung, und den Lerm, so dieser unvermuhtete Entschluß der Societät in dieser Stadt erregte, nach allen Umständen beschreiben wollte: so müßte ich eine Beredsamkeit besitzen, die mir fehlet. Ich sage nur so viel, London gerieh fast in den Zustand, in welchem sich Egypten befand, als der Würgeengel ausgieng, die Erstgebuhrt zu schlagen.

. . concussam bacchatur fama per urbem
Lamentis, gemituque et foemineo ululatu

Tecta fremunt, resonat magnis plangoribus aether,
Non aliter, quam si immissis ruat hostibus omnis
Carthago, aut antiqua Tyros, flammaeque furentes
Culmina perque hominum volvantur perque deorum.

Diesen der vornehmsten Frauen gieng es darüber unrichtig. Vier säugende Mütter ließen für Bestürzung, ihre Kinder auf die Erde fallen, von denen zwey auf der Stelle todt blieben, und zwey so viel bekamen, daß sie vermuthlich Zeit ihres Lebens gebrechlich bleiben werden. Ein gewisser Lord wollte, wie er hörte, was sich begeben hatte, die Achseln zucken, und siehe, die eine Schulter erstarrete, und ist seit dem immer höher gewesen, als die andere. Mr. Phips, der ehedessen die Ehre vergebens gesuchet hatte, die dem Herrn Makewind ohne seine Bemühung wiederfahren war, machte es wie Ahitophel, und erhing sich aus Verzweifelung selbst. Und, was das erbärmlichste, so starb die Mutter des Herrn Makewind vor Freuden. Ein wunderbar Gemisch von Bestürzung und Freude beklemmte ihr mütterliche Herze dergestalt, daß sie, indem sie ihren Sohn aufs zärtlichste umarmete, und demselben Glück wünschen wollte, eben wie jene Römerinn, die ihren Sohn, den sie todt geglaubet, aus der

Schlacht

Schlacht wieder kommen ſahe, in Ohnmacht fiel niederſank, und in den Armen ihres geliebten Sohnes den Geiſt aufgab. Ruhe ſanft, glückſeliger Leib, der du einen vortrefflichen Mann getragen haſt! Ich weiß, mein Herr, Sie wünſchen ihr mit mir:

. . . tenuem et sine pondere terram
Spirantesque crocos et in urna perpetuum ver.

Die Spötter indeſſen waren nicht faul, ſich über dieſe unvermuhtete Aufnahme des Herrn Makewind luſtig zu machen. Der eine ſprengte aus, die Societät der Wiſſenſchaften hätte den Herrn Makewind mit eben der Bedingung aufgenommen, unter welcher ehedeſſen Sylla einem ſchlechten Poeten ſeine Verſe belohnet, das iſt, er habe eidlich angeloben müſſen, ferner nichts zu ſchreiben. Ein anderer ſprach: Die Societät wäre üppig worden, und wollte durch ſolche Mitglieder, als der Herr Makewind, den Glanz ihrer Schönheit vermehren, wie das Frauenzimmer durch die Schönpflästerchen. Ja der Herzog von N··· war gar ſo arg, daß er zu dem franzöſiſchen Geſandten, dem Grafen von B···, der ſich auch über das Verfahren der Societät wunderte, auf Fran-

zösisch sagte: Pourquoi s'en étonner, Monsieur? Ne savez-vous pas que la Société est un corps mystique? Il faut donc, qu'elle ait ses parties honteuses.

Was mich und andere ehrliche Leute anlanget: so waren wir äusserst betrübt, daß man uns einer so grossen Stütze berauben wollte. Anfangs war dieses unser Trost, daß entweder der Herr Makewind die ihm angebotene Ehre ausschlagen, oder, wenn er sie annehme, vielleicht die ganze Societät der Wissenschaften mit der Zeit auf unsere Seite ziehen würde; aber wie bestürzten wir nicht, als derselbe ein Dankſagungsschreiben an die Societät drucken ließ, in welchem er bekannte, daß seine Schriften bishero nicht viel wehrt gewesen, und heilig angelobte, sich zu ändern, und inskünftige in allem nach dem Geschmacke der Gesellschaft zu richten. Dieses Bekenntniß, diese Zusage war ein Donnerschlag in unsern Ohren; wir sahen nunmehro wohl, daß wir auf die Art von dem Herrn Makewind weiter nichts Gutes zu hoffen hätten, und unsere Feinde konnten die Freude, welche sie darüber empfanden, daß sie uns einen solchen Mann abspännstig gemacht, nicht bergen.

Doch dieſe Freude währete nicht lange, und mit derſelben endigte ſich auch unſere Betrübniß.

Naturam expellas furca tamen usque recurret.

Magiſter Makewind, der, durch die ihm unvermuhtet angetragene Ehre geblendet, in der erſten Hitze ein ſo unbedachtſames Verſprechen gethan hatte, kam endlich wieder zu ſich ſelbſt. Das Gewiſſen wachte auf. Er ſahe, wie ſehr er ſeine Brüder betrübet hatte. Er bereuete es, und ſchrieb, zu groſſem Troſte des betrübten Häufleins der elenden Scribenten, ſolche Bücher, daß man wohl ſehen konnte, daß alles, was er in ſeinem Dankſagungsſchreiben der Geſellſchaft Gutes vorgeſagt hatte, nur Ehrenworte geweſen, die ihm nicht von Herzen gegangen.

Der Societät gefiel dieſes nicht: Doch ſchwieg ſie anfangs ſtille dazu. Sie hielte dafür, man müßte mit Magiſter Makewind, als einem jungen Menſchen, Geduld haben. Die Beſſerung geſchehe nicht durch einen Sprung: Er würde noch wohl werden. Allein dieſe Hoffnung ſchlug fehl. Magiſter Makewind legte das Stillſchweigen der Societät ſo aus, als wenn ſie ſeine Aufführung billigte. Er wagte es demnach, und trat völlig

wieder auf unsere Seite. Er gab Schriften ans Licht, die, eben wie die vorigen, voller Bombast und Uebertretungen der Gesetze der Sprachkunst waren. In seinen Gedichten war der Reim das Hauptwerk, und die Vernunft erschrecklich gemißhandelt. Sie können leicht gedenken, wie sehr uns dieses erfreuet; und wie hergegen unsere Feinde, und das Haupt derselben, ich meine die Societät der Wissenschaften, sich geärgert habe, als sie gesehen, daß ihr listiger Anschlag zu ihrem eigenen Schaden ausgeschlagen. Und gewiß, die Societät war übel daran: Sollte sie ein, nach ihrer Meynung, unwürdiges Mitglied auf eine gewaltsame Art von ihrem Cörper absondern: so müßte sie ihre eigene Unvorsichtigkeit im Wählen bekennen, und die Rache, eines ihr ehedessen so gefährlichen Mannes, befürchten. Sollte sie ferner zu der Aufführung des Herrn Makewind stille schweigen: so war zu besorgen, man möchte denken, sie billige alles, was er vornehme. Und in der That fanden sich Leute, die dieses ausprengeten, und die Societät kam dadurch in einen Ruf, den sie sich nicht für rühmlich hielt. Es vergieng ihr demnach die Geduld, und sie machte den unerhörten Schluß, den Herrn Makewind, als ein

faules Gliedmaß, von ihrem Cörper zu trennen. Er ward also förmlich ausgestossen, und sein Name in dem Register der Glieder der Societät ausgelöschet.

Sehen Sie, mein Herr, so springet man hier mit ehrlichen Leuten um. Wollten Sie es mir also wohl rahten, daß ich einen Platz in einer Gesellschaft suchen sollte, der man es so wenig zu Dank machen kann, daß auch Magister Makewind in ihre Ungnade gefallen? Ich habe Ihnen die Historie dieses geschickten Kopfes etwas umständlich erzehlet, damit Sie die Verdienste desselben, und den Eigensinn der Societät, welcher auch ein solcher Mann nicht gut genug gewesen ist, desto besser erkennen mögen. Sie werden, hoffe ich, aus dem, was ich bisher geschrieben habe, zur Gnüge ersehen, daß meine Klagen über den bedrängten Zustand der Gelehrten meiner Art nicht ungegründet sind, und daß wir Ursache haben, bey auswärtigen Nationen, und entlegenen Völkern, den wohlverdienten Ruhm zu suchen, welchen uns unser Vaterland so halsstarrig verweigert.

Sagen Sie mir, ist es nicht was unerhörtes, so mit einem Manne zu verfahren, der von so

groſſen Verdienſten iſt, als der Herr Makewind? Mit einem Manne, dem, auch nach dem Zeugniſſe ſeiner Feinde, unſere ganze Nation unendlich verbunden iſt? Ich habe gar oft gehört, daß man geſagt hat, die Schriften des Herrn Makewind bewegten die Leſer zum Mitleiden und Lachen. Mich deucht, ein Scribent, der dieſe zwo Gemüthsbewegungen bey einer Nation erregen kann, die ihrer Schwermüthigkeit und Grauſamkeit wegen ſo rüchtig iſt, verdienet die Ehrerbietung eines ganzen Volks, und eine öffentliche Belohnung.

Allein ſtatt dieſer Belohnung hat man dem Herrn Makewind den empfindlichſten Schimpf angethan. Sie können leicht erachten, wie ſehr den ehrlichen Mann dieſes ſchmerzen müſſe. Er war anfangs untröſtbar, und flohe alle menſchliche Geſellſchaft. Ja er hatte ſo böſe Stunden, daß man beſorgte, er möchte gar von Sinnen kommen; und es fehlte nicht viel, ſo wäre er ſeinem Vater, der vor Kummer über den Unfall ſeines Sohnes, wie die Mutter vor Freuden über deſſen Glück, plötzlich geſtorben iſt, in die Ewigkeit gefolget.

Noch lebet er: und fängt an, ſich in ſein Unglück zu finden. Er thut wohl daran: Und

mich deucht, ich thue auch nicht übel, wenn ich mich an ſeinem Exempel ſpiegle, und nicht ferner vergebliche Mühe anwende, meinen eigenſinnigen und undankbaren Landesleuten zu gefallen. Wollen ſie meine Verdienſte nicht erkennen, ſo können ſie es bleiben laſſen. Ich habe gethan, was ein ehrliebender Scribent thun kann. Da alle meine Arbeit vergebens iſt, ſo ſchüttele ich den Staub von meinen Füſſen, und gehe von nun an rein zu den Samojeden.

Nehmen Sie mich auf, mein Herr, und glauben, daß ich des Beyfalls einer ſo politen Nation, als die Ihrige iſt, nicht unwürdig bin. Ich werde gewiß Ihre Geſellſchaft nicht verunzieren. Dieſer Brief, den ich Ihnen ſchreibe, wird Sie von meiner Geſchicklichkeit überführen, und die Wirkung haben, die ich wünſche.

O wie werden meine Landsleute grißgrammen, wenn ich mich hinfort Societatis Scientiarum Articae, quae Beresovae est, Socium nennen werde! Es wird ihnen dieſes durch die Seele gehen. Aber wer kann ihnen helfen? Sie haben es um mich, und alle Scribenten meiner Art, wohl verdienet, daß ich ihnen dieſen Verdruß mache. Sie haſſen uns, und ich bin verſichert,

ſie wünſchen, daß uns der Teufel alle nach Nova Zembla führte. Aber ſie wiſſen nicht, was ſie bitten. Sie ſollten uns wohl miſſen, wenn wir nicht mehr vorhanden. Denn wären wir nicht, womit wollten ſie ihre Zeit hinbringen? Wo wollten ſie wohl etwas zu lachen und zu ſpotten finden? Wo wollten ſie wohl mit ihren ſinnreichen Einfällen hin? Ich ſehe es nicht ab: und mache dahero den Schluß, daß wir einem Lande unentbehrlich ſind. Abermal ein Beweis unſerer Vortreflichkeit, welchen ich Sie, nicht aus der Acht zu laſſen, bitte, und welchen ich mit leichter Mühe noch weiter ausführen könnte.

. . . extremo ni jam sub fine laborum
Vela traham, et terris festinem advertere proram.

Ich will mir aber vorbehalten, dieſe bishero noch nicht erkannte Nohtwendigkeit und Vortrefflichkeit der elenden Scribenten, in einer eigenen Schrift, ſo gründlich zu behaupten, daß, wofern noch ein Fünkchen Redlichkeit in unſern Feinden iſt, die ſo Unglückſelige hoffentlich in ſich gehen, und aufhören werden, uns ferner zu kränken.

Ich nehme mir die Freyheit, Ihnen einige

Seltenheiten zu überſenden, die ich neulich mit einem Schiffe aus Grönland erhalten habe. Sie beſtehen in einem Schachſpiel von Eis, welches von der ſpielenden Natur ſo gebildet worden, in einigen ſeltenen Vögeln, und in einer gewiſſen gelblichten Materie, welche von demjenigen, der mich damit beſchenket hat, für einen ſchwefelichten Auswurf des Berges Hekla ausgegeben, von andern aber für den Auswurf eines grönländiſchen oder iſländiſchen Bauren gehalten wird. Ich überlaſſe es Ihnen, zu unterſuchen, wer Recht hat: und geſtehe gerne, daß ich in ſolchen Sachen unerfahren bin. Es ſey, was es wolle: ſo iſt es doch eine Rarität.

Der Herr Makewind, der eben bey mir iſt, empfiehlt ſich Ihnen beſtens, und wird ſich ehеſtens die Freyheit nehmen, ſelbſt an Sie zu ſchreiben. Wäre es nicht möglich, daß Sie dieſem ehrlichen Manne, dem es unerträglich iſt, nach dem Unglücke, ſo er gehabt hat, in ſeinem Vaterlande zu leben, bey Ihnen eine anſtändige Bedienung verſchaffen könnten? Denken Sie darauf, mein Herr, ich bitte Sie. Der Herr Makewind verdienet es. Sie dürfen nicht befürchten, daß es ihm bey Ihnen zu kalt ſeyn werde. Er iſt ein

Poet; und der Microcosmus eines Dichters hat ein so starkes Centralfeuer, daß er eben der Sonne nicht bedarf. Magister Makewind würde also in Nova Zembla noch schwitzen.

Haben Sie die Güte, und beehren mich, so bald es geschehen kann, mit einer Antwort; Sie werden mich dadurch ungemein erfreuen.

Ich habe die Ehre, mit aller erſinnlichen Hochachtung zu seyn,

Mein Herr,

Dero

London,
den 13 Merz, 1752.

ergebenster Diener,
R. Clifton.

Der sich selbst entdeckende

X. Y. Z.

Oder

L–c–s H–rm–n B–ckm–st–rs,

Rev. Minist. Candidati,

aufrichtige

Anzeige der Ursachen,

die ihn bewogen,

die Geschichte von der Zerstöhrung
der Stadt Jerusalem

mit kurzen Anmerkungen zu erläutern,

und

diese Anmerkungen unter einem falschen Namen
ans Licht zu stellen,

zur Beruhigung und zum Trost

des

(S. T.)

Herrn Magister Sievers,

imgleichen

zur Rettung der Unschuld seiner Absichten
wider allerhand ungleiche Urtheile und
Deutungen zum Drucke befördert.

Leipzig, 1733.

BOILEAU.

Quel tort lui fais-je enfin? ai-je par un écrit
Petrifié sa veine, et glacé son esprit?

Vorrede des Verlegers.

Es ist nunmehro ungefehr ein halb Jahr, daß mir gegenwärtiges Manuscript zu Händen kam; und ich bin versichert, der geneigte Leser werde es mir schlechten Dank wissen, daß ich ihm eine Schrift, die unstreitig, wo er nicht gar zu mürrisch ist, viel zu seiner Belustigung beytragen wird, so lange vorenthalten habe. Doch hoffe ich, wegen dieser Verzögerung, leicht Vergebung zu erhalten, wenn ich sage, daß ich nimmer die Herausgabe meines Manuscripts so lange würde aufgeschoben haben, wenn ich nur versichert gewesen wäre, daß es dem Verfasser desselben nicht entgegen seyn würde, seine Arbeit ohne sein Vorwissen in öffentlichem Druck erscheinen zu sehen.

Leute meiner Art ſind zwar wegen ihres engen Gewiſſens in dieſem Falle nicht ſonderlich berühmt; allein, was man auch von dem Eigennutze der Buchhändler ſagt; ſo kann ich doch verſichern, daß ich Bedenken getragen habe, einem Scribenten durch die Gemeinmachung einer Schrift Verdruß zu machen, die er vielleicht nur zu ſeinem Zeitvertreib verfertiget hat, und mir alſo alle Mühe von der Welt gegeben, den wahren Urheber des ſich ſelbſt entdekkenden X. Y. Z. kennen zu lernen, um von ihm ſowohl die Einwilligung zu der Herausgebung ſeiner Schrift, als auch eine Erklärung einiger darinn vorkommenden dunkeln und verderbten Stellen, zu erlangen.

Allein alle meine Bemühung iſt vergeblich geweſen. Derjenige, von dem ich das Manuſcript erhandelt habe, verſicherte mich zwar, daß der X. Y. Z. ſelbſt Verfaſſer deſſelben ſey, und dieſe Satyre zu keinem andern Ende geſchrieben habe, als um ſich theils an dem Herrn Magiſter Sievers wegen einiger in der erſten Wut gegen ihn ausgeſtoſſenen harten Reden zu rä-

chen, und theils einigen elenden Tröpfen, und schwärmerischen Heuchlern, die seine Anmerkungen über die Historie von der Zerstöhrung der Stadt Jerusalem für ein Pasquill ausgerufen, und ihn eines Mißbrauchs der Schrift beschuldiget hätten, ihre Unwissenheit und Thorheit vorzustellen. Um mich hievon zu überzeugen, berief er sich auf die Gleichheit der Schreibart: Aber durch alles, was er mir vorsagte, ward ich nicht klüger, weil er mir nicht sagen konnte, wer denn eigentlich der X. Y. Z. sey.

Ich schrieb dahero an einen berühmten Mann in Lübeck, und ersuchte ihn, mir zu melden, wer denn eigentlich der X. Y. Z. und wo er anzutreffen sey? Seine Antwort war: „Es sey ihm unmöglich, mein Verlangen zu erfüllen. Weil er selbst nicht für gewiß sagen könnte, wer die Anmerkungen über die Historie von der Zerstöhrung der Stadt Jerusalem gemacht habe. Man habe zwar anfangs einen gewissen Mann in Lübeck dieserwegen in Verdacht gehabt; allein, da der Herr Magister Stevers öffentlich gesaget habe, und noch beständig behaupte, daß

dieser Mann ein elender Stümper und der dümmste Ignorant sey: so falle dieser Verdacht von selbst weg. Ueberdem achte dieser Mann den Herrn Magister Sievers so wenig, daß er nur darüber lachte, wenn er hörte, was derselbe von ihm urtheile; und sey es also nicht wahrscheinlich, daß er sich einen Gegner würde auserlesen haben, an dem, seiner Meynung nach, so wenig Ehre zu erjagen, oder daß er, wenn er ja einmal habe versuchen wollen, einen stolzen Jüngling zur Erkenntniß seines Elendes zu bringen, sich weiter mit einem Menschen abgeben werde, an dem alle Hoffnung verlohren, u. s. w."

Da ich nun auch in dieser Antwort so wenig Trost fand, verzweifelte ich, und ließ alle Hoffnung, den wahren X. Y. Z. jemalen kennen zu lernen, gänzlich fahren. Es haben sich zwar nach der Zeit viele gefunden, die mir bald diesen, bald jenen, als den rechten Urheber der Anmerkungen über die Historie von der Zerstöhrung der Stadt Jerusalem, genennet haben: Allein ich habe mich an diese Nachrichten so wenig

nig gekehret, als an das Vorgeben desjenigen, der mir neulich als ein sonderbares Geheimniß offenbarte, daß nicht der X. Y. Z. sondern sein Bruder, der noch ein ärgerer Spötter sey, das Manuscript so ich jetzo der Welt vor Augen lege, verfertiget habe.

Es kann mir endlich gleich viel gelten, wer der X. Y. Z. und sein Vertheidiger sey. Ich bin zufrieden, daß ich der Welt eine Schrift mittheilen kann, die ihr nohtwendig gefallen, und mir denjenigen Vortheil bringen muß, den ich mir sicher versprechen kann, wenn ich den guten Abgang der Satyre ansehe, auf welche sie sich beziehet.

Der Verfasser derselbe wird es indessen nicht übel nehmen, daß ich seine Arbeit wider sein Wissen und Willen herausgebe. Ich kenne ihn nicht, und er kann es mir unmöglich verdenken, daß ich meinen Vortheil, und die Ehre, etwas zum Vergnügen der klugen Welt beygetragen zu haben, allen andern Betrachtungen vorziehe.

Nur bedaure ich, daß ich nicht im Stande bin, die Lücken meines Manuscripts auszufüllen, und

dieſes um ſo viel mehr, weil, ſo viel ich urtheilen kann, in der einen der verdorbenen Stellen die Dummheit derjenigen, die eine Satyre für ein Paſquill anſehen, und in der andern die alberne Scheinheiligkeit eines gewiſſen Sünders, der ſich an einigen bibliſchen Redensarten geſtoſſen hatte, ſo lebhaft abgebildet geweſen, daß man es unſtreitig mit Luſt würde geleſen haben.

Indeſſen liefere ich gegenwärtige Schrift ſo, wie ich ſie bekommen, ohne die geringſte Verfälſchung. Mehr kann ich nicht, und hoffe, der Leſer wird mit mir zufrieden ſeyn, und mir beſtändig gewogen verbleiben.

Leipzig,
den 24. Sept. 1733.

Vorbericht.

Gar nachdenkliche Worte sind es, geneigter und andächtiger Leser, die wir bey dem grossen römischen Redner Cicero lesen, wenn es heißt: Negligere quid de se quisque sentiat, non solum arrogantis est, sed etiam hominis omnino dissoluti. „Nicht achten, was die Leute von einem sagen, zeigt nicht nur einen Hochmuth, sondern auch eine grosse Liederlichkeit an."

Es will der vortreffliche Tullius hiemit so viel sagen, daß man sich bestreben müsse, einen guten Namen zu haben. Negligere, spricht er, quid de se quisque sentiat, non solum arrogantis est, sed etiam hominis omnino

dissoluti. Man muß nicht meinen, daß dieser groſſe Mann durch dieſe güldenen Worte die Menſchen zu einem thörichten Ehrgeize verleiten wolle; ſeine Abſicht iſt nur, die elbe zu bereden, es ſey nicht gleich viel, was die Welt von uns denke.

Das Wort, das im Grunde liegt, iſt von gar beſonderm Nachdrucke. Es heißt: Negligere quid de se *quisque* sentiat. Quisque heißt ein jeder, alle Menſchen ohne Ausnahme. Er will demnach ſo viel ſagen, daß man nicht aller Menſchen Urtheil verachten müſſe. Non - - omnium hominum. Welches eben ſo viel geſagt iſt, als man müſſe einiger Menſchen Urtheil nicht verachten; nach dem bekannten

Non - - omnis quidam non, sed omnis - - non quasi nullus.

Jedermann weiß, daß die Menſchen nicht alle einer Art ſind. Einige ſind klug und tugendhaft, andere aber dumm und böſe. Ein ehrlicher Mann kehrt ſich wenig daran, was dieſe letzten von ihm ſagen oder denken. Er verlan-

get nicht von ihnen gelobet zu seyn, und achtet es nicht, wenn sie ihn lästern. Er spricht:

Non moror, an laudet me turpis an improbet osor.

Aber der Beyfall klugr und tugendhafter Personen ist eine Sache, die er eifrig suchet. Es ist ihm nicht gleichviel, was solche Leute von ihm sagen; und so wenig er darnach frägt, was die dumme Welt von ihm urtheilet, so sehr erquicket ihn das Lob, so ihm die Klugen beylegen. Er ist gesinnet, wie der Hector beym Mävius. Laetus sum, spricht er, laudari me abs te, pater, laudato viro. Denn ea profecto jucunda laus, quae ab iis proficiscitur, qui ipsi in laude vixerunt. Zu reden mit dem Cicerone Lib. XV. Ep. 6.

Ist es nun einem gelehrten Mann angenehm, von rechtschaffenen Leuten gelobet zu werden: so ist es ihm hergegen ein empfindliches Kreuz, wenn solche Personen ungleiche Gedanken von ihm haben. Ich rede aus der Erfahrung, geneigter Leser, und habe seit einigen Mo-

naten mit Verdruß empfunden, was die widrigen Urtheile solcher Leute, denen wir zu gefallen suchen, einem Menschen vor Kummer verursachen, den sein Gewissen überzeuget, daß er dieselben nicht verdiene.

Der christliche Leser weiß, daß vor nicht langer Zeit eine kleine Schrift zum Vorschein gekommen ist, in welcher die Geschichte von der Zerstöhrung der Stadt Jerusalem mit Anmerkungen erläutert worden. Der Urheber dieser Schrift nennet sich X. Y. Z. und giebt sich auf dem Titel für einen Nachahmer des Herrn Magister Sievers aus. Der Ruhm, welchen sich dieser gelehrte Mann durch seine vielen und herrlichen Schriften erworben hat, hat gemacht, daß die Anmerkungen des X. Y. Z. weil sie nach dem Geschmacke des Herrn Magister Sievers geschrieben, begierig gelesen worden, und jedermann ist so billig gewesen, daß er dem Verfasser die Ehre, ein wahrer Nachfolger des Herrn Magister Sievers zu heißen, nicht streitig gemacht hat. Allein, gleichwie grosse Verdienste gar selten unbeneidet zu

seyn pflegen: so haben sich auch Leute gefunden, die, aus einem heimlichen Widerwillen gegen den Herrn Magister Stevers, die Anmerkungen über die Geschichte von der Zerstöhrung der Stadt Jerusalem für eine satyrische Schrift ausgegeben, und ohne Scheu behauptet haben, der Verfasser derselben suche die vortrefflichen Anmerkungen über die Paßion, die der Herr Magister Stevers ans Licht gestellet hat, lächerlich zu machen. Man hat fast aus einem jeden Worte dieser Schrift einen, ich weiß nicht wie tiefen, mystischen Verstand gezogen; ja einige sind gar so unverschämt gewesen, daß sie die ganze Schrift für ein Pasquill gehalten haben. Der Herr Magister Stevers selbst ist durch die gemeine Sage verführet worden, zu glauben, daß der sogenannte X. Y. Z. ein hämischer Spötter sey, der sich auf seine Unkosten lustig machen wolle, und hat sich alle Mühe gegeben, zu entdecken, wer denn eigentlich dieser X. Y. Z. sey, mit der angehängten Drohung, denselben, wenn er es nur wüßte, nach Verdienste zu züchtigen.

Ich bin der X. Y. Z. und gebe demnach dem geneigten Leser zu bedenken, wie nahe es mir müsse gegangen seyn, daß so viel kluge Leute, und unter denselben der Herr Magister Sievers, ein Mann, vor welchen ich eine besondere Hochachtung hege, mir ich weiß nicht was für böse Absichten beygeleget. Ich müßte ganz unempfindlich seyn, wenn ich zu solchen Beschuldigungen still schwiege, und nicht, nach allem Vermögen, meine Unschuld, die an sich zwar offenbar genug ist, zu retten suchte. Ein Spötter, ein Pasquillant sind Ehrentitel, für welche ich mich sehr bedanke, und die einem Menschen von meiner Profeßion gar nicht anstehen. Es erfordert demnach die Liebe, die ich mir selbst schuldig bin, daß ich, zur Rettung meiner Ehre, die Feder ergreife, und denenjenigen, die von mir so ungleiche Gedanken hegen, ihren falschen Wahn, wo möglich, benehme.

Ich bin um so viel mehr gezwungen, dieses zu thun, weil mir schon von meinen Patronen, denen ich meine Schrift noch ungedruckt gezeiget habe, nicht undeutlich zu verstehen gegeben

worden, ſie machten ſich ein Gewiſſen, einen Menſchen von ſo boshaftem Gemühte, als ich ſeyn müßte, wenn ich die Abſichten gehabt hätte, die man mir beymiſſet, zu einem geiſtlichen Amte zu befördern. Ich geſtehe, dieſe Erklärung meiner Sünner hat mir manche unruhige Nacht gemacht, und bin ich oft auf die verzweifelten Gedanken gefallen, eine andere Handthierung zu ergreifen.

Die Medicin gefiel mir vor allen andern; denn dieſes iſt, nach der Meynung eines gewiſſen franzöſiſchen Prinzen, eine Kunſt, in der man ohne Gefahr ein Stümper ſeyn kann: C'est un art, où l'on peut être impunement ignorant; aber die Zärtlichkeit meines Gewiſſens, und die Furcht, mich zu verſündigen, wenn ich meine Hand vom Pflluge zöge, iſt Urſache, daß ich dieſe böſe Gedanken fahren laſſe, und mich entſchloſſen habe, erſt zu verſuchen, ob ich nicht, durch eine klare Darthuung meiner Unſchuld, die üble Meynung, die man von mir hat, umſtoſſen könne.

Ich weiß nicht, ob ich hoffen kann, meinen Zweck bey dem gröſſesten Haufen zu erreichen; das weiß ich aber gewiß, daß der Herr Magister Sievers, wenn er nur die Güte haben will, meine Entschuldigungen zu lesen, mich völlig lossprechen wird. Erlange ich dieses: so bin ich zufrieden; so bin ich der Gunst meiner Beförderer versichert, und werde mich überdem glücklich schätzen, etwas zu der Beruhigung des Herrn Magisters Sievers beygetragen zu haben.

Quilibet verborum suorum optimus interpres.

Der Zweck, den ich mir in dieser Schrift vorgesetzet habe, ist, die Unschuld meiner Absichten, wider die ungleichen Urtheile, zu retten, die von meinen Anmerkungen über die Geschichte von der Zerstöhrung der Stadt Jerusalem gefället worden sind. Ich werde mich bemühen, dieses auf eine so gründliche Art zu thun, daß alle Unpantenyische mit Händen greifen mögen, wie sehr mir zu nahe geschehen sey.

Um alle Verwirrung zu vermeiden, theile ich meine unbilligen Richter in drey Classen. Zu der ersten rechne ich diejenigen, welche meine Schrift für ein Pasquill ausgeben: zu der andern diejenigen, welche behauptet haben, meine Absicht

ſey geweſen, des Herrn Magiſter Sievers zu ſpot-
ten; und zu der dritten diejenigen, welche, ohne
von meinen Abſichten zu urtheilen, eines und das
andere an meinen Anmerkungen auszuſetzen ge-
funden haben.

Diejenigen, welche meine Schrift für ein
Pasquill ausgerufen haben, verdienen zwar
nicht, daß ich ihrer erwehne. Ihre Unbilligkeit
und Einfalt fällt ſo ſehr in die Sinne, daß ich
nicht nöthig habe, mich gegen ſie zu vertheidigen:
und mich deucht, ich erweiſe ihnen ſchon zu viel
Ehre, daß ich ihrer Meldung thue. Sie dürfen
alſo nicht beſorgen, daß ich ſie ſo abfertigen wer-
de, wie ſie es verdienen. Ich habe aber ihre Lä-
ſterung nur darum nicht mit Stillſchweigen über-
gehen wollen, damit ich Gelegenheit haben möch-
te, ihnen aus chriſtlicher Liebe die wohlgemeinte
Erinnerung zu geben, daß es ihrer Ehre ſehr zu-
träglich ſeyn würde, wenn ſie belieben wollten,
ſich auf ein andermal nicht ſo zu übereilen, und
eine Schrift nicht eher für ein Pasquill auszu-
geben, als bis ſie gelernet haben, was eigentlich
dieſes Wort für eine Bedeutung habe. In Po-
ſtillen und in - - - desunt non nulla - - -
Dieſes iſt es, was ich ihnen zu ſagen habe. Wer

fern ſie klug ſind, werden ſie meinem Rahte folgen, und ſich nicht durch ferneres Läſtern des Glimpfs unwürdig machen, den ich jetzo, in Betrachte ihrer Unwiſſenheit, gegen ſie gebrauche.

Ich wende mich zu denen, die meine Schrift für ſatyriſch angeſehen haben. Deren iſt nun eine groſſe Menge, und viele ſind darunter, denen ich, ihres Standes und ihrer Verdienſte wegen, eine beſondere Ehrerbietung ſchuldig bin. Es iſt mir demnach ſehr leid, daß ich mich genöthiget ſehe, ihnen zu ſagen, daß ihre Gedanken von der Abſicht meiner Anmerkungen über die Geſchichte von der Zerſtöhrung der Stadt Jeruſalem, ganz und gar irrig ſind.

Es wird ſchwer halten, daß ich ihnen dieſes begreiflich mache. Denn die falſche Einbildung, daß ich ein Spötter ſey, hat in den Gemühtern derer, die meine Schrift geleſen haben, ſo tiefe Wurzel geſchlagen, daß ich glaube, die meiſten ſchwören einen Eid, daß ſie Recht haben. Ich muß mich wundern, wie ſo viele kluge Leute auf eine ſo wenig wahrſcheinliche Meinung verfallen können, und kann, wie viel ich auch darauf gedacht habe, nicht ergründen, was ihnen Anlaß

gegeben, meine unschuldigen Worte so übel auszulegen.

Sie thun mir gewiß zu viel Ehre, wenn sie glauben, daß ich geschickt sey, eine Satyre zu schreiben, und beleidigen mich, wenn sie sich einbilden, daß ich Lust habe, durch eine so unchristliche Schreibart mein Gewissen zu beflecken. Ich bin mit allem, was in der Welt vorgehet, sehr wohl zufrieden, und mehr geneigt jedermann zu loben, als zu tadeln.

. . per me equidem sint omnia protinus alba,
Nil moror. Euge! omnes bene mirae eritis res *).

In Ansehung der Schriften, die herauskommen, bin ich überdem von Natur so wenig lecker, als jemand in der Welt, und die Bücher, die ich nothwendig lesen muß, sind so beschaffen, daß mein Geschmack unmöglich dadurch verwöhnet werden kann. Durch diese tägliche Kost ist mein Gaumen so ausgehärtet, daß ich alles, was gedruckt ist, ohne Ekel lesen kann, und es mir gleich viel ist, ob ich eine Historie in einem Allmanach, oder ob ich in der europäischen Fama lese. Und

*) Persius Sat. I.

wenn ich auch gleich von Natur zur Spötterey geneigt wäre: ſo würde mich doch meine natürliche Blödigkeit abhalten, meinem Triebe zu folgen, und mir ohne Noht Feinde zu machen. Ich weiß wohl, wie gefährlich es iſt, Satyren zu ſchreiben:

C'est un méchant métier que ce'ni de medire,
A l'auteur qui l'embrasse il est toûjours fatal.
Le mal qu'on dit d'autrui ne produit que du mal *)

Jedermann haſſet den, der dieſes Handwerk treibt, und ſieht ihn, als ein gefährliches Thier. Man ſpricht:

Foenum habet in cornu: longe fuge; dummodo risum
Excutiat sibi non hic cuiquam parcet amico **).

Es iſt wahr, man lacht über die Einfälle eines ſolchen Menſchen. Man lobet ihn, wenn er es gut gemacht hat. So bringt es der verderbte Lauf der Welt mit ſich; aber auch diejenigen, die an ſeinen Spöttereyen einen Gefallen haben, und ſich über den Unfall ihres armen Nächſten ergetzen, wider welchen dieſelbe gerichtet ſind, haſſen

*) Boileau Sat. VII.
**) Horat. Lib. I. Sat. 4.

denjenigen in ihrem Herzen, der ihnen dieſe Luſt machet. Boileau wußte es wohl, darum ſchreibt er am angeführten Orte:

. . un auteur malin, qui rit et qui fait rire,
Qu'on blâme en le lisant, et pourtant qu'on veut lire
Dans ses plaisans accès qui se croit tout permis,
De ses propres rieurs se fait des ennemis.

Ich glaube wohl, es giebt ſo wunderliche Gemühter, die ſich durch die Hoffnung des eitelen Lobes, welches ein luſtiger Einfall ſeinem Urheber zu wege zu bringen pfleget, ſo ſehr blenden laſſen, daß ſie die Gefahr, welche damit verknüpfet iſt, verachten. Sie haben ihren Willen; aber ich für meine Perſon bekenne aufrichtig, daß ich ſo nicht geſinnet bin. Ich bin nicht einer Ehre geizig, noch weniger von denen, welche

Pissent au benestier, à fin qu'on parle d' eux *).

Ich laße einen jeden in ſeinen Würden: ſo bleibe ich auch, wer ich bin. Ich kehre vor meiner eignen Thür, und wünſche von Herzen, daß ein

*) Regnier Sat. II.

ein jeder ſo wäre, wie ich. Dieſes ſind meine wenigen Gedanken von dem unchriſtlichen und gefährlichen Handwerke der Spötter, unter welche man mich, ohne mein Verſchulden, zählen will. Ich bitte alle diejenigen, welche dieſes thun, daß, was ich hier ſchreibe, reiflich zu erwegen: ſo werden ſie, wie ich hoffe, befinden, wie unwahrſcheinlich es ſey, daß ich meiner Erkenntniß ſo ſehr habe entgegen handeln wollen. Ich weiß, die Herren, mit denen ich hier zu thun habe, ſind ſo gütig geweſen, daß ſie von der Fähigkeit meines Verſtandes eben kein ſchlimmes Urtheil gefället haben. Wenn ſie demnach auch glauben, daß die Bosheit meines Willens die Erkenntniß meines Verſtandes habe überwiegen können: ſo werden ſie mir doch die Einfalt nicht zutrauen, daß ich mich an den Herrn Magiſter Sievers würde gewaget haben.

Dieſer geſchickte Kopf hat ſchon gewieſen, daß er ein Meiſter in der feinen Satyre ſey. Ich will ſeines ſatyriſchen Patrioten nicht erwähnen, obgleich dieſe Blätter alles, was Rom, Griechenland, und alle andere Länder in dieſer Schreibart Gutes aufzuweiſen haben, weit übertreffen. Nur bitte ich meine Leſer, ſich der vortrefflichen Ge-

dächtnißmünzen zu erinnern, die der Herr Magister Sievers, wiewohl nur in Idea, und mit dem Stempel seines Verstandes, auf den Schwärmer Gerhard gepräget hat.

Man kann mit Wahrheit sagen, daß der Herr Magister Sievers in dieser kleinen Schrift sich selbst übertroffen habe. Der schädigte Bullenbeisser, auf welchem er den Magister Gerhard, zum Trost aller Rechtgläubigen, einhertraben läßet, hat mir vornehmlich wohl gefallen; und ich kann mich, so oft ich daran gedenke, welches ich dann, zu Anfeurung meines Eifers wider die Irrgläubigen, alle Wochen wenigstens etliche mal thue, noch nicht enthalten, auszurufen:

Tacete, lepide, lauter nihil supra.

Ich habe die Apophtegmata der Alten bey dem Plutarchus gelesen: auch beym Cicero, Macrobius und andern viele bona dicta (bons mots) und scharfsinnige Einfälle gefunden; aber der Bullenbeisser, der schädigte Bullenbeisser, übertrift alles, was man in den Schriften der Alten und Neuern schönes in diesem Stücke antrift. Durch dieses Sinnbild hat der Herr Magister Sievers gewiesen, wie weit sich die

Kräfte des menſchlichen Witzes erſtrecken, und wüßte ich in dem ganzen Alterthume nichts, das mit ſelbigem einigermaßen in Vergleichung zu ziehen ſey, als die ſcharfſinnigen Worte des Thraſo beym Terentius:

Eone ferox es, quia habes imperium in belluas? *)

Weil ich weiß, daß es Leute giebt, welche meinen, der Herr Magiſter Sievers habe mit dieſen Gedächtnißmünzen den armen Gerhard zu hart angegriffen: ſo ergreife ich hier mit vielem Vergnügen die Gelegenheit, den Herrn Magiſter wider ſolche unbeſonnene Richter zu vertheidigen, und ſage ihnen ohne Scheu, daß ſie einfältige Tröpfe, wo nicht gar heimliche Ketzer und Indifferentiſten ſind. Denn entweder ſie wiſſen nicht, daß gegen einen Feind alles erlaubt iſt: Hoſtem in hoſtem omnia licent; und daß man den Feinden der Kirchen auch, wenn man Luſt hat, fluchen kann; oder ſie halten auch den Schwermer Gerhard höher, als es ſich gebühret. Und was hat dann endlich der Herr Magiſter Sievers dem Gerhard vor Grobheit bewieſen? Iſt es nicht höflich

*) Terent. in Eunuch. Act. III. Sc. I.

genug, daß er ihn auf den Bullenbeiſſer geſetzt hat, und reiten läſſet? Hätte er ihn doch eben ſo leicht auf allen vieren kriechen, und von dem Bullenbeiſſer weidlich können zerzauſen laſſen.

Ich ſchäme mich, in einer ſo klaren Sache mehr Worte zu verſchwenden. Ich kehre wieder zu meinem Zweck, und frage einen jeden Unparteyiſchen: Ob es wohl glaublich ſey, daß ich, da mir die ſpitzige Feder des Herrn Magiſter Sievers mehr als zu wohl bekannt iſt, eine Satyre wider dieſen gelehrten Mann habe ſchreiben wollen? Da er den guten Gerhard, der ihm mein Tage nichts zuwider gethan hatte, in die Backpfanne gelegt hat, um den Teufel einen fetten Braten zuzurichten: ſo würde das wenigſte, das ich hätte befürchten können, dieſes geweſen ſeyn, daß er mich in Stücken zerhackt, auf den Roſt gelegt, und dem Beelzebub als eine Carbonnade würde vorgeſetzet haben.

Ein Mann, der mit denen, welchen er nicht gewogen iſt, ſo ſcharf verfähret, kann auch den Kühnſten abſchrecken, ſich an ihm zu reiben? Ich bin von Natur furchtſam, und ſoll doch wider den Herrn Magiſter Sievers eine Satyre geſchrieben

haben. Dieſes, deucht mich, iſt etwas, das nicht den geringſten Schein der Wahrheit hat.

Aber was bemühe ich mich viel, durch allerhand Gründe dieſen falſchen Verdacht von mir abzulehnen? Ubi rerum teſtimonia adſunt non opus eſt verbis. Meine Schrift liegt vor jedermanns Augen. Ich biete allen meinen unbilligen Richtern Troz, mir das geringſte darinn zu zeigen, welches zur Beſchimpfung des Herrn Magiſter Sievers gereiche. Man leſe meine Vorredt, ſo wird man meine wahre Abſicht erfahren.

Mein Zweck iſt, meinem Nächſten mit meinem Talent zu dienen, und dem Herrn Magiſter Sievers nachzuahmen. Wer kann mich desfalls tadeln? Das Siegeszeichen des Miltiades machte dem Themiſtocles unruhige Nächte, und Cäſar ſeufzete, als er zu Cadix das Bildniß Alexanders des Groſſen ſahe, und bedachte, daß er in einem Alter, da dieſer ſchon die halbe Welt bezwungen, noch nichts gethan hätte. Was iſt es dann Wunder, daß ich, der ich unſtreitig älter bin, als der Herr Magiſter Sievers, zu einer gleichen Nacheiferung angefeuret worden, da ich dieſen vortreflichen Mann an den Ecken aller Buchläden in Effigie hängen geſehen? Ich habe mich dem-

nach unterwunden, seinen Fußstapfen zu folgen, und durch allerhand nützliche Schriften mich in den Stand zu setzen, daß ich mich auch einmal mit Ehren in Kupfer stechen lassen, und neben ihm hängen könnte.

Diese Begierde, dem Herrn Magister Sievers nachzuahmen, und demselben, so viel möglich, gleich zu werden, ist einzig und allein hinlänglich, mich bey allen, welche die Billigkeit lieben, ausser Verdacht zu setzen. Man ahmet gewiß keinem nach, den man nicht für vortrefflich hält; und was einer für vortrefflich hält, das wird er nimmer lächerlich zu machen suchen. Woher kömmt es dann, daß man mir eine so alberne Aufführung beymißt?

Ich sollte nicht meinen, daß es daher rühre, weil ich meine Schrift unter einem falschen Namen herausgegeben habe. Ich habe darinn viele vortreffliche Männer zu Vorgängern; und kluge Leute pflegen eine Schrift nach ihrem Inhalte, und nicht nach dem vorgesetzten Namen zu beurtheilen. Damit ich aber meinen Uebelwollenden das Maaß voll mache, will ich ihnen, aus Höflichkeit, auch die Ursachen von diesem meinen Verfahren kürzlich melden. Die Anmerkungen über

die Geſchichte von der Zerſtöhrung der Stadt Jeruſalem ſind meine erſte Schrift. Eine Behutſamkeit, die allen angehenden Scribenten natürlich iſt, bewog mich demnach, meinen wahren Namen zu verſchweigen; um mit deſto mehrerer Sicherheit, und weniger Gefahr zu vernehmen, was kluge Leute von meiner Arbeit urtheilen würden. Man hat meine Schrift geleſen: Man hat ſie beurtheilet, und die Urtheile ſind ſo ausgefallen, daß ich weiter keine Urſache habe, mich zu verbergen, ja faſt gezwungen bin, mich kund zu geben. Denn da man einestheils meine Schrift gelobet, und einhällig geſaget hat, daß ich dem Herrn Magiſter Sievers glücklich nachgeahmet habe: ſo kann ich, ohne Gefahr einiger Schande, ſagen, wer ich bin. Indem man aber anderntheils mir Schuld giebt, daß ich den Herrn Magiſter Sievers durch meine Nachahmung beſchimpfen wollen: ſo bin ich genöhtiget, mich zu melden, und dieſer Beſchuldigung zu widerſprechen. Ich finde in dieſem Verfahren nichts, als Unſchuld. Nachdem ich alſo auch dieſen Stein des Anſtoſſes aus dem Wege geräumet, und gewieſen habe, daß ich nicht gefährlicher Weiſe einen falſchen Namen angenommen: ſo fahre ich weiter

fort, und frage diejenigen, die, ungeachtet ich in der Vorrede meiner Schrift meine Abſicht aufrichtig und deutlich entdecket habe, mir dennoch den ſtrafbaren Vorſatz beylegen, daß ich den Herrn Magiſter Sievers habe lächerlich machen wollen, was ſie auf ſolche Gedanken gebracht hat? Glauben ſie etwan meinen Worten nicht? Ich ſollte es faſt denken. Aber was bewegt ſie denn zu dieſem Mißtrauen? Bin ich denn für einen Lügner bekannt? Können meine Leſer klagen, daß ich ſie ſchon eher betrogen habe? Ich glaube es nicht: Denn ich habe ja ſonſt noch niemalen etwas drucken laſſen. Ich kann alſo nicht ergründen, warum man ſo unglaubig iſt. Will man dem unbilligen Verdacht, den man wider mich hat, einigen Schein geben: ſo muß man entweder voraus ſetzen, daß ich des Herrn Magiſter Sievers Feind bin, und daß folglich eine ſo groſſe Hochachtung gegen denſelben, als ich vorgebe, nicht von mir zu vermuhten ſey; oder man muß auch weiſen, daß in meiner Schrift Dinge enthalten ſind, die mit der vorgegebenen Abſicht derſelben ſtreiten. Beydes aber iſt unerweislich. Ich habe die Zeit meines Lebens mit dem Herrn Magiſter Sievers keinen Streit gehabt; und daß ich

in meiner Schrift meinen vorgegebenen Abſichten ſollte entgegen gehandelt haben, das läuft wider den Augenſchein.

Ich habe dem Herrn Magiſter Sievers nachahmen wollen; und alle Welt ſaget, ich habe es glücklich gethan. Ich bezeuge eine Hochachtung gegen den Herrn Magiſter Sievers; und darum iſt meine ganze Schrift voll von ſeinem Lobe. Ich bewundere darinn ſeine Verdienſte. Ich rette ſeine Ehre wider diejenigen, die ſeiner ſpotten. Wer dieſes nicht ſiehet, der muß blind ſeyn.

Warum aber will man dann meinen Worten nicht trauen? Warum ſpricht man, ich ſuche den Herrn Magiſter Sievers zu beſchimpfen? Es iſt dieſe Einbildung ſo lächerlich und ſo offenbar irrig, daß ich mich faſt entſehe, dieſelbe weitläuftig zu widerlegen, und von Herzen bedaure, daß ſo viele weiſe und ehrwürdige Männer derſelben Platz gegeben haben. Sie ſtreitet augenſcheinlich wider den erſten Grundſatz aller menſchlichen Erkenntniß, nach welchem das, was einen Widerſpruch in ſich faſſet, nicht wahr ſeyn kann. Ich wüßte nicht, was einander mehr entgegen ſeyn könnte, als Lob und Beſchimpfung. Jenes iſt eine Bewunderung und Ausbreitung der Vollkommen-

heit unſers Nächſten; dieſe iſt eine Aufdeckung ſeiner Mängel. So wenig nun Vollkommenheit und Mangel bey einander ſtehen können: ſo wenig iſt es wahrſcheinlich, daß ein Menſch, der eines andern Vollkommenheiten bewundernd ausbreitet, die Abſicht haben ſollte, eben durch dieſe Ausbreitung deſſen Mängel aufzudecken.

Ich ſehe vorher, daß viele, die nicht gerne ohne Urſache gelacht haben wollen, dieſen meinen unumſtößlichen Beweis, weil er ihrem Vergnügen entgegen iſt, anfechten werden. Sie werden ſagen: es ſey bekannt, daß man durch ein verſtelltes Lob einen aufs allerempfindlichſte beſchimpfen könne; und ſey dieſes eben das ſchlimmſte an meiner Schrift, daß ich mich geſtellet hätte, als ſuche ich den Herrn Magiſter Sievers zu loben, da doch in der That meine Abſicht ſey, ihn durch meine Lobeserhebungen lächerlich zu machen. Dieſes iſt ihre einzige Ausflucht. Darauf beſtehen ſie, und haben dadurch manches gutes Gemüht auf ihre Seite gebracht. Ich erſchrecke aber vor dieſem Einwurfe gar nicht, wie groß ſie ſich auch damit wiſſen; ſondern antworte darauf mit der Freymühtigkeit, die ein gutes Gewiſſen giebet, in aller Kürze folgendes: 1) Daß es ein ſehr lah-

mer Schluß iſt, wenn man daher, daß etwas geſchehen kann, folgern will, es ſey wirklich geſchehen: A posse ad esse non valet consequentia; und daß es 2) eine groſſe Verwegenheit ſey, wenn man ſich zu einem Herzenskündiger aufwirft, und ſich von den innerſten Gedanken ſeines Nächſten zu urtheilen unterfängt.

Dieſes kann zur Abfertigung derer, die mir dieſen Einwurf machen, genug ſeyn. Ich bleibe dabey, daß ich, wie es der Augenſchein giebt, den Herrn Magiſter Sievers nicht geſchimpfet, ſondern gelobet habe. Ich verlange mit Recht, daß man glaube, daß dieſes im Ernſt von mir geſchehen ſey, und daß man meine Worte verſtehe, wie ſie lauten. Wer dieſe Forderung für unbillig hält, der giebt gar zu deutlich zu erkennen, daß er ſelbſt die Billigkeit nicht liebe, und verdienet nicht, daß man ſich weiter Mühe gebe, ihn zu beſſern Gedanken zu bringen. Ich werde mich auch wenig bekümmern, ob diejenigen, die bisher von meinen Abſichten ſo ungleich geurtheilet haben, nach dieſem von ihrer ungegründeten Meinung abſtehen werden, oder nicht. Ich habe meine Unſchuld gründlich dargethan, und werde zufrieden ſeyn, wenn nur der Herr Magiſter Sievers ſeinen

wider mich gefaßten Zorn fahren läſſet. Um dieſes von ihm zu erhalten, nehme ich mir die Freyheit ihn allhier insbeſondere anzureden.

Ich bitte ihn demnach, zu erwegen, daß ich in meiner ganzen Schrift nichts gethan habe, als daß ich ihn, nach Verdienſt, gelobet. Meine Worte ſind ſo klar, daß er dieſes ſelbſt nicht wird leugnen können. Er weiß, daß man, ohne dringende Nohr, von den klaren Worten eines Scribenten nicht abweichen müſſe. Dieſe Regel iſt gründlich, daß auch unſere Gottesgelehrten dieſelbe in Erklärung heiliger Schrift zum Grunde legen. Der Herr Magiſter Sievers weiß dieſes ſo gut, als jemand in der Welt. Warum weicht er dann von meinen klaren Worten ab? Warum ſucht er, mit Verwerfung des buchſtäblichen Verſtandes, einen geheimen Sinn?

Ich denke nicht, daß er ſagen werde, es ſey eine dringende Nohr vorhanden, die ihn zwinge, dieſes zu thun. Denn dieſe Antwort würde ihm gar nicht rühmlich ſeyn. Die einzige Urſache, warum man eine Schrift, in welcher jemand gelobet wird, für ſatyriſch hält, iſt, wenn derjenige, der gelobet wird, von den guten Eigenſchaften, weſſalls man ihn lobet, nichts, oder wohl gar

das Gegentheil an ſich hat. Wenn ich demnach z. E. den Herrn Profeſſor Philippi in Halle als einen groſſen Redner und Poeten, und den Profeſſor Girard wegen ſeiner Keuſchheit gelobet hätte: ſo würde man mir nicht Unrecht thun, wenn man ſagte, ich habe ſpotten wollen. Aber da ich an dem Herrn Magiſter Sievers nichts, als ſolche Tugenden, lobe, die er alle in einem hohen Grade beſitzet: ſo hätte ich vermuhtet, man würde eher ſagen, mein Lob ſey für ſeine Verdienſte noch zu geringe, als mich für einen Spötter halten. Gewiß diejenigen, welche dieſes thun, müſſen des Herrn Magiſter Sievers Freunde nicht ſeyn. So nachtheilig ihr Urtheil mir iſt, ſo ſchimpflich iſt es dem Herrn Magiſter. Denn der Satz, den ſie zum Grunde deſſelben legen, muß nohtwendig dieſer ſeyn: Daß es unglaublich ſey, daß einer den Herrn Magiſter Sievers im Ernſt loben könne, weil er nichts lobenswürdiges an ſich habe. Ich gebe dem Herrn Magiſter zu bedenken, ob ſein ärgſter Feind wohl was ſchlimmers von ihm ſagen könne? Er mag ſelber urtheilen, ob er Urſache habe, auf mich, der ich ihn lobe, zu zürnen; oder auf diejenigen, welche ſagen, das Lob, das ich ihm beylege, komme ihm nicht zu. Mich

deucht, es iſt offenbar, daß nicht ich, ſondern dieſe letztern, ihn beſchimpfen. Ich kann mich dahero nicht genug wundern, wie der Herr Magiſter Sievers dieſen Leuten Beyfall geben, und ſich einbilden können, ich ſpotte ſeiner. Ihm, als einem Weltweiſen, der es unſtreitig in der Erkenntniß ſein ſelbſt hoch gebracht hat, muß die Größe ſeiner Verdienſte am beſten bekannt ſeyn. Wie kann er alſo glauben, daß man ſeiner ſpotte, wenn man ihn lobt? Durch einen ſolchen Verdacht beleidiget er ſich ſelbſt.

Ich habe Urſache zu vermuhten, daß der Herr Magiſter Sievers, nach der ihm beywohnenden Scharfſinnigkeit, die Wahrheit deſſen, was ich hier ſchreibe, einigermaßen erkenne. Denn ob man mir gleich anfangs geſagt hat, er ſey ſo ſehr auf den X. Y. Z. erbittert, daß er gegen ihn ſchreiben wolle: ſo iſt dieſes doch noch zur Zeit nicht geſchehen. Ich glaube, er hat begriffen, daß er es nicht mit Ehren thun könne. Einen Menſchen widerlegen, der uns lobet, heißt ſich ſelbſt ſchelten. Ich habe geſagt, der Herr Magiſter Sievers ſey ein vortrefflicher Mann, ein wackerer Mann; er ſey ſcharfſinnig; ſeine Anmerkungen über die Pa-

ſion würden gelobt u. ſ. w. Was hätte er mit Vernunft dawider ſagen können, wo er nicht, zu ſeinem ſchlechten Ruhm, hätte behaupten wollen, er ſey nichts weniger als ein vortreflicher, wackerer und ſcharfſinniger Mann, und ſeine Anmerkungen würden von jedermann getadelt? Ueberdem ſind meine Anmerkungen über die Geſchichte von der Zerſtöhrung der Stadt Jeruſalem an ſich ſo beſchaffen, daß er ſie überhaupt nicht für läppiſch ausgeben können, ohne ſeine eigene Arbeit zu ſchimpfen, weil ſie derſelben in allem ähnlich; und die darinn von mir vorgetragenen Wahrheiten inſonderheit zu widerlegen, iſt ebenfalls unmöglich. Ich möchte den ſehen, der mir leugnen wollte, daß alle Menſchen von Weibern gebohren werden; daß oft auf Niederſächſiſch vaken heißt; daß die Jahreszeiten vor dieſem eben ſo auf einander gefolget, als itzo, u. ſ. w. Dieſes ſind Wahrheiten, die eben ſo unſtreitig ſind, als diejenigen, welche wir in den Anmerkungen des Herrn Magiſters leſen, wenn er z. E. behauptet, daß die Jüden bey Nacht Licht angezündet haben, um im Dunkeln deſto beſſer zu ſehen; daß ein Füllen auf Niederſächſiſch Valen, und Zwilling Tweſecke heißt, u. ſ. w.

Es hat demnach der Herr Magiſter Sievers ſehr wohl gethan, daß er nicht wider mich geſchrieben. Leute, die ſo ſchreiben, als wir, die ſind unwiderleglich. Und ich ſchäme mich nicht, zu bekennen, daß ich dieſe Art der Paſſauiſchen Kunſt von dem Herrn Magiſter gelernet habe. Ich danke ihm darür, daß er mir durch ſein Beyſpiel zur Erkenntniß dieſes bisher verborgenen Geheimniſſes Anleitung geben wollen. Ich würde ihm aber noch mehr verbunden ſeyn, wenn er belieben wollte, alle die widrigen Gedanken, die er von mir hat, fahren zu laſſen. Er kann verſichert ſeyn, daß ich es redlich mit ihm meine, und daß diejenigen, welche vorgeben, ich habe den Herrn Magiſter lächerlich machen wollen, etwas ſagen, daß ihm ſchimpflich iſt.

Ich habe dieſes ſo deutlich dargethan, daß ich hoffe, der Herr Magiſter werde endlich anders Sinnes werden, und nicht mehr wider mich, ſondern wider diejenigen, eifern, die es verdienen. Sollte er aber, über Vermuthen, noch den Scrupel haben haben, daß es doch gleichwohl nicht glaublich ſey, daß die ganze Stadt ſo einmüthiglich ſagen würde, meine Schrift ſey eine Satyre, wenn es nicht wahr wäre: ſo bitte ich ihn, zu er-

erwegen, daß die Menge der Irrenden einen falschen Satz nicht wahr mache. Multitudo errantium non parit errori patrocinium. Und überdem habe ich die Ehre, ihm zu sagen, daß es noch in Lübeck so unparteyische Gemühter gibt, die der falschen Einbildung, welche der größte Hause von meiner Schrift hat, widersprechen.

Ich hatte neulich bey dem Vogelschiessen der Klosterkinder die Ehre, eine verständige Matrone aus St. Annen Kloster zu sprechen, die sagte mir: Sie hätten in ihrem Kloster die Schrift des X. Y. Z. etlichemal mit Bedacht durchgelesen; aber niemand von ihnen hätte finden können, daß der Herr Magister Sievers darinn geschimpfet sey. Sie könnte sich also nicht genug wundern, wie der Herr Magister Sievers diese Schrift so übel aufnehmen können, und glaube ganz gewiß, es müßten böse Leute darunter stecken, die dem Herrn Magister Sievers das wohlverdiente Lob, welches der X. Y. Z. ihm beygeleget habe, nicht gönneten.

Ich kann nicht leugnen, daß dieses gegründete Urtheil eines so andächtigen, wiewohl verachteten, Häufleins mich innigtlich erquicket hat. Ich scheue mich nicht, dasselbe allen falschen Deutun-

gen, die andere von meiner Schrift gemacht haben, entgegen zu ſetzen, und bitte den geneigten Leſer, daſſelbe nicht aus der Acht zu laſſen. Man darf nicht meinen, die Leute in St. Annen Kloſter hätten die verborgene Abſicht meiner Schrift, wegen ihrer Einfalt, nicht einſehen können. Wer ſo denkt, der kennet dieſe Leute nicht. Seit dem der Herr Magiſter Sievers ihnen das Evangelium geprediget hat, weichen ſie an Wiſſenſchaft in der Theologie und Kirchenhiſtorie, und an Geſchicklichkeit, von einem Buche zu urtheilen, dem Gelehrteſten nicht. Dieſer gelehrte Mann läßt ſich die Mühe nicht verdrießen, dieſe ehrbare Verſammlung in das Innerſte der Theologie zu führen. Er ertheilet ihr Nachricht von allerhand alten und neuen theologiſchen Büchern; er unterrichtet ſie in den neuern Religionsſtreitigkeiten, und läßt ſogar die alten Ketzer, welches in dieſen indifferentiſtiſchen und lauligten Zeiten was rares iſt, nicht in der Erde ruhen.

Der Saame, den er ausſtreuet, fällt auf ein gutes Land. Man redet nunmehro in St. Annen Kloſter nicht mehr von Kleinigkeiten und gemeinen Dingen. Man ſpricht von Gnoſticis, Valentinianern, Manichäern, Arrianern, Donatiſten,

Novatianern, Sabellianern, Photinianern, Arrianern, Neſtorianern, von den tribus Capitolis, von Theodorus Mopsveſtenus, von Aphtardoceten, Patripaſſianern, Monotheliten, Eunchianern, Priſcillianiſten, Roſenkreuzern, Wiedertäufern, Quäkern, und, mit einem Worte, von allen alten und neuen Ketzern. Man ſtellt ſich vor, wie artig es wohl gelaſſen habe, als Simon der Zauberer den Hals gebrochen, und eine alte Badſtube dem Cerinthus über den Kopf eingefallen ſey, und alſo die Kirche von dieſem Buben befreyet habe. Man ſchilt den Grotius, eifert wider Thomaſius, ſucht Gerhard und Dippeln, und läßt keinem Schwärmer für einen Heller Ehre. So groß iſt die Einſicht und der Eifer dieſer andächtigen Perſonen: und das iſt kein Wunder; denn der Herr Magiſter Sievers predigt gewaltig.

Die Frau, mit welcher ich redete, verſicherte mich, daß ſie öfters, wann ſie aus des Herrn Magiſter Sievers Predigten käme, wider Dippeln inſonderheit ſo erbittert wäre, daß ſie oft wünſche, den Buben vor ſich zu haben, um ihm die Augen auszukratzen. Sie ſagte mir ferner, daß dergleichen Gemüthsbewegungen in den Zuhörern des Herrn Magiſter Sievers nichts ſeltenes wären.

Sehen ſie wohl, mein Herr, ſprach ſie, den Mann mit dem blauen Auge? Und indem ſie dieſes ſagte, wieſe ſie mir einen wohlgekleideten Bürger, der unter dem Haufen ſtand. Dieſer Mann, fuhr ſie fort, hat eine Frau, die des Herrn Magiſter Sievers Predigten, die er zu St. Annen hält, fleißig beſuchet, und aus ſelbigen einen ſo groſſen Haß gegen die Ketzer, inſonderheit gegen Dippeln, geſchöpfet, daß ſie, wo ſie gehet und ſtehet, auf ihn flucht. Weil ſie nun beſtändig mit ſo chriſtlichen Gedanken umgehet: ſo muß es ihr neulich im Traume vorkommen, als zanke ſie ſich mit Dippeln: ſie fängt alſo im Schlafe mit greflicher Stimme an zu ſchreyen: O du ſchädlicher Unflat der hölliſchen Schmeißfliegen! ſchlägt um ſich, und trift ihren Mann auf das rechte Auge, daß es ihm braun und blau geworden iſt.

Ich gebe einem jeden zu bedenken: Ob Leute, die das Glück haben, des Unterrichts eines Mannes zu genieſſen, deſſen Predigten ſo erſtaunende Dinge wirken, und die in ihrem Glauben ſo wohl gegründet, und von den Rechten der Gläubigen wider die Ketzer ſo wohl unterrichtet ſind, nicht Fähigkeit genug beſitzen, von einer ſo ſchlechten

Schrift, als die meinige iſt, zu urtheilen? und ob ich alſo nicht Urſache habe, mich auf ſie zu berufen? Der Herr Magiſter Sievers kann das Urtheil der frommen und ſcharfſinnigen Matronen aus St. Annen Kloſter um ſo viel weniger verwerfen, weil er zuerſt ſeine Zuflucht zu dieſen andächtigen Perſonen genommen, und ihnen ſeine Noht geklaget hat. Er muß alſo ihnen eine Fähigkeit zutrauen, von der Beleidigung, die ich ihm, ſeiner Meinung nach, zugefüget habe, zu urtheilen.

Ich ſage nicht, daß er hieran übel gethan hat; aber ich möchte wünſchen, daß er ſeine Klage in St. Annen Kloſter mit einer gröſſeren Gelaſſenheit, als vielleicht geſchehen ſeyn mag, angebracht hätte. Ich mache dieſe Sache ungerne wieder rege, und wollte was darum geben, daß es in meiner Macht ſtünde, den Fehler, den der Herr Magiſter Sievers in dieſem Stücke begangen hat, gänzlich aus dem Gedächtniſſe der Menſchen zu reiſſen. Ich ſchreibe mit Verdruß davon. Quam vellem nescire literas! Aber ich kann unmöglich das verhehlen, was coram facie Ecclesiae und in einer groſſen Verſammlung geſchehen iſt; und die chriſtliche ſowohl, als die beſon-

dere Liebe, womit ich dem Herrn Magiſter zugethan bin, treibt mich an, ihm mit aller Ehrerbietung, die ich ihm ſchuldig bin, zu ſagen, daß er ſehr übel gethan habe, zu St. Annen, auf öffentlicher Canzel, mich, den Drucker meiner Schrift, den Verkäufer derſelben, und alle, die ſie geleſen, zu verfluchen, und in den Abgrund der Hölle zu verdammen. Wenn ich Luſt zu ſpotten hätte: ſo könnte ich wahrlich keine beſſere Gelegenheit, als diese, wünſchen. Ich könnte ſeine Klugheit loben, daß er ſeinen Eifer wider mich an einem Orte ausgeſchüttet, wohin ich niemalen komme, und woſelbſt ich ihm, wenn ich gleich zugegen geweſen wäre, doch nicht antworten dürfen. Ich könnte ſagen: Er habe verſuchen wollen, ob ihm das Anathema Maharam Motha leichter auszuſprechen ſey, als die hebräiſche Ueberſchrift des Kreuzes Chriſti. Ich könnte ſprechen: Er habe durch ſein Fluchen gewieſen, daß er ein guter Hacke werden würde, und aus keiner andern Urſache wider den X. Y. Z. einige Luſtſtreiche gethan, als um zu ſehen, ob er eben ſo geſchickt ſey, den Hammer des Geſetzes gegen die Sünder zu gebrauchen, als das Schwerdt des Geiſtes wider die Ketzer zu führen. Ich könnte allerhand ſa-

herliche Unglücksfälle erzehlen, die mir begegnet, seit der Zeit ich unter seinem Fluche g stunden; und wenn ich der Mann wäre, wofür er mich hält, so hatte ich es. Allein ich bin ein Feind von solchen Thorheiten, und will mir die Freyheit nehmen, dem Herrn Magister seine Uebereilung im Ernste vorzustellen. Ich werde dieses, obgleich der Schimpf, den er mir angethan hat, weit grösser ist, als die Schmach, die er, seiner Meinung nach, von mir erlitten hat, seyn würde, und wenn er sich gleich in seiner Meinung nicht betrüge, mit der Sanftmuht und Bescheidenheit thun, daß er zugleich aus meinen gegründeten Vorstellungen Nutzen schöpfen, und sich aus meinem Exempel, wo es ihm beliebt, wird erbauen können.

Ich bitte ihm demnach, zu bedenken: Ob er nicht, als ein Christ, zur Geduld in allem Leiden, und, als ein Geistlicher, andern mit einem guten Exempel vorzuleuchten, verbunden sey? Er weiß, daß man auch seine Feinde lieben, und die, welche uns fluchen, segnen müsse, und seine Zuhörer wußten es auch. Wie meinet er dann wohl, daß sie sich über seine Hefftigkeit und über sein unartiges fluchen gefreuet haben?

. . . tantae . . ne animis coelestibus irae?

haben ſie unſtreitig, wie wohl nur auf deutſch, gedacht: Ja ſie würden ſich darüber geärgert haben, und wenn auch die Beleidigung, die ihn ſo ſehr auſſer ſich geſetzet hat, noch gröſſer wäre, als er ſie ſich, wie wohl ohne allen Grund einbildet.

Wir wollen den Fall ſetzen, ich hätte die Bosheit gehabt, zu ſchreiben: „Der Herr Magiſter Sievers, der ſich vor groſſer Begierde, berühmt zu ſeyn, nicht zu laſſen weiß,

. . . et calet uno
Scribendi studio . . . *).

hat die Paſion mit Anmerkungen herausgegeben. Dieſe Anmerkungen ſind im höchſten Grade albern. Um dieſes recht lebhaft vorzuſtellen, will ich die Hiſtorie von der Zerſtöhrung der Stadt Jeruſalem mit eben ſo läppiſchen Anmerkungen erläutern, und zugleich dem Herrn Magiſter Sievers wohlmeinentlich gerathen haben, ſich hinführo des Bücherſchreibens zu enthalten, und ſich erſt in den Wiſſenſchaften, die einem Menſchen der ſich

*) Horat. Lib. II. Ep. 1.

mit Ehren in der gelehrten Welt ſehen laſſen will, nöthig ſind, noch einige Jahre umzuſichen," u. ſ. w.

Wir wollen, ſage ich, den Fall ſetzen, ich hätte ſo geſchrieben: ſo würde doch der Herr Magiſter Sievers, wie plump auch das Compliment geweſen wäre, und wie ſehr ich auch der Wahrheit ſowohl, als dem Herrn Magiſter dadurch zu nahe getreten hätte, nicht chriſtlich gehandelt haben, wenn er mich desfalls auf der Canzel hätte verfluchen wollen. Es wären dieſes kleine Händel zwiſchen uns beyden geweſen, um welche ſich kein Menſch in der Welt, am wenigſten die Leute in St Annen Kloſter, zu bekümmern gehabt hätten, und die gar nicht auf die Canzel gehören. Ja es würde dem Herrn Magiſter gar nicht erlaubt geweſen ſeyn, einen ſo heiligen Ort mit ſolchen Kleinigkeiten zu entweihen, und wenn er gleich ſchon ein berufener und verordneter Diener des Worts wäre. Auch ein ordentlicher Predigt iſt nicht befugt, ſeine eigenen Händel auf die Canzel zu bringen. Thut er es, ſo klopft man ihm in allen wohl eingerichteten Staaten auf die Finger. Was meint alſo der Herr Magiſter Sievers wohl, daß er vor einen Verweis würde zu gewarten ge-

habe haben, wenn diejenigen, welche ihm denſelben zu geben berechtiget ſind, ſeinen Fehler nicht gütig überſehen hätten; theils weil er denſelben zu einer Zeit begangen hat, da er nicht bey ſich ſelbſt war: Ira furor brevis est; theils weil ſie wußten, daß man einen Betrübten nicht noch mehr betrüben müßte? Ich habe mich nicht entbrechen können, durch dieſe ehrerbietige und glimpfliche Vorſtellung dem Herrn Magiſter Sievers zu zeigen, wie ſehr er ſich vergangen hat. Er kann glauben, daß es mir in der That ſauer angekommen iſt, einen Mann, der ſo viel Gutes an ſich hat, und den ich, ſeiner Vortrefflichkeit wegen, ſo hoch ſchätze, einer Uebereilung zu beſchuldigen. Ich befürchte ſo wenig, daß er die Erinnerung, die ich ihm aus gutem Herzen gebe, übel aufnehmen werde; daß ich vielmehr mir die Hoffnung mache, es werde die Freymüthigkeit, mit welcher ich ihn beſtrafe, ihm den ungegründeten Verdacht, als ob ich ihm durch ein hämiſches und gezwungenes Lob zu ſchaden geſuchet hätte, gänzlich benehmen. Die Aufrichtigkeit, die ich hier beweiſe, iſt ſo groß, daß ſie mich hoffentlich nicht nur in dem Gemüthe des Herrn Magiſter Sievers rechts

fertigen, ſondern auch andere bewegen wird, von meinen Abſichten milder zu urtheilen.

Die gewiſſe Rechnung, die ich mir darauf mache, macht mich ſo kühne, daß ich meinen Namen, nach welchem ſo viel Fragens geweſen iſt, und den der Herr Magiſter Sievers inſonderheit ſo ſehnlich zu wiſſen verlanget hat, ungeſcheut nenne; doch nur auf eine Art, daß es den meiſten ſchwer fallen wird, ihn zu errathen. Man ſage nicht, daß ich daran ungeſchickt handle. Man würde dazu berechtiget ſeyn, wenn ich mit jemand anders, als mit dem Herrn Magiſter Sievers, zu thun hätte. Einem Manne, der ſeinen Talmud ſo fertig als ſeinen Abendſegen, lieſet, entdecke ich mich deutlich genug: der wird einen deutſchen Namen leicht ohne Puncte leſen können. Der Herr Magiſter Sievers ſiehet alſo ohne Mühe, wer ich bin, und wie ich heiße. Ich weiß wohl, der Herr Magiſter Sievers hat ſich verlauten laſſen, er wolle, wenn er nur wüßte, wer ich wäre, mich dergeſtalt abwürgen, daß ich bereuen ſollte, mit ihm angebunden zu haben: Aber dieſe Drohung macht mir keinen Kummer. Ich habe die Unſchuld meiner Abſichten ſo deutlich dargethan, daß ich von der Billigkeit des Herrn Magiſters

hoffen kann, er werde mich wieder zu Gnaden annehmen, und seinen Eifer wider diejenigen kehren, deren unbesonnenes Urtheil von meiner Schrift ihn anfangs wider mich in Harnisch gejaget. Wir sind Freunde. Valeant qui inter nos dissidium volunt.

Sollte ich mich aber in meiner Hoffnung betrogen sehen: so werde ich zwar nicht wieder auf die verzweifelten Gedanken verfallen, ein Medicus zu werden; denn ich hoffe, daß meine Unschuld wenigstens meinen Gönnern in die Augen leuchten wird; doch will ich es auf den Fall hiemit verredet haben, jemalen wieder etwas drucken zu lassen. Ich müßte nicht klug seyn, wenn ich mich ferner in Gefahr setzen wollte, von jedermann aufs unbarmherzigste gerichtet zu werden. Ich merke wohl, daß es mit solchen Leuten, als der Herr Magister Sievers und ich, nicht anders beschaffen ist, als mit den Invaliden. Die thun noch gute Dienste in Festungen; aber ins Feld kommen sie nicht. Uns läßt es wahrlich auch nicht besser, als wenn wir bis am Gürtel wenigstens, bedeckt stehen. Hinter einer Brustwehr, und sollte sie auch nur von Holz seyn, thun wir Thaten. Wagen wir uns ins freye Feld, so sind wir ver-

lohren. Wir haben es, deucht mich, beyde erfahren: Noch habe ich es einmal verſuchen wollen. Gehts mir dieſesmal nicht gut: ſo will ich hinfort in meinem Elemente bleiben, und alle meine Weisheit auf der Canzel auskramen.

„C'est là que bien ou mal on a droit de tout dire*).

Wie manchmal habe ich nicht Sachen auf der Canzel vorgebracht, die gewiß nicht klüger geweſen ſind, als meine Anmerkungen, an welchen ein jeder zum Ritter werden will, und es hat kein Hund oder Hahn darnach gekrähet? Ich mag ſchwatzen, was ich will, man hört mir andächtig zu; man ſeufzt; man weint nach Gelegenheit, und wann die Predigt aus iſt, ſo lobt man mich. Das macht die anſtändigen Gebärden, und der Ton der Stimme giebt unſern Worten, wann wir auf der Canzel ſtehen, eine Annehmlichkeit, die ihnen fehlt, wenn ſie zu Papier gebracht ſind, und der Ort, an welchem wir reden, ſamt unſerer Kleidung, wirket in den Gemühtern unſerer Zuhörer eine Ehrerbietung, die ſie antreibet, alles, was wir ſagen, für gut zu halten, und welche ſie nicht

*) Boileau Sat. I.

haben, wenn ſie uns nicht vor ſich ſehen, ſondern nur unſere Schriften leſen. Un predicateur, ſagt der *P. Malebranche dans ſa recherche de la verite T. I. Liv. I. Ch* 18. a raison dans tout ce qu'il avance, et il n'y a pas juſqu'à ſon collet, et à ſes manchettes qui ne prouve quelque chose. Ich will alſo bey meinem Leſen bleiben. Ich will predigen, und das Bücherſchreiben andern überlaſſen. Es wäre was gutes, wenn der Herr Magiſter Stoecks einen gleichen Entſchluß faſſen wollte. Er könnte dadurch vieler Verdrießlichkeiten überhoben ſeyn. Ich geſtehe, die gelehrte Welt würde an uns beyden viel verlieren; aber wer kann ihr helfen? Sie würde es ihr ſelbſt zu danken habe. Denn warum begegnet ſie uns nicht beſſer?

Nun muß ich noch, ehe ich ſchieße, ein Wort im Vertrauen mit derjenigen Art meiner Tadler reden, die ſich, ohne von meinen Abſichten zu urtheilen, einige Fehler in meiner Schrift zu entdecken einbilden. In dieſer Claſſe ſetze ich diejenigen oben an, die ſich daran ärgern, daß ich in meiner Vorrede geſchrieben: Geſchicht das am grünen Holze, was will am dürren werden? und

in der Entſchuldigung an den Leſer geſagt habe: Niemand verachte meine Jugend.

Sie bilden ſich ein, dieſes ſey ein unverantwortlicher Mißbrauch der heiligen Schrift. Ich geſtehe, dieſe Cenſur hat mich ſehr befremdet, und ich weiß faſt nicht, was ich darauf antworten ſoll. Kaum kann ich mir einbilden, daß es Ernſt damit ſey. Denn es iſt ſchwer zu begreifen, wie kluge Leute ihre Gottſeligkeit ſo gar hoch treiben können. Wenn ich alſo arg wollte: ſo könnte ich die Herren, die ſich ſo gar ohne Urſach an meiner Schrift geärgert haben, ziemlich lächerlich machen. Aber auch bey dieſer Gelegenheit zu zeigen, wie wenig ich zum ſpotten geneigt ſey: ſo will ich ihnen ihre Scrupel mit aller Sanftmuht zu benehmen ſuchen, und ernſthaft mit ihnen reden.

Es verdienet auch überdem ihr zärtliches Gewiſſen mehr ein Mitleiden, als daß man darüber lache. Ich bedaure ſie von Grund meiner Seelen. Sie ſetzen ſich durch ihre gar zu groſſe Heiligkeit in den Stand, daß ſie, ohne Gefahr zu ſündigen, nicht einmal Eſſen und Trinken fordern können. Plagt ſie der Durſt, ſo dürfen ſie nicht ſagen, daß ſie dürſte. Und wann ſie auf Reiſen in ein Wirthshaus kommen, iſt es ihnen nicht erlaubt zu fra-

gen: Habt ihr nichts zu eſſen? Leute, mit denen es ſo beſchaffen iſt, die ſind vor andern eines lehrreichen Unterrichts würdig; und ich machte mir ein Gewiſſen, ſie auszuhöhnen.

Ich bitte ſie demnach zu bedenken, daß dasjenige, was ich vom grünen Holze geſaget habe, ein Sprichwort ſey. Unſer Heyland hat ſich deſſelben bedienet, das weiß ich wohl: Aber ich ſollte nicht meinen, daß dadurch die Natur dieſes Sprichworts geändert ſey, und das menſchliche Geſchlecht etwas von ſeinem Recht auf daſſelbige verlohren habe. Ich glaube alſo nicht, daß es eine Sünde ſey, ſich deſſelben zu bedienen, und das um ſo viel weniger, weil auch die andächtigſten alten Weiber ſich kein Gewiſſen darüber machen.

Was das anlanget, daß ich geſaget habe: Niemand verachte meine Jugend: ſo möchte ich wohl von den gewiſſenhaften Perſonen, die mir dieſes zur Sünde deuten, belehret ſeyn, wie ein Menſch, der ſagen will, man wolle ihn ſeiner Jugend wegen nicht verachten, ſeine Worte ordnen müſſe, wenn er ſich nicht verſündigen will. Ich vor meine Perſon wußte es nicht kürzer und deutlicher auszudrücken, und kann nicht davor, daß Luther

eine

eine gewiſſe Stelle in den Briefen Pauli eben ſo überſetzet hat. Ich halte es für eine gar zu groſſe Beſchwerlichkeit, allezeit, wenn man etwas reden oder ſchreiben will, die Naſe in der Concordanz zu haben, um zu ſehen, ob die Redensarten, der man ſich bedienen will, auch in der Bibel ſtehen. Meine heiligen Richter müſſen dieſes thun, falls man nicht muhtmaßen ſoll, daß es mit ihrem engen Gewiſſen nicht viel zu bedeuten habe. Ich beklage ſie desfals und gehe weiter. Doch muß ich noch demjenigen - - - hiatus in MSt. - - - Ich habe in meinen Anmerkungen S. 26. gemuhtmaßet, Jeſus Anani ſey, weil er eines gemeinen Mannes Sohn geweſen, zu Fuße nach Jeruſalem gegangen: dieſe Muhtmaßung will einem gelehrten und berühmten Manne in Sachſen nicht gefallen. Er hat mir die Ehre gethan, desfalls an mich zu ſchreiben, und die Höflichkeit, mit welcher er meine Meinung beſtreitet, verdienet, daß ich ſie öffentlich lobe. Ich war willens, ſeinen Brief, weil er viele beſondre Anmerkungen in ſich faſſet, hier ganz einzurücken; aber da derſelbe durch und durch mit Lobeserhebungen, der ich mich ganz unwürdig ſchätze, angefüllet iſt: ſo hat es mir meine Demuht nicht zulaſſen wollen. Meine

Leſer werden zufrieden ſeyn, wann ich ihnen ſage, daß der gelehrte Mann behauptet, Jeſus Anani ſey nicht zu Fuße nach Jeruſalem gegangen, ſondern er habe dem Poſtknecht ein Trinkgeld gegeben und ſich vor dem Thor auf die Poſt geſetzt. Folglich ſey er nach Jeruſalem gefahren. Ob ich nun gleich vieles wider die Zeugniſſe der Scribenten, aus welchen er dieſes zu beweiſen ſuchet, einzuwenden hätte: ſo will ich mich doch lieber bemühen, unſere Meinungen zu vergleichen, als mit einem ſo vortreflichen Manne über eine Sache von ſo weniger Wichtigkeit zanken. Wir haben, deucht mich, beyde recht. Jeſus Anani hat ſich unterwegens auf die Poſt geſetzet, und, ſo lange er auf der Poſt geſeſſen, iſt er nicht gegangen. So weit hat mein Gegner Recht. Aber ich glaube, dieſer geſchickte Mann wird mir auch nicht ſtreiten, daß Jeſus Anani vor dem Thor zu Jeruſalem abſteigen müſſen. Denn dieſes müſſen ſich alle diejenigen gefallen laſſen, die der Poſtknecht für ein Trinkgeld aufnimmt. Und auf ſolche Art wäre dieſer Streit gehoben.

Ich eile zum Ende, und will dahero dasjenige, was auſſer dieſem noch an meiner Schrift getadelt worden, nur mit ein paar Worten unterſuchen.

Einige haben mich desfalls einer Grobheit beſchuldigen wollen, daß ich in meinen Anmerkungen geſaget habe, was Kühmiſt und Unflat auf Niederſächſiſch heiſſe. Die Sittſamkeit dieſer gar zu feinen Leute kömmt mir eben ſo wunderlich vor, als die übergroſſe Heiligkeit derer, die ſich einbilden, ich mißbrauche der Schrift; und ich wüßte ſie auch an meinem Bruder nicht zu billigen. Sehen ſie dann nicht, daß ich nichts mehr thue, als daß ich anführe, was in meinem Codice MSt. ſtehet? Mich deucht nicht, daß es billig iſt, mir zuzumuhten, daß ich salva venia dabey ſetzen ſollen.

Doch vielleicht iſt ein ſolcher Codex MStus nicht in der Welt. Ich weiß wohl, es giebt Leute, welche vorgeben, ich äffe meine Leſer, wenn ich meinen Codicem anführe. Aber dieſe Herren müſſen andere Leute nach ſich ſelbſt beurtheilen. Ich bin nicht der Mann, der andern etwas vorzulügen fähig iſt. Was ich ſage, daß kann man glauben. Und wer meinen Worten nicht trauet, der komme zu mir: ſo will ich ihm meinen Codicem weiſen.

Nachdem ich alſo alle ungleiche Urtheile, die von meiner Schrift gefället worden, beantwortet

habe: ſo bitte ich zum Beſchluſſe meine Leſer nochmal, das, was ich geſchrieben, wohl zu beherzigen. Ich ſchmeichele mir mit der Hoffnung, daß Unparteyiſche die Gründlichkeit meiner Verantwortung einſehen, und mir Recht wiederfahren laſſen werden. Bin ich ſo glücklich, ſo werde ich mich wenig daran kehren, was die Einfältigen von mir und meiner Schrift urtheilen. Ich bin zufrieden, wenn nur der Herr Magiſter Sievers und der klügſte Theil dieſer Stadt eine gute Meinung von mir haben. Der Reſt mag ſagen, was ihm beliebt: doch warne ich meine Läſterer zum Beſchluſſe wohlmeinentlich, es nicht gar zu bunt zu machen. Ich bin von Herzen fromm; aber macht man mich böſe, ſo tauge ich auch nicht viel.

. . . . . at ille,
Qui me commorit (melius non tangere clamo)
Flebit, et inſignis tota cantabitur urbe *).

*) Horatius Lib. II. Sat.

Anmerkungen.

I.

Ueber die Unnöthigkeit der guten Werke zur Seeligkeit.

Eine bescheidene und wohlgemeinte Epistel an den Herrn M. C.

Diese Liscovsche Schrift, eine der frühsten des Verfassers, ist keine persönliche Satyre. Sie umfaßt einen allgemeinen Gegenstand, und hatte daher zu seiner Zeit auch ein allgemeineres Interesse, als vielleicht die meisten seiner übrigen Satyre, worin er nur über die Verirrungen des Geistes einiger Individuen spottet.

Liscov hat in diesem Aufsatz die Absicht gehabt, die Drehungen und Wendungen solcher Personen nachzuahmen, welche an und für sich gute nur von ihnen falsch verstandene Sätze übertrei-

ben. Das er hierin nicht unglücklich geweſen, wird jeder Uneingenommene gern zugeſtehn.

Jetzt iſt freilich der Gegenſtand von viel geringerem Intereſſe, als er im Jahr 1730 ſeyn mußte. Die Ironie iſt wohl eher etwas derb als fein, in welche er hier hinter der Maske eines orthodoxen Magiſters Sebaſtian Zänkers, die Albernheit und Uebertreibungen belacht, welcher ſich in jener Zeit viele proteſtantiſchen Religionslehrer im Streite mit Katholiken, Pietiſten, Herrenhuter und andern zu Schulden kommen ließen, wenn ſie das zünftige Symbol in der Lehre von der Rechtfertigung zu vertheidigen hatten; doch hat ihn der Geiſt der Satyre an einigen Stellen zu Uebertreibungen verleitet, wodurch man auf den Gedanken kommen kann, daß er den rechten Verſtand der Lehre von der Unnützlichkeit der guten Werke ſelbſt nicht völlig ergründet habe. Vorzüglich auffallend iſt in dieſer Hinſicht was er S. 14. ſchreibt.

„Ich glaube, daß bis auf die Zeiten des ſeligen Luthers ein Jeder, der die Schrift geleſen, ſich eingebildet habe, Gott verlange von uns, daß wir ſeine Gebote halten ſollen, und ſetze voraus, daß wir dazu geſchickt wären; allein dieſer theure Mann hat endlich die Welt aus einem Irrthume ge-

riſſen, der vielleicht ſo alt war, als ſie ſelbſt, indem er in ſeinem Buche de Servo Arbitrio ſehr wohl angemerkt, das diejenigen Stellen der heiligen Schrift, da Gott Etwas zu gebieten und zu verbieten ſcheint, nicht anders, als einen ſchimpflichen Vorwurf unſers Unvermögens in ſich faſſen. Nach dieſem Begriffe unſers ſeligen Vaters Luther kann man die Abſicht Gottes in Gebung des Geſetzes völlig einſehen, wenn man ſich nur vorſtellt, was einer ſagen will, der einen Lahmen zum Tanz auffordert."

Wenn auch Luther und andere Theologen in der Heftigkeit des Streits ſolche ungeſchickte Erklärungen und Gleichniſſe gebraucht haben; ſo iſt doch die in den öffentlichen Bekenntnißbüchern enthaltene Lehre von guten Werken nicht nur erträglicher; ſondern auch vernünftig und ſchriftmäßig. Luther ſelbſt hat ſich häufig deutlich genug erklärt, wie er die Worte verſtehe: der Glaube allein macht ſelig. „Warum? (ſo fragt er einſt; und die Antwort iſt:) Er bringet den Geiſt mit ſich, der alle gute Werke mit Luſt und Liebe thut, und alle Gottes Gebot erfüllet. — Iſt der Baum gut und grün, er ſchlägt aus, und bringt Früchte und Blätter; die Natur giebts; ich darfs

ihm nicht gebieten,, und zu ihm sagen: hörst du Baum trage Aepfel! — Gute Werke machen nicht den Christen; sondern der Christ macht gute Werke, u. s. w. —

Doch Luther hatte sehr Recht, die groben Zeloten seiner Zeit scharf zu strafen.

II.

Ueber die Entſtehung der drey ſatyriſchen Aufſätze:

1) Kläglicke Geſchichte von der jämmerlichen Zerſtöhrung der Stadt Jeruſalem; mit kurzen, aber dabey deutlichen und erbaulichen Anmerkungen, nach dem Geſchmacke des (S. T.) Herrn M. Heinrich Jacob Sievers, erläutert, als eine Zugabe zu deſſen Anmerkungen über die Paßion ans, Licht geſtellet von X. Y. Z. Rev. Miniſt. Cand. Frankfurt und Leipzig 1732.

2) Schreiben des Ritters Cliſton an einen gelehrten Samojeden, oder Vitrea fracta, betreffend die ſeltſamen und nachdenklichen Figuren, welche derſelbe den 13. Jan. ſt. v. 1732. auf einer gefrornen Fenſterſcheibe wahrgenommen. Aus dem Engliſchen ins Deutſche überſetzet. Frankfurt und Leipzig, 1732.

3) Der ſich ſelbſt entdeckende X. Y. Z. Oder L—t—s H—rm—n B—km—ſt—rs, Rev. Minist. Candidati, aufrichtige Anzeige der Urſachen die

ihn bewogen, die Geſchichte von der Zerſtöhrung der Stadt Jeruſalem mit kurzen Anmerkungen zu erläutern, und dieſe Anmerkungen unter falſchem Namen ans Licht zu ſtellen, zur Beruhigung und zum Troſt des (S. T.) Herrn Magiſter Sievers, imgleichen zur Rettung der Unſchuld ſeiner Abſichten wider allerhand ungleiche Urtheile und Deutungen zum Drucke befördert. Leipzig, 1733.

hat ſich Liscov ſelbſt ausführlich erklärt. Es iſt der beſte Commentar zu dieſen Schriften.

„Der erſte, mit dem ich verfiel," ſchreibt er: „war der Herr Magiſter Sievers, ein junger Menſch, aus Lübeck gebürtig, woſelbſt ſein Vater Cantor war. Eine gar zu vortheilhafte Einbildung von der Gröſſe ſeiner Gaben, die an ſich nicht zu verachten waren, hatte in ihm von Jugend auf eine Begierde gewirket, ſeinem Nächſten zu dienen, die gröſſer war, als ſein Vermögen. Er ward ganz frühe Meiſter der freyen Künſte, unterrichtete die ſtudirende Jugend zu Roſtock, und theilte der Welt in kurzer Zeit eine ſolche Menge Schriften in gebundener und ungebundener Rede mit, daß er ſchon in ſeinem 21ſten Jahre im Stande war, eine Sammlung derſelben in zween Octavbänden heraus zu geben."

„Alle dieſe Schriften waren nicht weit her, und aufs beſcheidenſte davon zu reden, nichts anders, als ein Miſchmaſch gemeiner, unreifer, und gutentheils geſtohlner Gedanken, die entweder, mit vieler Mühe, in deutſche Reime gezwungen, oder durch ein plattes und barbariſches Küchenlatein noch mehr verſtellet waren.“

„Ich las ſie, und lachte darüber, wie viele andere; aber es kam mir nicht in den Sinn, gegen den Herrn Magiſter Sievers zu ſchreiben. Ich hielte dieſes der Mühe nicht wehrt. Und ſo war ich noch geſinnet, als er im Jahre 1732 die Paßion mit Anmerkungen herausgab. Dieſe Anmerkungen waren ſo läppiſch, daß ich noch nicht begreifen kann, wie der Herr Magiſter Sievers es wagen mögen, einen ſo ehrwürdigen Text damit zu ſchänden. Indeſſen hätte er es meinetwegen noch ärger machen mögen. Ich bekümmerte mich ſo wenig um ihn und ſeine Schriften, daß ich mir nimmer die Mühe würde genommen haben, ihn zu demühtigen, wenn er nicht ſelbſt, auf gewiſſe Maaſſe, Gelegenheit dazu gegeben hätte.“

„Seine Anmerkungen über die Paßion waren kaum heraus gekommen: ſo wurden ſie in dem hamburgiſchen Correſpondenten recenſirt. Dieſe

Recenſion war zwar ſatyriſch, aber dabey ſo fein und höflich, daß der Herr Magiſter Sievers, wenn er nicht gar zu ſehr von ſich ſelbſt wäre eingenommen geweſen, ſich unmöglich darüber hätte entrüſten können, und ich war ſo unſchuldig daran, als der Herr Magiſter Sievers ſelbſt. Allein der Herr Magiſter Sievers war gar zu empfindlich. Er zog ſich die ihm angethane Beſchimpfung zu ſchmerzlichem Gemühte: er ließ einen trotzigen Aufſatz in das 33ſte Stück des hamburgiſchen Correſpondenten rücken, in welchem er den Verfaſſer der anzüglichen Recenſion einen boshaftigen und neidiſchen Menſchen nennete, und ſein Unſern wollte, daß er, ohne alle Urſache und wider alle Wahrſcheinlichkeit, mich für den Urheber dieſer unglückſeligen Recenſion halten mußte."

„Ich ſuchte ihm dieſen ungegründeten Verdacht zu benehmen, und ließ ihn durch Leute, die mit ihm umgingen, verſichern, daß ich an der Recenſion ſeiner Anmerkungen über die Paßion keinen Theil hätte; allein es half alles nichts. Er blieb dabey, ich ſey ſein Verfolger, und ſprach in allen Geſellſchaften läſterlich von mir. Dieſes wäre genug geweſen, einen andern in Harniſch

zu jagen; aber ich war so gelassen, daß ich ihn sprechen ließ, und gedachte an keine Rache."

„Wie indessen zu der Zeit jedermann in Lübeck von dem neuen Buche des Herrn Magister Sievers redete: so kam ich auch mit einem meiner Freunde davon zu sprechen. Wir wunderten uns, daß ein sonst nicht unvernünftiger Mensch sich nicht schämete, der Welt so kindische Anmerkungen vorzulegen. Wir entschuldigten ihn mit seiner Jugend, und ich sagte unter andern, daß es mir, wenn ich so schreiben wollte, als der Herr Magister Sievers, ein leichtes seyn sollte, alle 24 Stunden ein Buch zu machen. Man frug mich, wie ich das anfangen wollte? Ich antwortete: Ich dürfte nur die Historie von der Zerstöhrung der Stadt Jerusalem, welche der Herr Magister Sievers seiner erläuterten Paßion angehänget hatte, nehmen, und Anmerkungen darüber machen."

„Dieser Einfall gefiel meinem Freunde so wohl, daß er mich bat, denselben zur Wirklichkeit zu bringen. Ich that es, und war in weniger als 24 Stunden mit meinen Anmerkungen über die Geschichte von der Zerstöhrung der Stadt Jerusalem fertig. Meine Absicht war noch nicht, daß dieses

den gedruckt werden sollten. Ich schickte sie meinem Freunde, zu seiner Privatbelustigung, zu, und dabey wäre es geblieben, wenn meine Schrift nicht einem andern guten Freunde in die Hände gerahten wäre. Dieser behielte sie, und ließ sie drucken; welches ich vielleicht würde verhindert haben, wenn der Herr Magister Sievers sich bescheidener aufgeführet, und mich durch sein loses Maul nicht wider sich gereizet hätte."

„Auf solche Art kamen meine Anmerkungen über die Geschichte von der Zerstöhrung der Stadt Jerusalem ans Licht. Sie sind meine erste Schrift wider den Herrn Magister Sievers."

„Die andere Schrift, welche ich wider den Herrn Magister Sievers geschrieben habe, ist das Schreiben des Ritters Robert Clifton an einen gelehrten Samojeden ꝛc. Ich versprach dieses Schreiben in dem Verzeichnisse meiner Schriften, welches ich, nach Art des Herrn Magister Sievers, meinen Anmerkungen über die Historie von der Zerstöhrung der Stadt Jerusalem angehängt hatte. Ich glaubte aber nicht, daß ich dieses Versprechen jemals erfüllen würde."

„Der Herr Magister Sievers wollte mit aller Gewalt

Gewalt ein Naturkündiger seyn. Ich weiß nicht, ob diese Begierde eine Frucht, oder eine Ursache der unverdienten Ehre war, die ihm die königl. preußische Societät der Wissenschaften erwies. So viel ist gewiß, daß er, nachdem ihn diese berühmte Gesellschaft, aus Ursachen, die ihr allein bekannt sind, zu ihrem Mitgliede erkohren hatte, beständig an dem Ufer der Ostsee herum irrete, und bunte Steine suchte. Die er fand, ließ er sogleich in Kupfer stechen, schrieb ein lateinisches Briefchen dabey, und versandte sie in ganz Deutschland an unterschiedene berühmte Männer. Dieses war nun freylich ein bequemes Mittel, ohne große Unkosten in der Welt bekannt zu werden: Allein ich hielte es doch für Kinderey, von einem jeden bunten Quark so viel Aufhebens zu machen, und wollte dem Herrn Magister Sievers dieses durch den Titel des Schreibens des Ritters Clifton an einen gelehrten Samojeden, auf eine höfliche Art, zu verstehen geben. Ich nannte zu dem Ende die Betrachtungen dieses Ritters über eine gefrorne Fensterscheibe, Vitrea fracta, oder nichtswürdig, läppisch Zeug. Der musicalische Stein, den der Herr Magister Sievers gefunden hatte, gab mir vornehmlich Anlaß dazu. Man machte viel Werks

aus diesem Stein, auf welchem man sich musicalische Noten zu entdecken einbildete. Das Gerücht desselben erschallete weit und breit; ja man hat gar gesaget, der verstorbene König von Polen habe ihn nach Dresden in die Kunstkammer verlanget. Er soll auch, nachdem ihn der Herr Magister Sievers vorher, in perpetuam rei memoriam, abmahlen lassen, wirklich dahin geschicket seyn. Ich habe diesen Stein nicht gesehen; aber nach dem Kupfer zu urtheilen, so muß man just eines Cantors Sohn seyn, um Noten darauf zu sehen."

„Indessen war ich nicht gesonnen, ein solches Schreiben an einen Samojeden, als ich versprochen hatte, wirklich zu verfertigen. Ich hätte es bey dem Titel bewenden lassen, wenn man mir nicht in einer Gesellschaft gesaget hätte, die Erfüllung meines Versprechens sey schlechterdings unmöglich. Ich hielte mich Ehren halber verbunden, das Gegentheil zu behaupten, und fing, von der Zeit an, auf meine Fensterscheibe zu sinnen. Es gelung mir einmal des Morgens beym Thee, ein Blättchen Papier mit so viel wunderlichen Figuren zu bemahlen, als ich zu meinem Zweck nöthig zu haben vermeinte. Das war das wichtigste. Mit dem Schreiben an den Samoje-

den ward ich bald fertig. Es wurde gedruckt, und der Herr Magiſter Sievers hatte den Verdruß, auch ſogar ſeinen Raritätenkaſten, den Grund aller ſeiner Hoffnung, und den einzigen Troſt in ſeinen Nöhten, lächerlich gemacht zu ſehen. Er ward zwar in dem Schreiben an den Samojeden nicht genennet; allein er merkte doch wohl, daß es auf ſeine bunten Steine gemünzet war, und daß Magiſter Makewind niemand anders ſeyn konnte, als er ſelbſt. Er fand ſich aber auch in dieſes Unglück, that vor wie nach groß, und fluchte und drohete ſeinen Verfolgern."

Dieſe Aufführung machte, daß ich ſo viel weniger Bedenken trug, die dritte Satyre gegen ihn zu ſchreiben. Der Herr Magiſter Sievers war zu der Zeit, als meine Anmerkungen über die Geſchichte der Zerſtöhrung der Stadt Jeruſalem heraus kamen, ſo wenig Meiſter von ſeinen erſten Bewegungen geweſen, daß er mich in St. Annen Kloſter, auf öffentlicher Canzel, verfluchet, und in den Abgrund der Hölle verdammet hatte. Viele Leute, und inſonderheit gewiſſe einfältige und mürriſche Prieſter, hegten ein ſo unvernünftiges Mitleiden mit dem Herrn Magiſter Sievers, daß ſie das, was ich wider denſelben ver-

genommen hatte, für ein strafbares Beginnen hielten, und meine Schriften für schändliche Pasquillen ausriefen, und einige wollten darinn einen strafbaren Mißbrauch biblischer Redensarten entdecket haben. Ich hielte für nöthig, sowohl den Herrn Magister Sievers wegen seines unbesonnenen Eifers, als auch die elende Schaar seiner gar zu mitleidigen Freunde, und andere unbillige Richter meiner Schriften, wegen ihrer lächerlichen Urtheile, zu züchtigen, und verfertigte zu dem Ende eine eigne Schrift, welche in dieser Sammlung die dritte ist."

„Ich gab ihr den Titel: Der sich selbst entdeckende X. Y. Z. ꝛc. und stellte mich, als wenn ich mich dem Herrn Magister Sievers entdecken wollte; weil derselbe öfters gesaget hatte, er wollte seinem Gegner schon antworten, wenn er nur wüßte, wer es wäre. Da es nun aber meine Absicht gar nicht war, dem Herrn Magister Sievers meinen rechten Namen zu sagen: so borgte ich so lange einen fremden, und Herr Lucas Herrmann Backmeister, ein gelehrter Candidatus Ministerii, der sich durch seinen stillen und unschuldigen Wandel, durch seine sittsamen Gebehrden, und durch die besondere Höflich-

keit seiner Sitten, von vielen seines gleichen, auf eine ihm sehr vortheilhafte Art, unterscheidet, mußte den seinigen hergeben."

„Ich war genöthiget, zu einem Candidato Ministerii meine Zuflucht zu nehmen, weil ich mich auf dem Titel meiner Anmerkungen über die Geschichte von der Zerstöhrung der Stadt Jerusalem für einen Candidatum Ministerii ausgegeben hatte, und glaubte nicht, daß man mir dieses übel deuten würde; zumal, da ich die Bescheidenheit gebrauchte, mich nur bloß der stummen Buchstaben des Namens des Herrn Backmeisters zu bedienen, auf welche ich eben so viel Recht zu haben vermeinte, als dieser ehrliche Mann, ohne mich an den Lautbuchstaben desselben, die doch die Seele eines Namens sind, und ohne welche die stummen Buchstaben nichts bedeuten, im geringsten zu vergreifen. Allein, ich habe nachdem erfahren müssen, daß nicht nur der Herr Backmeister, sondern auch andere, mir dieses höchstens verdacht haben. Ich finde nicht nöthig, mich gegen diese letzten zu vertheidigen. Denn gegen diejenigen, die den Herrn Backmeister niemalen gesehen haben, getraue ich mir nicht, mein Verfahren zu rechtfertigen, und diejenigen, welche

die Ehre haben, diesen wackern Mann von Person zu kennen, die werden mir, wenn sie denselben nur einmal recht betrachten, den Fehler, den ich begangen habe, gerne vergeben. Den Herrn Backmeister aber, der allein berechtiget ist, sich über den Mißbrauch seines Namens zu beschweren, bitte ich hiemit öffentlich um Vergebung. Ich bekenne, ich habe mich an ihm versündiget; allein die Freyheit, die ich mir in Ansehung seines Namens genommen habe, hat ihm so wenig geschadet, daß er gar keine Ursache hat, auf mich zu zürnen. Keine Seele in Lübeck hat jemals den germasten Verdacht auf ihn gehabt, daß er die Schrift, für deren Urheber ich ihn ausgab, gemacht hätte. Die ganze Stadt hielt dieses für schlechterdings unmöglich. Da er nun unstreitig zu dem auserwählten Häuflein derjenigen gehöret, die meine Schriften, als ärgerlich und gottlos, verdammen: so muß er nothwendig die allgemeine Ueberzeugung von seinem christlichen Gemühte, die eine grosse und volkreiche Stadt so einmühtig an den Tag gelegt hat, für seinen höchsten Ruhm achten, und es mir noch Dank wissen, daß ich ihm zu diesem öffentlichen Zeug-

niſſe von ſeiner ausnehmenden Tugend verholfen habe."

„Uebrigens kam dieſe Schrift, der ich des Herrn Backmeiſters Namen vorgeſetzet hatte, allererſt im Jahre 1733, und alſo zu einer Zeit zum Vorſchein, da man meiner Händel mit dem Herrn Magiſter Sievers faſt vergeſſen hatte. Ich hatte ſo wenig Luſt, dieſe Händel fort zu ſetzen, daß ich mich nicht entſchlieſſen konnte, eine Schrift drucken zu laſſen, die nothwendig den Herrn Magiſter Sievers und viele andere noch mehr wider mich erbittern mußte. Aber endlich mußte ich den Vorſtellungen meiner Freunde weichen. Mein Backmeiſter ward gedruckt, und mit demſelben hatte mein Streit mit dem Herrn Magiſter Sievers ein Ende."

„Ich bin, eigentlich zu reden, der Urheber deſſelben nicht geweſen. Der unbillige Verdacht, den der Herr Magiſter Sievers auf mich warf, und die ungegründeten Klagen, die er gegen mich führete, gaben Anlaß dazu. Ich habe ihm zwar nichts geſchenket, und viele glauben, ich ſey gar zu unbarmherzig mit ihm umgegangen: Allein ſeine Schriften waren unerträglich, und ſein Stolz verdiente eine Züchtigung. Er ſelbſt wird nie-

mals leugnen, daß meine Satyren ihm sehr heilsam gewesen sind, und ihn von vielen Ausschweifungen abgehalten haben. Ich glaube dieses darum, weil ich versichert bin, daß er jetzo, da er zu reifern Jahren gekommen ist, seine Schriften mit ganz andern Augen ansiehet, als vor diesem. Er hatte viel Gutes an sich, und ich habe ihn immer für den besten und vernünftigsten von allen meinen Gegnern gehalten. Seine Person ist mir allemal lieb gewesen; ob ich gleich seine Schriften verabscheuet habe, und noch verabscheue. Ich gönne ihm auch noch alles Gutes, und habe mit Freuden vernommen, daß er in Schweden befördert ist. Es ist dieses ein Glück, das er vielleicht in seinem Vaterlande nicht erlebet hätte, und mir fallen, so oft ich daran gedenke, die Worte des Cicero an den Trebatius ein: Est quod gaudeas, te in ista loca venisse, ubi aliquid sapere videare *). Ich wünsche indessen von Herzen, daß er nicht als Compastor an der deutschen Kirche zu Nordköping sterben; sondern bald zu einer bessern und ihm angenehmern Stelle in seine Vaterstadt zurück berufen werden möge."

*) Epist. ad Familiares Lib. VII. Ep. 10.

Nun möge noch die über diesen Gegenstand von Liscov verfaßten und in den damaligen gelehrten und politischen Zeitungen, nämlich in dem hamburgischen Correspondenten, in den hamburgischen Bericht, und niedersächsischen Nachrichten, abgedruckten Rezensionen und Anzeigen, der Vollständigkeit wegen, hier einen Platz finden.

No. 1.

Lübeck. Von da aus ist uns folgender Aufsatz zugesendet worden, welchen wir wörtlich einrücken. Unser Herr Magister Heinrich Jacob Sievers hat neulich die Geschichte des Leidens und Sterbens, der Auferstehung und Himmelfahrt Jesu Christi, mit kurzen exegetischen Anmerkungen erläutert, ans Licht gestellet. Das Werkgen bestehet aus 12 Bogen. Die Vorrede, der Text, die Historie von der Zerstöhrung Jerusalem, das dreyfache Register, und das merkwürdige Verzeichniß seiner

bishero herausgegebenen Schriften füllen den Raum von 10½ Bogen. Die Vorrede, welche von den Feinden und Freunden des Kreuzes Christi handelt, ist beweglich geschrieben, und jeder frommer Christ, der sie mit Andacht lieset, wird kein Bedenken tragen, den Herrn Verfasser, wie er inständig bittet, in sein Gebet zu schliessen, und Gott anzustehen, daß er ihn mit Kraft ausrüsten, und mit Gaben zieren wolle. Die Anmerkungen sind kurz, doch gelehrt und brauchbar. Z. B. S. 30. bei dem Worte: daheime, wird aus Bugenhagens ersten niedersächsischen Ausgabe der Passionshistorie sehr nützlich angeführet, daß es Plattdeutsch im Huse heisse, wie S. 33. zu den Worten. er stinket schon, aus eben dem Autore gründlich gezeiget wird, daß es in der niedersächsischen Sprache mit: He stinket rede, gegeben werde. S. 39. wird Füllen durch Valen erläutert, u. s. w. und noch auf dem Blatte, wenn der Text sagte: die Jünger brachten die Eselin zu Jesu, legten ihn Kleider darauf, und setzten ihn darauf, wird in einer feinen exegetischen Note sehr scharfsinnig gemuhtmaßet, daß es geschehen, damit er desto sanfter reiten mögte. Die Register sind sehr vollständig, und kann insonderheit das

letztere denen, die sich die niedersächsische Sprache geläufig machen wollen, statt eines Wörterbuchs dienen. Bey dem Verzeichnisse seiner bishero herausgegebenen Schriften dienet denen Käufern zur Nachricht, daß wenn sie sich das 19te und 20ste Stück anschaffen, sie die Werke von No. 5 bis 17. inclusiv zu kaufen nicht nöthig haben: indem diese sich zu jenen beyden, als Theile zu dem Ganzen verhalten. Man trägt indessen keinen Zweifel, es werde der Herr Magister fortfahren, seiner lieben Vaterstadt zum Ruhm, der berühmten Gesellschaft, deren Mitglied er ist, zur Ehre, und seinen wehrten Eltern zum Trost, die Anzahl seiner Schriften zu vermehren.

No. 2.

Lübeck. Von daraus iſt uns von Herrn Magiſter Sievers eigener Hand folgendes zugeſendet worden. Er beſchweret ſich über die eingeſendete Recenſion ſeiner Anmerkungen über die Paſſion. Wie wir uns nur durch das Original desjenigen, was eingeſendet worden, rechtfertigen können: ſo bitten wir uns aus, uns mit dergleichen Aufſätzen zu verſchonen, die noch dazu nicht ſelten Unkoſten verurſachen. Wer weiß aller Leute Umſtände; und alle Anzüglichkeiten fallen nicht ſo leicht in die Augen. Wenn ſich endlich die Herren balgen müſſen: ſo müſſen ſie ſich einen andern Kampfplatz, als unſern Zeitungen ausleſen. Wir halten nichts von ſolchen Duellen. Magiſter Sievers läſſet ſich die anzügliche Recenſion, ſeiner Anmerkungen über die Paſſion, welche ein boshaftiger und neidiſcher Menſch dem Verfertiſ

ger dieſes gelehrten Artikels zugeſandt, und die dem 30ſten Stücke dieſer Zeitungen auf Verlangen eingerückt worden, ſo wenig anfechten, daß er ſchon aufs neue herausgehen laſſen: Kurze, geiſtliche Andachten in gebundener Rede uber einige Stücke aus der Paſſion, welche mit göttlicher Hülfe an denen Sonntägen Judica, Palmarum und am ſtillen Freytage in der St. Marienkirche in Lübeck nach gehaltener Nachmittags-Predigt muſicaliſch aufgeführt werden ſollen. In Quarto 2 Bogen. Dieſe Andachten beſtehen aus 3 poetiſchen Oratoriis, und handelt das erſte von Judä Verrätherey, das andere von Petri Verleugnung, das dritte von den Wunderwerken bey der Kreuzigung Chriſti.

No. 3.

Hamburg. Sollte es uns auch gleich etwa jemand verdenken, ſo fahren wir dem ungeachtet fort, abermal einer Schrift zu erwehnen, die von dem aufgeweckten Verſtande ihres Verfaſſers zeuget und den Titel hat: Der ſich ſelbſt entdeckende X. Y. Z. oder L—c—s H—rm—n B—ckm—ſt—rs Rev. Minist. Cand. aufrichtige Anzeige der Urſachen, die ihn bewogen, die Geſchichte von der Zerſtöhrung der Stadt Jeruſalem mit kurzen Anmerkungen zu erläutern, und dieſe Anmerkungen unter einem falſchen Namen ans Licht zu ſtellen, zur Beruhigung und zum Troſt des (S T.) Herrn Magiſter Sievers, imgleichen zu Rettung der Unſchuld ſeiner Abſichten wider allerhand ungleiche Urtheile und Deutungen zum Drucke befördert 1735. in 8. von 3 Bogen. Schriften von ſolcher Art, als die gegenwärtige iſt, zu verfertigen, ſind

nur wenig geschickt. Die Vorrede soll der Verleger gemacht haben. Er giebt zu erkennen, daß ihm schon von einem halben Jahre das Manuscript davon zu Händen gekommen sey; und weil er, nach vieler angewendeten Mühe, dennoch nicht erfahren können, wer denn eigentlich unter dem X. Y. Z. verborgen liege: so habe er dasselbe, die Leser, so nicht murrisch sind, damit zu belustigen, in öffentlichem Drucke bekannt zu machen, nicht länger anstehen wollen; indem er glaube, daß eine so wohlgesetzte Satyre der Welt nothwendig gefallen müsse; und darin hat er, auch unserer Meinung nach, ganz Recht. Hierauf zeigt der Herr Verfasser im Vorberichte wie es die Liebe, die er sich selbst schuldig, erfordert, die garstigen Titel eines Spötters und Pasquillanten, die man ihm unschuldigerweise beygelegt, von sich abzulehnen und seine Ehre zu retten, weil es Ihm nicht gleichviel sey, was die Leute von ihm gedenken. Solches geschiehet nun in der Abhandlung selbst ganz nachdrücklich. Vornehmlich aber redet er mit dem Herrn Magister Sievers sowohl ohne Ernst, als im Ernst. Die Proben seiner grossen Gelehrsamkeit sind gerühmt, und zugleich dargethan worden, daß der Herr X. Y. Z.

des Herrn Magiſter Sievers in den Anmerkungen über die Zerſtöhrung der Stadt Jeruſalem durchaus nicht geſpottet, ſondern ihn nach Würden gelobet, auch deſſen Anmerkungen über die Paſſion ſich als ein Muſter der Vortreflichkeit zur Nachahmung erkohren, und nichts geſagt habe, was ihm zur Beſchimpfung gereichen könne. Bedachte Anmerkungen, heißt es ferner, wären deswegen unter einem verſtellten Namen herausgekommen, um mit deſto mehrerer Sicherheit zu vernehmen, was kluge Leute von des X. Y. Z. erſten Schrift urtheilen würden. Daß man ſagt, er habe die Nachahmung glücklich getroffen, iſt ihm lieb zu vernehmen; denen aber widerſpricht er kräftiglich, welche in der irrigen Meinung ſtecken, man habe des Herrn Magiſters geſpottet, und ihn durch dergleichen Lobeserhebungen lächerlich zu machen geſucht. Der Herr Magiſter Sievers müſſe, nach der theologiſchen Regel, von den eigentlichen Worten eines Scribenten nicht abweichen. Sey er auf das ihm gegebene Lob zornig: ſo mache er ſich dadurch verdächtig, und verachte ſeine eigene Arbeit. Am angenehmſten iſt zu leſen, was von des Herrn Magiſter Sievers Predigten zu St. Annen in Lübeck erzehlet,

zehlet, wird, wie er alda ſeine Zuhörer in der tiefen Theologie unterrichte, daß ſie die Gnoſticos, Valentianer und andere ſowohl alte als neue Ketzer widerlegen können. Eine andächtige Frau ſoll aus ſeinen Predigten einen ſolchen Eifer gegen den Dippel geſchöpfet haben, daß, als ſie im Traume mit dieſem Ketzer zu thun gehabt, ſie ihren Mann unwiſſend in das rechte Auge geſchlagen, daß es ihm braun und blau geworden. Endlich aber wird dem Herrn Magiſter Sievers im Ernſt vorgehalten, wie unbedachtſam er in ſeinen Predigten gehandelt, daß er nicht nur den Verfaſſer der Anmerkungen über die Zerſtöhrung der Stadt Jeruſalem, ſondern auch den Drucker, die Verkäufer und alle, die ſie geleſen, verflucht, und in den Abgrund der Hölle verdammet. Solches iſt auch wohl die Haupturſache der gegenwärtigen Schrift geweſen, um den Herrn Magiſter zur Erkenntniß ſeines übeln Verfahrens zu bringen; indem ſein Bann, aus Ermanglung der Ordination, noch nicht gültig. Von dem oberhalb des Titels ſtehenden Namen ſagt der Herr Verfaſſer, daß er ſich damit dem Herrn Magiſter Sievers, als einem Manne, der ſeinen Talmud ſo fertig als ſeinen Abendſegen lieſet, alleine

kund geben wollen, indem er denſelben leichtlich auch im Deutſchen ohne puncta vocalia zu leſen fähig ſey. Ganz zuletzt werden diejenigen abgefertigt, welche ſich etwa unterſtanden, von des Herrn Verfaſſers Schrift eine unbillige Cenſur zu ertheilen: mit der angehängten Warnung, daß dergleichen nicht weiter geſchehen möge, denn er ſey von Herzen fromm, aber mache man ihm böſe, ſo tauge er auch nicht viel.

No. 4.

Lübeck. Dem hiesigen Buchhändler Schmidt ist eine auf 3 Bogen in 8. gedruckte Schrift zum Verkauf übersandt worden, unter dem Titel: Kurze, aber dabey deutliche und erbauliche Anmerkungen über die klägliche Geschichte von der jämmerlichen Zerstöhrung der Stadt Jerusalem, nach dem Geschmacke des (S. T.) Herrn Magister Heinrich Jacob Sievers verfertiget, und als eine Zugabe zu dessen Anmerkungen über die Passion ans Licht gestellet von X. Y. Z. Rev. Minist. Cand. Frankfurt und Leipzig, 1732. Der Verfasser machet den Anfang mit einer langen Vorrede zum Lobe des Herrn Magister Sievers, ertheilet darauf die Anmerkungen selbst, als eine Nachahmung der sieversischen Schreibarten, und beschliesset mit einer Entschuldigung an den Leser. Wer diese Schrift mit den sieversischen Anmerkun-

gen über die Paſſion, welche kürzlich in Lübeck heraus gekommen ſind, zuſammen hält, wird finden, daß der Verfaſſer ſich überall im Loben, Nachahmen und Entſchuldigen als einen wahren Nachfolger des berühmten Dr. Swift aufgeführet habe. Nur iſt es Schade, daß jene Arbeit auch an Fehlern der ſieverſchen einigermaßen ähnlich geworden iſt; wiewohl ein verſtändiger Leſer leicht bemerken kann, in welcher von gedachten beyden Schriften die Fehler dem Drucker, und in welcher ſie dem Verfaſſer beyzumeſſen ſind.

No. 5.

Leipzig. Es ist allhier eine kleine Schrift von 3 Bogen in 8. zu haben, deren Aufschrift diese ist: Vitrea fracta, oder, des Ritters Robert Clifton Schreiben an einen gelehrten Samojeden, betreffend die seltsamen und nachdenklichen Figuren, welche derselbe den 23. Januar st. v. Anno 1732. auf einer gefrornen Fensterscheibe wahrgenommen, aus dem Englischen ins Deutsche übersetzt. Nebst einem Kupfer, welches die Figuren auf der gefrornen Fensterscheibe vorstellet. Man siehet bald, daß dieses eine wohl ausgesonnene Satyre auf einen oder mehrere Gelehrten ist, welche, zumal in Untersuchung der Natur, bisweilen zu weit gehen, und sich sowohl dadurch, als durch eine nicht genug gezähmten Ehrsucht, verständigen Leuten lächerlich machen. Die Erfindung ist anmuthig, und die Ausführung kömmt ihr vollkommen gleich. Daher wird sie alle Leser, diejenigen aber noch mehr, vergnügen, welche vielleicht dazu den rechten Schlüssel haben.

No. 6.

Rostock. Von da hat man uns folgende Nachricht allhier einzurücken zugesendet. Demnach die neulich gedruckte kleine Schrif: Vitrea fracta genannt, nicht unbillig befürchten läßet, es werde der scepsische X. Y. Z. welcher mit dem Ritter Clifton in einer Haut stecket, zu noch fernerer vermeintlicher Beschimpfung eines gewissen hochverdienten Gelehrten, mit welchem er schon in den Anmerkungen über die Zerstöhrung Jerusalems so unbarmherzig umgesprungen ist, alle in dem diesen Anmerkungen angehängten Catalogo edendorum specificirte Spöttereyen, wirklich mit der Zeit ans Licht stellen: Als ist ein genuiner Auditor und Respondens obwohlgedachten Polyhistoris, aus schuldiger Dankbarkeit gegen seinen theuren Herrn Praeceptorem und resp. Praesidem, entschlossen, dessen vorerwähnten verkappten

Antagoniſten mit allen ſeinen Einbläſern, vermittelſt eines wichtigern Werks, ad abſurdum zu bringen. Man füget hiemit den Titel deſſelben als einen testem des weitläuftigen Inhalts und angenehmen Vortrags hinzu: Die zerbrochene und wieder geflickte Fenſterſcheibe, oder ſonnenklarer Beweis, daß des Ritters Robert Clifton Schreiben an einen gelehrten Samojeden keine Ueberſetzung, ſondern ein gegen die Spec. Cur N. Viri cujusdam celeb. gerichtetes ſanglantes Original-Figmentum, aber mit mehr als 99 Unwahrheiten von deſſen Fatis und Familie, wie überhaupt mit unzähligen Vitiis Ortho- et Typographicis beſtreuet ſey. Nebſt einer neuen Methode, die Indifferentiſten aus den Kupfern ihrer Bücher zu erkennen, und einer vorläufigen Abfertigung aller Mocquerien, welche noch inskünftige von giftigen Federn gegen den Herrn Magiſter Sievers geſchrieben werden dürften, könnten oder möchten. Alles mit Demonſtrationibus Mathematicarum aemulis, quoad 99. Falsa aber groſſentheils mit Instrumentis Notarialibus erhärtet von S——philo. Man wird der Wahrheit zur Steuer, dieſe Apologie beſchleunigen, weil man ſchon Nachricht hat, daß einige unbeſonnene Leute,

die doch den guten Freund beſſer kennen ſollten, nachdem ſie in des Cliftons Schreiben von Mackewind geleſen, anfangen, ihn für einen Mann dieſes Namens zu halten, alſo, daß die vindicia ſeiner Studiorum Exegetico-Homiletico-Polemico-Poetico-Medico-Litterario-Curioſorum höchſt erforderlich ſind.

Ende des erſten Theils.

Bayerische Staatsbibliothek München

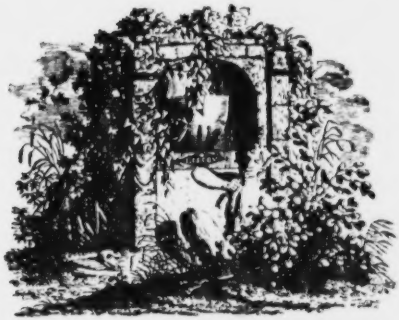
Christian Ludwig Liscow's

Schriften.

Herausgegeben

von

Carl Müchler.



Zweiter Theil.

Berlin.
In der Himburgschen Buchhandlung
1806.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Vorrede.

Die deutsche Literatur hat eine beträchtliche Anzahl satyrischer Schriften, welche den Besten des Auslandes mit Recht gleich geachtet werden könne. Mehrere sind bereits in der früheren Periode der aufblühenden vaterländischen Literatur erschienen, und jetzt nur noch den Kenner unserer Literaturgeschichte bekannt; und was davon seine Entstehung einem späteren Zeitalter verdankt, ist in der Fluth von Büchern, womit die Lesewelt mit jedem Jahre mehr überschwemmt worden, oft unverdienter Weise untergegangen, da fast alle solche satyrischen Aufsätze theils als Flugschriften, theils in längst vergessenen periodischen Blättern abgedrucket worden sind.

Es dürfte daher kein ganz verdienſtloſes Unternehmen heiſſen, wenn man dieſe einzelnen Satyren mit Auswahl ſammlete, und vor der gänzlichen Vergeſſenheit aufzubewahren ſuchte. Dem Freunde deutſcher Literatur, und auch einem großen Theil des gebildeten Publikums, dem es nicht bloß um das Neue, ſondern auch mit um das Gute zu thun iſt, würde eine ſolche Sammlung ohne Zweifel kein unwillkommenes Geſchenk ſeyn.

Dieſer Gedanke hat den Druck dieſer Satyren der Deutſchen veranlaßt, und der Herausgeber ſchmeichelt ſich, daß er keine beſſere Wahl treffen können, als da er mit den Schriften eines Liscov, dieſes Meiſters in der Ironie, den Anfang gemacht hat. Von der Aufnahme des Publikums wird es nun abhangen, ob dieſe Sammlung fortgeſetzt werden ſoll oder nicht.

Berlin, den 1ſten Mai, 1806.

d. H.

Inhalt

des zweiten Theils.

Seite.

Brionies der Jüngere, oder Lobrede auf den Hrn. Dr. Johann Ernſt Philippi . 1

Unpartheyiſche Unterſuchung der Frage: Ob die bekannte Satyre, Brionies der Jüngere, oder Lobrede auf den Hrn. Dr. Johann Ernſt Philippi mit entſetzlichen Religionsſpöttereyen angefüllt und eine ſtrafbare Schrift ſey? . 83

Stand- oder Antrittsrede, welche der Hr. Dr. Johann Ernſt Philippi in der Geſellſchaft der kleinen Geiſter gehalten . . 259

Höfliche Antwort des Aeltesten der Geſellſchaft der kleinen Geiſter auf des Herrn Profeſſor Philippi Antrittsrede . . . 281

Seite

Gottlobs Champêtres, oder Schäfergedicht des Herrn Professor Philippi . . . 379

Eines berühmten Medici glaubwürdiger Bericht von dem Zustande, in welchem er den Herrn Professor Philippi den 28sten Juni 1751 angetroffen 397

Bescheidene Beantwortung der Einwürfe, welche einige Freunde des Herrn Dr. Philippi wider die Nachricht von dessen Tode gemacht haben 417

Anmerkungen 445

Rezensionen 477

Chri-

Christian Ludwig Liscov's

Schriften.

Zweiter Theil.

Briontes der Jüngere,

oder

Lobrede

auf den

Hochedelgebohrnen und Hochgelahrten

Herrn,

Hrn. D. Johann Ernst Philippi,

öffentlichen Profeſſor der deutſchen Beredſamkeit auf der Universität Halle, wie auch Churſächſiſchen immatriculirten Advocaten ꝛc. ꝛc.

nach den Regeln

einer natürlichen, männlichen und heroiſchen Beredſamkeit,

gehalten

in der Geſellſchaft der kleinen Geiſter,

in Deutſchland,

von

einem unwürdigen Mitgliede dieſer zahlreichen Geſellſchaft.

1732.

BAVDIVS.

Hi se beatos atque sublimes putant
Vocabulorum quum tumore spumeo,
Strepituque anhelant futiles sententias,
Ut qui pusilli corporis statum juvant
Grandi cothurno, vestis aut farcta student,
Fortes videri, ac succulenta artubus.

Vorbericht.

Die Gesellschaft der kleinen Geister hat einige Aehnlichkeit mit der unsichtbaren Kirche. Sie ist in der ganzen Welt ausgebreitet, und doch kann niemand sagen: Siehe, hie oder da ist sie. Ich sage dieses, um den Vorwitz meiner Leser vorzubeugen, die sich ohne Zweifel bemühen werden zu entdecken, wo gegenwärtige Lobrede eigentlich gehalten worden. Ich

gebe ihnen mein Wort, daß ſie dieſes ſo wenig errahten werden, als ſie errahten werden, wer der ältere Herr Briontes ſey. Sie dürfen aber darum nicht zweifeln, ob eine ſolche Geſellſchaft auch wirklich vorhanden ſey. Sie glauben eine unſichtbare Kirche: Sie glauben eine patriotiſche Aſſemblee, und eine ſtille Todtengeſellſchaft zu Friedensburg. Sie glauben alſo, ob ſie gleich nicht ſehen. Warum wollen ſie denn die Wirklichkeit der Geſellſchaft der kleinen Geiſter in Zweifel ziehen, weil ſie unſichtbar iſt? Ich verſichere ſie, daß ſie in der Welt iſt. Sie können mir trauen. Ich lüge nicht. Es ſind darin viele große und berühmte Männer, die ich namhaft machen könnte, wenn ich nicht beſorgte, ſie möchten es übel nehmen. Die Mitglieder unſerer Geſellſchaft ſind von großer Beſcheidenheit, daß ſie lieber

ſterben, als ſich kund geben: und der Leſer kann glauben, daß ich mir lieber die Zunge abbeißen, als meinen Namen ſagen würde.

Ich halte für unnöhtig, mich wider den Momus zu verwahren. Wer meine Rede, tadeln will, der thue es immerhin. Ich werde mir desfalls weder einigen Kummer machen, noch meine Tadler haſſen. Ich bin verſichert, daß diejenigen, denen meine Rede am wenigſten gefallen wird, meine würdigſten Mitbrüder ſind, ohne daß ſie es ſelbſt wiſſen. Man darf ſich darüber nicht wundern. Unſere Geſellſchaft hat allenthalben die Ihrigen, und viele, die es ſich nicht einbilden, ſtehen mit mir in einer unſichtbaren Gemeinſchaft. Es wird mir eine Freude ſeyn, bey dieſer Gelegenheit einige dieſer Herren kennen zu lernen, und ich bitte ſie ſammt und ſonders, verſichert zu ſeyn,

daß ich alsdann nicht ermangeln werde, meine Schuldigkeit gegen sie zu beobachten, und ihnen diejenigen Liebesdienste zu leisten, die ich ihnen, als meinen wehrten Brüdern, schuldig bin; aber bishero nicht habe erweisen können, weil ich nicht die Ehre gehabt, sie zu kennen.

Hochzuehrende Herren,
Hochwehrtgeſchätzte Gönner
und Freunde!

Es lebe der Herr Profeſſor Philippi! Hoch! Sie erſchrecken nicht, meine Herren, daß ich meine Rede mit einem Geſchrey *) anfange, ſo ſich eher auf der Gaſſen, als in einem engen Zimmer, und beſſer in einer Schaar ſchwärmender Studenten, als in der Verſammlung ſittſamer Perſonen, ſchicket. Es iſt die Freude, ſo ich über das Glück eines ſo außerordentlichen Geiſtes, als der vortrefliche Mann, dem ich in dieſer Stunde

*) Ich bräuſte hier greflich, und hatte es für eine der vornehmſten Pflichten eines Redners, ſeine Stimme, nach Erforderung der Sachen, zu erheben und fallen zu laſſen. Ich bedaure, daß der geneigte Leſer mich nicht gehöret hat. Ich kann ihn verſichern, daß ich es, ohne Ruhm zu melden, recht artig machte.

eine Lobrede halten soll, empfinde, so unbändig, daß ich, ohne mir die gröſeste Gewalt anzuthun, unmöglich in den Schranken des gemeinen Wohlstandes bleiben kann.

Jam furor humanos nostro de pectore sensus
Expulit, et totum spirant præcordia Phœbum. *)

Ich seye alle Betrachtungen der Ehrerbietung, die ich einer so ansehnlichen Versammlung schuldig bin, aus den Augen, und lasse meinem Triebe den freyen Lauf. Ich schreye mit Macht, und aus vollem Halse, daß die Pfosten beben, daß es weit und breit ertönet, die Nachbarschaft in Unruhe setzt, und die halbe Stadt rege macht: Es lebe der Herr Professor Philippi! Hoch!

Ich würde nicht ermangeln, meine Herren, diesen frohen Ausruf mit dem gewöhnlichen Anhange **) zu begleiten, wenn ich nicht versichert wäre, daß es eines solchen Trumpfs in einer Ver-

*) Claudianus de Rapt. Proserp. Lib. I.

**) Einige Leser merken leicht, daß ich auf das bekannte: Ein H... manirt sich! ziele. Ich habe hier also gewiesen, daß man auch von unkätigen Dingen reden könne, ohne ein unsittliches Wort zu sagen. Welches gewiß was schönes ist.

ſammlung nicht bedürfte, welche aus Perſonen beſtehet, die alle von der Vortrefflichkeit des Herrn Profeſſors Philippi eben ſo ſtark überführet ſind, als ich, und folglich, da ihre Freude über deſſen Erhebung nicht geringer als die meinige iſt, ohne Zweifel mit mir Vivat! rufen würden, wenn ſie ſich nicht ein Gewiſſen machten, die wohlhergebrachten Rechte eines öffentlichen Redners zu verletzen.

Es würde demnach eine unzeitige Höflichkeit ſeyn, wenn ich mein Schreyen gegen eine Verſammlung entſchuldigen wollte, die, wenn ich ſchweige, ſelbſt, vielleicht noch aus einem höhern Tone, anſtimmen würde. Ich rufe, meine Herren, in ihrer aller Namen: Es lebe der Herr Profeſſor Philippi! Hoch!

Aber wie wird mir? *) Ich bin niemalen mit einer gröſſern Freudigkeit aufgetreten, eine Rede zu halten, als jetzo; und doch, da es recht angehen ſoll, befinde ich mich in einer Verwirrung, die ich nicht wohl zu beſchreiben vermag.

*) Hier trat ich ungefehr drey Schritte zurücke.

Ich laſſe die Hände ſinken, *) meine Lenden ſchüttern, und mir wird grün und gelbe vor den Augen. Es ſcheinet, als wenn Traurigkeit und Freude, zwo Gemüthsbewegungen, die einander gerade entgegen laufen, wenn ſie einen gewiſſen Grad erreichet haben, faſt von einerley Wirkung ſind. Eine gar zu große Traurigkeit macht uns ſtarr:

Curæ leves loquuntur, ingentes stupent. **)

Und mir lähmet eine übermäßige Freude die Zunge. Ich verſtumme beym Anfange meiner Rede. ***) . . . . . Wundern Sie ſich nicht, meine Herren, über einen ſo beſondern Zufall. Bedenken Sie vielmehr die Größe der Laſt, ſo Sie mir aufzulegen beliebet. Ich ſoll, zu Bezeugung der innigſten Freude, ſo unſere Geſellſchaft, über die Erhebung des Herrn D. Philippi zu der Profeſſion der deutſchen Beredſamkeit in Halle, empfindet, einem Manne eine Lobrede halten, der bisher aus

*) Hier ließ ich wirklich die Hände ſinken, und zitterte mit dem ganzen Leibe.

**) Seneca in Hippolito.

***) Hier ſchwieg ich einige Minuten ſtill. Der geneigte Leſer beliebe zu merken, wie meine Beſtürzung ſtufenweiſe zugenommen. Welches Kunſtſtück um ſo viel größer, je genauer es mit der Natur überein kömmt.

ſonderbarer Demuht ſeine Vortreflichkeit ſo geſchickt zu verbergen gewußt, daß man alle Mühe von der Welt hat, ſich einen rechten Begriff von ſelbigem zu machen.

Ich geſtehe, meine Herren, ich habe dieſe Mühe überſtiegen. Ich habe die ſechs deutſchen Reden, ſo der Herr D. Philippi durch den Druck bekannt gemacht hat, ja, was noch mehr iſt, ich habe ſein Heldengedicht geleſen; und ſehe alſo die Verdienſte dieſes großen Mannes völlig ein. *) Aber, meine Herren, dadurch wird meine Verwirrung nicht gemindert; ſie nimmt vielmehr zu, und die Menge und die Gröſſe der vortreflichen und ausnehmenden Eigenſchaften, ſo ich an dem Herrn Profeſſor Philippi erblicke, macht mir den Mangel der Beredſamkeit, den ich allemal bei mir ſpühre, empfindlicher, als jemals.

Wie fange ich es alſo an, daß ich mit Ehren wieder von dieſem Platze komme? Ich wollte

*) Als ich dieſe Rede hielte, war die berühmte Göttingiſche Hiſtorie des Hrn. Prof. Philippi noch nicht ans Licht getreten; ich behalte mir alſo vor, das Lob dieſes vortreflichen Buches bey einer andern Gelegenheit unſerer Geſellſchaft kund zu machen.

wohl den Apollo bitten, mir ſchöne Gedanken einzublaſen, und das Band meiner Zunge zu löſen; allein der ſtumme Götze vermag es nicht. Ich wollte den Herrn Brockes wohl um ſeinen Mund anſprechen; *) aber ich bin zu blöde. Er braucht ihn ſelber, und überdem ſoll ich kein Gedichte machen. Könnte ich, wie dort Saul den Samuel, die alten graubärtigen und vermoderten Redner, Demoſthenes und Cicero, beſchwören, aus ihrer Gruft hervorzutreten: **) ſo wollte ich ſelbige um Hülfe in dieſer Noht anrufen. Allein ich kann nicht hexen, und ich bin überdem zweifelhaft, ob alle Beredſamkeit dieſer beyden Alten zureichen möchte, den Herrn Profeſſor Philippi nach Würden zu erheben. Ich würde alſo unerêſtbar ſeyn, und mit Schanden abtreten müſſen, wenn ich nicht ſelbſt bey dem groſen Geiſte Troſt fände, deſſen Vortreflichkeiten mich in dieſe Verwirrung geſetzet haben.

Es mag demnach Demoſthenes, Cicero, Apollo, ja Brockes ſelbſt, einen guten Tag haben. Ich bedarf ihrer Hülfe nicht: Ich halte mich an den

*) S. das Heldengedichte des Hrn. Philippi S. 5.

**) S. die ſechs deutſchen Reden des Hrn. Philippi. S. 12.

Herrn Profeſſor Philippi. Dieſer groſe Mann hat mir durch ſein Beyſpiel gewieſen, wie ich und meines gleichen kümmerliche Redner es machen müſſen, wenn wir etwas ſagen wollen, und nicht wiſſen, was es ſeyn ſoll. Er hat die Kunſt erfunden, wie ein Redner das, was ihm mangelt, geſchickt von ſeinen Zuhörern entlehnen kann. Er ſaugt Gluht aus den Augen der hochgeſchäzten Anweſenden; und wenn ſeine matte Fähigkeit zum Denken, und eine ſchamhaftsvolle Furcht ihm allen Muht benimmt, und ſeinen Geiſt entkräftet: ſo nimmt er ſeine Zuflucht zu ſeinen Zuhörern, und ſpricht:

Jedoch es iſt noch Rath: Wann Dero Huld erlaubt,
Daß mein Gedanke jezt denſelben etwas raubt;
Will ich das Feuer nur aus Dero Augen faſſen,
So wird mein Mund beredt . . . *)

Ich wollte nicht um wie viel, daß von dem Herrn Profeſſor Philippi dieſer vortreffliche Handgriff nicht erfunden wäre. Hätte ich von ihm nicht gelernet, wie man Feuer aus den Augen der Zuhörer faſſen müßte, was könnte ich wohl machen? Aber ſo bin ich aller meiner Sorge entle-

*) S. das Heldengedicht S. 5.

diget. Ich faſſe das Feuer aus Dero Augen, und ſpreche:

Säh alſo Ihre Huld mich jetzt aufs ſchärfſte an,
So könnt wohl Dero Gluht auch in mir Gluht erwecken.
Wie oft wird das entzündt, das ſelbſt nicht brennen kann:
So kann ihr Feuer auch jetzt meinen Geiſt anſtecken. *)

Ob alſo gleich Ehrfurcht und Ohnmacht mir billig ein Stillſchweigen auflegen ſollten: ſo laſſe ich doch den Muht nicht ſinken; ſondern da Dero, aus unverdienter Gütigkeit, auf mich unverwandt gerichtete Augen, hochwehrteſte Anweſende! mir befehlen, daß ich in meiner Rede noch nicht aufhören, ſondern fortfahren ſolle; zuma! in den Geſetzen unſerer Verſammlung verſehen, daß wir bey dergleichen Begebenheiten lieber das Herz, als die Kunſt, das Wort führen laſſen wollen: ſo gehorche denn, und ſehe zugleich im voraus, daß, wo ich reden ſoll, als es mir wahrhaftig ums Herze iſt, ich eher einen Anfang, als Ende, meiner auszudrückenden Bewegungen, werde antreffen können. **) Wie vermögte ich auch mich weiter

*) S. das Heldengedicht S. 5.

**) S. die ſechs deutſchen Reden S. 21 und folg.

weiter des Redens zu enthalten, da die unwandelbare höchſterfreuliche Nachricht von der unvermuhteten Erhebung des Herrn Profeſſor Philippi durch das Herz aller Redlichgeſinnten, mithin auch vornehmlich durch die Ihrigen, gleich einem gewaltſamen Strohm, den keine Dämme aufhalten, hindurch bricht, und die Freude durch alle Glieder des Leibes, um nicht bey weiterer Beklemmung in den Herzen, es gar zu zerbrechen, einen ungehinderten Ausgang zu nehmen trachtet? Sind demnach gleich meine Worte zu niedrig, als daß ſie den hohen Grad unſers Vergnügens auszudrücken vermögten, und läßt ſich gleich ein erhabner Cedernbaum nicht mit einem geringen Maaßſtabe von Cypreſſenholz ausmeſſen: ſo ſoll doch dasmal mein Herz für mich reden, und Dero eigene gerechte Freude über die Beförderung des Herrn Profeſſor Philippi ſoll mir zur Regel und zum Maaßſtabe dienen, um darnach die Gerechtigkeit der Freude aller Verehrer dieſes großen Mannes auszumeſſen.

Es breche alſo nunmehr ungehindert die verborgene Freude meines Herzens aus der Quell: der Ehrerbietigkeit hervor; und ohnerachtet ſolch: Dero allerſeits hellen Gemüthsaugen bereits un-

verborgen iſt: ſo vermenge ſich doch mein Freudenton mit dem In dulci Jubilo aller, ſo die Verdienſte des Herrn Profeſſor Philippi kennen, und erfülle die Luft mit einem hellen und deutlichen Vivat! mit einem freudigen Hoch! und mit einem frohlockenden Jubelgeſchrey. *) Es lebe der Herr Profeſſor Philippi. Hoch!

Mich deucht, meine Herren, ich nehme in Dero unverwandt auf mich gerichteten Augen, aus welchen ich dasjenige Feuer gefaſſet, ſo jetzo in die Flammen eines auſſerordentlichen Freudengeſchreyes ausbricht, einen heimlichen Widerwillen wahr. Sie befürchten, ich ſehe es Ihnen an, ich dürfte meines Hauptzweckes vergeſſen, und die Zeit, ſo beſtimmet iſt, den Herrn Profeſſor Philippi zu loben, mit bloßen Wünſchen für das Wohlſeyn eines ſo vortrefflichen Mannes zubringen. Und gewiß, meine Herren, bald ſollte ich mich

*) Wann der geneigte Leſer hier einen Unterſcheid in der Schreibart wahrnimmt: ſo wiſſe er, daß ich hier dem Herrn Profeſſor Philippi nachzuahmen geſuchet. Siehe deſſen ſechs deutſchen Reden S. 24. 25. Ich nenne es dieſes darum, damit man das Lob, welches Gedanken ſolcher Art und ſo beſchaffene Ausdrückungen verdienen, nicht mir ertheile, ſondern dem Herrn Philippi.

dieſer Liſt bedienen, um mich einer Laſt zu entledigen, die mir faſt zu ſchwer fallen will. Was ſoll ich von einem Manne ſagen, den ich nicht kenne? Ich kann mit gutem Gewiſſen einen Eid ſchwören, daß ich nicht eher gewußt habe, daß der Herr Profeſſor Philippi in der Welt ſey, als bis derſelbe, aus Gottes gerechtem Verhängniß, erkohren worden, den Hochmuth einer Akademie zu dämpfen, die unſerer Geſellſchaft bishero ein Dorn im Auge geweſen iſt, und Derſelben zu einer Geiſſel hat dienen müſſen. Es iſt wahr, meine Herren, ich habe die vortrefflichen Reden des Herrn Profeſſor Philippi geleſen. Ich kenne ihn alſo aus ſeinen Schriften. Aber dieſe Schriften ſind, nach dem Urtheile der Kenner, mit ſolcher Kunſt verfertiget, daß man Mühe hat, die Kunſt darinn zu finden. Artis est celare artem. Dieſes Kunſtſtück hat der Herr Profeſſor Philippi in ſeinen Reden meiſterlich angebracht. Er hat mit ſolcher Sorgfalt ſeine Geſchicklichkeit verborgen, daß zu deren Entdeckung die Einſicht eines groſſen Staatsmannes erfordert wird, *) und die Weisheit der

*) S. in den ſechs deutſchen Reden die Vorerinnerung zu der dritten Rede. S. 4.

Schulgelehrten dazu nicht hinlänglich iſt. *) Dieſe Nachteulen blendet ein ſo groſſes Licht.

Es würde mir daher nicht zu verdenken ſeyn, wenn ich jetzo, da ich zu Bezeugung unſerer Freude, Hoch! gerufen, ohne ferner ein Wort zu ſagen, nach Hauſe ginge, und daſelbſt die ſeltenen Eigenſchaften des Herrn Profeſſor Philippi ſtillſchweigend bewunderte. Aber, meine Herren, ich habe mich ſchon ſo weit herausgelaſſen, daß ich dieſes mit Ehren nicht thun kann. Ich habe ſchon bekannt, daß ich die Verdienſte des Herrn Profeſſor Philippi völlig einſähe. Dieſes Bekenntniß widerrufe ich nicht. Ich bin völlig überzeugt, daß der Herr Profeſſor Philippi ein Redner iſt, der ſeines gleichen nicht hat. Doch verlange ich darum nicht, meine Herren, daß Sie mich den gemeinen Gelehrten vorziehen, und von meiner Scharfſichtigkeit gar zu groſſe Begriffe haben ſollen. Ich würde mit allen Gelehrten meiner Art ſelig geſtorben ſeyn, ohne zu dieſer Erkenntniß zu gelangen, wenn nicht der Herr Profeſſor Philippi die Güte gehabt hätte, auf dem Titelblatte ſeiner

*) S. in den ſechs deutſchen Reden die der vierten Rede vorgeſetzte Anmerkung S. 50.

ſechs deutſchen Reden zu melden, daß ſie nach denen Regeln einer natürlichen, männlichen und heroiſchen Beredſamkeit ausgearbeitet ſind.

Dieſes Zeugniß, welches der Herr Profeſſor Philippi ſich ſelbſt giebt, iſt ſo glaubwürdig, daß derjenige ſehr unverſchämt ſeyn müßte, der ſich gelüſten laſſen wollte, an der Geſchicklichkeit des Herrn Profeſſor Philippi zu zweifeln. Es giebt uns diejenige gute Meynung von dem Herrn Profeſſor, welche nöthig iſt, die verborgenen Schönheiten ſeiner Reden einzuſehen, und nach dieſer Einſicht von der Vortreflichkeit des Verfaſſers zu urtheilen; und man muß bekennen, der Herr Profeſſor Philippi hat durch daſſelbe die Pflicht, mit welcher er ſich und ſeinem Nächſten verwandt iſt, vollenkommen erfüllet, indem er dadurch die vortheilhaften Gedanken, die er von ſeiner eigenen Arbeit hat, aufs beſcheidenſte an den Tag leget, und andern die Gelegenheit benimmt, ſich durch Entziehung des ihm gebührenden Lobes, an ihm zu verſündigen.

Ich weiß wohl, es hat ein alter Wahn das menſchliche Geſchlecht ſo ſehr bethöret, daß die meiſten es a's eine Unanſtändigkeit anſehen, wenn einer ſich ſelbſt lobet; und es giebt wirklich ſo ei-

genſinnige, neidiſche Gemühter, die ſich an dem Titelblatte der ſechs deutſchen Reden des Herrn Philippi ärgern, und es dieſem groſſen Manne zur Sünde deuten, daß er ſeinen Lejern zum voraus einen guten Begriff von ſeiner Arbeit zu geben ſucht. Aber gleichwie Leute von dieſer Art gemeiniglich erhabenen und tugendhaften Gemühtern, als der Herr Profeſſor Philippi iſt, zu ſolchen Vorwürfen dienen, daran ſie derſelben ihre Schwachheiten deutlich erkennen, und ihre Edelmuht in groſsmühtiger Ertragung ſolcher unverſchuldeten Urtheile rühmlichſt erweiſen lernen: *) ſo hoffe ich auch, meine Herren, Sie werden den Eigenſinn dieſer Tadler mit mir verabſcheuen, und, nach der Ihnen beywohnenden Klugheit, wohl begreifen, daß der Herr Profeſſor Philippi einestheils, wie ich ſchon erwieſen, wichtige Urſachen gehabt, ſich ſelbſt zu loben, und anderntheils auf dem Titelblatte nichts geſetzet hat, von deſſen Wahrheit nicht ein jeder, der ſeine Reden lieſet, beym erſten Anblicke überführet werden ſollte.

Er ſpricht, ſeine Reden wären nach den Regeln einer natürlichen, männlichen und heroiſchen

*) S. den Vorbericht zu den ſechs deutſchen Reden.

Beredſamkeit ausgearbeitet. Er redet die Wahrheit. Wer will leugnen, daß ſeine Beredſamkeit natürlich ſey? Ein jeder ſiehet leicht, daß es mit ſeinen ſechs Reden ohne Hexerey zugegangen iſt. Sie iſt männlich; denn der Herr Profeſſor Philippi iſt ein Mann, und kein Weib. Sie iſt heroiſch, weil der Herr Profeſſor Philippi ſich an die gemeinen Regeln der Redekunſt ganz und gar nicht kehret. Mich deucht meine Herren, ein ſolcher Redner iſt wehrt, daß ihn alle Welt lobet, und ich zweifle nicht, es werde Ihnen allerſeits ſehr angenehm ſeyn, wenn ich Ihnen die ſo ſehr verſteckten Schönheiten ſeiner Reden ſo deutlich, als es mir möglich iſt, zur Bewundrung darſtelle.

Ich bin verſichert, meine Herren, daß keiner unter Ihnen iſt, der nicht die ſechs deutſchen Reden des Herrn Profeſſor Philippi ein, ja mehrmal durchgeleſen habe. Ich frage Sie demnach auf ihr Gewiſſen, ob Sie jemalen etwas geleſen, ſo mit denſelben zu vergleichen iſt? An ihren Augen meine Herren, ſehe ich es Ihnen an, daß Sie mir dieſe Frage mit Nein beantworten werden.

Aber ich möchte doch faſt wetten, daß Sie die verborgene Abſicht des Herrn Philippi nicht ſo tief einſehen, als erfordert wird, um recht zu er-

kennen, wie sehr unsere Gesellschaft diesem ausser-ordentlichen Redner verpflichtet ist.

Sie wissen, meine Herren, für wie schwer es die alten Griechen und Römer gehalten haben, eine geschickte Rede zu verfertigen. Cicero zweifelt ob jemals ein vollkommener Redner gewesen sey, oder seyn werde. Wir dürfen uns über dieses Verfahren der Griechen und Römer nicht wundern, wenn wir nur bedenken, daß sie die Redekunst der Vernunftlehre auf eine schändliche Art unterworfen, und sich eingebildet haben, man müsse erst denken lernen, ehe man sich zu reden unterstünde. Das Licht des Evangelii, welches die Finsterniß, in der die Heiden wandelten, vertrieb, hat auch diesen so bösen und schädlichen Wahn verjaget.

Die heiligen Kirchenväter, und ihre würdige Nachfolger, haben sich ein Gewissen gemacht, den Weg der Gottlosen zu wandeln; sondern eine solche Art der Beredsamkeit durch ihre Beyspiele eingeführet, daß es einem Menschen der nicht stumm ist, und nur Herz genug hat, das heraus zu sagen, was ihm zuerst ins Maul kömmt, nimmer fehlen kann, den Ruhm eines guten Redners davon zu tragen. Jedermann hat sich bestrebet diesem Exempel so ehrwürdiger Personen zu fol-

gen, und die Welt iſt von einer entſetzlichen Menge groſſen Redner überſchwemmet worden. Es hat zwar immer einige ekelen und naſeweiſen Gemühter gegeben, die da mit der gemeinen Beredſamkeit nicht zufrieden geweſen ſind, und es für beſſer gehalten haben, wenn man ſich nach dem Geſchmacke der Griechen und Römer richtete; aber es ſind ihrer allzeit ſo wenige geweſen, daß ſie gegen die groſſe Menge ihrer Gegner nicht aufkommen können. Dieſes ſchreckt dieſe Verwegnen nicht ab: und viele von ihnen, deren Namen ich nicht einmal nennen mag, haben ſich unterſtanden ihre Grillen in Regeln zu bringen, und aller Welt die Nachahmung der Alten, als den einzigen Weg zur wahren Beredſamkeit, anzurahten.

Ich irre ſehr, oder der Herr Profeſſor Philippi hat zu keinem andern Ende ſeine ſechs deutſchen Reden herausgegeben, als dem Unheile, das ſolche Schriften anrichten können, vorzubeugen.

Man hat Urſache zu hoffen, daß er ſeinen Zweck erreichen werde. Denn da dieſe naſeweiſen Herren durch ihre Regeln allen Lehrbegierigen eine Laſt auflegen, die auch unſere Väter nicht zu tragen vermogt, und von einem Redner ſo viel Vernunft, Scharfſinnigkeit und Wiſſenſchaft erfordern,

daß viele gute Gemüther, denen es sonst weder an Worten, noch Dreistigkeit fehlet, nothwendig in Verzweiflung gerathen müssen; auch überdem sich nicht schämen, bey so hellem Lichte des Evangelii, die blinden Heiden als rechte Muster vollkommener Redner vorzustellen: so hoffe ich, daß alle diejenigen die ihr eigen Bestes lieben, und ihr Gewissen betrachten, sich innigli ch freuen werden, daß der Herr Professor Philippi auf eine so feine Art die Nichtigkeit solcher Einfälle zeigen, und durch sein eigen Beyspiel unwiderleglich darthun wollen, wie leicht es sey, auch ohne sich an so beschwerliche Regeln zu binden, und, ohne Absicht auf die blinden Heiden, ein natürlicher, männlicher und heroischer Redner zu werden.

Sie, hochgeschätzte Anwesende, haben um so viel mehr Ursache, über dieses heldenmüthige Unternehmen des Herrn Professor Philippi zu frohlocken, je genauer daßelbe mit dem Endzwecke ihrer Gesellschaft übereinstimmet, und je gewisser Sie hoffen können, daß dadurch ihre Absichten ungemein werden befördert, und die Zahl ihrer Glieder, den Neidern zum Trotz vermehret werden.

Ich für meine Person weiß mich fast vor Freuden nicht zu lassen, und es fehlet wenig, ich hüpfte

auf einem Beine, *) wenn ich mir vorſtelle, was ein ſo vortreflicher Mann unſerer Geſellſchaft vor Vortheil bringen wird. O! wie glüklich wären wir . . . Doch, meine Herren, ich mäßige mich, und behalte das, was ich jetzo ſagen wollte, auch mit Gefahr meiner Geſundheit, auf dem Herzen, weil Dero huldreiche Augen, **) welche mit einer ehrerbiengen, und zugleich höchſtverbindlichen

*) Bey dieſen Worten hub ich wirklich das eine Bein empor, um den Affect, in welchem ich war, lebhaft auszudrücken; welches Verfahren der geneigte Leſer nicht für unwerth halten wird, wenn er ſich nur erinnert, daß der Herr Profeſſor Philippi dafür hält, es würde einen angenehmen Eindruck geben, wenn der Redner im Stande wäre, durch die Kunſt eine Ohnmacht, oder einen andern Herzbrechenden Affect anzunehmen. S. ſeine ſechs deutſchen Reden S. 25.

**) Siehe die ſechs deutſchen Reden S. 85. Ich traue meinen Leſern nicht zu, daß ſie es mir übel nehmen, daß ich ſo oft mit den Augen meiner Zuhörer zu thun habe. Ein Redner, der zu leben weiß, bedient ſich ſolcher Ausdrükkungen; und ich muß bekennen, daß meine Hochachtung gegen den Herrn Prof. Philippi um ein groſſes zugenommen, da ich geſehen, daß dieſer höfliche Mann beſtändig mit ſeinen Zuhörern liebäugelt, nicht anders, als wenn er ſeine Dulcineam vor ſich hätte.

Freymühtigkeit anjetzo anſchauen zu dürfen, für einen groſſen Theil meiner Glückſeligkeit achte, und meinen ſicheren Anführer und beſtändigen Wegweiſer ſeyn laſſe, mir einen Wink geben, daß ich Ihnen keinen gröſſern Gefallen erweiſen könne, als wenn ich zu der Vorſtellung, der in denen Reden des Herrn Philippi verborgenen Schönheiten, zu welcher ich mich anheiſchig gemacht, ohne fernere Umſchweife ſchreite: So geherche denn. Aber was unterwinde ich mich? Meine ſchwachen Schultern erſinken unter einer ſolchen Laſt, und meine unbeſchnittenen Lippen verhindern mich, ſo unausſprechliche Seltenheiten nach dem Leben vorzuſtellen, und nach Würden zu erheben.

Ich wende mich alſo zu dir, **groſsmächtigſte Königinn Beredſamkeit!** *) Du allgewalti-

*) Da der Herr Profeſſor Philippi in ſeinen ſechs deutſchen Reden S. 30. die Tugend auf ſolche Art anredet: ſo wird ſich der geneigte Leſer über die Titel, ſo ich der Beredſamkeit gebe, um ſo viel weniger wundern. Mich deucht, man gehe nicht ſicherer, als wenn man einem ſo groſſen Meiſter in der Beredſamkeit folget, und ich halte die Verrähmung, dem Herrn Profeſſor Philippi nachzuahmen, für die gröſſeſte Zierde meiner Rede.

ge Herzenszwingerinn, deren Gegenwart, wie ſie der ganzen Welt, alſo auch mir armen Sünder, unentbehrlich iſt, einen Mann nach Verdienſt zu preiſen, der dazu erſehen, daß Er das elende Häuflein deiner wahren Verehrer, wider die böſe Rotte der Naſeweiſen, vertrete, welche die Oberhand ſich mit Liſt und Macht mehr und mehr herauszunehmen ſcheinen, und dich ſelbſt durch Erhebung der garſtigen Hure der Vernunft unterdrükken wollen. Ich flehe dich an, laß diejenigen Vollkommenheiten, damit der Geiſt deines im hohen Maaß gesalbten des groſſen und aufſerordentlichen Redners Philippi, reichlich geſchmücket iſt, mir in dieſer Stunde zu Hülfe kommen. Erleuchte meine Augen, damit ich durch den Vorhang der Beſcheidenheit dringen könne, hinter welchen die vornehmſten Schönheiten der Reden unſers groſſen Philippi verborgen ſind, und löſe das Band meiner Zungen, damit ich geſchickt ſey, die Wunder, die ich erblicke, aller Welt kund zu machen.

Ich fühle, meine Herren, daß dieſer Seufzer nicht ohne Wirkung iſt. Machen Sie ſich demnach gefaßt, ſolche Sachen zu hören, darüber Sie

erſtaunen werden. Neigen Sie ihre Ohren *) zu meiner Rede, und bewundern mit mir die ausnehmenden Eigenſchaften eines Redners, der ſeines gleichen nicht hat.

Dero huldreicher Anblick verſpricht mir diejenige Aufmerkſamkeit, welche Sachen von der Wichtigkeit mit Recht verdienen, ſie mögen auch ſo ſchlecht vorgetragen werden, als ſie wollen; und die groſſe Begierde, Dero ſehnliches Verlangen zu ſtillen, macht, daß ich nicht lange nachſinne, wie ich Ihnen die ſo groſſe Anzahl der Schönheiten, welche ich in den Reden des Herrn Philippi wahrnehme, ohne Verwirrung vor Augen legen ſoll.

Ich nehme, mit Dero gütigen Erlaubniß, **)

---

*) Da der geneigte Leſer mich nun nicht hören kann: ſo wird er ſo gütig ſeyn, und ſtatt der Ohren ſeine Augen brauchen, und meine Rede, die er nunmehro gedruckt leſen mag, eines geneigten Anblicks würdigen.

**) Wie ich dieſes mit einer wohlanſtändigen Beugung des Leibes gethan hatte: ſo näherte ich mich auf meine ungezwungene, jedoch ſittſame, Art dem Fenſter, als in welchem ich die Reden des Herrn Philippi, aus Verſehen, hatte liegen laſſen. Doch nahm ich mich in Acht, daß ich nicht, als ich mich wieder nach meinem Platz verfü-

die Reden des Herrn Profeſſor Philippi ſelbſt zur Hand. Ich werde ſie nach der Ruhe durchblättern, und, was ich ſchönes in denſelben finde, aufrichtig vortragen.

Die erſte Rede iſt eine Antrittsrede, die der Herr Profeſſor Philippi in der vertrauten Rednergeſellſchaft zu Leipzig gehalten hat. Sie handelt von dem Rechte der in den römiſchen Geſetzen verworfenen Löwengeſellſchaft. Ich weiß nicht, meine Herren, ob ich in derſelben mehr des Herrn Profeſſors tiefe Einſicht in die Rechtsgelahrtheit, oder die ſinnreiche und feine Art zu ſpotten, bewundern ſoll? Doch da diejenigen Stellen, aus welchen man zur Noht ſchlieſſen kann, daß der Herr Profeſſor Philippi ein groſſer Juriſt ſey, nur ſolche Urtheile in ſich faſſen, die auch oft von Leuten gefället werden, welche die Pandecten, über deren Unordnung ſie ſeufzen, mit keinem Auge angeſehen haben, und die römiſchen Rechtsgelahrten, die ſie ausſöhnen,

---

te, meinen Zuhörern den Rücken zukehrete. Das würde wider die Höflichkeit geweſen ſeyn. Ich hatte für unnöhtig, zu ſagen, wie ich dieſen Umſtand vermiedem: Geübte Leſer können dieſes ohne mein Erinnern errathen.

weiter nicht, als dem Namen nach, kennen: so will ich mich dabey nicht aufhalten, sondern Sie, meine Herren, nur gehorsamst ersuchen, die artigen Spöttereyen des Herrn Professors zu betrachten.

Wie sinnreich spottet er nicht über die Weisheit des Kaisers Justinianus? Hätte er wohl die magere Wissenschaft dieses Prinzen lebhafter vorstellen, und dessen Verehrern ihre Thorheit auf eine empfindlichere Art vorrücken können, als wenn er sagt: Justinianus habe nicht nur das A B C verstanden, sondern er sey bis in den Donat, ja gar bis in die Fabeln des Esopus gekommen? *)

Wie artig steht dem Herrn Professor nicht der angenommene Eifer, mit welchem er den Anbetern des römischen Rechts es als ein grosses Versehen vorwirft, daß sie in dem blutigen Kriege, wegen der spanischen Nachfolge, nicht eine condictionem ex lege wider den König in Frankreich anzustellen gerathen haben? **) Dieser Eifer

*) S. die sechs deutschen Reden S. 6.

**) Ebend. S. 7.

ser kömmt so natürlich heraus, und die unter demselben verborgene Spötterey ist so fein, daß der Herr Professor Philippi es für nöthig erachtet hat, seinen Lesern in einer eigenen Anmerkung zu sagen, daß er spotten wollen.

Sie ist aber zugleich eine recht heroische Spötterey. Der Herr Professor legt zum Grunde derselben, daß der König von Frankreich, in dem Kriege wegen der spanischen Nachfolge, eben desgleichen Theilungstractat vorgehabt habe, als dort der Löwe in der Fabel. Ein gemeiner Redner, der bloß seiner Vernunft gefolget, und die Freyheiten und Rechte eines heroischen Redners nicht gewußt hätte, würde Bedenken getragen haben, seine Spötterey auf einen Satz zu gründen, der so übel mit der Historie überein kömmt. Er würde sich erinnert haben, daß zwar der König in Frankreich, noch bey Lebzeiten des andern Carls, mit dem Könige William einen Theilungstractat wegen der spanischen Monarchie geschlossen; daß aber dieser Tractat niemals zur Wirklichkeit gekommen, sondern der König von Frankreich, so bald der Herzog von Anjou, durch ein förmliches Testament, zum Erben der ganzen spanischen Monarchie eingesetzet worden, sich deutlich erkläret

habe, daß er an den Theilungstractat nicht ferner gebunden ſeyn wollte. Er würde alſo in ſeiner Einfalt gedacht haben, es käme läppiſch heraus, die Juriſten damit zu ſcheren, daß ſie ſich des L. 29. ff. pro Socio, nicht wider den König in Frankreich bedienet hätten, in einem Streit, in welchem es nicht auf die Rechte einer Geſellſchaft, ſondern auf die Gültigkeit eines Teſtaments, ankam.

Aber der Herr Profeſſor Philippi, als ein heroiſcher Redner, hat ſich durch ſolche Betrachtungen nicht abhalten laſſen, einen Spaß zu machen, der ſo ſcharfſinnig iſt, daß der Herr Profeſſor nimmer ein ruhiges Gewiſſen würde gehabt haben, wenn er denſelben, um ſolcher Kleinigkeiten willen, hätte bey ſich behalten wollen: zumal, da er bey der Gelegenheit einer ſehr anmuthigen, aber ziemlich alten Hiſtorie, von jenem Hofmann, der den König in Frankreich ex L. Aquilia belangen wollen, durch eine geſchickte Anwendung einen neuen Glanz geben konnte.

Ich zweifele nicht, meine Herren, dieſe heroiſche Aufführung des Herrn Profeſſor Philippi wird Ihnen ſonderlich wohl gefallen; aber ich beſorge, der gute Begriff, den Sie dadurch von dem Herrn

Profeſſor bekommen, dürfte durch die Anmerkung, mit welcher er ſeinen feinen und heroiſchen Scherz erläutert, einen Stoß leiden, indem der Herr Profeſſor in derſelben ſich für einen Thomaſianer ausgiebt.

Ein Thomaſianer? werden Sie denken. Bewahre Gott! Ach! iſt es nicht ewig Schade, daß ein ſo geſchickter Mann an den böſen Lehren dieſes Unſeligen einen Gefallen findet, der unſerer Geſellſchaft, und vornehmlich dem ehrwürdigſten Theile derſelben, ſo vielen Dampf angethan hat? Wir gedachten an dem Herrn Profeſſor Philippi noch viele Freude zu erleben, und ſahen ihn bereits als die größte Zierde und vornehmſte Stütze unſerer Geſellſchaft an: und ſiehe, nun iſt er ein Thomaſianer. Ach daß Gott erbarm! . . . Aber gemach, meine Herren, gebärden Sie ſich nicht ſo übel. Der Herr Profeſſor Philippi iſt kein Thomaſianer. Ich ſchwöre es ihnen zu. Er ſagt es zwar; aber er meynt es ſo böſe nicht. Er iſt nur in ſo weit ein Thomaſianer, daß er mit dem Thomaſius mißbilliget, wenn einfältige Rechtsgelahrte das römiſche Recht zur Unzeit anführen. Seine Worte geben es deutlich zu erkennen, daß dieſes ſeine Meynung ſey. Er ſpricht: Ich bin

NB. hierinn ein Thomaſaner. Und wie wäre es auch möglich, daß der Herr Profeſſor ein völliger Thomaſaner ſey, da er in der Leichenpredigt, ſo er der Königinn von Polen gehalten hat, und welche unter ſeinen ſechs deutſchen Reden die andere iſt, ſo viele deutliche Proben einer ausnehmenden Andacht und Heiligkeit gegeben, daß man ſchweren ſollte, er ſey ein Schooßjünger des Knechts Gottes Jochen in Halle?*)

Sie erlauben mir, meine Herren, daß ich zum Beweiſe dieſes Satzes Ihnen eine Stelle, ja wenns auch noch mehrere wären, **) aus der gemeldeten Gedächtnißrede vorleſe. Sie werden daraus erkennen, daß der Herr Profeſſor Philippi einer der gottesfürchtigſten Rechtsgelahrten iſt, die jemals gelebet haben. Wahrlich, meine Herren, ich kann ohne innigliche Bewegung meiner Seele an die ſeltenen, hohen und zärtlichen Ausdrückungen nicht gedenken, deren er ſich in der zierlichen Anrede an die Gottesfurcht, die ich Ihnen jetzo vorleſen werde, bedienet hat. Nachdem der Herr Profeſſor vorher auf die beweglichſte Art mit der

*) S. des Herrn Rambachs Denkmahl der Liebe S. 5.

**) S. die ſechs deutſchen Reden S. 39.

großmächtigſten Königinn Tugend complimentiret, und dieſelbe inſtändigſt gebeten hat, noch etwas hier auf Erden zu verweilen: ſo kömmt er auf die Gottesfurcht der Königinn, und bricht, nachdem er geſaget, daß die Königinn, als eine wahrhafte Chriſtiana, ſich der ungeheuchelten Frömmigkeit zu einem völligen Eigenthume Lebenslang gewidmet, und mit ihr, wie er ſich gar nachdenklich ausdrücket, anders nicht, als leben und ſterben zu wollen, verlanget, in dieſe güldene Worte aus: Aber, o du Flämmlein aus göttlicher Flamme, du ungeheuchelte Gottesfurcht! ſteigeſt du denn nicht, deiner Natur nach, lieber aufwerts in die Höhe, als herunter in die Tiefe? Ach freilich, dein mächtiger Strahl dringet, aus dem ewigen Lichte des Unſichtbaren und Allmächtigen, in die Herzen derer, die dich begierig aufnehmen, und ſchläget von da, nach beſchehener Entzündung des von Natur eiskalten Herzens, in ſeinen erſten Urſprung wiederum zurück.

Dieß Steigen und Fallen des göttlichen Liebesfeuers, das bald aus dem Herzen zu Gott empor ſteiget, bald aus dem Altare des Heiligthums herunter fällt, und die göttlich entzündeten Herzen immer noch mehr durchglühet, währet denn in

einer wunderbaren Abwechſelung, und in einem beſtändigen Laufeuer ſo lange, bis davon endlich das Sterbliche in das Unſterbliche, der Tod in das Leben verſchlungen, und, gleich jenem Waſſer um den Brandopferaltar, von dem himmliſchen Feuer gänzlich verzehret, mithin die zerſtöhrliche menſchliche Leibeshütte in eine unzerſtöhrliche und alleredelſte Natur verſetzet wird. *)

Was meynen Sie, hochgeehrte Herren, ſind dieſes Reden eines Thomaſianers? Oder vielmehr, ſind es Reden eines ſich ſelbſt gelaſſenen Menſchen? Ich betrüge mich ſehr, oder Ausdrückungen dieſer Art haben einen höhern Urſprung, als die ihr ſelbſt gelaſſene Vernunft des Redners. Ich finde hier deutliche Spuren einer Entzückung, und bin nicht vermögend, weder in dem Vorhergehenden, noch Nachfolgenden, etwas zu entdecken, woraus ich ſchlieſſen könnte, wie dieſe köſtliche Stelle, natürlicher Weiſe, in dieſe Rede gekommen iſt.

Aber o! wie unglücklich bin ich, daß ich ſo tiefe Gedanken und ſo hohe Worte nicht, wie ich wünſchte, völlig verſtehen kann! Mein unerleuch-

*) S. die ſechs deutſchen Reden S. 32. ff.

reter Verſtand finden hier nichts, als Dunkel und Finſterniß. Ich begreife nicht, was der Herr Profeſſor Philippi von der Gottesfurcht haben will. Die Frage, ſo er an dieſes Flämmlein aus göttlicher Flamme ergehen läſſet, iſt mir ſo dunkel, als die Antwort, die er ſich ſelbſt ertheilet. Mich überfällt ein heiliger Schauer, wann ich von dem Steigen und Fallen des göttlichen Liebesfeuers und von dem beſtändigen Lauffeuer höre, und ich empfinde jetzo, mit Verdruß, die Wahrheit eines Satzes, den ich ehedeſſen bey einem myſtiſchen Scribenten geleſen habe, daß nämlich, wer die Sprache der Heiligen verſtehen wolle, den Geiſt der Heiligen haben müſſe.

Indeſſen, ob gleich meine natürliche Blindheit mir im Wege ſtehet, ſo hohe Geheimniſſe zu ergründen: ſo zweifle ich doch im geringſten nicht, daß Sie, meine Herren, dieſelbe tiefer einſehen werden, als ich. Sollten Sie aber, vielleicht, eben wie ich, nichts, als Verwirrung und Dunkelheit, in den beweglichen und zärtlichen Worten des Herrn Profeſſor Philippi finden: ſo hoffe ich doch, Sie werden denn auch darinn mit mir einer Meynung ſeyn, daß man die Urſache dieſer Dunkelheit großtentheils in dem Verſtande des

Leiers ſuchen, oder, dafern auch ja der Herr Profeſſor ſelbſt nicht ganz unſchuldig, doch desfals dieſen groſſen und gottſeligen Redner nicht tadeln müſſe.

Man kann aus den zärtlichſten Ausdrückungen, deren er ſich gegen das Flämmlein aus göttlicher Flamme, die ungeheuchelte Gottesfurcht, in ſeiner Anrede bedienet, die brünſtige Liebe, ſo er zu dieſer Königinn aller Tugenden träget, ſo deutlich abnehmen, daß es eine Unbilligkeit ſeyn würde, wenn man von ihm verlangen wollte, daß er mit mehrerer Kaltſinnigkeit und Gelaſſenheit reden ſollen Verliebte, meine Herren, ſind, wie Sie wiſſen, oftmals ganz auſſer ſich, wann ſie mit der geliebten Perſon reden, und eine kleine Verwirrung, abgebrochene Worte, und dergleichen Merkmahle eines abweſenden Verſtandes, ſtehen ihnen ungemein wohl an. Die Reden ſolcher Perſonen ſind niemals überzeugender, als wenn kein Menſch, ja ſie ſelbſt nicht wiſſen, was ſie ſagen wollen. O wie wohl hat demnach der Herr Profeſſor Philippi gethan, daß er ſeine Anrede an die ungeheuchelte Gottesfurcht ſo eingerichtet hat, als es der Zuſtand eines Herzens erfordert, das von einem

ſo reinen und heiligen Feuer entzündet, als das ſeinige!

Hochgeehrteſte Herren! Ich bemerke mit vielem Vergnügen, daß Sie über dieſe Probe der Frömmigkeit des Herrn Profeſſor Philippi eine Freude empfinden, die Ihnen zu bergen faſt unmöglich fällt. Es fehlt nicht viel, ſo brechen ihre huldreiche Augen in Freudenthränen aus. Aber, meine Herren, ſparen Sie dieſe edle Feuchtigkeit noch einen Augenblick. Ich rathe es Ihnen: denn, wenn Sie ſich jetzo müde weinen, was wollen Sie denn thun, wenn ich Ihnen den Herrn Profeſſor Philippi in der beweglichſten Stellung zeige, wie er, zum Beſchluſſe ſeiner Gedächtnißrede, auf der Erde liegend, mit gebogenen Knien, ausgebreiteten Armen, und kindlich zu Gott erhabenen Augen, ſo kräftig betet, daß ſeine Zuhörer alle für Freuden, wie die Kinder, weinen müſſen? *) Ich verdenke es Ihnen nicht, meine Herren, wenn Ihnen bey einem ſo unvermutheten Anblicke die Augen übergehen. Ein ſo auſſerordentliches Bezeigen eines Redners, von dem man ganz was anders, als aus der Offenbarung

*) S. die ſechs deutſchen Reden S. 41. 45.

Johannis entlehnte Seufzer, vermuhtet hätte, verdienet die heissesten Zähren. Der Herr Professor Philippi ist der erste, der sich die Freyheit genommen, eine weltliche Rede auf eine so priesterliche und erbauliche Art zu schliessen. Er verdienet dahero, daß man seine Gottesfurcht lobet, und seinen Heldenmuht bewundert. Die Welt, meine Herren, liegt so gar im Argen, daß ihr alles, was den geringsten Schein der Gottseligkeit hat, lächerlich und thöricht vorkömmt. Man kann also nicht anders, als über die heilige Herzhaftigkeit des Herrn Philippi erstaunen, der sich nicht geschemet hat, durch seine andächtigen Gebärden der bösen Welt zu trotzen. Er hat wohl vorher gesehen, daß sein Verfahren ausser der gottseligen Versammlung, in welcher er seine Rede gehalten hat, wenig Beyfall finden würde. Wie gut auch der Begriff ist, den er von sich und seinen Reden hat, und wie fest er auch, in dem Vorberichte zu seinen Reden, versichert zu seyn scheinet, daß keiner seiner Leser ein Momus seyn werde, so vermuhtet er doch, daß viele über die heilige Tour lachen werden, die er seiner Rede gegeben, und welche seinen heiligen Zuhörern besser, als alle Kunstgriffe der Beredsamkeit, gefallen hat. Aber

er kehrt ſich an das Lachen ſolcher Spötter nicht. Er ſetzt einen Trumpf darauf, und erklärt alle, die über ſeine andächtigen Seufzer, und über jenen von Gott gethanen Fußfall lachen, gerade weg Religionsſpötter.

Er hat vielleicht gedacht, die Gottloſen dadurch zu ſchrecken: Aber, meine Herren, ich habe mit Beſtürzung erfahren müſſen, daß dieſe Halsſtarrigen noch Recht übrig zu haben vermeynen, und durch die Anmerkung, in welcher der Herr Philippi ſie Religionsſpötter heiſſet, noch mehr erbittert worden ſind.

„Was? ſprach neulich einer zu mir, ſollte man darum gleich ein Spötter der Religion werden, wenn man über einen Menſchen lacht, der durch eine unzeitige Andacht eine Geſellſchaft, die bloß die Uebung der Beredſamkeit zum Zwecke hat, in eine Quäkerverſammlung verwandelt? Oder meynet der Herr Profeſſor Philippi, daß dieſes das Kennzeichen eines rechten Chriſten ſey, wenn man, ohne Betrachtung des Wohlſtandes, und ohne Zeit und Ort zu unterſcheiden, zur Erde niederfällt, und, unter den greßlichſten Verdrehungen, Gott mit einer Menge hebräiſcher Tiel zu übertäuben ſucht? Ich bete auch; aber in meinem

Kämmerlein. Ich rufe Gott an; aber ich gebärde mich nicht dabey als ein Beſeſſener. Ich kann mit Gott reden, ohne daß ich nöthig habe, den Pfarrer und die Offenbarung Johannis auszuplündern. Ein ſo wüſtes Geplapper gefällt Gott nicht. Ich rede, wie ein Deutſcher, deutſch mit ihm, und ich denke, er verſteht mich. Ich will dieſe Art zu beten dem Herrn Profeſſor Philippi nicht aufdringen. Er kann mit ſeinem Gott ſo hoch und unverſtändlich reden, als es ihm beliebt. Er kann es thun, in welcher Leibesſtellung er will. Nur thue er es nicht zur Unzeit. Auf der Canzel kann er beten, ſo lange es ihm gut dünkt; auf dem Catheder aber muß er den Prieſtern nicht nachäffen. Thut er es, ſo lacht man ihn aus; und wirft er denn mit Religionsſpöttern um ſich: ſo hält man ihn für einen ſcheinheiligen Läſterer, und das von Rechts wegen."

So redete der Böſewicht. Allein, meine Herren, ich bin von ihrer bekannten Gottesfurcht ſo überführet, daß ich feſtiglich glaube, Sie werden darum von dem Verfahren des Herrn Profeſſor Philippi nicht anders urtheilen, als der Herr Profeſſor ſelbſt, und, trotz allen Religionsſpöttern, ein ſo gottſeliges Bezeigen für höchſt erbaulich halten.

Ich bin auch verſichert, daß keiner unter Ihnen ferner unſern Bet Ernſt in Verdacht haben wird, daß er ein Thomaſianer ſey und wenn er es gleich ſelbſt ſagte. Seine Thaten rechtfertigen ihn, und ich brauche weiter kein Wort für ihn zu reden.

Ich gehe demnach, mit Dero Erlaubniß, wieder zurücke, um diejenigen Schönheiten, welche ich in dieſer unvergleichlichen Gedächtnißrede übergangen habe, nachzuholen. Es iſt deren, meine Herren, eine ſolche Menge, daß, wenn ich dieſelben alle bemerken wollte; ich etliche Stunden damit zubringen würde.. Ich begnüge mich demnach, die vornehmſten kürzlich vorzuſtellen.

Indem ich darauf ſinne, wo ich zuerſt anfangen ſoll, fällt mir diejenige Stelle in die Augen, woſelbſt der Herr Profeſſor Philippi der beyden franzöſiſchen Prinzeßinnen erwehnet. *) Dieſe Stelle iſt vollkommen heroiſch, und die darinn enthaltenen Gedanken ſind ſo beſchaffen, daß niemand, als der Herr Profeſſor Philippi, dieſelbe haben können. Wenn es mir vergönnet iſt, meine Herren, ſo will ich die ganze Stelle herſetzen.

Der Herr Profeſſor hatte vorher ausgegrübelt,

*) S. die ſechs deutſchen Reden S. 19. 20.

warum doch die ruſſiſche Catharina, der engliſche Georg, und die Königinn von Pohlen faſt zu einer Zeit geſtorben? Ob es darum geſchehen, weil der Beherrſcher des unterirdiſchen Reiches auch die gedritte Zahl liebe? Oder ob es eine Anzeige ſeyn ſolle, daß das Reich der Todten ſowohl, als das Reich der Lebendigen, fruchtbarer an Heldinnen, als Helden? er ſetzt dieſe tiefſinnigen Gedanken nicht weiter fort, ſondern verfällt auf die franzöſiſchen Prinzeßinnen.

Lebten wir annoch, ſpricht er, in denen Zeiten des Heidenthums: ſo würden wir uns in dergleichen Begebenheit wohl kaum zu finden wiſſen, ſondern uns bereden, die Göttinn des Schickſals könne mit gleichgültigen Augen den bald hinter einander erfolgten Verluſt zwoer groſſen Prinzeſſinnen anſehen, weil ſie in Frankreich mit einmal zwo Prinzeßinnen dafür gebohren werden laſſen, die, wo kein Kronprinz nachkommen ſollte, wohl noch das franzöſiſche Scepter erlangen, und alſo eine der gröſſeſten und bisher nicht erhörten Veränderungen in Europa verurſachen, ja, durch ihre einmal erfolgende Verheiratung wohl noch mehrere Kronen zuſammen bekommen dürften.

Ich frage Sie, meine Herren, haben Sie je

malen etwas geleſen, das dieſen tiefen Betrachtungen gleich käme? In dieſer Stelle hat der Herr Profeſſor gewieſen, daß die Gottesfurcht einem Menſchen nicht hinderlich ſey, Staatslehre zu verſtehen. Sein erleuchteter, und durch das Flämmlein aus göttlicher Flamme durchglüheter Verſtand iſt ſo durchdringend, daß er auch zukünftige Begebenheiten vorher ſiehet, und auf Muhtmaßungen verfällt, die vor ihm keinem Menſchen in den Sinn gekommen ſind. Ich zweifele ſehr, ob auſſer dem Herrn Profeſſor Philippi ein Menſch in der Welt zu finden iſt, dem es auch nur im Traume eingefallen ſey, daß, wenn kein Dauphin in Frankreich wäre, die Töchter des Königes das franzöſiſche Scepter erlangen würden. Man hat bisher immer geglaubet, und in allen Büchern geſchrieben, das die Franzöſiſche Krone nicht auf Töchter fallen könne, que le Royaume de France ne tombe jamais en quenouille. Es iſt zu vermuhten, daß dem Herrn Profeſſor Philippi dieſes nicht unbekannt; aber dem allen ungeachtet nimmt er ſich die Freyheit, ſich an dieſen gemeinen Wahn nicht zu kehren. Er lacht über das Saliſche Geſetz, und hält es für ein Unding, und giebt uns alſo hier nicht nur eine Probe einer he-

roiſchen Schreibart, die an keine Regeln gebunden iſt, ſondern auch zugleich Gelegenheit an die Hand, ſeine groſſe Erkenntniß in politiſchen Dingen zu bewundern.

Ich bitte Sie, meine Herren, entziehen Sie dem Herrn Profeſſor das Lob nicht, das ihm wegen einer Anmerkung von Rechts wegen gebühret, die wir bloß ſeiner Güte zu danken haben, und die wir nach der Einrichtung ſeiner Rede vernünftiger Weiſe weder hoffen noch verlangen konnten. Ich für meine Perſon kann ſchweren, je mehr ich in den Reden des Herrn Philippi blättere, je mehr erſtaune ich über die Gröſſe ſeiner Verdienſte; und erbiete mich hiemit wohlbedächtlich, gegen jedermann zu behaupten, daß dieſer vortreffliche Mann den Platz, den er bekleidet, vollkommen verdienet und, in recht eigentlichen Verſtande, ein **auſſerordentlicher Redner** iſt. Hat jemand Luſt mit mir darob zu kämpfen, der melde ſich: Ich will ihm Kampfs nicht verſagen, ſondern Streits ſatt geben. Doch darauf werde ich warten müſſen. Am allerwenigſten vermuhte ich, daß in dieſer anſehnlichen Verſammlung einer zu finden iſt, der mit mir dieſerwegen einen Speer zu brechen verlangen ſollte. Ich ſehe vielmehr aus Dero huld-

reichen

reichen Augen, daß Sie mit mir einer Meynung, und begierig sind, noch immer mehr und mehr darinn bestärket zu werden. Ich werde mein Bestes thun, dieser Ihrer Begierde ein Genügen zu leisten.

Betrachten Sie demnach mit mir, meine Herren die ungemein bewegliche Vorstellung des großen Schmerzens, den der Herr Professor Philippi über den Tod der Königinn empfunden hat. Alles ist in dieser Beschreibung natürlich und so lebhaft vorgestellet, daß mich deucht, ich sehe vor meinen Augen, die mancherley heftigen Bewegungen *) des Schreckens, des Schmerzes, der Furcht, Bangigkeit und des Wehklagens, mit welchen der Herzensschrein des Herrn Professors angefüllet gewesen. Ich sehe, wie der geheime Schmerz sich gesträubet, und weder vor, noch hinter sich gewollt hat. **) Ich sehe, wie die Zunge, die beredte und nie genug zu preisende Zunge, gebebet. Nur eins ist mir zu hoch. Ich kann mir die Verschmachtung der Augen ***) nicht vorstellen: Doch darüber betrübe ich mich nicht. Die-

*) Siehe die sechs deutschen Reden S. 21

) Ebend. *) Ebend.

ſe Blödigkeit meines Verſtandes verhindert mich nicht, zu begreifen, wie viel Kunſt in dieſer Stelle verborgen iſt.

Betrachte ich ferner, wie artig der Herr Profeſſor Philippi ſich von dieſem groſſen Schmerz erholet; gleich darauf aber vor Ehrfurcht und Ohnmacht ſtuzig wird, und eine Weile ſtille ſchweiget; wie er durch die aus unverdienter Gütigkeit auf ihn unverwandt gerichtete Augen der hochwehrteſten Anweſenden ſich den Mund wieder öffnen läſſet; wie er, nachdem er ſeine Zuhörer, die nichts mehr wünſchen, als daß er fort reden möge, um ein günſtiges Gehör angeflehet, und angefangen hat, ſeine Heldinn zu preiſen, wieder von einem neuen Schrecken, und einer auſſerordentlichen Beſtürzung überfallen wird, wie er, dieſes Schrecken, und dieſer Beſtürzung ungeachtet, mit groſſer Sittſamkeit, und einer nicht geringern Beredſamkeit, ſeine Ungeſchicklichkeit entſchuldiget; wie er dennoch, da der Schmerz, den er empfindet, zu allen Gliedern heraus will, um allem Uebel vorzukommen, die verborgene Wehmuht ſeines Herzens aus der Quelle der Ehrerbietigkeit hervor brechen läſſet und endlich, da er ſich eben fertig macht, die Luft mit lauter gebrochnen Seufzern, mit ei-

nem bangen Ach! und mit einem wehmüthigſten Geſichten zu erfüllen, in eine wahre, ungekünſtelte, und herzbrechende Ohnmacht danieder ſinket: *) ſo werde ich durch dieſen ſo wunderbaren Zufall, und durch ſo ſeltene, und ſo wunderbar unter einander gemiſchte, und noch auf eine wunderbarere Art ausgedrückte Gedanken ſo ſehr gerühret, daß, wenn mir Dero huldreicher Anblick nicht ſtatt eines kräftigen Baljams diente, mir ganz gewiß eine Ohnmacht anwandeln würde. Es iſt ein Glück für Sie, meine Herren, daß Sie aus meinem unvollkommenen Vortrage die erſtaunenswürdige Beredſamkeit des Herrn Profeſſor Philippi ſich nicht ſo vollenkommen vorſtellen können, als Sie es thun würden, wenn Sie deſſen Worte mit gehörigem Bedachte läſen. Ich bin verſichert, Sie würden mir hier alle unter den Händen todt bleiben, wenn Sie die in ſeinem Vortrage verborgenen Künſte in der Geſchwindigkeit tief genug einſehen könnten.

Aber da ich Ihnen nun, wehrtgeſchätzte Anweſende, noch keine Todtenfarbe anſehe: **) ſo hoi

*) S. die ſechs deutſchen Reden S. 21—25.

**) Ebend. S. 27.

ſe ich, Sie werden noch ſo viel bey ſich ſelbſt ſeyn, daß ſie mit mir das gütige Schickſal bewundern können, welches verurſachet, daß der Herr Profeſſor Philippi in eine Ohnmacht fallen müſſen, die ſeiner Rede eine ungemeine Zierde, und ihm Gelegenheit gegeben hat, ſeine Geſchicklichkeit und groſſe Beredſamkeit auf eine ausnehmende Art an den Tag zu legen. Man muß, man will, oder will nicht, den Herrn Profeſſor Philippi als einen ganz auſſerordentlichen Menſchen anſehen, wenn man erweget, daß die ihm zugeſtoſſene Ohnmacht ein Zufall, der alle Kräfte der Seele und des Leibes in Unordnung, und denjenigen, dem er begegnet, in die äuſſerſte Beſtürzung ſetzet, ihn ſo wenig in ſeinen Gedanken geſtöhret, daß er, ſo bald er nur wieder zurechtgebracht iſt, nicht anders, als wenn er ſich nur etwann die Naſe geſchneuzet hätte, in ſeiner Rede, ohne die geringſte Verwirrung, fortfahren können. Ich glaube gewiß, meine Herren, es werden wenige ſeyn, die es ihm nachthun ſollten. Zwar ich will eben nicht leugnen, daß man endlich zur Ruhe, wenn man völlig wieder zu ſich ſelbſt gekommen, eine angefangene Rede fortzuſetzen im Stande ſeyn möchte; aber was der Herr Profeſſor Philippi gethan hat, das

hat etwas mehr zu bedeuten, und überſteiget al-
len Glauben.

So bald hat ihn nicht der huldreiche Anblick ſeiner Zuhörer, und die geſchäfftige Mitleidenheit der zu beyden Seiten ſitzenden annehmlichſten Kinder, aus ſeinem ohnmächtigen Schlummer erwecket: ſo ſtattet er denen, ſo ihm dieſen Dienſt erwieſen, eine ſo verbindliche und künſtliche Dankſagung ab, daß man ſchweren ſollte, er habe die ihm zugeſtoſſene Ohnmacht im Geiſte vorher geſehen, und das wohlgeſetzte Compliment an die annehmlichſten Kinder, bey guter Muße, und mit gutem Bedachte, zum voraus verfertiget. Dieſes giebt uns von der Geſchicklichkeit des Herrn Profeſſor Philippi einen Begriff den wir gewiß nicht haben würden, wenn er nicht in Ohnmacht gefallen wäre.

Es verdienet alſo dieſer Zufall eine ſonderliche Betrachtung. Er hat ſich gewiß nicht von ohngefehr zugetragen, wie der Herr Profeſſor Philippi in der Anmerkung meynet. Erlaube mir, groſſer Philippi, daß ich dir in dieſem Stücke widerſpreche, und ſey verſichert, daß der Himmel dir vor andern hold iſt. Er ſorget ſelbſt für die Vermehrung deines Ruhms, weil du auserſehen biſt,

eine neue und ganz wunderbare Beredſamkeit einzuführen. Er ſchickt dir eine Ohnmacht zu, damit du Gelegenheit haben mögeſt, aller Welt zu zeigen, daß du, wenn du halb todt biſt, eine beſſere Rede halten kannſt, als alle andere Redner.

O nimium dilecte Deo, tibi militat aether!

Der Herr Profeſſor Philippi, meine Herren, iſt dieſer Gnade nicht unwürdig. Er wendet die ihm zugeſtoßene Ohnmacht zum Beſten ſeines Nächſten an. Sie muß ihm dienen, allen Liebhabern der Beredſamkeit einen neuen Kunſtgriff an die Hand zu geben, wofür ſie ihm nimmer genug danken können. Es würde, ſchreibt er in der Anmerkung, bey einer dergleichen Trauerrede einen ungewiſſen Eindruck geben, wenn der Redner im Stande wäre, durch die Kunſt ſo eine dergleichen Ohnmacht, oder andern herzbrechenden Affect anzunehmen, als mich hier ehedem in der Rede von ohngefehr befiel. Doch müßte die Kunſt es völlig natürlich machen, und ſich gehörig wieder zu recht zu finden wiſſen.

O erwünſchte Ohnmacht! die du zur Erfindung einer ſo unerhörten Regel Anlaß gegeben haſt! Die Alten haben in ihrer Einfalt dafür gehalten, ſolche gar zu nachdrückliche Vorſtellungen eines

Affects ſchickten ſich wohl auf dem Schauplatz, aber nicht in einer Rede, und ſie haben allemal einen Unterſchied unter einem Redner und Comödianten gemacht. Cicero ſelbſt, ob er gleich wohl erkannte, daß ein jeder Redner auf ſeine Art ein Roſcius ſeyn müſſe, *) iſt doch ſo verblendet, daß er denen, die ſich der Redekunſt befleißigen, anräht, ſich für einer gar zu groſſen Aehnlichkeit mit den Comödianten zu hüten. **) Lob ſey dir demnach, o auſſerordentlicher Philippi! daß du zur Aufnahme der wahren und herzbrechenden Beredſamkeit, einen Handgriff ans Tageslicht gebracht haſt, von dem die Alten nichts gewußt

*) Cicero de Oratore Lib. I.

**) Quis neget, ſpricht er Lib. I, de Orat. opus esse oratori, in hoc oratorio motu statuque, Roscii gestum et venustatem? Tamen nemo suaserit studiosis dicendi adolescentibus in gestu discendo histrionum more elaborare. Und Lib. III heißt es: Omnes autem hos motus subsequi debet gestus, non hic verba exprimens, scenicus, sed universam rem et sententiam, non demonstratione, sed significatione declarans, laterum inflexione haud forti, ac virili, non ab scena et histrionibus, sed ab armis aut etiam a palaestra.

haben, und der wohl immer würde verborgen geblieben ſeyn, wann du nicht durch deine Ohnmacht darauf geleitet, und von deinem heroiſchen Geiſte angefeuret worden wäreſt, denſelben ohne alle Furcht der Urtheile, ſo darüber ergehen würden, kund zu machen. Dieſem alle Schranken der gemeinen Redekunſt durchbrechenden Heldenmuhte haben wir alles zu danken, was in den Reden des Herrn Profeſſor Philippi ſeltenes, ſchönes und anmuhtiges iſt.

Wir Chriſten ſtellen uns den Ort, wohin die ſeligen Seelen der Gläubigen, nach ihrem Abſchiede aus dem Cörper, verſetzet werden, als einen Platz vor, den wir über uns ſuchen müſſen. Die Heiden hergegen haben in ihren Fabeln den Verſtorbenen eine unterirdiſche Wohnung angewieſen. Darinn aber kommen Heiden und Chriſten überein, daß in jener Welt der Unterſchied des Standes und der Würde aufhöre. Dieſe Begriffe legen die gemeinen Redner allemal zum Grunde, wenn ſie von dem Zuſtande der Verſtorbenen reden, und halten es nicht nur einem Chriſten unanſtändig, die Sprache der Heiden anzunehmen, ſondern ſie haben auch eine eigene Regel, die ihnen verbietet, die Fabeln der Heiden mit den Wahrheiten des

Chriſtenthums zu vermengen. Es iſt leicht zu begreifen, meine Herren, daß Sie ſich durch eine ſolche Einſchränkung viele unnöthige Mühe aufbürden, und ihre Reden unzähliger Annehmlichkeiten berauben. Wohl hat demnach der Herr Profeſſor Philippi gethan, daß er alle dieſe abergläubige Regeln, auf eine heroiſche Weiſe, mit Füſſen getreten, und ſowohl durch Einmiſchung heidniſcher Begriffe, als durch deren liebliche Vermengung mit denen chriſtlichen, ſeiner Rede eine Zierde gegeben hat, die unausſprechlich iſt und alle, die ſie hören, oder leſen, ungemein vergnügen muß.

Ohne dieſe heldenmüthige Uebertretung der gemeinen Regeln würden wir nicht folgende anmuthige Stelle leſen. Es werden, ſpricht der Herr Profeſſor Philippi, *) aber dafür die unterirdiſchen Grotten mit dieſer neu ankommenden preiswürdigſten Göttinn beglückſeliget, und ſie wird von allen deren Inwohnern auf das ehrerbietigſte und zärtlichſte empfangen, darüber ſollten wir denn nun auch uns ſelbſt höchlich erfreuen, weil wir ja uns, gleich nach unſrer Gebuhrt, als Un-

*) S. die ſechs deutſchen Reden S. 23. 30.

terthanen des Reichs der Todten haben einschreiben laſſen, und deſſen oberſtem Beherrſcher, der nicht etwan, wie die blinden Heiden dichten, Pluto heißt, ſondern Jehova Zebaoth iſt, wir den Eid der Treue, und daß wir unſer Leben bloß von ihm zu Lehen tragen, allbereit abgeleget haben.

Was dünkt Ihnen, meine Herren, hätte der Herr Profeſſor Philippi wohl mit auserleſenen Worten von dem Einzuge ſeiner Heldinn in das Paradies reden, und ſie eine preiswürdigſte Göttinn nennen können, wenn er ſich nach denen Regeln der gemeinen chriſtlichen Redner hätte richten wollen? Hätte er wohl ſagen können, die unterirdiſchen Grotten, oder, chriſtlich zu reden, die Wohnungen der Seligen, würden durch die Ankunft der Königinn beglückſeliget, wenn ihm ſeine heroiſche Beredſamkeit zugelaſſen hätte, zu bedenken, daß es vielmehr ein Glück für ſeine preiswürdigſte Göttinn, daß ſie in die Schaar der Heiligen aufgenommen, und dieſe vollkommen glückſeligen Geiſter durch die Ankunft einer Königinn, wo anders unſer Glaube nicht irrig iſt, nicht glücklicher werden können? Aber ſolche Betrachtungen, womit ſich nur blöde Gemüther quälen, kommen einem heroiſchen Redner nicht in den Sinn. Unſer Herr

Profeſſor Philippi iſt weit über ſolche Kleinigkeiten erhaben; und wann ihn ſein heroiſcher Rednergeiſt treibet: ſo vergißt er gar, daß er ein Chriſt iſt. Es ſcheinet, er glaube, ein Redner müſſe, wie ein Staatsmann, ohne Weib, ohne Schaam, und ohne Religion ſeyn. Eine vortheilhafte Einbildung, wodurch der Herr Profeſſor Philippi zur Erkenntniß ſolcher Geheimniſſe gekommen, die auch denen Heiligſten unbegreiflich geblieben. Wenn der Herr Profeſſor Philippi den König von Polen nur von ferne ſiehet: ſo bekömmt er, durch dieſes Anſchauen ſeines allergnädigſten Landesvaters, ein Bild, wie die Auserwählten, durch das Anſchauen Gottes, am höchſten werden beglückſeliget werden. *) Er iſt glücklich. Aber nimmer würden ſo vortreffliche Worte aus ſeinem beredten Munde gegangen ſeyn, wenn er ſich erinnert hätte, daß, wie die gemeine Rede gehet, noch kein Auge geſehen, kein Ohr gehöret, und in keines Menſchen Herz kommen iſt, was Gott bereitet hat denen, die ihn lieben. Paulus, meine Herren, ward, wie Sie wiſſen, bis in den dritten Himmel entzückt, und kam ſo klug wieder, als er hingegan-

*) S. die ſechs deutſchen Reden. S. 37.

gen war. Was, meynen Sie, würde uns der Herr Profeſſor Philippi nicht vor ſchöne Sachen erzehlen, wenn ihm ein ſolches Glück begegnen ſollte, da er ſchon durch das bloſſe Anſchauen ſeines Landesvaters mehr gelernet hat, als Paulus im Paradieſe? Sollte man nicht aus ſeinen Worten ſchlieſſen, daß Paulus nur immer zu Hauſe bleiben, und die weite Reiſe ſparen können?

- - - Quod petis, hic est. *)

Da nun der Herr Profeſſor Philippi die gemeinen Meynungen der Chriſten ſo wenig achtet, wenn ſie ſeiner heroiſchen Einbildungskraft entgegen laufen; was iſt es denn Wunder, daß er die thörichten Regeln blinder Heiden verlachet? Weil ich weiß, meine Herren, daß Sie insgeſamt, wie es rechtſchaffenen Gliedern unſerer Geſellſchaft zuſtehet und gebühret, abgeſagte Feinde dieſer Regeln ſowohl, als der Regeln der geſunden Vernunft, ſind: ſo kann ich leicht vorher ſehen, wie ſehr ihre Hochachtung gegen den Herrn Profeſſor Philippi wird vermehret werden, wenn ich ihnen eine Stelle aus ſeinen Reden vor Augen lege, in welcher er dieſe Ihnen und mir ſo verhaßten

*) Horatius L. I. Ep. 1.

Regeln ſo heroiſch überſchritten hat, daß man darüber erſtaunen muß.

Belieben Sie demnach zu hören, wie er in der Lobrede auf den König in Polen von der Geneſung dieſes groſſen Prinzen redet. Doch da nunmehro, ſpricht er, dasjenige, was unſerm groſsmächtigſten und unüberwindlichen Könige den höchſt verdienten Ruhm der Unſterblichkeit einigermaßen noch ſtreitig zu machen ſchien, durch den gewaltigen Arm des Königes aller Könige völlig aus dem Wege geräumet worden. Ueberdieß das veränderliche Schickſal, das wohl eher die gröſten Potentaten völlig zu Boden geworfen, und von dem höchſten Gipfel der Ehren herabgeſtürzet hat, ſich nur ehedem an die Ferſe, als einen entbehrlichen Reſt von der geheiligten Perſon unſers Königs, wagen dürfen: ſo ſehen wir nunmehro mit Freuden, daß unſer theureſtes Oberhaupt weit über allen Wechſel der Zeit und des Glücks erhaben worden; hingegen alle unſere Glieder, Kräfte und Blutstropfen an ſich ein unzulängliches Löſegeld geweſen ſeyn würden, das Leben, die Geſundheit, und glückſeligſte Regiment unſers allerruhmwürdigſten Beherrſchers zu erhalten, wenn nicht, nach dem Rahte der heiligen

Wächter ſelbſt, Ihro Majeſtät uns noch länger wären geſchenket, und unſer einmüthiges Flehen dadurch gnädigſt von Gott erhöret worden *).

Sie ſehen, meine Herren, daß der Herr Profeſſor Philippi ſich in dieſer Stelle ſo heroiſch gebehrdet, als er ſonſt noch nicht gethan hat. Er ſcheuet ſich nicht, gleich zu Anfange dem ganzen menſchlichen Geſchlechte ins Angeſicht zu widerſprechen; indem er ſich nicht undeutlich merken läſſet, er glaube, daß ein Menſch ewig leben könne. Er ſpricht: es ſey dasjenige, ſo dem Könige den höchſtverdienten Ruhm der Unſterblichkeit noch einigermaßen ſtreitig gemacht, nunmehro aus dem Wege geräumet. Der wahre Sinn dieſer Worte kann auf gut deutſch kein anderer ſeyn, als daß der König, da er dieſesmal wieder geſund worden, nunmehro gar nicht ſterben, ſondern ewig leben werde.

O was wollte ich nicht darum geben, daß dieſes wahr wäre! Billig ſollten ſolche Könige, als derjenige, den der Herr Profeſſor Philippi lobt, nicht ſterben. Und wir hätten Urſache uns zu freuen, wenn der Herr Profeſſor Philippi ein

*) S. die ſechs deutſchen Reden. S. 53. 54.

ſo wahrhafter Prophet wäre, als er ein heroiſcher Redner iſt, der, nach den Regeln ſeiner Kunſt, Dinge ſagen muß, die nicht geſchehen können, und die kein Menſch glaubt. Aber ſo ſehen wir wohl, daß der Herr Profeſſor Philippi hier nicht hat weiſſagen, ſondern nur durch ſeine wunderbare Ausdrückungen uns von der Natur der heroiſchen Beredſamkeit einen Begriff geben wollen.

Er hat ſeinen Zweck völlig erreichet. Was iſt wohl heroiſcher, als ſich der ganzen Welt entgegen ſetzen, und alle Einrede der geſunden Vernunft und Erfahrung großmüthig in den Wind ſchlagen?

Wie kannſt du demnach verlangen, o! ekeler und eigenſinniger Longin, daß der Herr Profeſſor Philippi ſich nach deinen critiſchen Grillen richten ſollen? Verdenke es, ſo lange du willt, dem Theopompus, daß er eine prächtige Beſchreibung der Ankunft eines Königes von Perſien in Egypten durch die ohne Noht aufgethürmte Berge von geſalzenem Fleiſche verdorben hat *). Der Herr Profeſſor Philippi muß freye Hände haben. Dieſem groſſen Manne ſtehet es frey, von groſſen

*) Longinus de ſublimi Cap. XXXIV.

und geringen Sachen durch einander, nach eigenem Belieben, bald hoch, bald niedrig, zu reden. Er iſt befugt, von der Zehe ſeines Königes zu ſprechen, wann es ihm gut dünkt. Er kann ſagen: „Daß das veränderliche Schickſal, das wohl eher die größten Potentaten völlig zu Boden geworfen, und von dem höchſten Gipfel der Ehren herab geſtürzet hat, ſich nur ehedem an die Zehe, als einen entbehrlichen Reſt von der geheiligten Perſon des Königes, wagen dürfen.“ Niemand wundere ſich, daß der Herr Profeſſor hier zu einer Zeit, da er recht prächtig ſchreiben will, von der kranken Zehe eines Königes ſpricht. Ich bin verſichert, daß der Herr Profeſſor Philippi kein Bedenken tragen würde, nach Beſchaffenheit der Umſtände, auf die prächtigſte Art von Verſtopfungen und Cliſtiren zu reden. Dieſes erfordern die Regeln einer natürlichen Beredſamkeit: Und mich deucht, daß dieſes Steigen und Fallen einer Rede eine groſſe Anmuht giebt, und füglich mit denen Diſſonanzen in der Muſic verglichen werden könne. Laß demnach, o theurer Philippi, die ekele Welt die Naſe rümpfen. Laß den längſt vermoderten Grillenfänger Longin ſchwatzen, was er will. Behaupte du deine Rechte: Rede, wie es einem

einem natürlichen, männlichen und heroiſchen Redner zuſtehet, und ſcheue den Teufel nicht.

Mich deucht, meine Herren, ich ſehe aus Dero huldreichen Augen die ſtille Zufriedenheit hervorleuchten, mit welcher Sie die Seltenheiten betrachten, die ich Ihnen vorzutragen die Ehre habe. Verzeihen Sie mir demnach, daß ich ſie darinnen ſtöhre, und durch einen etwas verdrießlichen Vortrag unruhigere Bewegungen in ihren huldreichen Herzen errege.

Es giebt Leute, meine Herren, die, weil ſie nicht ergründen können, warum der Herr Profeſſor Philippi dieſe Zehe, von welcher er redet, einen entbehrlichen Reſt genennet hat, die Ausdrückung entſetzlich aushöhnen. „Ein Reſt,“ ſprechen ſie, „iſt dasjenige, das von einer verlohrnen oder vernichteten Sache übrig bleibet. Wenn alſo der Herr Profeſſor Philippi nicht im höchſten Grade kauderwelſch reden will: ſo muß er behaupten, daß von ſeinem Könige nichts mehr, als die eine Zehe übrig ſey. Glaubt er das nun: ſo ſtehet es ihm ſehr übel, daß er dieſen Reſt eines groſſen Königes einen entbehrlichen oder unnützen Reſt nennet. Er müßte auf dieſem Fall die noch

übrige Zehe ſeines Landesvaters in Spiritus legen, und als eine köſtliche Reliquie bewahren.“

Die höhniſchen Gebehrden, meine Herren, welche ich jetzo an Ihnen wahrnehme, laſſen mich hoffen, Sie werden ſich über ſolche läppiſche Spöttereyen nicht ſo ſehr ärgern, als ſich über die Urheber derſelben erbarmen. Leute, meine Herren, die ihrer verderbten Vernunft zu viel Gehör geben, ſind wahrlich zu beklagen, und die Vermeſſenheit, mit welcher ſie auch von Sachen urtheilen, die ſie nicht verſtehen, und alles, was ihnen etwan zu hoch iſt, als ungereimt verwerfen, iſt dadurch ſchon genug beſtrafet, daß ſie desjenigen Vergnügens entbehren müſſen, welches eine ſtille und demüthige Bewunderung erhabener und unbegreiflicher Ausdrückungen mit ſich führet.

Wenn wir, meine Herren, das Unglück hätten, dieſen Leuten gleich zu ſeyn, würden wir denn wohl in den Reden des Herrn Profeſſor Philippi ſo viele Süßigkeiten finden? Was würden uns nicht vor verdrießliche und ſchwermüthige Gedanken aufſteigen, wenn wir leſen: und wahrlich, da ein jeder treu- geſinneter ſächſiſcher Unterthan ſein Herz gleichſam auf den Weg leget, den Ihro Majeſtät zu nehmen allerhöchſt geſonnen, damit

Selbe, als führen ſie auf lauter Herzen ihrer getreuen Unterthanen dahin, und als würden Sie von ſelbigen unterwegs getragen, in höchſterwünſchtem Wohl zurückkehren, und ſo oft Sie, unter währender Reiſe, Ruheſtatt halten, auf eben ſolchen getreuen Herzen ihrer Unterthanen, als einem gar ſanften Küſſen, Sich zu lagern geruhen mögen: ſo läßt die ſchnelle Durchfahrt Ihro Majeſtät in allen unſern Herzen weit kenntbarlichere Fußſtapfen Ihro allerhöchſt gewürdigten Durchreiſe durch hieſige Lande, als der größte Steuermann auf der See zu erhalten nicht vermag, wenn er gleich, auf Schiffen vom erſten Range, die Waſſer mit dem Ruder durchſchnitten, und einige bald verſchwindende Spuhren ſeiner Durchfahrt hinterlaſſen *). Wir würden über den ſo koſtbar gepflaſterten Weg erſtaunen, und ich weiß nicht was dawider einzuwenden haben. Wir würden nicht begreifen können, wie der Herr Profeſſor Philippi Ihro Majeſtät zumuhten mögen, allemal, wenn Sie Ruheſtatt hielten, aus der Kutſche zu ſteigen, und ſich auf die auf den Weg gelegte Herzen zu lagern. Noch weniger

*) S. die ſechs deutſchen Reden. S. 63. 64.

würden wir begreifen können, was er verlanget, wenn er ſpricht, der König ſolle ſich auf den Herzen ſeiner Unterthanen lagern, als führe er auf lauter Herzen derſelben dahin, und würde von ſelbigen unterwegs getragen. Es würde uns ſchwer fallen, mit dieſem Lagern die ſchnelle Durchfahrt zu reimen. Es würde uns vorkommen, als gäbe der Herr Profeſſor Philippi uns von der Tiefe der Fußſtapfen ſo der König in den Herzen ſeiner Unterthanen hinterlaſſen, einen gar geringen Begriff, indem er nichts mehr ſagt, als ſie würden nur kennbarer ſeyn, als die Spuren eines Schiffes im Waſſer, welche Salomon für ſo unſichtbar gehalten, daß er daher des Schiffs Weg auf dem Meere unter die Dinge gerechnet hat, die er nicht wiſſe. Wir würden uns wundern, warum der Herr Profeſſor des Steuermanns, und noch dazu des gröſſeſten Steuermanns, Meldung gethan: da doch gewiß, daß der Steuermann, er ſey ſo geſchickt, als er wolle, nichts zu denen Spuren beytrage, die ein Schiff im Waſſer hinterläſſet. Wir würden nicht ergründen können, was der Herr Profeſſor mit den Schiffen vom erſten Range haben wolle. Wir würden nicht begreifen können, warum er dieſe Schiffe mit Ru-

dern verſchen, und was doch immer der arme Steuermann ihm müſſe zuwider gethan haben, daß er ihn ohne alle Barmherzigkeit zur Ruderbank verdammet, und auf ſeine neue Galleere geſchmiedet. Mit einem Worte, meine Herren, wir würden in dieſer, an ſich ſo ſchönen, Stelle nichts, als Verwirrung, und einen verdrießlichen und unerträglichen Galimathias finden.

Aber, meine Herren, ſo ſind wir ganz anders geſinnet. Wir entſchlagen uns ſo böſer Gedanken. Wir glauben einfältiglich, daß unter ſo widerſinnigen Gedanken und ſo unbegreiflichen Worten die gröſſeſte Weisheit verborgen liege. Wir verlachen nicht, was unſere Begriffe überſteiget: und wir befinden uns wohl dabey.

Ich erſuche Sie, meine Herren, betrachten Sie mit ſo gläubiger Ehrfurcht die folgenden Reden des Herrn Philippi. O was werden Sie nicht vor herrliche Dinge in ſelbigen finden! Sie werden mit Vergnügen gewahr werden, wie der Herr Philippi in ſeiner Antrittsrede, die er als auſſerordentlicher Profeſſor der deutſchen Beredſamkeit gehalten, alle Schätze ſeiner philoſophiſchen und politiſchen Weisheit aufgethan, und verſchwenderiſch ausgeſtreuet hat. Sie werden ſich

wenig bekümmern, ob dieſe Weisheit an dem rechten Ort angebracht ſey, oder nicht, und zufrieden ſeyn, wenn Sie allenthalben nützliche Wahrheiten finden, welche Ihnen um ſo viel angenehmer ſeyn müſſen, je unvermuhteter der Herr Philippi Sie damit überfällt.

Wie werden Sie ſich nicht freuen, wenn Sie ſo unverhofft in dieſer vortreflichen Antrittsrede einen vollkommenen Abriß eines wohleingerichteten Staats antreffen? *) Wie wird ſie nicht die ſo gelehrte, tiefſinnige und nach den Regeln der Vernunft, Beſcheidenheit und Gelindigkeit angeſtellte Betrachtung über den Urſprung und die Bedeutung des Vivatrufens, und des damit verknüpften Wörtleins Hoch! ſamt der ſo glücklich entdeckten Etymologie des Worts: Mucker, erquicken **) Sie werden ſich freuen, daß der Herr Profeſſor Philippi die jenaiſchen Studenten, ihrer unanſtändigen Aufführung wegen, auf eine ſo ſcharfſinnige und feine Art durchgehechelt

*) S. die ſechs deutſchen Reden. S. 120. und folg.

**) Ebend. S. 106 — 117. zumal da dieſes, wie der Herr Profeſſor Philippi S. 117. gar wohl anmerket, eine Materie iſt, die ſonſt wenig, oder gar nicht vorkommt.

hat *): Und ſie werden in eine angenehme Beſtürzung gerathen, wenn Sie ſehen, wie beweglich der Herr Profeſſor Philippi, zum Beſchluſſe, ſeinen alten drey und ſechszigjährigen Vater anredet **). Ja, was ſoll ich von dem artigen Neujahrswunſche ſagen, den der Herr Profeſſor Philippi an ſeine hochwehrteſte Eltern, als derſelben gehorſamſter andrer Sohn, ſchriftlich abgeſtattet hat? Leſen Sie ihn, meine Herren, mit gehöriger Andacht und Demuht: ſo werden Sie befinden, daß er den Reden des Herrn Profeſſor Philippi an Schlauheit und Vortrefflichkeit nicht allein nichts nachgiebt, ſondern ſie auf gewiſſe Maaſſe übertrift. Er iſt voll hoher Gedanken. Ich will Ihnen, meine Herren, mit Dero Erlaubniß, einen kleinen Vorſchmack davon geben.

Fällt mir eben, ſpricht der Herr Profeſſor ***), der Gedanke ein, wo wir wohl heute über tau-

*) S. die ſechs deutſchen Reden. S. 110. und folg.

**) Ebend. S. 136. und folg. Ich habe nachher erfahren, daß viele, welche von der heroiſchen Beredſamkeit keinen Begriff haben, dieſes dem Herrn Profeſſor als eine Schwächheit auslegen wollen.

***) Ebend. S. 150.

ſend Jahr ſeyn dürften: ſo leget eine unſträfliche Unwiſſenheit mir zwar ein ehrerbietiges Stillſchweigen auf, daß ich dieſes nicht ſagen könne; gleichwohl, wenn heute vor tauſend Jahren etwan einige unſrer Vorfahren auch ſo gedacht hätten: ſo würden wir ihnen nunmehro die Antwort leicht geben können, wo ſie wären, und wie wir ſelbigen in der Reihe nachgefolget. Herrliche Gedanken! Aber noch weit mehr iſt die Demuht und Beſcheidenheit des Herren Profeſſors zu bewundern, der ſich nicht unterſtehet, auf eine ſo hohe Frage zu antworten.

Glaube mir, unvergleichlicher Philippi, eine ſolche Sittſamkeit ſtehet einem Manne von deinen Verdienſten nicht wohl an. Verſtelle dich, ſo viel du willt. Wir wiſſen doch wohl, wer du biſt, und was du vermagſt. Du wirſt uns nimmer weiß machen, daß du auf die Frage, ſo du aufwirfſt, nicht antworten könneſt. Indem du geſteheſt, es würde dir leicht ſeyn, einem unſrer Vorfahren auf dieſe Frage Beſcheid zu geben: ſo haſt du deine wichtige Frage ſchon entſchieden. Quäle demnach deine Verehrer nicht ferner, durch eine Beſcheidenheit, die ſich nur für Leute von mittelmäßigen Verdienſten ſchicket, und

nimm dasjenige Weſen an, ſo groſſe Leute noch ehrwürdiger macht.

. . . sume superbiam
Quaesitam meritis . . . *)

Ich würde Sie gröblich beleidigen, meine Herren, wenn ich nicht von ihnen allerſeits glaubte, daß Sie den Rahr, welchen ich hier dem Herrn Profeſſor Philippi gebe, billigen. Sie erkennen alle die wunderbaren Eigenſchaften dieſes groſſen Mannes, der in unſern Tagen aufgeſtanden iſt, die deutſche Beredſamkeit auf einen ganz andern Fuß zu ſetzen. Sie erkennen, ſage ich, ſeine Verdienſte; aber Sie erkennen ſie nur halb, dafern Sie nur das wenige an ihm bewundern, das ich von ihm geſagt habe. Ich übergehe eine gute Anzahl derer Schönheiten, die in ſeinen Reden zu finden, mit Stillſchweigen; und wenn ich ſie gleich alle, ohne eine einzige auszulaſſen, nach der Reihe hergezählet, und durch alle Kunſtgriffe der Redekunſt in das helleſte Licht geſetzet hätte: ſo würde doch noch die Hälfte ſeiner Vortrefflichkeiten verborgen bleiben.

Ich habe den Herren Profeſſor Philippi nur

*) Horatius Lib. III. Od. 30.

als einen groſſen und ganz beſondern Redner vorgeſtellet. Aber, meine Herren, er iſt noch mehr als das. Er iſt auch ein Poet. Ich berufe mich desfalls auf das vortrefliche Heldengedicht, das er verfertiget hat, und bedaure nichts mehr, als daß mir die Zeit nicht vergönnet, mich in demſelben gebührend umzuſehen. O! was wollte ich Ihnen für Herrlichkeiten zeigen! Aber, meine Herren, ich mache mir ein Gewiſſen, ihrer Geduld zu mißbrauchen. Wie aufmerkſam Sie mir auch bisher zugehöret haben, und wie feſt ich auch verſichert bin, daß alles, was man Ihnen von einem Manne, den Sie ſo hoch ſchätzen, vorſaget, Ihnen ein unausſprechliches Vergnügen giebt: ſo muß ich doch beſorgen, durch die Weitläuftigkeit, wozu mich die entſetzliche Menge, der in dem Heldengedichte des Herrn Profeſſor Philippi enthaltener poetiſchen Seltſamkeiten *), verleiten würde, Ihnen verdrießlich zu fallen, ja

*) Ich ziele hier auf eine Sammlung unterſchiedlicher finnreicher Gedichte, ſo unter dieſem Titel heraus gekommen. Derjenige, ſo dieſe Sammlung beſorget, würde ſeinem Werke keine geringe Zierde geben, wenn er auch dem Heldengedichte des Herrn Profeſſor Philippi einen Platz in ſelbigem gönnen wollte.

ſelbſt meiner Geſundheit Schaden zu thun. Denn, meine Herren, ich würde mit der bloſſen Erzehlung derſelben heute nicht zu Ende kommen. Das, was der Herr Profeſſor Philippi in ſeinem Heldengedichte von einem Naturaliencabinet ſchreibet, ſchickt ſich, mit einer kleinen Veränderung, gar wohl hieher, und ich kann mit Fug ſagen:

Nennt in der Poeſie mir irgend eine Art
Von Raritäten, die nicht da gefunden ward.
Soll ichs von Stück zu Stück mit Namen nur beſchreiben,
Ich müßte wenigſtens ein ganz Jahr drüber bleiben *).

Ich begnüge mich demnach, nur überhaupt zu ſagen, daß die Poeſie des Herrn Profeſſor Philippi ſo heroiſch iſt, als ſeine Beredſamkeit. Es iſt eine Luſt anzuſehen, wie wenig er die unnützen Regeln beobachtet, wodurch man heutiges Tages die Dichtkunſt ſo ſchwer machet. Er giebt ſich alle Freyheiten, die einem Manne von ſeiner Art zukommen können. Abſchnitt, Sylbenmaaß und Füſſe ſind bey ihm gar verächtliche Sachen, und ſeine einzige Sorge gehet auf das einige Nohtwendige in der Poeſie, ich meyne den Reim. Dieſes muß ihm nohtwendig die Hochachtung aller Kenner erwerben, die den Sinn des Sprich-

*) S. das Heldengedicht. S. 13.

worts: in fine videbitur cujus toni, gebührend einſehen, und, nach Art der Ochſenkäufer, aus dem Hintertheile eines Verſes von deſſen Güte zu urtheilen wiſſen.

Was ich bisher geſagt, betrift nur die äuſſerliche Geſtalt dieſes wunderbaren Heldengedichts. Sieht man nun daſſelbe nach ſeiner innerlichen Beſchaffenheit an: ſo muß man nohtwendig in die äuſſerſte Verwunderung gerahten.

Es iſt eine gemeine Sage, meine Herren, daß die Poeten nicht gemacht, ſondern gebohren werden. Ich kann nicht leugnen, die Gedichte unterſchiedener Poeten haben mir dieſe ſo gemeine Einbildung verdächtig gemacht; aber durch das Heldengedicht des Herrn Profeſſor Philippi bin ich von dem Ungrunde derſelben völlig überführet worden. Man kann mit Händen greifen, meine Herren, daß der Herr Profeſſor kein gebohrner Poete ſey. Ein jeder Vers ſeines Heldengedichts zeiget von der groſſen Gewalt, die er ſeiner Natur anthun müſſen, um dieſe Probe ſeiner Geſchicklichkeit, und dieſen Vorwurf unſerer Bewunderung, hervor zu bringen. Dieſe Erkenntniß, meine Herren, erhöhet die Begriffe unendlich, die wir ſchon von dem Herrn Philippi, und ſeinem

auſſerordentlichen Geiſte haben. Wer muß nicht über den Fleiß, die Mühe, und das Nachſinnen erſtaunen, die es den Herrn Profeſor Philippi gekoſtet hat, ſich eine Geſchicklichkeit zu erwerben, welche die Natur, die ſonſt gegen ihn ſo verſchwenderiſch geweſen, aus einem Eigenſinne, den ich nicht begreifen kann, ihm verſaget hatte?

Auf dieſe Art ein Poete werden, iſt weit rühmlicher, als wenn man dieſe Eigenſchaft einem natürlichen Geſchicke zu danken hat. Ich muß immer lachen, meine Herren, wenn ich den Ovidius und Canitz, ihrer Poeſie wegen, rühmen höre, die doch beyde aufrichtig geſtanden, daß ſie von Jugend auf einen unüberwindlichen Trieb zum Dichten bey ſich geſpühret haben. Es iſt groß Wunder, daß man auch nicht an ihnen lobet, daß ſie gegeſſen haben, wenn der Hunger ſie geplaget. Dieſer Trieb zum Eſſen war ihnen nicht mehr natürlich, als die Neigung und Geſchicklichkeit zur Poeſie.

Die beſte Eigenſchaft, meine Herren, zu welcher wir nichts beytragen, kann uns nicht zum Ruhme gereichen. Es haben ſchon andre angemerket, daß derjenige, der, um den Cato recht groß zu machen, ſagte: Cato habe nicht anders

gekonnt, als Gutes thun *), ſich ſchlecht um denſelben verdient gemacht hat; und Socrates würde nicht die Hälfte der Hochachtung verdienen, die man jetzo für ihn heget, wenn nicht ſein eigen Geſtändniß, daß ſein Naturell grund-böſe, und ſeine Tugend gekünſtelt ſey, ſeine Weisheit ſo bebewunderungwürdig gemachet hätte.

Was vor Lob verdienet demnach nicht die ſo ſehr gekünſtelte und unnatürliche Poeſie des Herrn Profeſſor Phlippi? und was vor Ehrerbietung ein ſo groſſer Poet? Ich weiß, meine Herren, diejenige, die Sie gegen ihn hegen, iſt ſo groß, als es ſeine Verdienſte erfordern.

Ja, groſſer Dichter, wir verehren dich, als einen Mann, der in ſeiner Art der einzige iſt. Fahre nur fort, deine matte Fähigkeit zum Denken und zum Dichten, über welche du klageſt **), mit Nachdruck zu beſtreiten; zeige der Welt, daß Horaz ein Geck geweſen, da er geſchrieben:

Tu nihil invita dicas faciasve Minerva ***).

Dein Heldengedicht lehret uns, daß man, auch

*) Vellejus Paterculus Lib. II. Cap. 35. nunquam recte fecit, videretur, sed quia aliter non poterat.

**) S. das Heldengedicht S. 5.

***) Horatius de Arte poetica.

ohne der Minerven Wiſſen und Willen, in der Dichtkunſt groß ſeyn könne: und dir, chriſtlicher Philippi, ſtehet es vor andern wohl an, dieſer heidniſchen Göttinn zum Poſſen, ein Handwerk zu treiben, dazu du nicht gebohren biſt. Schreib demnach, unvergleichlicher Dichter, und ſchone kein Papier. Die Schaar der Muſen giebt dir von den zehn tauſend Ballen, die ſie geſchenkt bekommen hat *), gern einige Ballen wieder zurücke. Kehre dich nicht daran, wenn deine verderbte Vernunft dir zuruft: Schreibe nicht! oder wenn andere über deine Verſe ſpotten. Jenes iſt eine Anfechtung, die Leute deiner Art leicht überwinden; und dieſes ein Unfall, den du mit vielen vortreflichen Dichtern gemein haſt. Die Geſellſchaft der kleinen Geiſter wird darum eben ſo wenig von der Hochachtung gegen dich etwas fallen laſſen, als du ſelbſt, und dich alle Zeit, du magſt wollen oder nicht, als ein Mitglied anſehen, das ihr die meiſte Ehre bringet.

Ich ſcheue mich nicht, meine Herren, dieſes in Ihrer aller Namen zu verſprechen. Sie werden mich nicht zum Lügner werden laſſen. Dero huldreicher Anblick verſichert mich, daß ich nichts

*) S. das Heldengedicht. S. 16.

gesagt habe, das Sie nicht genehm halten, und, wo es mir erlaubt ist, von unserer ganzen Gesellschaft nach denenjenigen Regungen zu urtheilen, die ich selbst empfinde: so weiß ich gewiß, daß dieselbe über die Erhebung des Herrn Philippi zur Profeßion der deutschen Beredsamkeit eine Freude empfindet, die allen Verdruß weit überwieget, den die fruchtbare Schaar ihrer Widersacher derselben verursachet. Sie vergisset darüber all ihres Leides; und wo etwas ist, das ihr Vergnügen mangelhaft machet: so ist es der schwache Gesundheitszustand des Herrn Professor Philippi.

Ich sehe mit Bestürzung, meine Herren, daß der Herr Professor Philippi den Ohnmachten so sehr unterworfen ist. Die eine verursachte ihm der bloße Anblick eines königlichen Bildnisses, und die andere wandelte ihm in der Gedächtnißrede auf die Königinn in Polen an. Es ist gewiß, meine Herren, daß, wenn ihm nicht das erstemal seine damals gegenwärtige leibliche Frau Mutter, nebst dem redlichen Herrn Commißionsrath und Kraisamtmann Fleuter aufgerichtet *), und das anderemal die geschäf-

*) S. die sechs deutschen Reden S. 40.

ſchöpfige Mitleidenheit einiger annehmlichſten Kinder durch einen kräftigen Balſam wieder zu recht gebracht hätte *): ſo würden die unterirdiſchen Grotten durch die Ankunft eines groſſen Redners und Poeten beglückeliget ſeyn, mit welchem jetzo das Reich der Lebendigen noch pranget. Aber, meine Herren, da es nicht zu glauben, daß ein Mann, der zu groſſen Dingen gebohren iſt: ſo bald den Weg alles Fleiſches gehen werde, ſo hoffe ich, daß die Vorſtellung ſeiner Sterblichkeit nicht fähig ſeyn wird, unſere gegenwärtige Zufriedenheit zu ſtöhren, und uns zu verhindern, einander auf die Geſundheit des Herrn Prof. ſor Philippi in gebührender Maaſſe und ehrerbietigſter Beſcheidenheit eines zu zubringen **). Sie kann uns vielmehr antreiben, unſere Wünſche für das lange Leben eines unentbehrlichen Mannes zu verdoppeln.

Lebe demnach, theurer Philippi, und vollende das groſſe Werk, das du angefangen haſt. Zerſtöhre das Reich der falſchen Beredſamkeit, und erweitere, nach der Gelegenheit, die dir dein Amt giebt, die Gränzen unſerer Geſellſchaft, die dich

*) S. die ſechs deutſchen Reden. S. 25. **) Ebend. S. 25.

als ihren Augapfel hoch hält. Laß die Spötter immerhin ſchwatzen: Man habe dich zu einem auſſerordentlichen Bekenner der deutſchen Beredſamkeit erkohren, um durch dein lehrreiches Beyſpiel die Jugend auf eben die Art beredt zu machen, als die alten Lacedämonier ihre Kinder durch das Exempel trunkener Knechte zu Mäßigkeit anführten. Diejenigen welche wiſſen, wie unentbehrlich du der Welt biſt, werden nicht aufhören, für dein Wohlſeyn zu ſeufzen, und die Geſellſchaft der kleinen Geiſter, die dich als ihre vornehmſte Stütze und ihren einzigen Troſt in dieſen betrübten Zeiten anſiehet, wird nicht müde werden, deinen Ruhm bey aller Gelegenheit auszubreiten.

Was ich ſage, meine Herren, das denken Sie; und weil ich nun deſſen verſichert bin: ſo vermag ich dieſer meiner geringfügigen Rede, deren hochgeneigte Aufnahme, und Bedeckung der untergelaufenen Fehler, mir nochmalen gehorſamſt und ergebenſt ausbitte, keinen beſſern Schluß zu machen, als damit ich angefangen habe *). Es lebe der Herr Profeſſor Philippi! Hoch!

D I X I.

*) S. die ſechs deutſchen Reden S. 1ſt.

Unparteyische

Unterſuchung der Frage:

Ob

die bekannte Satyre,

Briontes der Jüngere,

oder

Lobrede

auf den

Herrn D. Johann Ernſt Philippi,

Profeſſor der deutſchen Wohlredenheit auf der Univerſität Halle,

mit

entſetzlichen Religionsſpöttereyen

angefüllet,

und eine ſtrafbare Schrift ſey?

Bey welcher Gelegenheit zugleich augenſcheinlich gezeiget wird, daß der Herr Profeſſor Philippi die Schrift:

Gleiche Brüder, gleiche Kappen ꝛc.

unmöglich gemacht haben könne.

Leipzig, 1755.

BOILEAU.

Qui méprise Cotin n'estime point son Roi,
Et n'a, selon Cotin, ni Dieu, ni foi, ni loi.

Eingang.

Sich in fremde Händel mischen, und um Sachen bekümmern, die einen nicht angehen, das wird von allen klugen Leuten für ein so vorwitziges Unternehmen gehalten, dem die Reue auf dem Fusse zu folgen pfleget. Diese Betrachtung sollte mich bewegen, meine Gedanken über die Frage, welche ich zu untersuchen willens bin, bey mir zu behalten: Allein die Unschuld vertreten, und die Irrenden auf den rechten Weg bringen, das ist eine Pflicht, der ein Vernünftiger sich nicht entschlagen kann. Und daher deucht mich, ich werde nicht übel thun, noch von Leuten, die Vernunft und Billigkeit lieben, eines Vorwitzes, oder einer Verwegenheit beschuldiget werden, wenn ich von denen Urtheilen, die über die im vorigen Jahre unter dem Titel: Briontes der Jüngere, oder Lobrede auf den Herrn Professor

Philippi, herausgekommene Satyre gefället worden, auf eine unparteyische und bescheidene Art, meine Meynung sage.

Endzweck dieser Schrift.

Ich setze voraus, daß alle diejenigen, welche sich die Mühe nehmen werden, gegenwärtige Schrift durchzublättern, auch die Satyre, so mir Gelegenheit gegeben hat, dieselbe zu verfertigen, gelesen haben. Sie werden also wissen, daß in Halle ein Professor der deutschen Wohlredenheit ist, der Philippi heißt; daß dieser, um seine Geschicklichkeit zu zeigen, sechs deutsche Reden durch den Druck bekannt gemacht; und daß ein Ungenannter, dem diese Reden nicht gefallen, eine ziemlich scharfe Satyre, unter dem Namen einer Lobrede, wider den Herrn Professor Philippi heraus gegeben hat.

Ich glaube daher, es werde nicht nöthig seyn, daß ich meinen Lesern von dem Endzwecke und der Beschaffenheit dieser Satyre eine weitläuftige Nachricht gebe, der sie leicht entbehren können. Mein Zweck ist nur, zu untersuchen, ob die widrigen Urtheile, welche von derselben gefället worden, gegründet sind oder nicht.

Ein Einwurf und deſſen Beantwortung.

Ich ſehe vorher, daß viele meiner Leſer denken werden, dieſes ſey eine unnöthige Arbeit: Sie werden ſich einbilden, eine Schrift die ſo wohl aufgenommen worden, könne ſolchen Urtheilen unmöglich unterworfen ſeyn, und können mich alſo leicht für einen Menſchen halten, der mit ſeinem eigenen Schatten kämpft. Allein alle diejenigen, die dieſe Gedanken haben, müßen mir erlauben, ihnen zu ſagen, daß ſie ſich in ihrer Meynung betriegen, und daß eine Satyre, ſie mag ſo wohl gerahten ſeyn, und mit ſo vieler Begierde geleſen werden, als ſie immer will, dennoch einer weit ſchärfern Cenſur unterworfen iſt, als irgend eine andere Schrift.

Satyren mißfallen den meiſten.

Ich geſtehe, wenn man bedenket, daß die Menſchen ungemein geneigt ſind, ſich über den Unfall ihres Nächſten zu erfreuen: ſo ſollte man glauben, eine, auch nur mittelmäßige Satyre müſſe allemal mit allgemeinem Beyfalle aufgenommen werden. Aber dieſer Schluß iſt trieglich, und die Erfahrung giebt es, daß eine Satyre, ſie mag auch noch ſo wohl geſchrieben ſeyn, den meiſten

mißfalle, und daß der Verfaſſer derſelben, auch ſo gar von denen, welche ſeine Schrift mit Luſt leſen, und dieſelbe loben, dennoch getadelt werde.

Denn obgleich die luſtigen Einfälle, welche eine Satyre beliebt machen, alle Leſer kützeln, und zum Lachen gleichſam zwingen: ſo gehet doch dieſes Lachen den meiſten eben ſo wenig von Herzen, als dasjenige, ſo durch eine leibliche Kützelung verurſachet wird. Die Empfindung, welche in unſerm Cörper entſtehet, wenn er gekützelt wird, iſt einer ſehr zweydeutigen Natur, und, wie angenehm ſie auch ſcheint, mit einer Art des Schmerzes untermiſchet. Mit der geiſtlichen Kützelung hat es eben die Bewandniß, und das Vergnügen, daß eine Satyre ihren Leſern giebt, iſt faſt allemal mit einem heimlichen Verdruſſe vergeſellſchaftet.

Die Urſachen davon: 1) der Wahn, daß ſich ein Spötter gar zu viel einbilde.

Die Urſachen dieſes Verdruſſes ſind nicht ſchwer zu errathen. Die erſte iſt der gemeine Wahn, daß einer, der ſich klug genug dünket, andere zu tadeln, eine groſſe Einbildung von ſich ſelbſt haben, und ſich allein für weiſe halten müſſe.

Ich unterſuche hier nicht, ob dieſer Wahn gegründet ſey: Ich merke nur an, daß ein ſolcher Wahn ungemein geſchickt iſt, ſolche Bewegungen in den Herzen derer, die eine Sache leſen, zu erregen, wodurch ſie verhindert werden, dieſelbe unpartheyiſch zu beurtheilen.

Der Hochmuht iſt zwar allemal eine verhaßte Eigenſchaft; nimmer aber unerträglicher, als wann er von denjenigen Einbildung herrühret, die ein Menſch von ſeinem eigenen Verſtande hat. Denn in Anſehung des Verſtandes gönnt keiner dem andern den Vorzug. Niemand iſt mit dem Seinen übel zufrieden, und kann alſo denjenigen nicht anders, als mit ſcheelen Augen, anſehen, von dem er glaubt, daß er thöricht genug, ſich allein für klug zu halten. Die Satyrenſchreiber haben das Unglück, daß der gröſſeſte Hauſe dieſes von ihnen argwohnet, und folglich muß nohtwendig die Zahl derer ſehr groß ſeyn, die einen heimlichen Widerwillen gegen ſie hegen. Ein jeder ſiehet leicht, was dieſer Widerwille, natürlicher Weiſe, vor Wirkungen haben müſſe, und daß es gar kein Wunder, wenn ſich die meiſten dadurch verleiten laſſen, von den Abſichten und von dem Verfahren der Spötter aufs ſchlimmſte zu urtheilen.

a) Das Mitleiden mit den Thoren.

Es wäre ein Glück für diejenigen, die Satyren schreiben, wenn die Urtheile über ihre Schriften nur allein aus dieser Quelle flöſſen, und es nicht Leute gebe, deren Mißfallen über eine Satyre noch aus einer andern Urſache herrührete. Allein ſo zeigt es die Erfahrung, daß ein unvernünftiges Mitleiden mit denen Thoren, die in einer Satyre lächerlich gemacht werden, den meiſten auch die glücklichſten Einfälle und unſchuldigſten Reden verhaßt und verdächtig mache.

Urſachen dieſes Mitleidens: 1) die Menge der Thoren.

Man darf nicht lange nachſinnen, woher doch immer dieſes Mitleiden entſtehe. Eine Satyre greift allemal eine gewiſſe Art der Thorheit an, und macht diejenigen lächerlich, welche damit behaftet ſind. Dieſes muß nothwendig vielen nicht anſtehen, weil die Menge der Thoren unzählig iſt. Es iſt demnach etwas gar natürliches, daß derjenige, der in einer Satyre angegriffen wird, einen gröſſern Anhang findet, als derjenige, der ſie geſchrieben hat. Dieſer iſt ein gemeiner Feind, und jener ein bedrängtes Brüderchen, deſſen

Nohtſtand ein jeder zu Herzen nimmt. Wie muß es alſo dem frechen Spötter, der in der Perſon desjenigen, wider welchen er ſeinen Gift ausgelaſſen, ſo viele ehrliche Leute beleidiget hat, nicht ergehen, und wie kann man mit Vernunft hoffen, daß man, einiger luſtigen Einfälle halber, ſeine Schmähſchrift nicht aufs ſchärfſte richten werde.

Quum sibi quisque timet, quamquam est intactus, et odit *).

a) das böſe Gewiſſen der Leſer.

Das Gewiſſen iſt ein wunderlich Ding. Man denkt: heute mir, morgen dir, und lieſet alſo eine Satyre mit Furcht und Zittern.

Ense velut stricto quoties Lucilius ardens
Infremuit, rubet auditor, cui frigida mens est
Criminibus, tacitaque sudant praecordia culpa **).

Erinnerung an die Spötter.

Ich nehme mir demnach die Freyheit, bey dieſer Gelegenheit allen denen, die zum Spotten Luſt haben, wohlmeynentlich zu rahten, daß ſie dieſe böſe Neigung mit aller Macht beſtreiten.

---

*) Hor. Lib. II. Sat. I.

**) Juven. Sat. I.

- - quid opus teneras mordaci radere vero
Auriculas? - - - *)

Sie bilden ſich ein, durch ihre artigen Einfälle der Welt eine Luſt zu machen, und ihren Leſern zu gefallen. Ich gebe ihnen zu, daß ſie, was das erſte anlanget, ihren Zweck einigermaßen erreichen. Aber was wird ihnen dafür? Wenn ſie nur belieben wollen zu erwegen, daß, wie ich ſchon geſagt, das Bischen Luſt, ſo man bey Leſung einer Satyre empfindet, ſehr genau mit einem empfindlichen Verdruß verbunden iſt: ſo werden ſie begreifen, daß ſie durch ihre Schriften bey ihren Leſern eben ſo wenig Dank verdienen können, als wenn ſie im gemeinen Leben alle, die ihnen begegnen, und mit denen ſie umgehen, anfallen und kützeln wollten. Eine ſo wunderliche Aufführung würde ihnen unſtreitig viele Feinde machen, und wo ſie ihrer Tadelſucht kein Gränzen ſetzen, wird es ihnen gleichfalls nicht daran mangeln.

Sie dürfen nicht denken, es habe dieſes nichts zu bedeuten, wenn ſie ſich der Beſtrafung allgemeiner Thorheiten enthielten, und ſich nur an ſo elende Tröpfe machten, die auch von ihres glei-

*) Perſius Sat. I.

chen für ausgemachte Gecken gehalten werden. Die Erfahrung wird ſie lehren, daß ſie ſich in ihrer Hoffnung betriegen, und daß es zu allen Zeiten wahr iſt, was Horaz ſagt:

. . . fuit intactis quoque cura
Conditione super communi . . *)

Einigkeit der Thoren, wenn ſie von einem auswärtigen Feinde angegriffen werden.

Wer nur einen Phantaſten angreift, der hat ſogleich die ganze Schaar der Thoren auf dem Halſe. Ich bekenne, das Reich dieſer Herren ſcheint ſonſt ſo gar einig nicht zu ſeyn. Sie leben in beſtändigem Kriege, und lachen einander um die Wette aus. Aber ein Fremder muß ſich dieſe Freyheit nicht nehmen. Sobald werden ſie nicht von einem auswärtigen Feinde angegriffen: ſo vergleichen ſie ſich, und ſtehen für einen Mann. Dieſes iſt nicht ſowohl eine Wirkung ihrer Klugheit, als eine Folge desjenigen Mitleidens, das ſie, aller innerlichen Uneinigkeit ungeachtet, mit ihren geängſtigten Brüdern hegen. Es iſt dieſer Affect unter Geſchöpfen einer Art ſo natürlich, daß man auch bey unvernünftigen Thieren einige Spuren davon findet. Wenn nur das kleineſte

*) Hor. Lib. II. Epist. I.

Ferkel seine Noht durch ein klägliches Geschrey bekannt machet: so grunzet die ganze Heerde, und eilet ihrem nohtleidenden Gliede zu Hülfe. Thun dieses nun unvernünftige Thiere; was werden Menschen nicht thun? Und sollten also wohl die Thoren einen von ihrem Orden hülflos lassen, wenn er belachet wird? Die Erfahrung giebt es, daß sie es nicht thun, und bekräftiget den Ausspruch des Poeten:

Man greife nur einmal dem Narren an die Schellen:
So fangen Laff, und Mops, und Meloc an zu bellen *).

Die Satyre Brionnes ist nicht glücklicher, als andere.

Ich bitte alle Spötter, dieses wohl zu beherzigen, und frage nunmehro meine Leser, denen zu gefallen ich diese Ausschweifung gemacht habe: Ob es wohl zu bewundern sey, daß es Leute gegeben, denen die Lobrede auf den Herrn Professor Philippi nicht gefallen wollen? Ich bilde mir ein, deutlich gezeiget zu haben, daß dieses das gemeine Schicksal aller Satyren, und mich deucht nicht, daß diejenige, von welcher wir handeln, so beschaffen sey, daß sie ein besseres Glück verdiene.

*) Schlot. S. 8.

Wird gelobet, aber der Verfaſſer doch einer Religionsſpötte-
rey beſchuldiget.

Zwar muß ich bekennen, der Briontes iſt von vielen mit groſſem Vergnügen geleſen worden. Man hat die darinn enthaltenen Einfälle und Spötteregen ſcharfſinnig gefunden, und ich kann zum Ruhme unſers Vaterlandes ſagen, daß noch niemand des Herrn Profeſſor Philipp Partey öffentlich genommen, oder dieſen hälliſchen Redner beklaget hat. Alle Welt, die Klugen ſowohl, als die Thoren, ſtimmen darinn überein, daß dem Herrn Profeſſor Recht geſchehen iſt, und ſeine Reden eine ſo ſcharfe Lauge völlig verdienet haben. Es iſt alſo gar kein Streit darüber, ob der Briontes gut, und die Reden, und das Heldengedicht des Herrn Profeſſor Philippi ſchlecht geſchrieben ſind. Dieſes ſind Wahrheiten, daran kein Menſch zweifelt. Allein ob nun gleich die natürliche und lebhafte Vorſtellung der in den philippiſchen Reden vorkommenden abentheuerlichen Schnitzer jedermann wohl gefallen, und niemand an der Schreibart und ganzen Einrichtung des Briontes noch zur Zeit etwas auszuſetzen gefunden hat: ſo hat doch dieſe Satyre dem Unglücke, welches al-

len Schriften dieſer Art eigen iſt, ſo wenig entgehen konnen, daß man vielmehr ſagen kann, ſie ſey noch auf eine unbarmherzigere Weiſe, als ſonſt gebräuchlich, mitgenommen worden. Denn da man ſonſt nichts dagegen vorzubringen gewußt: ſo hat man ſich begnüget, Religionsſpötterenen darinn zu entdecken, und den Verfaſſer einer Verachtung der heiligen Schrift zu beſchuldigen. Mich deucht, ein ſolches Urtheil iſt weit ärger, als wenn man bloß die Schreibart und Einfalle als albern und kaltſinnig tadelt; denn dieſe Cenſur hätte, wenn ſie Grund gehabt, den Verfaſſer nur lächerlich gemacht: Da hergegen ein ſo harter Ausſpruch, er mag gegründet ſeyn oder nicht, weit ſchlimmere Wirkungen haben kann.

Die Sorge, die der Verfaſſer der niederſächſiſchen Nachrichten desfals gehabt, iſt nicht nöthig.

Ich verdenke es meinen Leſern nicht, wenn es ihnen unwahrſcheinlich vorkömmt, daß es Leute gebe, die von dem Verfaſſer des Briefes ein ſo liebloſes Urtheil zu fällen fähig ſind. Ich hätte mir ſelbſt nicht eingebildet, daß es möglich ſey; und ob ich gleich ſahe, daß in den niederſächſiſchen Nachrichten dem Verfaſſer des Brie-

fes

tes gerahten wurde, ſich künftig ſolcher Ausdrükkungen zu enthalten, aus welchen man eine ſchlechte Ehrerbietung gegen die heilige Schrift ſchlieſſen könnte: ſo hielte ich doch, nach der Liebe, dafür, der Herr Verfaſſer dieſer Nachrichten habe durch dieſen guten Raht nicht ſo ſehr ſeine eigene Meynung, als ſeine wohlgemeynte Sorge, daß andere ſo urtheilen möchten, an den Tag legen wollen. Und ich geſtehe, dieſe Sorge kam mir unnöhtig vor. Allein ich erkenne nunmehro, daß der Herr Verfaſſer der niederſächſiſchen Nachrichten weiter geſehen hat, als ich, und ſchäme mich meiner Einfalt.

Der Verfaſſer des Briantes iſt nicht der erſte Satyrenſchreiber, den man zum Religionsſpötter gemacht hat.

Ich hätte wiſſen ſollen, daß der Verfaſſer des Briantes nicht der erſte iſt, dem dieſes Unglück begegnet. Iſt es dem D. Swift wohl beſſer gegangen? Hat nicht Wotton die Dreiſtigkeit gehabt, in ſeinen *Reflections upon Learning* zu ſchreiben: „That the Tale of a Tub is a deſign'd Banter upon all that is esteem'd Sacred among Men; and that God and Religion, Truth and moral Honesty, Learning and In-

Bayerische Staatsbibliothek München

dustry, are made a May-Game *). “ Und haben ſich auch nicht in Deutſchland Leute von ſo ſchlechtem Nachſinnen gefunden, die dieſes unvernünftige Urtheil des Wottons nachgebetet? Hätte ich dieſes bedacht: ſo würde ich wohl begriffen haben, daß nichts in der Welt ſo wunderlich ſey, das man nicht von einem böſen Scribenten, der durch eine Satyre in Wut gebracht iſt, vermuhten müſſe.

Böſe Scribenten faſſen die Hörner des Altars, und handeln klüglich daran.

Leute dieſer Art wiſſen in ſolcher Angſt nicht, was ſie thun. Sie ſehen, daß jedermann ihre Thorheit erkennet, und niemand iſt, der ſich ihrer annimmt. Wenn ſie dann nicht wiſſen, wo ſie ſich hinwenden ſollen; ſo faſſen ſie aus Verzweifelung die Hörner des Altars. Ich kann nicht anders, als einen ſo klugen Entſchluß loben. Es findet ſich ſelten ein Benaja, der das Herz hätte, auch in dem Heiligthume einem ſolchen Stümper den Kopf abzureiſſen, und dieſer findet gemeiniglich Schutz.

. . . Superi vetuere necari **).

*) S. The complete Key to the Tale of a Tub. Pag. 28.
**) Ovid. Metam. L. VIII.

Warum dieſes klüglich gehandelt ſey.

Man darf ſich alſo nicht wundern, warum die nohtleidenden Scribenten ihre Verfolger mit denen ſie nicht auskommen können, allemal einer Gottloſigkeit beſchuldigen. Dieſes iſt unſtreitig das gemächlichſte, ſicherſte und kräftigſte Mittel, ſeinen Feind zu unterdrücken, und man kömmt weiter damit, als wenn man ſich in einen ordentlichen Kampf einlaſſen wollte. Es gleicht, wie ein gewiſſer Scribent ſagt, einer Mine, durch welche der Feind, ehe er ſichs verſiehet, in die Luft geſprenget wird, und es iſt ſelten ohne Wirkung.

Die Religion hat ſo was ehrwürdiges an ſich, daß auch der bloſſe Name derſelben ſelbſt Leuten, welche am wenigſten Luſt haben, die Pflichten, wozu die Religion uns verbinder, zu erfüllen, eine ſonderbare Ehrerbietung einpräget. Es muß folglich ein Satyrenſchreiber, der das Unglück hat, für einen Verächter der Religion gehalten zu werden, ein Greuel in jedermanns Augen ſeyn. Es iſt niemand, der ſich nicht verbunden achten ſollte, wider einen ſolchen Menſchen zu eifern. Ein ſolcher Eifer ſtehet allen rechtſchaffenen Chriſten ſonderlich wohl an, und

kann bey vielen aufrichtig seyn. Allein er ist es nicht bey allen. Viele wenden ihn nur vor, damit man sie für Leute halten möge, denen die Schrift und Religion vor andern lieb ist; und bey den meisten muß er demjenigen Mitleiden, das sie mit den Thoren hegen, zum Deckmantel dienen.

Herr Professor Philippi hat wohl gethan, daß er es auch so macht.

Ich will hier nicht untersuchen, ob der Eifer, den man wider einige in dem Briontes vorkommende Ausdrückungen hie und da bezeuget, aus so bösen Quellen herfließe, oder ob er aufrichtig sey. Er mag meinetwegen beschaffen seyn, wie er will. Ich sage nur, daß es kein übler Fund von dem Herrn Professor Philippi sey, daß er, anstatt sich durch eine unmögliche Vertheidigung seiner begangenen Fehler noch lächerlicher zu machen, über Religionsspöttereyen zu seufzen angefangen. Er hat dadurch wenigstens so viel zu wege gebracht, daß Leute, denen es entweder an Zeit gefehlet, den Briontes selbst zu lesen, oder auch die Fähigkeit gemangelt, dessen Sinn einzusehen, den Verfasser dieser sonst so beliebten Satyre für einen Verächter der Schrift und gottlosen Menschen halten.

Warum es aber der Verfaſſer nicht leiden könne, und den Urheber des Briontes vertheidige.

Mir könnte dieſes freylich gleich viel gelten. Ich kenne dieſen ungenannten Scribenten ſo wenig, als den Herrn Profeſſor Philippi. Allein die Liebe, die ich meinem unbekannten Nächſten ſowohl, als denen, die ich kenne, ſchuldig bin, bewegt mich, den Verfaſſer des Briontes von einem ſo unbilligen Verdachte zu befreyen, und denen, welche ihn einer Gottloſigkeit beſchuldiget, ihre Uebereilung aufs glimpflichſte vorzuſtellen. Ich halte dieſes um ſo viel nöthiger, weil ſo gewaltige Verdrehungen unſchuldiger Worte, als diejenige, wodurch man aus einigen Stellen des Briontes Religionsſpöttereyen erpreſſet, vielen Unfug anrichten, und ehrlichen Leuten Verdruß machen können, und hoffe demnach, es werde mein Unternehmen, welches auf die Rettung der Unſchuld zielet, von keinem, der die Billigkeit liebet, getadelt werden.

Entſchuldigung an den Leſer.

Nur will ich meine Leſer erſuchen, daß ſie es mir nicht übel oder zur Einfalt deuten, wenn ich Dinge widerlege, die es kaum zu verdienen ſchei-

nen. Die Schuld iſt nicht meine, ſondern derer, die für gut befunden haben, ſo ſchwache Beweisthümer ihrer Beſchuldigung vorzubringen. „Quod si forte inepta videbor et oppido frivola velle defendere, illis debet ea revitio verti quibus turpe est - - - haec objectasse; non mihi culpae dari, cui honestum erit - - - haec diluisse *).“

Beweis, daß der Verfaſſer des Briontes ein Religionsſpötter, iſt ſehr ſchwach.

Meine Unterſuchung der Gründe, wodurch man darthun will, daß in dem Briontes Religionsſpöttereyen enthalten ſind, braucht dieſer Entſchuldigung unumgänglich. Denn es ſind dieſe Gründe von Herzen ſchwach, und zeugen von einer groſſen Verzweifelung; daher ich auch niemand, als den Herrn Profeſſor Philippi, für den Urheber derſelben halten kann. Unparteyiſche Leſer des Briontes ſehen leicht, daß die Stellen, die man als verdächtig angegeben hat, nichts in ſich faſſen, das auch dem Eigenſinnigſten und Heiligſten ärgerlich ſcheinen könne.

*) Apulej. in Apol.

Worin die Religionsspötterey beſtehen ſollen.

Es ſind drei Stellen. Der Verfaſſer des Briefes ſoll ein Religionsſpötter ſeyn, 1) weil er in dem Vorberichte gleich zu Anfange ſagt: die Geſellſchaft der kleinen Geiſter habe einige Aehnlichkeit mit der unſichtbaren Kirche; 2) weil er meynt, man könne erhörlich beten, oder mit Gott reden, ohne daß man nöthig habe, den Pſalter und die Offenbarung Johannis auszuplündern; und endlich 3) weil er von Paulus Entzükkung ärgerlich und verächtlich redet.

Es wird mir ein leichtes ſeyn, augenſcheinlich darzuthun, daß in dieſen angeführten Stellen nichts böſes enthalten iſt. Ich will ſie zu dem Ende nach der Reihe unterſuchen.

Vorläufige Erinnerung, wie die Leſer dieſer Schrift beſchaffen ſeyn ſollen.

Ehe ich aber weiter gehe, finde ich nöthig, nachfolgende Erklärung zu thun. Der Briefes iſt eine Satyre, in welcher von Anfang bis zu Ende eine immerwährende Ironie herrſchet. Ich ſetze alſo ſolche Leſer voraus, die nicht allein in der Schule gelernet haben, was eine Ironie ſey, ſondern auch die Fähigkeit, und die Luſt beſitzen,

dieſe Figur, wann ſie hoch getrieben, und lange fortgeſetzet wird, gebührend einzuſehen. Wer nun entweder ſo blödes Verſtandes iſt, daß er den verborgenen Sinn einer Ironie nicht zu erreichen vermag, oder auch ſo ſchwermüthig, daß er allen Scherz für ſündlich hält, und in den unſchuldigſten Schriften, wenn ſie nicht nach der Salbung ſchmecken, nichts als Greuel entdecket, der wiſſe, daß ich für ihn nicht ſchreibe. Mit ſolchen Leuten habe ich nichts zu thun, und ich ſehe gern, wenn ſie meine Schrift nicht leſen.

Odi profanum vulgus, et arceo *).

Ich bin nicht gedungen, ſie klug zu machen. Doch will ich ihnen aus gutem Herzen einen Rath geben, dabey ſie ſich wohl befinden werden. Sie würden meiner Meynung nach klüglich handeln, wenn ſie gar keine Satyren läſen, oder doch wenigſtens durch ein unbeſonnenes Urtheil ihre Schwäche nicht verriethen. Die Schwachen, Einfältigen und Blöden müßen ſich an ihren Kubach halten, und die Schwermüthigen werden in Wudrians Kreuzſchule, und in der Betrachtung der vier letzten Dinge mehr Troſt und Erquickung

*) Horat. Lib. III. Od. 1.

finden. Wollen aber dieſe letzten doch manchmal eine Satyre leſen: ſo müſſen ſie vorhero den Geiſt der Traurigkeit, der ſie unruhig macht, beſchwören, und den Grazien ein Opfer bringen.

Lascivientem si quis indigne ferat
Musam iocari, laeta cum proterviras,
Infonsque ludus lene tormentum admovet
Calamo calenti, Gratiis liter prius
Seniumque ponat, quam poeticas fores
Irrumpat invenustus agrestisque homo *).

Ablehnung der erſten Beſchuldigung, daß der Verfaſſer des Briontes der unſichtbaren Kirche geſpottet habe.

Man ſiehet aus dieſer vorläufigen Erinnerung, was ich vor Leſer verlange. Sind nun dieſelben ſo beſchaffen, als ich es wünſche: ſo werden ſie ohne Mühe ſehen, daß zum wenigſten die Läſterworte, die der Verfaſſer des Briontes wider die unſichtbare Kirche geredet haben ſoll, ſo gar groß nicht ſind. Er ſagt: „Die Geſellſchaft der kleinen Geiſter habe einige Aehnlichkeit mit der unſichtbaren Kirche, weil ſie in der ganzen Welt ausgebreitet ſey, und doch niemand ſagen könne: Siehe! hie oder da iſt ſie.“ Dieſe Vergleichung

*) Baudius Iambic. Lib. I.

kömmt gewiſſen Leuten anſtößig vor, und man ſpricht, der Verfaſſer des Briontes treibe ſein Geſpötte mit der unſichtbaren Kirche. Ich geſtehe, dieſes wäre eine That, die nicht zu billigen. Aber ich begreife nicht, warum man dem Verfaſſer des Briontes ſo böſe Abſichten beymiſſet. Mich deucht, es iſt offenbar, daß es ihm niemalen in den Sinn gekommen ſey, der unſichtbaren Kirche zu ſpotten.

1) Die Vergleichung der Geſellſchaft der kleinen Geiſter mit der unſichtbaren Kirche iſt dem Character des Verfaſſers des Briontes gemäß.

Er giebt ſich für ein Mitglied der Geſellſchaft der kleinen Geiſter aus, und dieſer angenommene Character verbindet ihn, von ſeiner Geſellſchaft die höchſten Begriffe zu haben. Wie kann man ihm denn verdenken, daß er dieſelbe, um ſie recht groß zu machen, mit einer ſo ehrwürdigen Sache, als die unſichtbare Schaar der wahren Gläubigen iſt, verglichen hat? Es ſtehet ihm dieſes ſo wohl an, daß ich für meine Perſon dieſe lächerliche Vergleichung und die ganze Vorrede für das beſte in dem Briontes halte. Ja es würde ihm wohl anſtehen, wenn auch die Vergleichung noch wunderlicher und verwegener wäre, als ſie in der

That iſt. Denn, da er, ſeinem Vorgeben nach, zu der Geſellſchaft der kleinen Geiſter gehöret; dieſe Geſellſchaft aber die Unterdrückung der geſunden Vernunft, und die Einführung der wahnſinnigſten Schwärmerey zum Endzweck hat: ſo würde er ſeiner Pflicht gemäß gehandelt haben, wenn er gleich aufs ärgſte geſchwärmet hätte.

2) Hat ihren guten Grund.

Allein ſo bedarf er dieſer Entſchuldigung gar nicht. Seine Vergleichung, wie ungewöhnlich ſie auch iſt, hat doch ihren guten Grund. Sie gründet ſich auf zweene Sätze, an deren Wahrheit niemand zweifelt. Denn daß Gott allenthalben die Seinen habe, iſt ſo gewiß, als daß die ganze Welt voller Narren iſt. Stultorum plena sunt omnia. Ich frage die Herren, welche ſich an der von dem Verfaſſer des Briontes angeſtellten Vergleichung ärgern, ob ſie dieſe beiden Sätze nicht eben ſo wohl für wahr halten, als der Verfaſſer des Briontes? Sie werden mir unſtreitig mit Ja antworten; und ich glaube, es iſt kein Glied der unſichtbaren Kirche, das nicht eben der Meynung ſeyn ſollte. Die unſichtbare Kirche ſelbſt wird alſo nimmer leugnen können, daß zwiſchen

ihr und der Geſellſchaft der kleinen Geiſter in Anſehung der weitläuftigen Ausbreitung eine Aehnlichkeit ſey; und folglich kann ſie ſich unmöglich für beleidiget achten, wenn von ihr etwas geſaget wird, welches ſo wahr iſt, daß ſie es ſelbſt geſtehen muß.

Warum ſie den Einfältigen verdächtig vorkomme und das Mitleiden des Verfaſſers mit dieſen guten Leuten.

Wie iſt es dann möglich, daß es Leute geben können, die ſich eingebildet haben, die unſichtbare Kirche ien von dem heilloſen Verfaſſer des Brion/tes ſo ehrenrührig angegriffen, daß ſie es nicht auf ſich ſitzen laſſen könne? Doch ich merke wohl, wo dieſer Irrthum herrühret. Die guten Leute ſtehen in dem Wahn, es ſey allemal ein mehrerbietiges, und oft ſündliches und ärgerliches Verfahren, wenn man etwas groſſes, ehrwürdiges und heiliges, und eine geringe, nichtswürdige und verächtliche Sache auf gewiſſe Maaſſe mit einander vergleichet. Ich geſtehe, dieſe Einbildung iſt ziemlich einfältig, und hat bey vielen vielleicht eine kleine Bosheit zum Grunde. Es ſcheinet alſo, diejenigen, welche das Unglück haben, von ſo böſen Gedanken geplaget zu werden, verdienten

kaum, daß man ſich bemühe, ſie auf den rechten Weg zu bringen: Allein, da es gar wohl möglich iſt, daß Leute, die bey einem auſſerordentlich zärtlichen Gewiſſen ein ſehr geringes Maaß von Verſtandeskräften beſitzen, aus guter Meynung auf ſolche Grillen verfallen: ſo kann ich es nicht über mein Herz bringen, dieſen blöden Seelen denjenigen Unterricht zu verſagen, deſſen ſie ſo ſehr bedürfen, und ohne welchen ſie allezeit Gefahr laufen, ihr Gewiſſen zu verletzen, ihren Nächſten zu beleidigen, und ſich ſelbſt lächerlich zu machen. Meine verſtändigen Leſer werden es mir nicht ungütig deuten, daß ich ſie eine Weile mit Kleinigkeiten aufhalte. Stehet es doch bey ihnen, dieſelbe überzuſchlagen.

Daß die verdächtige Vergleichung erlaubet ſey, wird bewieſen
1) durch Gründe.

Es merken demnach, alle diejenigen, die es nicht wiſſen, daß, gleich wie in der ganzen Welt nicht zwey vollkommen ähnliche Dinge, anzutreffen, alſo auch nicht zwey Dinge zu finden ſind, die nicht einige Aehnlichkeit mit einander haben ſollten. Es mag demnach eine Sache ſo geringe, ſo klein, ſo nichtswürdig, ſo verächtlich ſeyn, als

ſie will: ſo wird ſie doch etwas an ſich haben, worinnen ſie mit einer höhern, gröſſern und ehrwürdigern überein kömmt; und es iſt nichts ſo groß, ſo hoch, ſo vornehm, ſo ehrwürdig und ſo heilig, das nicht in einem Stücke mit geringen und niedrigen Dingen einige Aehnlichkeit hätte.

Dieſe Aehnlichkeit hebt den weſentlichen Unterſchied zwiſchen dem groſſen und kleinen, hohen und niedrigen, ehrwürdigen und verächtlichen gar nicht auf. Und folglich iſt es falſch, daß derjenige, der etwas groſſes und ehrwürdiges mit einer geringen und nichtswürdigen Sache auf gewiſſe Maaſſe vergleichet, allemal den Vorſatz habe, das groſſe zu verkleinern, und das ehrwürdige lächerlich zu machen. So lange eine ſolche Vergleichung den weſentlichen Unterſcheid dieſer Dinge nicht angreifet, ſo lange iſt dieſes nicht zu vermuhten. Legt man aber einer groſſen und ehrwürdigen Sache, die man mit einer geringen und verächtlichen vergleichet, diejenige Eigenſchaft bey, welche eben die geringe und verächtliche Sache gering und verächtlich macht: ſo wird die Vergleichung der groſſen und ehrwürdigen nachtheilig.

a) Durch Exempel.

Ich erläutere das, was ich jetzo gesaget habe, mit Exempeln. Die Apostel Petrus und Paulus sagen, des Menschen Sohn werde kommen als ein Dieb in der Nacht. Diese Vergleichung lesen wir ohne Aergerniß. Warum? Weil die Aehnlichkeit, so die heiligen Urheber derselben zwischen des Menschen Sohn und einem Diebe wahrnehmen, nur die unvermuthete Ankunft, und nicht eine Eigenschaft eines Diebes betrift, die ihn just zum Diebe macht. Ein Dieb ist darum kein Dieb, weil er unangemeldet kömmt. Wer ärgert sich wohl, wann ein Hofprediger auf der Canzel sagt: Ein König ist vor Gott nichts mehr als der geringste Bettler? Die Ursache ist diese: Weil man wohl siehet, daß der König darum doch König, und der Bettler ein Bettler bleibt; ob sie gleich darinn einander ähnlich sind, daß sie beyde Gott für ihren Herrn erkennen müssen. Wollte ich aber sagen, der König gleiche dem geringsten seiner Unterthanen darinn, daß er, wenn er wider die Gesetze handelt, eben so wohl strafbar sey, als ein anderer; so würde ich seine Majestät beleidigen, weil diese Vergleichung den we-

ſentlichen Unterſchied zwiſchen einem Könige und ſeinen Unterthanen aufhebet.

Der Verfaſſer des Briontes vergleicht nicht die unſichtbare Kirche mit der Geſellſchaft, ſondern dieſe mit jener.

Wenn demnach der Verfaſſer des Briontes geſagt hätte: die unſichtbare Kirche ſey der Geſellſchaft der kleinen Geiſter ſehr ähnlich, weil ſie, eben wie dieſe, aus lauter elenden und wahnſinnigen Gliedern beſtünde; ſo hätte er unverantwortlich geredet, und ich wollte den erſten Stein wider ihn aufheben. Allein ſo hat er nicht einmal die unſichtbare Kirche mit der Geſellſchaft der kleinen Geiſter, ſondern dieſe mit jener, verglichen. Die Schwachen merken dieſen Unterſcheid. Sie können von mir lernen, daß es nicht einerley, ob ich im Scherz eine ehrwürdige und erhabene Sache mit einer verächtlichen und niedrigen, oder dieſe mit jener vergleiche. Denn obgleich jenes, nachdem die Sache beſchaffen, nicht allemal unzuläßig ſeyn würde: ſo giebt es doch gewiſſe Dinge, mit welchen man keinen Scherz treiben muß. Die unſichtbare Kirche verdient, daß man ſie in dieſe Claſſe ſetze. Aber hat denn der Verfaſſer des Briontes mit derſelben ſeinen Scherz

getrie-

getrieben? Ist es sein Endzweck, sich auf Unkosten der unsichtbaren Kirche lustig zu machen? Legt er ihr die Eigenschaften der Gesellschaft der kleinen Geister bey, um sie zum Scherze kleiner und geringer zu machen? Der Augenschein giebt, daß er dieses nicht gethan hat.

Diese Vergleichung ist der unsichtbaren Kirche nicht schimpflich.

Eine verstellte Verkleinerung grosser und ehrwürdiger Sachen ist nicht so angenehm, als die Erhebung geringschätziger und verächtlicher Dinge. Das Bildniß eines Riesen mit einer kleinen Perücke und mit einem kleinen Degen vergnügt das Gesicht bey weiten nicht so sehr, als die possirlichen Figuren des Zwergencabinets; und ich würde nicht gelachet haben, wenn der Verfasser des Brionites seinen Witz durch eine lächerliche Erniedrigung der unsichtbaren Kirche hätte zeigen wollen. Allein dieses ist seine Absicht im geringsten nicht. Er will nicht die unsichtbare Kirche klein, sondern die Gesellschaft der kleinen Geister durch eine Vergleichung mit der unsichtbaren Kirche groß machen. Und dieses thut er auf eine so bescheidene Art, daß die unsichtbare Kirche in ihren

Würden bleibt. Denn diejenigen Eigenschaften, in Ansehung welcher der Verfasser des Briefes die Gesellschaft der kleinen Geister mit der unsichtbaren Kirche vergleichet, ich meyne, die Unsichtbarkeit und weitläuftige Ausbreitung, sind der unsichtbaren Kirche so wenig eigen, daß sie dieselbe vielmehr, ihrer Ehre unbeschadet, nicht nur mit der Gesellschaft der kleinen Geister, sondern so gar mit den Spitzbuben und Beutelschneidern gemein hat.

Daß der Verfasser des Briefes keine böse Absicht gehabt, beweisen 1) durch ein Gleichnis.

Wie kann man demnach sagen, die unsichtbare Kirche sey geschimpfet? Was thut es ihr, daß, ausser ihr, noch andere unsichtbare, und in der ganzen Welt ausgebreitete Gesellschaften sind? Sollte es eine Sünde seyn, etwas zu sagen, das so unstreitig ist, als dieses? Oder spottet man der unsichtbaren Kirche, wenn man durch eine, ihrem Ansehen gar nicht nachtheilige, Vergleichung mit derselben die grosse und verborgene Menge der Thoren dem Scheine nach, ich weiß nicht wie hoch, erhebet, in der That aber lächerlich macht? Ich sollte es nicht meynen. Wenn

mir die Luſt ankäme, zum Lobe der Schweinſchneider eine Rede zu ſchreiben, und in dieſer Rede meine Helden mit den Königen zu vergleichen, weil dieſelbe eben ſo wohl, als der gröſſeſte Monarch, Naſe und Ohren haben, ſollte dann wohl ein ſo wahnwitziger Tyrann unter den Groſſen dieſer Welt zu finden ſeyn, der ſich durch dieſe Vergleichung beleidiget achten ſollte? So weit iſt es noch nicht gekommen, und ein unſchuldiger Scherz iſt allemal erlaubet geweſen.

a) Durch Exempel.

Man hat Reden, die zum Lobe des Eſels, der Laus, des Flohes, der Blindheit, des viertägigen Fiebers u. ſ. w. verfertiget ſind, und was dieſe Reden beliebt machet, iſt hauptſächlich dieſes, daß die Urheber derſelben denen Kleinigkeiten, von welchen ſie geſchrieben, Eigenſchaften gröſſerer Sachen, auf eine ſo poßirliche Art, beyzulegen gewußt haben, daß man nohtwendig über ihre Einfälle lachen muß. Wer hat aber jemalen ſich daran geärgert, oder dieſe aufgeweckte Köpfe in dem Verdachte gehabt, als ſuchten ſie diejenigen Dinge, mit welchen ſie ihre Kleinigkeiten verglichen, lächerlich und verächtlich zu machen?

Fortſetzung dieſes Beweiſes.

Ich habe in den Arlequinianis ein Gedicht geleſen, welches zum Lobe der Krätze gemacht, und voller poſirlichen Vergleichungen iſt. Der Verfaſſer dieſes Gedichts vergleicht eine krätzige Hand mit den Thuilleries, und ſpricht:

Quel plaisir, quelle joye égale
Celle de visiter sa galle
Lorsque l'on a quelque loisir?
Deux mains diversement fleuries
Par cent objets divers viennent plaire à nos yeux
Et ces objets delicieux
Valent aux moins les Thuilleries.

Er iſt noch nicht zufrieden, daß er die Krätze mit den Thuilleries in Vergleichung gezogen hat. Er wagt ſich auch an die Groſſen, und niemand iſt ſo vornehm, dem derjenige, der die Krätze hat, nicht gleich zu ſchätzen ſey.

Un galeux (ſchreibt er) est par pout distingué respecte
Comme un homme de qualité
Par exemple veut-il manger ou boire,
Il a toûjours son fait à part,
Toûjours son verre est à l'écart,
Aucun ne le prophane, et n'y porte la bouche
On n'ose toucher ce qu'il touche.

Ja endlich ſagt er gar, die Kräze ſey zu allen Zeiten ein Bild der Weisheit geweſen, ſie mache die Leute klug, und habe eine groſſe Aehnlichkeit mit der Philoſophie.

De plus la galle de tout tems
Fut un Simbole de Sageſſe,
Un proverbe de vieilles gens
Deja tout uſé de vieilleſſe,
En prouve fort bien la Nobleſſe;
Tout ainſi que trop galler cuit,
Tout de même trop parler nuit.
Tu connois bien par ce langage,
Que la galle rend l'homme ſage
Qu'elle inſtruit de bonne façon,
Et qu'avec la Philoſophie,
Elle a tres grande Simpathie *).

Schluß daraus.

Man ſiehet, daß die Thuilleries, die Groſſen, ja die Weisheit ſelbſt, alles, was ſie ſchönes und ehrwürdiges an ſich haben, hergeben müſſen, um eine ſo garſtige und ſcheußliche Sache, als die Kräze iſt, groß und annehmlich zu machen. Niemand hat aber darum dem Verfaſſer dieſes Gedichtes Schuld gegeben, er verachte die Thuille-

*) S. die Arlequiniana. S. 96. 98. 99.

ries, läſtere alle Leute von hohem Stande, und treibe ſein Geſpötte mit der Weltweisheit. Und ich möchte demnach wohl wiſſen, womit es der Verfaſſer des Briontes verdienet hat, daß man mit ihm ſo unbillig verfähret. Mich deucht, wo es unvernünftig iſt, einen Menſchen, der im Scherz ſaget: Die Kräze habe viel Aehnlichkeit mit der Philoſophie, in dem Verdacht zu haben, er treibe ſein Geſpötte mit der Weltweisheit: ſo iſt es gleichfalls thöricht gehandelt, einem andern, der im Lachen ſagt: die Geſellſchaft der kleinen Geiſter habe einige Aehnlichkeit mit der unſichtbaren Kirche; eine Verſpottung der Gemeine der Heiligen beizumeſſen.

Ein Einwurf wird beantwortet, und bewieſen, wie unglaublich es ſey, daß der Verfaſſer des Briontes der unſichtbaren Kirche ſpotten wollen.

Es thut hierwider nichts, daß die Weltweisheit bey weiten nicht ſo heilig und ehrwürdig iſt, als die unſichtbare Kirche. Denn wenn ich dieſes gleich zugebe: ſo wird doch überhaupt wahr bleiben, daß es eine Unbilligkeit ſey, einem Menſchen, der etwas kleines mit dem, was groß iſt, aus Poſſen, vergleichet, Schuld zu geben, ſeine

Absicht gehe dahin, das grosse zu verkleinern. Hat aber der Verfasser des Briontes in Ansehung der unsichtbaren Kirche diese böse Absicht gehabt: so will ich gerne gestehen, daß ein närrisches Vorhaben nimmer närrischer ausgeführet sey, als dieses. Er sagt nicht das geringste, woraus man merken könne, daß er der unsichtbaren Kirche habe einen Stich geben wollen. Ich weiß aber nicht, ob dieses von einem Spötter zu vermuhten, der eine so beissende Schreibart hat. Er würde es gewiß merklicher gemacht haben; und da dieses nicht geschehen: so fällt die Thorheit, die man ihm beymisset, auf seine Ankläger zurück.

Ursachen, warum einige dieses geglaubt, samt deren Unzulänglichkeit, und dem Character solcher Leute.

Was mag aber nun diese Leute wohl bewogen haben, in Ansehung des Verfassers des Briontes die Regeln der Billigkeit und der Vernunft so sehr zu überschreiten? Meynen sie etwan, es sey doch gleichwohl eine Schande, daß er der unsichtbaren Kirche in seiner scherzhaften Schrift erwehnet? Ich glaube fast, daß sie solche Gedanken haben. Allein womit wollen sie beweisen, daß die unsichtbare Kirche so heilig und ehrwür-

dig sey, daß man mit Furcht und Zittern von ihr reden, und sogar ihren Namen nicht anders, als auf dem Catheder, der Canzel, oder höchstens nur in einer Erweckungsrede, nennen müße? Die unsichtbare Kirche ist von Herzen demühtig, und verlanget nicht daß man unnöhtige Complimente mit ihr mache, und eine abgeschmackte Behutsamkeit gegen sie gebrauche. Ich glaube also nicht, daß sie das, was der Verfasser des Briontes von ihr gesagt, übel genommen hat. Sie ist so empfindlich nicht. Sie bestehet aus Gliedern, die alle gerne leiden, wenn sie jemand schilt, wenn sie jemand schläget, ja wenn man sie gar schindet, und ihnen ins Angesicht streicht: sie würde also, wenn sie gleich wirklich beleidiget wäre, die ihr angethane Schmach in der Stille verschmerzen, und desfalls keine Weitläuftigkeit machen; und die Herren, mit denen ich hier zu thun habe, werden mir demnach nicht verdenken, wenn ich einigen Zweifel hege, ob die unsichtbare Kirche ihnen Vollmacht ertheilet habe, ihre Ehre zu retten. Ich kann nicht leugnen, ihr Eifer kömmt mir verdächtig vor, weil ihm die Klugheit fehlet; und sie selbst scheinen mir etwas hitziger vor der Stirne zu seyn, als wahre Glieder der unsichtbaren

Kirche es zu seyn pflegen. Ich bitte sie demnach um Vergebung, daß ich sie noch zur Zeit nicht für Glieder der unsichtbaren Kirche halten kann. Ich thäte es gern; aber ihre Sprache verräht sie, und das wunderbare Urtheil, das sie von den Ab, sichten des Verfassers des Briomtes fällen, giebt zu erkennen, daß sie würdige Glieder derjenigen Gesellschaft sind, welche dieser Scribent in der Person des Herrn Professor Philippi so empfind, lich betrübet hat. Sie verdienen also kein Ge, hör, weil sie parteyisch sind; und keine Antwort, wenn sie für die Ehre der unsichtbaren Kirche ei, fern, mit der sie keine Verwandschaft haben. Was bekümmern sie sich um Dinge, die sie nicht angehen? Culpa est immiscere se rei ad se non pertinenti *). Sie können es als eine Höf, lichkeit ansehen, daß ich mir ihrentwegen so viel Mühe gegeben habe, und es soll mich diese Mühe nicht verdriessen, wenn sie nur nicht vergeblich angewendet ist.

Antwort auf die andere Beschuldigung von Ausplünderung der Schrift.

Ich will das Beste hoffen, und mich wieder

*) Pomponius L. 36. ff. de divers. reg. jur.

zu derjenigen Art meiner Leſer wenden, denen mein weitläuftiges Geſchwätz nohtwendig Verdruß erwecken muß, weil ſie meines Unterrichts nicht bedürfen, und die für ſich klug genug ſind, zu begreifen, daß der Verfaſſer des Brientes der unſichtbaren Kirche nicht in ihre Ehre geredet habe. Von dieſen vernünftigen Leuten habe ich nun auch die Hoffnung, daß ſie ſich an die in dem Briontes vorkommende Ausdrückung von Ausplünderung des Pſalters und der Offenbarung Johannis um ſo viel weniger ſtoſſen werden.

Wahre Vorſtellung der Sache.

Der Herr Profeſſor Philippi hat ſeine Gedächtnißrede auf die Königinn von Polen mit einem Gebete beſchloſſen, und in einer Anmerkung erwehnet, daß er dabey auf die Knie niedergefallen wäre. Er hatte auch allen und jeden dieſe wider den Wohlſtand laufende phariſäiſche Gaukeley, als ein ſonderbar heiliges Verfahren, zur Nachahmung angeprieſen. Wie aber nun der Herr Philippi wohl vorher geſehen, daß viele über eine ſo ungewöhnliche und unzeitige Andacht lachen würden: ſo hatte er zum voraus alle diejenigen, die das Herz haben würden, ſeine Schein-

heiligkeit zu tadeln, ohne Umschweif für Religionsspötter erkläret, und also seine begangene Thorheit durch eine Grobheit rechtfertigen wollen, und Fehler mit Fehlern gehäufet.

Es ist nicht zu verwundern, daß der Verfasser des Briontes ihn dafür zu gebührender Strafe gezogen, und ihm durch den Spötter, den er S. 43. 2. Th. redend einführet, die Wahrheit fein derbe hat sagen lassen. Alles, was dieser Spötter sagt, ist vernünftig; nur kömmt es einigen bedenklich vor, daß er unter andern sagt: Er könne mit Gott reden, ohne daß er nöhtig habe, den Psalter und die Offenbahrung Johannis auszuplündern.

Der Ausdruck von Ausplünderung der Schrift ist nicht wider die Schrift, sondern wider die gezwungene Art, schriftmäßig zu beten, gerichtet.

Ich begreife nicht, was sie in diesem Ausdrucke anstößig finden. Es ist wahr, der Verfasser des Briontes hätte nicht nöhtig gehabt, sich desselben in seiner Sermocinatien, zu bedienen. Sein Zweck war nicht, die innerliche Beschaffenheit der philippischen Seufzer zu untersuchen; sondern nur zu zeigen, daß der Herr Professor Philippi keine Ursache gehabt, diejenigen, so über

seine ungewöhnliche und unzeitige Andacht lachen würden, für Religionsspötter zu schelten. Da aber der Herr Professor Philippi so viel ich mich erinnere, auch biblische Redensarten in seinem Gebete angebracht hat: so glaube ich, daß der Verfasser des Briontes, dem es vielleicht geschienen, als habe der Herr Professor Philippi die aus der Schrift entlehnten Stellen übel und unförmlich zusammen gehänget, dadurch bewogen worden, darüber zu spotten. Ich bekümmere mich wenig, ob der Herr Professor Philippi wirklich die biblischen Sprüche ungeschickt zusammen gesetzet hat. Es mag der Verfasser des Briontes sich dieses ohne Ursache eingebildet haben. Ich gebe sie darüber zusammen, und sage nur so viel, daß es unbillig sey, den Verfasser des Briontes darum einer schlechten Ehrerbietung gegen die heilige Schrift zu beschuldigen, weil er das Verfahren solcher Leute, die sich einbilden, sie müßten ihre Gebeter aus allerhand zusammen gestoppelten biblischen Sprüchen auf eine wunderliche Art zusammen flicken, eine Ausplünderung der Schrift nennet. Denn da dieser Ausdruck nur die That solcher Personen als thöricht vorstellen soll: so tritt der Verfasser des Briontes dadurch der Schrift, wel-

che ſich nur leidend dabey verhält, im geringſten nicht zu nahe.

Eine ſolche Betart iſt abergläubiſch, und flieſſet nicht aus den Lehren unſerer Kirche.

Sollte es nun aber eine ſo groſſe Sünde ſeyn, daß der Verfaſſer des Briontes von Leuten etwas höhniſch redet, die ſo übel in ihrem Chriſtenthume unterrichtet ſind, daß ſie glauben, ſie müßten nohtwendig die Sprache Canaans mit Gott reden, und ihr Gebet werde nicht erhöret, wo ſie nicht ihres Herzens Anliegen mit ſolchen Worten vortrügen, deren ſich ehedeſſen der König David auch bedienet? Ich glaube es nicht: Denn eine ſolche Einbildung ſetzt einen nicht geringen Aberglauben voraus, und aller Aberglaube iſt lächerlich. Ich weiß wohl, unſere Gottesgelehrten rahten, man ſolle, ſo viel möglich, mit Worten der Schrift reden, wenn man betet. Allein dieſer Raht, wie gut und vernünftig er auch an ſich ſeyn mag, iſt doch kein Geſetz. Er verbindet niemand, ſo lange unſere Gottesgelehrten den Worten der Schrift noch keine magiſche Kraft beylegen; und ich wüßte nicht eine Lehre unſerer Kirche, aus welcher die Nohtwendigkeit einer ſo gezwungenen Art zu beten flieſſen ſollte.

Unſchuld und wahre Abſicht des Verfaſſers des Briontes.

Der Verfaſſer des Briontes iſt demnach weder ein Lügner, noch ein Ketzer, wenn er ſpricht: Daß er mit Gott reden könne, ohne daß er nöthig habe, den Pſalter und die Offenbahrung Johannis auszuplündern. Er redet auch nicht überhaupt von denen verächtlich, die mit Worten der Schrift beten. Ich ſehe nicht, warum man ihn in dem Verdacht haben will, als wenn er allen Gebrauch bibliſcher Redensarten für unerlaubt und thöricht ausgeben wolle. Eben der Ausdruck von Ausplünderung des Pſalters und der Offenbahrung Johannis zeiget, daß er nur wider eine gezwungene und abergläubige Zuſammenraſpelung bibliſcher Sprüche, und deren unförmliche und abgeſchmackte Verbindung in einem Gebete rede. Wer kann ihn verdenken, daß er eine ſo lächerliche Bemühung, ſchriftmäßig zu beten, für den nächſten Weg zu demjenigen Geplapper anſiehet, vor welchem Chriſtus ſeine Jünger warnet? Mich deucht, man kann von einem auf ſolche Art eingerichteten Gebete eben das ſagen, was *Ausonius* in der Vorrede zu ſeinem *Centone nuptiali* von ſolchen Centonibus überhaupt ſagt: „Peri-

torum concinnatio miraculum: imperitorum junctura ridiculum.“

Antwort auf die dritte Beſchuldigung, daß der Verfaſſer des Briontes von Pauli Entzückung verächtlich geredet.

Ich wende mich zu der dritten Beſchuldigung. Dieſe beſtehet darinn, daß der Verfaſſer des Briontes von der Entzückung Pauli verächtlich geredet hat. Laßt uns ſehen, ob dieſe Anklage beſſern Grund habe, als die beyden vorigen.

Es ſcheinet, man habe den Verfaſſer des Briontes hier auf friſcher That ertappet. Er ſpricht ausdrücklich: Paulus ſey ſo klug wieder gekommen, als er hingegangen. Dieſes klingt verächtlich, und iſt allemal ein Vorwurf, den ungeſchickte Boten hören müſſen. Allein es hat nichts zu bedeuten, und dient dieſe Beſchuldigung weiter zu nichts, als die Billigkeit meiner Forderung zu beweiſen, da ich gleich anfangs ſolche Leſer verlangte, die fähig wären, den verborgenen Sinn einer Ironie zu erreichen. Hätten diejenigen, welche in dem, das der Verfaſſer des Briontes von Paulo ſagt, ich weiß nicht was vor Greuel finden wollen, dieſe Fähigkeit beſeſſen: ſo würden ſie nimmer ein ſo unbilliges Urtheil gefället haben. Ich muß ihnen alſo das Verſtändniß öffnen.

Wahre Vorſtellung der Sache.

Sie werden ſich zu erinnern belieben, daß der Verfaſſer des Briontes, ehe er ſich an dem Apoſtel Paulus ſo unverantwortlich vergreift, von derjenigen Stelle der ſechs philippiſchen Reden handelt, woſelbſt der Herr Profeſſor Philippi ſagt: „Die unterirdiſchen Grotten wären durch die Ankunft einer preiswürdigſten Göttinn (ein Titel, welchen er der Königinn von Polen giebt) beglückſeliget worden.“ Um dieſe wunderlichen Ausdrückungen lächerlich zu machen, ſpricht er: „Es ſcheine, der Herr Philippi glaube, daß ein Redner, wie ein Staatsmann, ohne Weib, Schaam und Religion ſeyn müſſe.“ Weil es nur ſein Endzweck iſt, alle Thorheiten des Herrn Profeſſor Philippi zu loben, ſo fährt er fort, und ſagt: „Dieſes ſey eine vortheilhafte Einbildung; denn der Herr Profeſſor Philippi komme dadurch zur Erkenntniß ſolcher Geheimniſſe, die auch denen Heiligſten verborgen geblieben.“ Er beweiſet dieſes mit einer Stelle aus der Lobrede, die der Herr Profeſſor Philippi auf den König von Polen gehalten hat, und in welcher er ſagt: „Er habe durch das Anſchauen dieſes groſſen Prinzen ein

Bild

Bild bekommen, wie die Auserwehlten im ewigen Leben durch das Anſchauen Gottes am höchſten werden beglückſeliget werden.“ Man kann nicht leugnen, daß dieſes eine abgeſchmackte Schmeicheley ſey. Der Verfaſſer des Briontes durfte aber nicht geradezu ſagen, daß der Herr Profeſſor Philippi geſchwärmet habe. Dieſes wäre ſeinem Character nicht gemäß geweſen. Er lobt alſo den Herrn Profeſſor Philippi auch in dieſem Stücke. Er preiſet ihn glückſelig; aber auf eine ſo hämiſche Art, daß die ſchönen Sachen, die er dem Herrn Philippi ſagt, dieſem unglückſeligen Redner hoch genug zu ſtehen kommen. Seine wahre Abſicht iſt, durch ein verſtelltes Lob die Thorheit, die er dem Herrn Philippi beymiſſet, ſo hoch zu treiben, daß ſie handgreiflich, und dem Herrn Philippi ſelbſt ſcheußlich werden möge. Zu dem Ende nennet er es eine gemeine Rede, wenn Paulus ſagt: Es habe kein Auge geſehen, kein Ohr gehöret, und ſey in keines Menſchen Herz kommen, was Gott bereitet hat denen, die ihn lieben. Er geht noch weiter, und verachtet dieſen groſſen Apoſtel gegen den Herrn Philippi. „Paulus,“ ſpricht er, „ſey bis in den dritten Himmel entzückt worden, aber er ſey ſo klug wieder

gekommen, als er hingegangen. Wenn dem Herrn Philippi dieſes Glück begegnen ſollte, würde er uns weit ſchönere Sachen erzehlen; weil er aus dem bloſſen Anſchauen ſeines Landesvaters mehr gelernet, als Paulus im Paradieſe.“ Er fährt fort, und ſagt: „Man ſollte aus den Worten des Herrn Philippi faſt ſchlieſſen, daß Paulus nur immer zu Hauſe bleiben, und ſeine weite Reiſe ſparen können.“

Die Abſicht des Verfaſſers des Briontes iſt unſchuldig.

In dieſer Stelle ſoll nun das Verbrechen ſtekken, deſſen man ihn beſchuldiget. Ich müßte aber einen übeln Begriff von dem Verſtande meiner Leſer haben, wenn ich nicht glaubte, ſie würden, ohne mein Erinnern, ſehen, daß alles, was der Verfaſſer des Briontes von Paulus ſagt, nichts, als eine ungereimte Folge ſey, die er aus den Worten des Herrn Profeſſor Philippi ziehet. Dieſe Verkleinerung der Entzückung Pauli, und der Vorzug, den der Verfaſſer des Briontes ſeinem Helden für dieſen Apoſtel giebt, gereicht eben den Herrn Profeſſor Philippi zur gröſten Schande, und ſoll ihn als einen Menſchen vorſtellen, der Zeug ſchwatzet, aus welchem man ſchlieſſen ſollte, er halte ſich höher, als den Apoſtel Paulus. Denn

der Verfaſſer des Brientes ſchlieſſet ſo: Iſt es wahr, daß der Herr Profeſſor Philippi, wie er ſagt, durch das Anſchauen des Königes ein Bild bekommen, wie die Auserwehlten im ewigen Leben durch das Anſchauen Gottes am höchſten werden beglückſeliget werden: ſo folgt, daß es falſch, was Paulus von der Unmöglichkeit einer ſolchen Erkenntniß in dieſem Leben ſagt. Es folget, daß der Herr Profeſſor Philippi durch das Anſchauen ſeines Königes klüger geworden, als Paulus durch ſeine Entzückung. Denn Paulus, nachdem er wieder zu ſich ſelbſt gekommen, konnte ſich ſo groſſer Einſichten nicht rühmen, als der Herr Profeſſor Philippi durch das Anſchauen ſeines Königes bekommen zu haben vorgiebt. Er geſtehet aufrichtig, er habe nicht gewußt, wie ihm geſchehen, und unausſprechliche Worte gehöret. Es folget alſo weiter, daß, wo es möglich, hier auf dieſer Welt zu einem Begriffe der Freude jenes Lebens zu gelangen, die Entzückung Pauli unnütz und vergeblich geweſen iſt.

Ein Ausdruck in Anſehung der Entzückung Pauli iſt ſeinem Character gemäß, und ironiſch.

Dieſes iſt die Meynung des Verfaſſers des Brientes, die einem jeden nohtwendig in die Au-

gen fallen muß, der seine Schrift mit Bedacht lieſet. Ich für meine Perſon finde darinn nichts ärgerliches, und traue meinen Leſern nicht zu, daß ſie durch die einzige Ausdrückung: Paulus ſey ſo klug wiedergekommen, als er hingegangen; ſich bewegen laſſen werden, anders zu urtheilen. Ich bekenne, es iſt dieſes eine verächtliche Umſchreibung der unausſprechlichen Worte, wovon Paulus redet: Allein mich deucht auch, daß ein ſo verächtlicher Ausdruck in dem Munde des Verfaſſers des Briontes ungemein wohl ſtehet, weil die Abſicht deſſelben war, den Apoſtel Paulus und deſſen Erkenntniß von dem Zuſtande jener Welt gegen den Herrn Profeſſor Philippi, und ſeine Erleuchtung, gering zu machen. Wenn er noch verächtlicher geredet hätte, wäre es nicht unrecht geweſen, und niemand, der weiß, was eine Ironie iſt, würde ſich daran geärgert haben. Man ſiehet leicht, daß der Verfaſſer des Briontes nicht über die Entzückung Pauli ſpottet. Es iſt ſein Vorſatz nicht, dieſen groſſen Apoſtel recht im Ernſt zu verkleinern. Was er verächtliches von ihm ſagt, iſt, ſeiner Meynung nach, eine Folge des wunderbaren Einfalls, den der Herr Profeſſor Philippi über das Anſchauen ſeines Königes ge-

habt hat; und man muß demnach, wo man billig verfahren will, alles, was man in seinen Anmerkungen ärgerliches, greuliches und gottloses findet, auf des Herrn Philippi Rechnung setzen. Dieser ausserordentliche Redner muß, wo er nicht eine Thorheit begangen haben will, behaupten, er habe durch das Anschauen seines Königes mehr gelernet, als Paulus im Paradiese: Paulus sey so klug wieder gekommen, als er hingegangen, und er habe also nur immer zu Hause bleiben können. Dieses, meynt der Verfasser des Briontes, folge aus derjenigen Stelle der philippischen Lobrede auf den König in Polen, welche er lächerlich machen will. Weil er aber nicht gerade heraus sagt, daß dieses seine Meynung ist: so hat er das Unglück, daß die Einfältigen ihn des Verbrechens beschuldigen, welches er dem Herrn Philippi aufbürden will.

Der Verfasser des Briontes thut dem Herrn Professor Philippi unrecht.

Es wird ihm diese Beschuldigung bey klugen Leuten wenig schaden, und dahero gönne ich es ihm recht gern, daß er so angelaufen ist. Er hat es an dem Herrn Professor Philippi wohl verdie-

net; denn er thut ihm unrecht. Es hat, ſo viel mir wiſſend, dieſes noch niemand angemerket; weil der Einfall des Verfaſſers des Briontes was Blendendes an ſich, und der Herr Profeſſor Philippi das Unglück hat, daß man gerne das ärgſte von ihm glaubt. Aber ich bin unparteyiſch, und laſſe einem jeden Recht wiederfahren. Ich habe den Verfaſſer des Briontes vertheidiget, und muß alſo auch ein Wort für den Herrn Profeſſor Philippi reden. Der Herr Verfaſſer des Briontes wird mir dieſes nicht übel nehmen. Da er ſich berechtiget hält, andern Leuten ihre Fehler auf die empfindlichſte Art zu zeigen: ſo muß mir dieſes in Anſehung ſeiner auch erlaubt ſeyn.

Herr Profeſſor Philippi wird vertheidiget.

Ich habe demnach die Ehre, ihm mit aller Beſcheidenheit zu ſagen, daß er die Worte des Herrn Profeſſor Philippi, über welche er hier ſpottet, nicht recht angeſehen, und folglich ſeine Einfälle, die er darüber hat, wie ſinnreich ſie ihm und andern auch ſcheinen mögen, keinen Grund haben. Er bildet ſich ein, der Herr Profeſſor Philippi rühme ſich, daß er durch das Anſchauen des Königes von Polen einen deutlichen

Begriff von der Freude der Seligen in jener Welt bekommen habe: und dieſe Einbildung hat ihn verführet, den Herrn Profeſſor Philippi als einen Menſchen abzubilden, der ſich höher und klüger halte, als den Apoſtel Paulus. Allein der Herr Profeſſor Philippi iſt wahrlich in dieſem Fall unſchuldig. Er ſagt nicht, daß er durch das Anſchauen des Königes von Polen einen deutlichen und vollſtändigen Begriff von der Freude jenes Lebens bekommen; ſondern er ſpricht nur, daß er dadurch ein Bild bekommen, wie die Auserwehlten im ewigen Leben durch das Anſchauen Gottes am höchſten werden beglückſeliget werden. Was findet der Herr Verfaſſer des Briefes daran zu tadeln? Iſt es nicht offenbar, daß der Herr Profeſſor Philippi nichts mehr thut, als daß er von dem kleinern aufs gröſſere ſchlieſſet? Da mir, will er gleichſam ſagen, der bloſſe Anblick eines Königes, der nur ein ſterblicher Menſch iſt, ein ſo groſſes Vergnügen gegeben; wie groß und unausſprechlich muß denn nicht die Freude der Auserwehlten im ewigen Leben ſeyn, die das Glück haben, Gott ſelbſt von Angeſicht zu Angeſicht zu ſchauen.

Der Verfasser des Briontes bekömmt einen Verweis.

Was ist an diesem Schlusse auszusetzen? Er ist so gründlich als erbaulich. Mich deucht daher, der Herr Verfasser des Briontes habe sich zur Unzeit darüber lustig gemacht, und er hätte füglich alles, was er davon gesagt, bey sich behalten können. Die Entzückung Pauli schickte sich hieher nicht. Ich wundere mich, daß der Herr Verfasser des Briontes dieses nicht eingesehen hat. Leute seiner Art sollten billig behutsamer seyn, und sich nicht durch eine gar zu grosse Begierde zu spotten verleiten lassen, Dinge vorzubringen, die den Strich nicht halten. Ich wollte es ihm nicht verdenken, wenn ihn die Noht gezwungen hätte, auf so ungegründete Spöttereyen zu verfallen: Allein so konnte es ihm nimmer an Materie zum spotten gebrechen; weil er es mit einem Manne zu thun hatte, über welchen auch seine ärgsten Feinde nicht klagen können, daß er ihnen nicht genugsame Blösse gebe. Er kann also den Fehler, welchen er hier begangen, mit nichts entschuldigen; und ich befürchte nicht, daß er meine desfalls gethane Erinnerung übel deuten werde. Ich habe vielmehr das Vertrauen,

er werde, nach seiner Scharfsinnigkeit, das Urtheil, welches ich über seine Spöttereyen fälle, so gegründet und billig finden, als dasjenige, das andere von seinen Absichten gefället haben, ungegründet und unbillig ist.

Ich bilde mir ein, dieses letzte auf eine unwiderstreibliche Art dargethan zu haben, und hoffe demnach, daß diejenigen, so aus Einfalt oder Bosheit den Verfasser des Briontes für einen Religionsspötter ausschreyen, sich schämen, und andere, die den Klagen der Einfältigen, und dem unvernünftigen Geschrey der Thoren ohne Untersuchung Gehör geben, hinfort behutsamer seyn werden.

Ob der Briontes aus andern Ursachen strafbar?

Nachdem ich nun deutlich erwiesen, das die Satyre Briontes der Jüngere nicht mit entsetzlichen Religionsspöttereyen angefüllet ist: so gehe ich weiter, und untersuche: Ob denn diese Schrift aus einem andern Grunde strafbar sey?

Was eine Schrift strafbar mache? und daß der Briontes nicht ehrenrührig.

Wenn eine Schrift nichts in sich fasset, so wider die Religion läuft: so kann sie nicht anders

ſtrafbar und unzuläßig ſeyn, als wenn ſie entweder aufrühriſch oder auch den guten Sitten, und dem guten Leumund und ehrlichen Namen eines Menſchen nachtheilig iſt. Daß der Briontes nicht mit Religionsſpötterenen angefüllet ſey, habe ich, deucht mich, klärlich dargethan: daß er der Ruhe des Staats, und den guten Sitten zuwider ſey, wird vermuhtlich niemand, ja der Herr Profeſſor Philippi ſelbſt, nicht ſagen. Es iſt alſo nichts mehr übrig, warum dieſe Satyre ſtrafbar ſeyn könne, als weil der Herr Profeſſor Philippi darinn auf eine ehrenrührige und paßquillantiſche Art angegriffen iſt. Nach den Titeln der ſieben neuen Verſuche zu urtheilen, mit welchen der Herr Profeſſor der gelehrten Welt drohet: ſo ſtehet der Herr Profeſſor wirklich in dem Wahn, und es giebt überdem ſo einfältige Leute, die ſich einbilden, eine jede Spötterey, ein jeder luſtiger Einfall, ſey eine ſtrafbare Miſſethat, und die dahero ganz wunderlich von dem Briontes urtheilen. Ich werde alſo nicht übel thun, wenn ich ſowohl dem Herrn Profeſſor Philippi ſeinen Wahn benehme, als auch die andern Unwiſſenden, Einfältigen, Blöden und Schwachen unterrichte, und auf den rechten Weg bringe.

Böſe Scribenten haben unrichtige Begriffe von der Ehre.

Es wird zu dem Ende nöhtig ſeyn, daß ich ihnen einen rechten Begriff von der Ehre gebe, und unterſuche, wie weit die Obrigkeit für die Ehre ihrer Unterthanen zu ſorgen, und dieſelbe zu beſchützen verbunden iſt. Die böſen Scribenten haben von dieſen Dingen ganz eigene Gedanken, und ihre Menge giebt ihnen Gelegenheit, dieſelbe weit auszubreiten, und viele, die nicht wohl auf ihrer Hut ſind, damit anzuſtecken.

Was eigentlich böſe Scribenten ſind.

Ich verſtehe durch die böſen Scribenten nicht alle Leute, in deren Schriften Irrthümer und Thorheiten enthalten ſind. Wenn ich es ſo genau nehmen wollte, ſo würde man gar keine gute Scribenten haben. Alle Menſchen können irren, und irren auch wirklich. Viele an ſich kluge und verſtändige Männer werden durch die Erziehung, und andere Umſtände, die nicht in ihrer Gewalt ſind, verleitet und gleichſam genöhtiget, allgemeine Thorheiten, die den Schein der Weisheit haben, in ihren Schriften zu vertheidigen. Sie können dieſes aus guter Meynung, und

aufrichtig thun; aber man kann sie nicht unter die bösen Scribenten rechnen, so lange sie nur bloß ihren besten Fleiß anwenden, allgemeine Thorheiten als heilsame Lehren vorzustellen. Denn sie können, dem ungeachtet, Proben von ihrem guten Verstande geben; und wenn sie dieses thun, so ist es nicht ihre Schuld, daß sie nichts klügers vorbringen, sondern ein Fehler der Materie, von welcher sie schreiben.

Ich verstehe auch durch die böſen Scribenten nicht alle diejenigen, denen es an Ordnung, Deutlichkeit und einer zierlichen Schreibart mangelt. Denn solche Leute können die Mängel, so man in ihrem Vortrage und an ihrer Schreibart wahrnimmt, durch die herrlichen und vortreflichen Sachen, die sie vorbringen, oft doppelt ersetzen. Sondern böse Scribenten sind, nach meinem Begriffe, diejenigen, welche allerhand abgeschmackte Grillen und läppische Einfälle, die ihnen eigen sind, und deren Thorheit alle Leute, die nur ihre fünf Sinne haben, begreifen können, in einer albernen und scheußlichen Schreibart so verworren und undeutlich vortragen, daß man mit Händen greifen kann, daß sie nicht wohl unter

dem Hut verwahret ſind, und daß ſie ſelbſt nicht wiſſen, was ſie haben wollen.

Böſe Scribenten von lächerlichem Ehrgeize werden im gemeinen Leben nichts geachtet, und warum ſie Bücher ſchreiben.

Dieſe Unglückſeligen werden allemal bey ihrer tiefen Unwiſſenheit, oder doch nur ſehr magern und unordentlichen Wiſſenſchaft, von einer lächerlichen Ehrbegierde geplaget: und dieſe Verbindung ſo köſtlicher Eigenſchaften ſetzt allezeit eine ſo elende Miſchung der Affecten voraus, welche alle diejenigen, die das Unglück haben, ſo gebohren zu werden, gemeiniglich auslachenswürdig und verächtlich macht. Solche Leute ſind, ordentlicher Weiſe, zu allen Geſchäfften im bürgerlichen Leben untüchtig, weil es ihnen an Witz und Muht gebricht; und da ihre Aufführung lächerlich iſt, ſo ſind ſie ein Spott aller, mit denen ſie umgehen. Dieſes dämpft ihren Hochmuht nicht, und iſt lange nicht hinlänglich, die Einbildung im geringſten zu mindern, die ſie von ihrem Verſtande und von ihrer Weisheit haben. Sie ſeufzen über die blinde Welt, und rächen die Schmach, die ſie von derſelben leiden, an dem unſchuldigen Papier.

Sie sperren sich ein, und schreiben Bücher, in der Hoffnung, durch diesen Weg zu demjenigen Grade der Ehren und des Ansehens zu gelangen, welchen sie durch Verrichtungen, die dem gemeinen Wesen nützlich, und durch eine kluge Aufführung, die sie im gemeinen Umgange beliebt und angenehm machen könnte, sich nicht zu erreichen getrauen. Sie thun wohl daran. Denn gedruckte Thorheiten haben ein besseres Ansehen, als diejenigen, welche mündlich vorgetragen werden, und die Fehler einer Schrift fallen nicht so sehr in die Augen, als die Lächerlichkeit einer That, über welche auch die Ungelehrten urtheilen. Die bösen Scribenten nehmen das Wesen grosser Schreiber an sich, und blenden dadurch die Einfältigen. Der gröste Haufe stehet in dem Wahn, wer ein Buch geschrieben hat, der müsse gelehrt und folglich klug seyn, und richtet seine Urtheile darnach ein.

Un sot trouve toujours un plus sot qui l'admire *)

Und es mangelt also den bösen Scribenten niemals an Bewunderern. Diese Bewunderung

*) Boileau Art. poet.

der Thoren überschüttet sie mit unaussprechlicher Freude, weil sie sich einbilden, sie würden dadurch auf den höchsten Gipfel der Ehren gesetzet.

Böse Scribenten sind empfindlich und rufen die Obrigkeit um Hülfe an, wenn sie gestrigelt werden.

Wie muß es sie demnach nicht schmerzen, wenn ein unbescheidener und unbarmherziger Spötter die Dreistigkeit hat, ihnen die Larve abzuziehen, und einen Spiegel vorzuhalten, welcher ihnen ihre scheußliche Gestalt aufrichtig vorstellet? Sie sind in solchem Unfall untröstbar, und gerahten in die gröſseste Wut. Der Spiegel wird zur Erde geschmiſsen, mit Füſsen getreten, und muß es entgelten, daß sie nicht besser gebildet sind. Sie indessen dünken sich doch schön, und heiſsen denjenigen, der ihnen durch einen Liebesdienst, den sie nimmer genug erkennen können, zu der Erkenntniß ihrer selbst Anleitung geben wollen, einen Pasquillanten und einen Ehrendieb. Sie thun kläglich, und stimmen ein jämmerliches: Porro Quirites! an. Denn Ehre verlohren, alles verlohren. Sie suchen Himmel und Erde gegen ihren Feind zu bewegen, und geberden sich nicht viel klüger, als jener Gecke in der Fabel, der von

einem Floh gebiſſen wurde *). Denn wie dieſer es dem Hercules verwies, daß er die Welt auch nicht von dem ihn plagenden Ungeheuer befreyet hätte, und vom Jupiter verlangte, ſeinen Peiniger mit Donner und Blitz zu vertilgen: ſo rufen ſie die Obrigkeit um Schutz an, und nehmen es übel, wenn dieſe ihrem Jammer ohne Erbarmung zuſiehet, und dem Frevel ihrer Verfolger nicht ſteuret.

Thun thöricht daran.

Allein ſie müſſen wiſſen, daß ihr Geſchrey unvernünftig, und ihre Forderung unbillig iſt. Die Obrigkeit iſt ſchuldig, in allen Stücken für das wahre Beſte ihrer Unterthanen zu ſorgen; aber ſie kömmt, wo ſie klug iſt, den thörichten Begierden derſelben nicht zu Hülfe. Sie ſorget wohl für die Geſundheit ihrer Unterthanen; aber ſie iſt nicht ſchuldig, ihnen gute Schminke zu verſchaffen. Sie beſſert die Wege aus, zum Beſten der Reiſenden; aber nimmer erſtreckt ſich ihre Fürſorge

*) S. Les Fables de Mr. de la Fontaine Liv. II. Fab. 5.

sorge so weit, daß sie sich bemühen sollte, die Luftschiffe zur Vollkommenheit zu bringen, um gewissen Gecken den Weg nach dem Monde zu bahnen.

Die bösen Scribenten sind demnach gar nicht berechtiget, von der Obrigkeit zu verlangen, daß sie sich in ihre Händel mischen, und sie bey derjenigen Ehre schützen solle, welche sie durch ihre lächerlichen Schriften sich erlanget zu haben einbilden.

Es ist wahr, die Obrigkeit muß nicht zugeben, daß auch der geringste ihrer Unterthanen an seinem ehrlichen Namen und guten Leumund angegriffen werde; aber sie ist nicht verpflichtet, den thörichten Hochmuht ihrer Bürger zu nähren.

Was die Ehre sey? und ihre Grade.

Die Ehre bestehet überhaupt in der guten Meynung, die andre von uns, und unserm Thun und Lassen, haben. Ihr wird entgegen gesetzet die Schande, welche also nichts anders ist, als die böse Meynung, die man von uns und unsern Thaten heget. Unsere guten und bösen Thaten sind nicht alle gleich gut und gleich böse: Folglich hat auch die Ehre, die uns daraus erwächset, ihre gewisse Grade. Wer auf der untersten Stufe

der Weisheit stehen bleibet, und sich begnüget, die Regeln der Gerechtigkeit zu beobachten, von dem sagt man, daß er nicht grundböse ist. Dieses Urtheil wirket nur den untersten Grad der Ehre, der in nichts, als einem Mangel der Schande, bestehet, und eigentlich der ehrliche Name genennet werden kann. Wer aber weiter gehet, und nicht nur die Regeln der Gerechtigkeit beobachtet, und sich vor Thaten hütet, die äusserst böse sind, sondern noch darüber auch die Regeln des Wohlstandes und der innerlichen Tugend nicht überschreitet, und durch tugendhafte und löbliche Verrichtungen andern einen vortheilhaften Begriff von sich beybringet, der erlanget dasjenige Lob, welches die eigentliche Ehre ausmachet.

Wodurch sie verscherzet werde.

Den ehrlichen Namen verliehret man durch äusserst böse und wider die Gerechtigkeit laufende Thaten, mit einem Worte, durch strafbare Verbrechen. Dasjenige Lob hergeben, worinn die eigentliche Ehre bestehet, wird durch Laster, die nicht bestrafet werden, und durch allerhand menschliche Fehler und Schwachheiten, verscherzet. Wer demnach einen andern strafbarer Verbrechen be-

ſchuldiget, oder ihm ſolche Titel beyleget, die überhaupt einen grundböſen und unehrlichen Menſchen ausdrücken, der greift deßen ehrlichen Namen an.

Ob man einen an ſeinem ehrlichen Namen angreifen dürfe, und was ein Paſquillant ſey.

Die Frage iſt: Ob dieſes erlaubt ſey? Man muß darauf mit Unterſcheid antworten. Da dem gemeinen Weſen daran gelegen, daß das Böſe nicht ungeſtraft bleibe: ſo iſt es nicht verboten, einen, der ein Verbrechen begangen hat, als einen Miſſethäter anzuklagen. Wer den ehrlichen Namen ſeines Nächſten auf dieſe Art angreifet, der thut nichts Böſes, weil der Angeklagte ſich verantworten kann, und alſo nicht durch die Anklage, ſondern durch ſeine begangene Miſſethat, und das darüber gefällte Urtheil des Richters, ſeinen ehrlichen Namen verliehret, und der Ankläger, wo er ſeine Beſchuldigung nicht hinlänglich beweiſet, Gefahr läuft, als ein Calumniant geſtraft zu werden. Wenn aber einer ſich gelüſten läſſet, ſeinen Mitbürgern auſſer Gericht, es ſey mündlich oder ſchriftlich, ſolcher Verbrechen

zu beſchuldigen, auf welche die Strafe der Obrigkeit, und der Verluſt des ehrlichen Namens nohtwendig folgen muß, der begeht eine ſtrafbare That. Denn unſer ehrlicher Name flieſſet aus der Beobachtung der Regeln der Gerechtigkeit, und aus derjenigen Enthaltung von äuſſerſt böſen Thaten, wozu uns die Geſetze der Obrigkeit verbinden. Ob wir dieſe Geſetze gehalten haben, oder nicht, das iſt eine Frage, welche niemand, als die Obrigkeit entſcheiden kann. Folglich kömmt unſer ehrlicher Name hauptſächlich auf diejenige gute Meynung, welche die Obrigkeit von uns hat und auf das Urtheil an, das ſie von unſern Thaten, ſo ferne dieſelbe den Geſetzen unterworfen ſind, fället. Wenn nun einer dieſes Urtheil der Obrigkeit nicht erwartet, ſondern uns eigenmächtig, auf eine tückiſche Weiſe, für Uebertreter der Geſetze erkläret, und unehrlich machen will: ſo greift er der Obrigkeit ins Amt. Denn da es allein der Obrigkeit zuſtehet, die Verbrechen zu beſtrafen, und diejenigen, welche ſie begangen, mit Schande zu belegen: ſo kömmt ihr auch einſeitig die Macht zu, zu urtheilen, ob dieſer oder jener die auf die Miſſethaten geſetzten Strafe und Schande verdiene. Derjenige, der ſich dieſer Macht un-

gebührlich anmaßet, beleidiget demnach ſeine Obrigkeit ſowohl, als ſeinen Nächſten. Jene, weil er ihr Eingriff thut: dieſen, weil er demſelben an Ehre, Gut, ja oft an Leib und Leben zu ſchaden ſuchet. Dieſes iſt nun eine Bosheit, die in den Geſetzen verboten iſt, und wer ſie in Schriften begehet, der iſt ein Pasquillant, und der ſchärfſten Strafe würdig.

Die Obrigkeit ſorget für den ehrlichen Namen ihrer Unterthanen; nicht aber für einen höhern Grade der Ehre.

Aus dem, was ich geſagt habe, erſiehet man nun, was ein Pasquillant ſey, und daß die Obrigkeit für den ehrlichen Namen ihrer Unterthanen ſorge. Weiter bekümmert ſie ſich um die Ehre derſelben nicht. Dasjenige, was man eigentlich Lob, Ehre und Ruhm nennet, entſpringet, wie ich oben erwehnet, aus der Beobachtung der Regeln des Wohlſtandes, und der innerlichen Tugend, und alſo aus Thaten, dazu uns die Obrigkeit durch die Geſetze nicht verbindet. Denn die Obrigkeit wünſchet zwar, daß alle ihre Unterthanen ſo tugendhaft ſeyn mögten, als es immer möglich iſt: Allein da ſie durch ihre Macht dieſen Wünſchen keinen Nachdruck geben kann, weil die Tu-

gend keinen Zwang leidet: ſo begnügt ſie ſich, durch die ihr verliehene Gewalt den Ausbruch der gröbſten Bosheit zu verhindern, und iſt zufrieden, wenn ihre Unterthanen die unterſte Staffel der Weisheit betreten, und nichts begehen, das mit dem Endzwecke der bürgerlichen Geſellſchaft ſtreitet. Das übrige ſtellet ſie eines jeden Gutbefinden anheim.

Da nun die Ehre aus ſolchen Thaten entſtehet, welche die Obrigkeit in unſere Willkühr ſtellet, deren Verrichtung ſie nicht unumgänglich von uns fodert, und um deren Unterlaſſung ſie uns nicht ſtrafet: ſo kann man dieſelbe als eine Sache anſehen, um welche ſich die Obrigkeit wenig bekümmert, und worüber ſie ſich keine Erkenntniß anmaßet. Denn da die Obrigkeit, als Obrigkeit, nicht von der Güte und Beſchaffenheit derer Thaten urtheilet, durch welche wir Ehre erlangen: ſo kann ſie auch von der Ehre ſelbſt nicht urtheilen. Sie kann dieſelbe niemand geben oder nehmen, ſondern wir haben ſie von unſern Mitbürgern zu gewarten. Auf deren Urtheil von unſerer Aufführung beruhet ſie. Ein jeder hat demnach die Freyheit von den Thaten anderer Leute, ſo ferne dieſelbe den Geſetzen und der Erkenntniß des

Richters nicht unterworfen ſind, ſeine Gedanken zu ſagen. Er kann loben, was ihm gefällt, und tadeln, was ihm nicht anſtehet, ohne Gefahr, dem Richter in die Hände zu fallen.

Ueber Fehler, die nicht ſtrafbar, kann man ſpotten.

So ſtrafbar es demnach iſt, ſeinen Nächſten eines Todſchlages, Raubes, Diebſtahls, Ehebruchs und anderer Verbrechen zu beſchuldigen: ſo erlaubt iſt es, ihm ſolche Fehler beyzumeſſen, die nicht beſtrafet werden, und ſeinen ehrlichen Namen nicht beſchmitzen. Ich kann alſo von einem Menſchen ſagen, daß er hochmühtig, geizig, argwöhniſch, eigenſinnig, lecker im Eſſen und Trinken, furchtſam, verwegen, ein Verſchwender, ein Müßiggänger und Säufer ſey, ohne daß er mich darum verklagen könnte. Ich habe dieſes gleichfals nicht zu beſorgen, wenn ich über ſeine Aufführung in Geſellſchaften ſpotte. Wer will mir z. B. wehren, über einen geſchoſſenen Sedadon zu lachen, der mit ſeiner Clarimene *à l'Hombre* ſpielet, und allemal, wann er die Charten giebt, ſeine Schöne mit verſchmachtenden Augen anſiehet, und die Charten, die ſie haben ſoll,

aufs zärtlichſte küſſet? Eine wunderliche Tracht, ein närriſcher Gang, eine ungereimte und verdrießliche Art zu complimentiren, und dergleichen Fehler, geben mir ein gleiches Recht, und überhaupt alle Schwachheiten, die ich jetzo genennet habe, ſamt noch vielen andern, die mir nicht beyfallen, können ohne Verletzung des ehrlichen Namens derer, die zu ihrem Unglücke damit behaftet ſind, lächerlich gemacht werden. Dieſe Fehler und Gebrechen ſind es eben, an welchen ein Spötter ſeine Kunſt beweiſen kann; daher ſie dann auch Cicero *materiem ridiculorum* nennet. Er thut es an demjenigen Orte, da er unterſuchet, wie weit es einem Redner erlaubt ſey zu ſpotten, quatenus sint ridicula tractanda oratori. Er ſpricht: Nec insignis improbitas et scelere juncta, nec turpis miseria insignis agitata ridetur. Facinorosos majore quadam vi, quam ridiculi vulnerari volunt; miseros illudi nolunt, nisi se forte jactant - - - itaque ea facillime luduntur, quae *neque odio magno, neque misericordia maxima digna sunt.* Quamobrem materies omnis ridiculorum est in istis vitiis, quae sunt in vita hominum neque carorum, neque calamitosorum, neque eorum, qui ob fa-

cinus ad supplicium, rapiendi videntur: eaque belle agitata ridentur *). Dieſe Regel, welche Cicero giebt, gründet ſich in dem, was ich geſaget habe, und wer dieſelbe nur nicht überſchreitet, und in ſeinem Spotten nicht weiter gehet, als ich es haben will, der iſt kein Pasquillant; er begeht nichts ſtrafbares, weil das, was er thut, zu allen Zeiten erlaubt geweſen iſt. Noch habe ich nicht gehöret, daß um ſolcher den ehrlichen Namen eines Menſchen nicht angreifenden Spöttereyen willen viele Injurienproceſſe entſtanden ſind. Denn wo iſt wohl ein ſo einfältiger Tropf zu finden, der nicht ſehen ſollte, daß er ſich durch ſeine abgeſchmackte Klage noch lächerlicher machen würde?

Man kann einem Mängel vorwerfen, die nicht willkührlich.

Iſt es nun erlaubt, ſeinem Nächſten gewiſſe Laſter und Gebrechen vorzuwerfen, und darüber zu ſpotten; ſo wird es noch vielmehr vergönnet ſeyn, ſich über noch geringere Fehler luſtig zu machen. Unſere wahre Ehre kömmt auf die Beſchaffenheit unſers Willens an. Kann ich nun, ohne ein Pasquillant und Läſterer zu werden, mei-

*) Cicero de Oratore Lib. II.

nen Mitbürger eines verdorbenen Willens beſchuldigen, und ihm auf eine beiſſende Art gewiſſe Fehler vorrücken, die zwar nicht ſtrafbar ſind, aber doch die Hochachtung, die man ſonſt für ihn gehabt hat, verringern: ſo kann ich um ſo viel weniger ſo böſe Titel verdienen, wenn ich nur über ſolche Mängel ſpotte, die eben darum, weil ſie nicht willkührlich ſind, demjenigen, der damit behaftet iſt, nicht ſchimpflich ſeyn können.

Was dieſes vor Mängel ſind.

Ich rechne zu ſolchen Mängeln die Leibesgebrechen, den Mangel zeitlicher Güter, die Schwachheit des Verſtandes und den Mangel der Wiſſenſchaft. Ich weiß wohl, die Vollkommenheit des Cörpers, der Reichthum, ein ſcharfer und durchdringender Verſtand, und eine groſſe Gelehrſamkeit, ſind Eigenſchaften, die demjenigen, der damit begabet iſt, oft mehr Anſehen zu wege bringen, als die tugendhafteſte Aufführung; aber es iſt doch gewiß, daß die wahre Ehre eines Menſchen auf dieſen Eigenſchaften nicht beruhet. Es iſt ſo ausgemacht, daß einer ohne dieſelbe ein ehrlicher Mann ſeyn kann, als es offenbahr iſt, daß oft die ärgſten Böſewichter dieſelbe beſitzen. Es

giebt auch ſchöne, reiche, verſchmitzte und gelehrte Buben, die dem ungeachtet doch nicht wehrt ſind, daß ſie unter ehrlichen Leuten geduldet werden.

Von dem Vorwurfe der Leibesgebrechen.

Man kann demnach, ohne was ſtrafbares zu begehen, dieſe Eigenſchaften einem Menſchen abſprechen. Ich kann ſagen: Der Menſch ſieht nicht gut aus, er hinket, er ſchielet, er hat einen Buckel, einen ungeſchickten Fuß, und ich weiß nicht was, ohne daß er ſich desfals beleidiget halten, und mich als einen Ehrenſchänder verklagen kann. Ja wenn ich es gleich nicht bei dem bloßen Sagen bewenden laſſe, ſondern gar über ſein Gebrechen ſpotte: ſo muß ers haben; und er würde ungereimt handeln, wenn er mit mir zum Richter wandeln, und ihn durch ſeine Gegenwart überführen wollte, daß ich die Wahrheit geredet hätte. Der Herr Profeſſor Philippi hat in ſeiner thüringiſchen Hiſtorie S. 165. in einer Anmerkung, über das ſtockfinſtere Geſicht und das Augenblitzen eines Menſchen, dem er vielleicht nicht gewogen iſt, geſpottet. Wer wollte ihm aber desfalls Schuld geben, daß er dieſen

Menſchen an ſeiner Ehre angegriffen habe? Alles, was man dawider ſagen kann, iſt dieſes, daß es ein Zeichen eines niederträchtigen Gemühts, und einer thörichten Rachgierde iſt, einem Menſchen ein Gebrechen vorzuwerfen, das er vielleicht nicht heben kann. Und derjenige, auf welchen der Herr Profeſſor Philippi zielet, und welchen er beſſer kennet, als ich, würde ihn, ob ihn gleich der Herr Philippi als einen tückiſchen Menſchen, vor dem man ein Kreuz machen müſſe, vorgeſtellet hat, nicht verklagen können, wenn der Herr Profeſſor ihn gleich mit Namen genennet hätte.

Von dem Vorwurfe der Armuht.

Ich kann ſagen, der Mann iſt nicht reich, er iſt blut arm, er hat nicht, wo er ſein Haupt hinleget, und niemand kann mich desfals ſtrafen. Ich bekenne, es ſtehet ſehr geringe, einen ehrlichen Mann durch den Vorwurf ſeiner Armuht zu kränken. Allein ich behaupte, daß ein Menſch, der ſich nicht ſchämet, ſo läppiſch zu ſpotten, nicht vor Gericht belanget werden kann. Was will mir ein Edelmann thun, wenn ich ihn einen armen Landjunker nenne? Der Junker kann

böſe werden; er kann mir mit Schlägen drohen; er kann ſeine Drohungen wirklich ins Werk ſetzen; allein ſo wunderlich wird er nimmer ſeyn, daß er mir einen Proceß an den Hals werfen ſollte. Es giebt viele arme Ritter, die darum ehrliche Leute ſind, und ein armer Landjunker iſt eben kein Schelmwort.

Von dem Vorwurfe der Dummheit und Unwiſſenheit, wie auch von dem Nutzen dieſer Betrachtungen.

Was den Verſtand und die Wiſſenſchaft anlanget: ſo glaube ich, alle Welt werde darinn mit mir einig ſeyn, daß keiner verbunden ſey, einen Menſchen für klüger und gelehrter zu halten, als er ſich in ſeinen Reden und Schriften bezeiget. Mehr ſage ich nicht, ſondern ich bitte nur diejenigen, die ſich etwan eingebildet haben, der Herr Profeſſor Philippi ſey von dem Verfaſſer des Briontes auf eine ehrenrührige Art angetaſtet worden, dieſe Satyre mit denen Wahrheiten zuſammen zu halten, die ich, zu ihrem Beſten, ſo deutlich, und, um meine Leſer, die meiner Unterweiſung nicht bedürfen, nicht verdrießlich zu machen, ſo kurz, als es mir nur möglich geweſen iſt, bishero vorgetragen habe. Es müßte viel

ſeyn, wenn ſie dadurch nicht erkennen ſollten, wie übel ſie geurtheilet, und wie nöthig ihnen ins künftige die Behutſamkeit in Beurtheilung einer Satyre ſey.

Der Verfaſſer des Briontes greifet den Herrn Philippi nicht an ſeiner Ehre an, ſondern urtheilt nur von ſeinen Schriften.

Ich frage ſie: Ob der Verfaſſer des Briontes den Herrn Profeſſor Philippi eines einigen ſtrafbaren Verbrechens, einer einzigen unredlichen That beſchuldiget habe? Hat er ſeine Perſon angegriffen und ihn durch Vorwerfung einiger Leibesgebrechen lächerlich machen wollen? Er hat es nicht gethan, und kann ſeine Tadler dreiſte fragen:

En blâmant ses écrits, ai-je d'un stile affreux
Distilé sur sa vie un venin dangereux? *)

Wie kann man ihm dann Schuld geben, daß er was unzuläßiges begangen hat? Wie kann man ſagen, der Herr Profeſſor Philippi habe groſſe Urſache, ſich über ihn zu beſchweren? Quaeri quis illum neget et bonum virum et comen

*) Boileau Sat. IX.

et humanum - - - de ingenio ejus in his disputationibus non de moribus quaeritur *). Der Herr Professor Philippi bleibt ein ehrlicher, braver, feiner, wackerer und vielleicht auch gelehrter und geschickter Mann; der Verfaßer des Briontes macht ihm diese Ehre nicht streitig. Er hat nur mit seinen sechs deutschen Reden, und mit seinem Heldengedichte zu thun. Diese beyden Schriften beurtheilet er, und weiset, daß der Herr Professor Philippi weder ein geschickter Redner, noch ein guter Poet sey. Ist dieses nun ein so strafbares Beginnen, daß es die Obrigkeit nohwendig ahnden müßte? Ist es nicht vielmehr ein erlaubter Gebrauch derjenigen Freyheit, die alle Welt hat, über ein Buch zu urtheilen? Denn

- - de blâmer des vers ou durs ou languissans,
De choquer un Auteur, qui choque le bon sens,
De railler d'un plaisant, qui ne sait pas nous plaire,
C'est ce que tout Lecteur eût toûjours droit de
faire **).

---

*) Cicero de Fin. bon. et mal. Lib. II.

**) Boileau ibid.

Wer ſchreibet, unterwirft ſich dem Urtheile ſeiner Leſer.

Ein jeder, der ſchreibt, unterwirft ſich durch die Herausgebung ſeiner Schrift dem Eigenſinne ſeiner Leſer. Qui scribit multos sumit judices, alius in alterius livet ac grassatur ingenium, ſagt der heilige Hieronymus *). Wie kann es alſo ein Scribent übel nehmen, wenn man von ſeinem Buche ſeine Meynung ſagt? Hätte er doch daſſelbe ungedruckt laſſen, und für ſich die Vollkommenheit ſeiner Gebuhrt in aller Stille bewundern können. So bald er ſein Büchlein ans Licht giebt, muß er es ihm auch gefallen laſſen, daß man es lieſet, und nach Befinden davon urtheilet. Die Obrigkeit kann ihn wider die Urtheile ſeiner Leſer nicht ſchützen, noch ihnen eine Freyheit nehmen, die ſie, wie die Juriſten reden, titulo oneroso beſitzen. Wann ich ein Buch kaufe, ſo erkaufe ich zugleich das Recht, davon zu ſagen, was ich will. Ich kann es loben, wenn es mir gefällt, und es aufs unbarmherzigſte richten, wenn es mir abgeſchmackt ſcheinet.

Un Auteur à genoux dans une humble preface
Au Lecteur qu'il ennuie a beau demander grace,

*) Ep. 29. ad Praesidium Diaconum.

Il ne gagnera rien sur ce juge irrité
Qui lui fait son procès de pleine autorité *).

Von dieſem Urtheile kann nicht an die Obrigkeit appellirt werden.

Es ſchickt ſich nicht, von dieſem Gerichte an die Obrigkeit zu appelliren. Eine kluge Obrigkeit nimmt eine ſolche Appellation nicht an; ſie erkennet keine Proceſſe, ſondern verweiſet den thörichten Appellanten ad judicem à quo. Die Gelehrten müſſen ihre Händel, die ſie mit einander haben, unter ſich ausmachen. Die Obrigkeit miſchet ſich nicht darinn, es ſey dann, daß es, wenn es zwiſchen ihnen von Worten zu Schlägen kömmt, nöthig ſey, Frieden zu gebieten. So lange es nur darauf ankömmt, ob eine Lehre wahr oder falſch, ob ein Buch gut, oder ſchlecht geſchrieben ſey, ſteht ſie dem Streit gelaſſen zu, und maßet ſich keiner Erkenntniß darüber an. Solche Streitigkeiten gehören vor die Obrigkeit nicht. Sie laſſen ſich durch einen Machtſpruch nicht abthun; und ſich in das Gezänk zu mengen, das ſteht der Obrigkeit nicht gut an. So tief muß ſie ſich nicht

*) Boileau Art. poetc.

herunter laſſen. Will man ſagen, die Obrigkeit könne doch beyden Partenen das Stillſchweigen auflegen; ſo gebe ich zu, daß dieſes ihr ein leichtes ſey. Allein ſie würde durch ein ſolches Gebot alle Unterſuchung der Wahrheit, und alle Beſtreitung des Irrthums aufheben, das Aufnehmen der Wiſſenſchaften hindern, die Vernunft unterdrücken, den Irrthümern und Thorheiten Platz machen, und bey niemand, als albernen und böſen Scribenten, Dank verdienen. Die könnten alsdann in ſtolzer Sicherheit ſchmieren, und würden alle Schaam und Scheu bey Seite ſetzen, und unerträglich haushalten.

Wie weit ſich die Obrigkeit um das, was in der gelehrten Welt vorgehet, bekümmere.

Ich ſehe nicht, was dieſes dem gemeinen Weſen vor Vortheil bringen könne, und glaube demnach, daß die Obrigkeit ſehr wohl thut, wenn ſie ſich um das, was in der gelehrten Welt vorgehet, nicht weiter bekümmert, als daß ſie dahin ſiehet, daß die Gelehrten nichts lehren oder ſchreiben, das dem Staate nachtheilig. Sie kann urtheilen, ob eine Lehre dem gemeinen Weſen nützlich oder ſchädlich iſt, und ſie alſo, nach Befinden,

entweder verbieten oder frey geben. Sie kann urtheilen, ob ein Buch mit nützlichen Lehren angefüllet, oder ob es Sätze in sich fasse, die der allgemeinen Ruhe zuwider sind. Allein von der Wahrheit oder Falschheit einer Lehre ein Urtheil zu fällen, das kömmt ihr nicht zu. Denn der Verstand ist keinem Gesetze unterworfen. Ob ein Buch gut oder schlecht geschrieben; ob einer ein alberner oder kluger und verständiger Scribent sey, das kann sie nicht ausmachen. Dieses kömmt auf den Ausspruch der Kenner an.

Ein jeder Gelehrter hat das Recht, über die Schriften anderer zu urtheilen.

Die gelehrte Welt hat also vollkommene Gewalt, über die Schriften zu urtheilen, die herauskommen, und ein jeder Gelehrter insonderheit ist befugt, sich dieser Gewalt zu bedienen. Diese Befugniß fliesset aus der besondern Verfassung der Republik der Gelehrten. Die Gelehrten haben kein sichtbares Oberhaupt, und folglich kein sichtbares Tribunal, das über ihre Schriften urtheilen könnte. Sie erkennen die Vernunft für ihre Königinn, die mit leiblichen Augen nicht zu sehen ist, und es ist kein Gelehrter, der sich nicht ein-

bilde, seine Beherrscherinn habe in seinem Gehirne ihren Thron aufgeschlagen. Man kann es keinem verwehren, diese Einbildung zu haben, und folglich auch keinem Gelehrten das Recht absprechen, die Ehre seiner Monarchinn, mit welcher er so genau vereiniget ist, und an deren Majestät er so viel Antheil hat, wider alle diejenigen zu retten, die er für ihre Verächter hält. Da nun ein böser Scribent die Majestät der gesunden Vernunft, als des unsichtbaren Haupts der gelehrten Welt, beleidiget: so kann ein jeder Gelehrter ihn desfalls abstrafen, ohne daß er sich über Unrecht beschweren könne: Ein solcher Stümper ist, so zu reden, vogelfrey. Es kann ihn schlagen, wer ihn findet.

Es kann sich niemand beschweren, wenn seine Schrift beurtheilet wird.

Ein Gelehrter nun, der sich dieses ihm unstreitig zustehenden Rechtes bedienet, thut nichts unrechtes, nemini facit injuriam qui jure suo utitur. Ein böser Scribent, der empfähet, was seine Thaten wehrt sind, darf sich nicht für beleidiget achten. Er hat nicht Ursach über Gewalt zu schreyen. Und dieses um so viel weniger,

weil es ihm allemal erlaubt iſt, ſeine Nohtdurft vorzubringen. Die Sentenz, die ein Gelehrter über ihn und ſeine Schrift geſprochen, wird nicht gleich rechtskräftig. Er kann davon an die ganze Schaar der Gelehrten appelliren; ja er kann, wenn es ihm beliebt, aus eigener Macht, dieſelbe für ungerecht erklären. Es ſtehet ihm allemal frey, ſelbſt ſeine Richter zu richten. Nur kömmt es darauf an, daß er wohl richtet. Thut er dieſes nicht, ſo bekräftiget er den wider ihn gefällten Spruch, und wird immer lächerlicher. Und wenn er ſich dann gleich auch noch ſo übel verantwortet, und zu ſeiner Vertheidigung ſo ungereimte Dinge vorbringet, daß alle Welt das Urtheil, wodurch er ſich beleidiget achtet, für gegründet hält: ſo hat er doch noch vollkommene Freyheit, nicht nur ſeine unbilligen Richter, ſondern auch das ganze menſchliche Geſchlecht auszulachen, und ſich für ſo klug, ſo weiſe, ſo gelehrt, und ſo vortreflich zu halten, als es ihn immer gut deucht. Dieſes wehret ihm niemand, und er kann verſichert ſeyn, daß es immer einige Narren geben wird, die ihn, trotz allen Spöttern, hochſchätzen.

Da nun die Urtheile, die über eine Schrift gefället werden, dem Verfaſſer derſelben nicht ein-

mal diejenige Ehre, die er in der gelehrten Welt hat, gänzlich rauben können: so sehe ich nicht, wie es möglich, daß auch die schärfste Censur eines Buches dem Scribenten, der es verfertiget hat, an seinem guten Leumund, und an derjenigen Ehre nachtheilig seyn könne, die man in der bürgerlichen Gesellschaft haben muß, wo man mit einigem Vergnügen in der Welt leben will. Es bedeutet also nichts, wenn einige gar zu mitleidige Personen sagen: „Es sey zwar nicht zu leugnen, daß den Gelehrten das Recht zustehe, über die Schriften ihrer Brüder zu urtheilen, und die darinn enthaltenen Fehler und Irrthümer anzuzeigen und zu widerlegen: allein man müsse es doch so machen, daß derjenige, den man tadelt und widerlegt, bey Ehren bleibe.“

Das Urtheil, so die Gelehrten über eine Schrift fällen, nimmt dem Verfasser die Ehre nicht, die er in der bürgerlichen Gesellschaft hat.

Ich begreife nicht, was man durch diese Einschränkung haben will. Die Urtheile der Gelehrten über unsere Schriften können uns zwar, nachdem sie beschaffen, bey der gelehrten Welt in Ansehen oder in Verachtung bringen; allein ordent-

licher Weiſe haben ſie auſſer der gelehrten Welt keine Wirkung. Unſere Oberen, und die meiſten unſerer Mitbürger, nehmen dieſelbe nicht als eine Regel an, nach welcher ſie ihre gute Meynung von uns einrichten müßten. Sie urtheilen von unſern Verdienſten aus andern Thaten, als aus der Verfertigung eines Buches. Unſere Ehre beruhet alſo nicht auf dem Werth unſerer Schriften. Man kann dieſe verachten, ohne daß dem Anſehen das geringſte abgehet, das wir durch unſere gute Aufführung uns in der Geſellſchaft, in welcher wir leben, erworben haben. Ein Gelehrter, der ein gut Buch geſchrieben hat, wird darum im gemeinen Leben nicht mehr geehret; er wird nicht vornehmer; er bekömmt keinen gröſſern Rang. Die wenigſten wiſſen es, und die es wiſſen, die achten es nicht. Vermehrt nun ein gut Buch die Ehre ſeines Verfaſſers in der bürgerlichen Geſellſchaft nicht: ſo kann auch ein ſchlechtes unmöglich ſeinen Urheber ſchänden. Ein ſolcher Menſch wird dadurch im gemeinen Leben nicht verächtlich. Er behält alle Ehre, die er ſonſt gehabt hat, ſein Amt, ſeine Würde, und alle Vortheile, die er, als ein guter Bürger und tugendhafter Mann, verlangen kann. Die Erfahrung

bekräftiget, was ich ſage, und daher trage ich kein Bedenken zu behaupten, daß kein Urtheil über eine Schrift ſo ſtrenge, keine Satyre ſo ſcharf ſeyn könne, daß dadurch derjenige, der dieſe Schrift gemacht, an ſeiner Ehre Schaden nehmen ſollte.

Was es vor Scribenten ſind, die auch im gemeinen Leben wegen eines ſolchen Urtheils lächerlich werden.

Ich glaube wohl, daß zuweilen ein böſer Scribent, dem man die Larve abgezogen, und deſſen Thorheit jedermann offenbar gemacht worden, auch dieſer wegen im gemeinen Leben von Leuten verſpottet und ausgeziſchet werde, die nicht zur gelehrten Welt gerechnet werden können, und die nicht im Stande ſind, vor ſich zu urtheilen, ob die Schriften desjenigen, über deſſen Unfall ſie ſich freuen, taugen oder nicht. Allein wenn man diejenigen, denen dieſes Unglück begegnet, nur ein wenig genau anſiehet: ſo wird man befinden, daß es allemal Leute ſind, die ſich ſchon, ehe ſie noch unter die Spötter gefallen, und von denſelben lächerlich gemacht worden, durch ihre abgeſchmackte Aufführung, und einen lächerlichen Stolz, die Verachtung ihrer Mitbürger zugezogen

haben. Solchen ſtolzen und dabey albernen Phantaſien gönnt es ein jeder gern, wenn ſie gedemüthiget werden. Man freuet ſich darüber, und hält ſich um ſo viel mehr berechtiget, ſie auszulachen. Man ſage mir aber, ob dieſe Art der elenden Schreiber dieſe Verſpottung dem ſchlimmen Urtheile, das man von ihren Büchern gefället hat, zu danken habe? Iſt es nicht offenbar, daß alle die Bewegung, die ein ſolches Urtheil unter den Ungelehrten erreget, ihren Grund in der vorhergehenden Aufführung des Scribenten hat? Hätte dieſer ſonſt keine Gebrechen, als daß er eine Schrift verfertiget, in welcher man Fehler entdecket: ſo würde niemand über ihn lachen, als der fähig iſt, von ſeiner Schrift zu urtheilen.

Dieſes begegnet keinem, der ſonſt Verdienſte hat.

Wer nur ſonſt Verdienſte hat, die ihn der Hochachtung ſeiner Mitbürger würdig machen, dem wird es wenig an dem Anſehen ſchaden, zu welchem er durch ſeine gute Aufführung im gemeinen Leben gelanget iſt, wenn ihm etwan eine Schrift nicht geräht, und andere Gelehrte ihm zeigen, daß er die Sache, von welcher er geſchrieben, nicht recht verſtanden hat. Dieſes ſind Klei-

nigkeiten, an welchen der ehrliche Name und das Ansehen eines ehrlichen Mannes nicht hänget. Man kann sie ihm vorwerfen, und aufs ärgste darüber spotten, ohne daß er sich beschweren könne, man nehme ihm seine Ehre, so lange man ihm nur seine andern guten Eigenschaften läßet. Es kann einer ein schlechter Scribent, und doch dabei ein ehrlicher und dem gemeinen Wesen nützlicher Mann seyn. Es kann seine Schreibart unzierlich und verdrießlich, hergegen sein Umgang manierlich nnd angenehm seyn. Es kann in seinem Buche eine grosse Unordnung herrschen; in seinem Hause aber alles wohl zustehen. Es kann seine Wissenschaft geringe, und seine Klugheit und Redlichkeit groß seyn. Mit einem Worte, er kann bey den Schwachheiten, die ihn verhindern, in der gelehrten Welt mit Ehren fort zu kommen, alle Tugenden eines ehrlichen Mannes und guten Bürgers besitzen, und aller Ehren wehrt seyn.

Der Prioritet schadet der Ehre des Herrn Professor Philippi nicht.

Von dem Herrn Professor Philippi insonderheit zu reden: so sehe ich nicht ab, wie seine Ehre durch die Spötterenen seines Gegners ge-

ſchmälert werden könne, und warum ſich der Herr Profeſſor dieſes einbilde. Ob ich gleich nicht die Ehre habe, ihn weiter zu kennen, als aus ſeinen ſechs deutſchen Reden, und dem Heldengedichte auf den König in Polen: ſo will ich doch hoffen, daß er nicht von derjenigen Art der Scribenten iſt, die, weil ſie wenig Hoffnung ſehen, durch eine vernünftige und kluge Aufführung die Hochachtung ihrer Mitbürger zu erlangen, aus Verzweifelung zu einer Handthierung greifen, welche ihnen ein natürlicher Mangel der Beurtheilungskraft, und ein hoher Grad der Unverſchämtheit, leicht machet. Ein Scribent von dieſem Schlage ſchreibt allemal mit Luſt und ohne Mühe, und iſt ungemein mit ſich ſelbſt zufrieden.

Un sot en écrivant fait tout avec plaisir,
Il n'a point dans ses vers l'embarras de choisir,
Et toûjours amoureux de ce qu'il vient d'écrire,
Ravi d'etonnement en soi-même il s'admire *).

Weil er nun hoffet, daß alle ſeine Leſer ſo geſinnet ſeyn werden, wie er: ſo hält er ſein Schmieren für den geradeſten Weg zum Tempel der Ehren, und ſuchet ſeinen Ruhm bloß in ſei-

*) Boileau Sat. II.

nen Schriften. Es iſt gar natürlich, daß ein ſolcher Menſch es für ein ehrenrühriges Beginnen hält, wenn man ſeine Schriften tadelt, und daß er denen thorichten Weibesperſonen gleicht, die es nicht ſo hoch empfinden, wenn jemand ihre Keuſchheit in Zweifel zichet, als wenn man ihnen ihre Schönheit ſtreitig macht. Einen ſolchen Scribenten kann der beſcheidenſte Widerſpruch, die feineſte und unſchuldigſte Spötterey auſſer ſich ſetzen. Aber der Herr Profeſſor Philippi hat keine Urſache, ſich des Briontes wegen ungebehrdig zu ſtellen, es ſey denn, daß er glaube, er könne nicht mit Ehren in der Welt leben, wo ihn nicht jedermann für einen groſſen Dichter und für einen natürlichen, männlichen und heroiſchen Redner halte. Es giebt viele ehrliche, geſchickte und kluge Männer, die weder groſſe Poeten, noch auſſerordentliche Redner ſind, und doch von jedermann hochgehalten werden; und ich will hoffen, daß der Herr Profeſſor Philippi noch viele gute Eigenſchaften beſitzet, die nicht ſo zweifelhaft ſind, als ſeine Geſchicklichkeit in der Beredſamkeit und in der Dichtkunſt. Er kann ein groſſer Weltweiſer, ein guter Juriſte, ein geſchickter Advocat ſeyn, ja ich bin verſichert, daß er ein

ehrlicher und tugendhafter Mann iſt. Derjenige, der ihn als einen ungeſchickten Redner und unerträglichen Reimer vorgeſtellet hat, läßt ihm, auſſer dem Ruhm eines Redners und Dichters, alle Verdienſte die ein gelehrter Mann und ehrlicher Bürger haben kann. Was hat er dann zu klagen? Meynt er aber, alle ſeine Ehre gründe ſich auf ein kahles Buch; faſſen ſeine ſechs deutſchen Reden alles in ſich, was an ihm ſchätzbar iſt, und hat er ſonſt keine Verdienſte, als die aus ſeinem Heldengedichte hervorleuchten: ſo beklage ich ihn zwar von Herzen: allein ich weiß ihm auf den Fall keinen beſſern Rahe, als daß er ſein Haus beſtelle, und ſich, je eher, je lieber, zu ſeinen Vätern verſammle.

Fernere Beantwortung des Einwurfs.

Aus dieſen allen werden meine Leſer hoffentlich begreifen, daß diejenigen, mit welchen ich bisher geſtritten habe, ſich ſehr betrogen, wenn ſie ſich einbilden, eine Satyre, oder eine Cenſur einer Schrift, könne ſo ſcharf ſeyn, daß ſie der Ehre des Verfaſſers nachtheilig werde. Ich habe gewieſen, daß einer ein unerträglicher Scribent,

und doch ein ehrlicher Mann seyn könne. Verstehen aber diese mitleidigen Leute durch die Ehre denjenigen Ruhm, den ein Scribent durch seine Schriften erlanget: so gebe ich ihnen zu, daß unstreitig dieser Ruhm durch eine Satyre, oder andere Widerlegung, geschmälert und vernichtet werden könne; allein ich leugne, daß darum eine solche Satyre, oder eine so starke und nachdrückliche Widerlegung, allemal unzuläßig sey. Ich beweise dieses auf folgende Art.

Regeln, nach welchen sich ein Gelehrter in seinem Strafamte zu richten.

Ein Gelehrter hat eine unumschränkte Gewalt, über alle Scribenten und ihre Bücher zu urtheilen. Es stehet ihm also frey, sie zu richten, wie er sie findet. Wie nun ein jeder Richter in Bestrafung der Bösen die Regeln der Klugheit und Billigkeit zu beobachten verbunden ist: so liegt diese Schuldigkeit einem Gelehrten in seinem Richteramte auch ob. Alle Strafe muß nach der Grösse des Verbrechens und nach dem Grade der Bosheit des Missethäters eingerichtet seyn, und folglich muß auch ein Gelehrter, wenn er sein Strafamt braucht, nicht kleine Fehler so scharf,

als grobe Vergehungen, beſtrafen. Ihm muß immer die Lehre in Gedanken ſchweben:

. . . . . Adsit
Regula peccatis quae poenas irroget aequas
Ne scutica dignum horribili sectere flagello *).

In der bürgerlichen Geſellſchaft werden einige Miſſethäter gezüchtiget zu ihrem eigenen Beſten; einige hergegen, ohne Abſicht auf ihre eigene Beſſerung, die nicht mehr zu hoffen iſt, andern zum Schrecken, geſtrafet und abgethan. Ein Gelehrter muß alſo auch wohl überlegen, ob der Scribent, den er verurtheilen will, noch Hoffnung der Beſſerung übrig laſſe, oder nicht, und darnach die Strafe, die er ihm zuerkennet, mildern oder ſchärfen.

Mit welchen Scribenten man gnädig verfahren müſſe.

Ich gebe demnach zu, daß ein Gelehrter nicht gleich hinter alle Scribenten, die eine Züchtigung verdienen, mit Staupenſchlägen und Landesverweiſung, oder gar mit dem Schwerdte her ſeyn müſſe. Es giebt Scribenten, deren Verbrechen in einem kleinen Verſehen und in einer Uebereilung

*) Horatius Lib. I. Sat. 4.

beſtehen, von welcher kein Gelehrter frey iſt. Dieſe verdienen nicht mehr, als eine Erinnerung und es wäre ein Mißbrauch der Gewalt, die ein Gelehrter hat, wenn er wegen des geringſten Fehlers in der Hiſtorie, wegen eines falſchen Schluſſes, wegen einer Uebertretung der Regeln der Sprachkunſt, und einiger Unförmlichkeit und Ungeſchicklichkeit im Vortrage, gleich einen Scribenten mit harten Cenſuren, ſcharfen Widerlegungen und beiſſenden Satyren verfolgen, und alſo entweder ſchon in Anſehen lebenden Männern ihren wohlverdienten Ruhm rauben, oder angehende Scribenten, die mit aller Sittſamkeit zum erſtenmale in der gelehrten Welt erſcheinen, auf einmal von allem ferneren Schreiben abſchrecken wollte. Ich billige ein ſo unfreundliches, grobes und hochmüthiges Verfahren im geringſten nicht. Non sum, ſage ich, ex judicibus severissimis, qui omnia ad exactam regulam redigam. Multa donanda ingeniis puto; *sed donanda vitia, non portenta sunt* *).

Ein Fehler, der wenig zu bedeuten hat; ein Irr-

*) Seneca Controvers. Lib. V.

Irrthum, der nicht aus einer besondern Dummheit des Scribenten entstehet, sondern einigen Schein hat; eine unliebliche Schreibart macht, nach meiner Meynung, nicht gleich ein Buch unerträglich, und den Verfasser desselben Auslachenswürdig. Wo ist ein Buch ohne Fehler? Und wo findet man einen Scribenten ohne Irrthümer? Die Urtheile von der Schreibart sind so unterschieden, als der Geschmack der Leser: Und über den Geschmack streitet man nicht. Es kömmt auch überdem mehr auf die Sachen, als auf die Worte, an; und wenn die Sachen gut sind: so muß man es in Ansehung der Worte so genau nicht nehmen. Man kann auch Thorheiten in schöne Worte einhüllen, und eine unzierlich vorgetragene Wahrheit bleibt doch Wahrheit. Viele Scribenten denken besser, als sie schreiben. Wer wollte sie aber um dieses Fehlers willen hart anfahren? Dieses verdient niemand, als solche Leute, die weder ordentlich denken, noch ihre Gedanken geschickt und angenehm vortragen können. Fieri . . . potest, ut recte quis sentiat, et id, quod sentit, polite eloqui non possit. Sed mandare quemquam litteris cogitationes suas, qui eas nec disponere, nec illustrare possit, nec delec-

ratione aliqua allicere lectorem, *hominis est intemperanter abutentis et otio et litteris* *). Und dieſe Art der Scribenten verdienet eine Züchtigung.

Welche kein Mitleiden verdienen.

Mit Leuten die ihre Ungeſchicklichkeit ſo deutlich an den Tag legen, daß man augenſcheinlich ſehen kann, wie ſie nicht zum Schreiben gebohren, die dabey aber ſo hochmüthig ſind, daß ſie denken wunder! was ſie für Thaten gethan, wenn ſie das gelehrte Iſrael durch eine alberne Schrift über die andere verwirren, und der Jugend ein böſes Exempel geben, mit ſolchen Leuten muß man kein Mitleiden haben. Ein verworrener Kopf, der mit dem gröſſeſten Troz in der gelehrten Welt auftritt, und mit einer unerträglichen Verwegenheit der geſunden Vernunft und dem guten Geſchmacke den Krieg ankündiget, und dabey ſo ſtolz und aufgeblaſen iſt, daß er ſeine Portenta und ungeheure Grillen für herrliche Einfälle, und alle Welt für ſo dumm hält, daß ſie ihm auf ſein Wort glauben werde, er ſey ein groſſer Redner und Poet, kann alſo nicht über Unrecht

*) Cicero Tuscul. Quaest. Lib. I.

klagen, wenn man Standrecht über ihn hält, ihn zum Tode verurtheilet, und durch eine scharfe Satyre, andern zum Abscheu, und zu Verhinderung alles Unfugs, den er durch sein böses Exempel anrichten könnte, aus dem Lande der Gelehrten vertilget, und also die beleidigte Vernunft rächet. Denn an einem solchen Menschen ist alle Hoffnung verlohren. Er bessert sich nicht, wenn man ihm gleich seine Fehler noch so deutlich und glimpflich vorstellen wollte; weil er sich eingebildet, er sey vollkommen. Dieses ist eine Schwachheit, die allen Rednern und Poeten natürlicher Weise anklebet. Ein jeder bildet sich ein, er sey der Beste, und diejenigen, die es am wenigsten Ursache haben, sind in diesem Falle am allerunerträglichsten. Will man mir nicht glauben, so höre man, was Cicero aus der Erfahrung sagt: Nemo unquam, spricht er *) neque poeta, neque orator fuit, qui quemquam meliorem, quam se arbitraretur. *Hoc etiam malis contingit.* Und dieses ist die Ursache, warum alberne Redner sich so selten bessern, und ein böser Poet eben so schwer zu bekehren ist, als ein Pharisäer. Es

*) Epist. ad Atticum Lib. XIV. Ep. 13.

iſt leichter, daß ein Cameel durch ein Nadelloche gehe, als daß ein ſolcher Schwärmer klug werde. Was iſt nun mit ſolchen Leuten anzufangen? Soll man ſie wüten laſſen? Das wäre was ſchönes für ſie. Allein was würde endlich daraus werden? Ihre Thorheit iſt anſteckend, und junge Leute deren Verſtand noch nicht zu ſeiner Reife gelanget iſt, ſind leicht zu verführen. Die gelehrte Welt muß dieſem Unfug, ſo viel möglich, vorbeugen, und ihr gerechtes Mißfallen über das Verfahren der böſen Scribenten, ſo ernſtlich und nachdrücklich bezeugen, daß andere ſich ſcheuen, dieſen Verächtern der Vernunft und Feinden des guten Geſchmacks nachzuahmen. Folglich iſt es nichts ungerechtes, wenn ein Gelehrter einen böſen Scribenten ſo abſtrafet, daß andere Gelegenheit haben, ſich an ſeinem Exempel zu ſpiegeln.

Ein Einwurf und die Antwort darauf.

Aber hier fällt mir ein ernſthafter Cato in die Rede, und ſpricht: „Er gebe zu, daß man einen böſen Scribenten, ohne Sünde, tadeln und ihm ſeine Fehler vorhalten könne: Allein dieſes müſſe auf eine beſcheidene Art, ohne alle Bitterkeit, nicht aber durch beiſſende Spottſchriften ge-

ſchehen. Durch Satyren richte man nichts aus, und erbittere nur die Gemühter; mit Glimpf und Sanftmuht komme man viel weiter. Die ſatyriſche Schreibart ſey ein Zeichen eines böſen Gemühts, und ſchicke ſich nicht vor einen weiſen Mann " Hier ſchweigt er, und giebt mir Raum, ſeine Weisheit zu bewundern und zu preiſen. Ich antworte ihm demnach mit aller Ernſthaftigkeit, und nicht lächelnd:

. . . Felicia tempora quae te
Moribus opponunt: habeat jam Roma pudorem,
Tertius e coelo decidit Cato . . . *).

Allein ich beſorge, daß andere nicht ſo höflich ſeyn werden. Es wird Leute geben, die ſagen werden: „Es ſey falſch, daß man allemal ernſthaft ſchreiben müſſe: Eine Satyre könne auch beſcheiden und glimpflich ſeyn: Eine luſtige Spötterey richte oft mehr aus, als die ernſthafteſte Predigt. Es ſey falſch, daß alle, die Satyren ſchreiben, Leute von böſem Gemühte, und es ſey eben kein untrügliches Zeichen einer ſonderbaren Weisheit, wenn man andern, die ſich nicht nach

*) Juvenalis Sat. 2.

unſerm Kopfe richten wollen, vor der Fauſt den Namen weiſer Leute abſpreche.“

Ein jeder muß ſchreiben, wie es ſeyn Naturell mitbringet.

Ich habe mein Tage keine Satyre geſchrieben, und bin es auch noch nicht willens. Aber ich ſehe nicht, womit man dieſe Leute widerlegen könne; denn da ſich die ernſthaften, chriſtlichen und ſanftmüthigen Perſonen, welche einen ſo groſſen Ekel an den Satyren haben, ſo weit heraus laſſen, daß es erlaubt, einem böſen Scribenten die Wahrheit zu ſagen, und ihm ſeine Thorheiten zu zeigen: ſo iſt es bedenklich, daß ſie ſich über die Art und Weiſe, die böſen Scribenten zur Erkenntniß ihres Elendes zu bringen, einen Scrupel machen, der den Spöttern nothwendig lächerlich ſcheinen muß.

„Der Vortrag der Wahrheit,“ werden die Spötter ſagen, „iſt willkührlich. Man kann ſie auch im Lachen ſagen:“

. . . Ridentem dicere verum
Quid vetat? *)

*) Horat. Lib. I. Sat. 1.

„Ein jeder muß in dieſem Fall ſeinem Naturell folgen. Wer ſo geſinnet iſt, daß er zum Lachen ſpricht: Du biſt toll; und zur Freude: Was machſt du? der enthalte ſich des Scherzens. Aber er richte nicht ſeinen Bruder, der in ſeiner Einfalt glaubt, daß beydes Lachen und Weinen ſeine Zeit habe. Er hat nicht Urſache, ſich mit ſeinem ſauren Geſicht, mit ſeiner runzeligten Stirne, und mit ſeinem hängenden Kopfe groß zu wiſſen, oder ſich einzubilden, ſeine Seufzer wären ein gewiſſes Zeichen, daß ſein Herz von Weisheit überlaufe. Die Weisheit kömmt auch in eine luſtige Seele, und kann mit einem fröhlichen Muhte und heitern Geſichte gar wohl beſtehen.“

„Wir,“ werden ſie fortfahren, „prahlen nicht mit unſerer Weisheit; aber, meine Herren, die ihrige ſcheint uns auch doch nicht ſo groß, daß wir ſie desfals beneiden ſollten, und die Probe, die ſie uns, durch ihre Klagen über unſere luſtige Schreibart, davon geben wollen, ſcheint uns ſo wenig überzeugend, daß wir vielmehr uns berechtiget halten, eben aus ihren Klagen zu ſchlieſſen, ihr Herz müſſe noch nicht ſo ſehr mit Weisheit überladen ſeyn, daß nicht noch ein kleiner Hochmuht und ein ziemlicher Eigenſinn in demſelben

ein Plätzchen finden ſollten. Denn, meine Herren, wären ſie ſo weiſe, als ſie uns glauben machen wollen: ſo würden ſie nicht ſo unbillig ſeyn, und verlangen, daß ein jeder in ſeinem Leben und Schreiben ſich nach ihrem Sinne richten ſolle. Was würden ſie ſagen, wenn wir uns die Freyheit nehmen wollten, ihnen ihr ängſtliches Gepinſel und ſauertöpfiſches Poltern mit eben dem Trotze zu unterſagen, mit welchem ſie uns das Lachen verbieten? Wir thun es nicht; und ſie können ſich alſo, wo es ihnen gefällt, aus dem Exempel der Unweiſen erbauen. Laſſen ſie uns lachen, und fröhlich ſeyn; und ärgern, und härmen, und grämen, und quälen ſich, ſo lange es ihnen beliebt. Können ſie es dann unmöglich mit Geduld anſehen, daß wir luſtig ſind, wann ſie ſich das Herz abfreſſen? Oder meynen ſie, daß ihr Jammer werde verſüſſet werden, wenn wir eben die Quaal empfinden, die ſie ſich ſelbſt machen? So denken die gefallenen und unglückſeligen Geiſter. Sind ſie nun auch ſo geſinnet, ſo müſſen wir ihnen ſagen, daß ſie ſich nicht der rechten Mittel bedienen, uns ihnen gleich zu machen. Mit ihren Klagen, Seufzen und Schelten richten ſie nichts aus. Dadurch reizen ſie uns

nur zum Lachen; denn es ſteht ihnen gar zu artig. Verſuchen ſie es aber einmal, und fangen an zu ſpotten und zu lachen: ich bin ihnen gut dafür, daß uns gleich die Augen übergehen werden. Wenn ſie alsdann ſehen, daß uns das Weinen eben ſo übel anſtehet, als ihnen das Lachen: ſo hoffen wir, daß ſie in ſich gehen und begreifen werden, daß ſie etwas ungereimtes von uns verlanget haben, und daß es beſſer ſey, wenn ein jeder ſo bleibt, als ihn Gott erſchaffen hat, und keiner den andern meiſtert.“

Eine Satyre iſt ein kräftig Mittel, die Thoren einzutreiben, und eigentlich nichts, als eine deductio ad absurdum.

So werden die Spötter unſtreitig reden. Ich aber ſage nur kürzlich, daß eine Satyre zu Beſtreitung der Irrthümer und Thorheiten eben ſo geſchickt iſt, als eine ernſthafte Schrift, und daß es folglich auf eines jeden Gutbefinden ankomme, ob er ſich einer ernſthaften, oder ſatyriſchen Schreibart bedienen wolle. Wenn ich einen überführen will, daß er geirret hat: ſo kann ich entweder gewiſſe Grundwahrheiten vorausſetzen, und ihm zeigen, daß ſeine Lehre, oder ſein Verfahren mit ſelbigen ſtreitet, und wenn ich dieſes thue, ſo rede

oder ſchreibe ich ernſthaft: Oder ich kann mich ſtellen, als wenn ich die Lehre, die ich widerlegen, und das Verfahren, das ich tadeln will, billige, und Folgen daraus ziehen, die ſo handgreiflich ungereimt ſind, daß derjenige, mit dem ich zu thun habe, ſelbſt, wo er klug iſt, davor erſchrecken, ſie verwerfen, und alſo ſeine eigene Sätze umſtoſſen, und ſeine That mißbilligen muß. Dieſe lezte Art der Widerlegung nennet man in den Schulen deductionem ad absurdum, und ſie iſt zu allen Zeiten nicht nur für erlaubt, ſondern auch für die kräftigſte gehalten worden. Eine Satyre iſt eigentlich nichts anders, als eine *deductio ad absurdum*, und folglich ein erlaubtes und kräftiges Mittel, die Thoren einzutreiben.

Man kann demnach keinen Gelehrten tadeln, oder ihn einer ſonderbaren Bosheit beſchuldigen, wenn er ſich eines ſo nachdrücklichen und kräftigen Mittels, die Thorheiten ſichtbar und ſcheußlich zu machen, in ſeinen Schriften bedienet: und dieſes um ſo viel weniger, weil oft die Irrenden und Thoren auf keine andere Weiſe zur Erkenntniß zu bringen und zu bändigen ſind.

Einige Thorheiten verdienen nicht, daß man ernſthaft wider ſie eifert.

Alle Irrthümer und Thorheiten beſtehen in der Abweichung von gewiſſen Grundwahrheiten. Dieſe Abweichung iſt nicht allemal gleich ſichtbar, und daher entſtehet unter den Irrthümern und Thorheiten ein merklicher Unterſcheid. Einige, deren Abweichung von den Grundwahrheiten nicht gar augenſcheinlich iſt, haben einigen Schein, und diejenigen, welche damit behaftet, ſind alſo einigermaßen zu entſchuldigen. Man hat Urſache zu glauben, daß ſolche Leute ſich finden werden, wenn man ihnen nur deutlich vorſtellet, wie ſehr ihre Lehren und Thaten gewiſſen unſtreitigen Sätzen, die ſie ſelbſt nicht leugnen, zuwider laufen. Sie verdienen alſo, daß man ihnen dieſen Dienſt erweiſe; und dieſes heiſſet einen ernſthaft widerlegen. Andere Irrthümer und Thorheiten ſind hergegen ſo handgreiflich, daß ein jeder Menſch von geſundem Verſtande deren Abweichung von den Grundwahrheiten bemerket, und über die Einfalt deſſen, der ſie vorgebracht oder begangen hat, erſtaunet. Es würde eine vergebliche Bemühung ſeyn, wenn man ſolche Fratzen ernſthaft widerlegen wollte. Diejenigen, welche ſo weit

verfallen, geben einen gar zu ſchlechten Begriff von dem Zuſtande ihres Gehirnes, als daß man hoffen könnte, ſie würden ſich beſinnen, wenn man ihnen die greuliche Abweichung ihrer Lehren und Thaten von den Grundwahrheiten auf eine ernſthafte Art deutlich vorſtellete. Da ſie nicht fähig geweſen ſind, dieſes für ſich zu begreifen: ſo wird auch die deutlichſte Vorſtellung bey ihnen nichts verfangen. Mit ſolchen Leuten muß man nicht ernſthaft reden. Sie würden nur dadurch auf die hochmüthigen Gedanken gerathen, man glaube, daß ihre Grillen einigen Schein hätten, und zu deren Vertheidigung nur immer neue Thorheiten vorbringen. Man thut alſo nicht beſſer, als wenn man ihnen, dem Scheine nach, Recht giebet, ſich noch närriſcher gebehrdet, als ſie, und ihre Thorheit ſo hoch treibet, daß ſie, wenn ſie die ungeheuern Folgen derſelben ſehen, dafür erſtaunen, und, wie ein kollerndes Pferd bey Erblickung eines Abgrundes, ſtutzen. So macht man es mit allen, die im Kopfe nicht richtig ſind. Denn wenn man mit einem Wahnſinnigen ernſthaft und vernünftig reden wollte: ſo müßte man ſelbſt nicht klug ſeyn. Dieſe Unglückſeligen ſind einer ſolchen Ehre unwürdig.

Quand l'absurde est outre, l'on lui fait trop d'honneur,
De vouloir par raison combattre son erreur,
Enchérir en plus outre, sans s'échauffer la bile *).

Beweis des vorigen durch Exempel und durch ein Gleichniß.

Es würde also ziemlich lächerlich stehen, und ein Zeichen einer sonderlichen Einfalt seyn, wenn man offenbare Thorheiten ganz ernsthaft und gravitätisch widerlegen wollte. Ein Kluger hütet sich davor. Ich will nicht sagen, daß in den sechs deutschen Reden des Herrn Philippi offenbare Thorheiten enthalten sind; aber ich bitte nur meine Leser zu bedenken: Ob der Verfasser des Brientes nicht der elendeste Tropf von der Welt seyn müßte, wenn er wider den Herrn Professor Philippi ganz ehrbar und weitläuftig ausgeführet hätte, daß eine französische Prinzessinn, in Ermangelung eines Dauphins, nicht mit Ausschlieſſung aller Prinzen von Geblüt, zur Krone gelangen könne? Ob man nicht wunderliche Gedanken von ihm würde bekommen haben, wenn er aus Vernunft, Schrift und Erfahrung darge-

*) Mr. de la Fontaine Liv. III. Fab. 2.

than hätte, daß ein Mensch, und folglich auch der König von Polen, nicht ewig leben könne? Und ob er nicht verdienet hätte, ausgezischet zu werden, wenn er über die Spuren eines Schiffes auf dem Meere mühsam hätte philosophiren, und den Herrn Professor Philippi auf eine ernsthafte Art überführen wollen, daß ein Steuermann nicht rudert, und ein Kriegsschiff vom ersten Range keine Galeere sey? Ueber solche unglückliche und wunderliche Einfälle muß man nur lachen, und es verlohnt sich der Mühe nicht, dieselbe ernsthaft zu widerlegen. Ernsthafte Widerlegungen müssen auf wichtigere Fälle versparet werden. Wenn sich ein Wolf in einer gewissen Gegend sehen läßet, in die Heerden fällt, und nicht nur die Schäfer betrübet, sondern auch dem Landmanne Schaden zufüget: so versammlen sich die Bauern, die Jäger werden aufgeboten, und man verfolgt das Unthier, bis man es erleget hat: Allein wenn zur Sommerszeit, cum calet maxume, eine Menge von Fliegen und Mücken das Land überschwemmet und die Menschen quälet: so macht man so viele Weitläuftigkeiten nicht. Der Bauer greift darum nicht zu seiner Mistgabel: der Jäger lasset

ſein Gewehr nicht. Der ganze Schwarm des Ungeziefers iſt nicht einen Schuß Pulver wehrt; ſondern man braucht nur die Fliegenklappe, oder wenns hoch kömmt, für einige Groſchen Fliegenwaſſer. Wer böſen und ſchädlichen Irrthümern, auf eine künſtliche Weiſe, einen Schein der Wahrheit giebt, und durch ſeine Schriften dieſelbe in der Welt ausbreitet, der iſt ein Wolf, und verdienet, daß man ihn mit Spieſſen und Stangen verfolge, oder, deutlicher zu reden, gründlich, nachdrücklich und ernſthaft widerlege. Die albernen Scribenten hergegen ſind dasjenige Ungeziefer, ſo den Helicon beunruhiget, und es iſt nicht nöhtig, daß man ihrentwegen den Harniſch anleget, und einen ernſtlichen Kampf mit ihnen antritt. Man kann ſie ſpielend vertilgen, und eine einzige Satyre iſt ihnen ſo tödtlich, als den Fliegen das Fliegenwaſſer.

Schließliche Abfertigung der Ernſthaften.

Was ich bisher geſaget habe, wird hoffentlich hinlänglich ſeyn, die gar zu ernſthaften Leute, die keine Satyren vertragen können, zu überführen, daß ſie ohne Urſache murren, und eine ſatyriſche Schreibart ſo wenig überhaupt zu verwerf

sen ist, daß sie vielmehr in gewissen Fällen mehr Nutzen schafft, als eine ernsthafte. Damit ich nun diese gestrengen Herren völlig zufrieden stelle, muß ich ihnen noch eine falsche Einbildung aus dem Sinne reden. Sie meynen, die Satyren sind darum verwerflich, weil sie die Thoren erbittern. Allein, wo dieser Schluß richtig ist, so muß man die Wahrheit gar aus der Welt verbannen; denn diese ist den Thoren allemal bitter. Sie schmeckt ihnen nicht, man mag sie ihnen vortragen auf welche Art man will. Wollen demnach die gravitätischen Feinde einer Satyre diese Leute nicht erzürnen: so müssen sie ihnen auch nicht einmal die Wahrheit im Ernste und ohne Lachen sagen. Sie müssen nicht eifern, nicht poltern. Dieses muß die Thoren natürlicher Weise ja so sehr erbittern, als wenn man ihnen durch höfliche Umwege ihre Fehler zeiget, und die Wahrheit auf eine angenehme Art beybringet. Alle gute Satyren sind nichts, als Schriften, in welchen den Thoren ihrer Fehler auf eine höfliche Weise, ohne alle herbe Ausdrückungen, die bey einer ernsthaften Widerlegung kaum zu vermeiden sind, vor Augen geleget werden. Wie kann man ihnen dann den Mangel der Bescheidenheit vorwerfen?

Ja

Iſt es nicht beſcheidener, den Leuten die Wahrheit mit Lachen, und auf eine verdeckte Art ſagen, als wenn man mit der Thür ins Haus fällt? Und wie können denn die Spötter mit den böſen Scribenten ſäuberlicher verfahren? Sie überzuckern ja die Wahrheit, und machen es nicht anders, als wenn ſie einem Kinde Wurmſamen eingäben.

. . . veluti pueris absinthia tetra medentes
Cum dare conantur, prius oras pocula circum
Contingunt mellis dulci flavoque liquore,
Ut puerorum aetas improvida ludificetur,
Labrorum tenus, interea perpotet amarum
Absinthi laticem, deceptaque non capiatur,
Sed potius tali facto recreata valescat *).

So machen es diejenigen, die Satyren ſchreiben. Was kann man mehr von ihnen verlangen?

Ein Einwurf wird aus dem Wege geräumet. Eine Satyre iſt eine Arzeney.

Weil ich beſorge, es dürften meine Leſer denken, ich widerſpräche mir, indem ich hier eine Satyre für eine Arzeney auszugeben ſcheine, da ich ſie doch vorher als eine Strafe, und als ein

*) Lucretius Lib. IV. v. 19 — 25.

tödtliches Gift angeſehen habe: ſo muß ich mit wenigen anmerken, daß dieſes nur dem Scheine nach ein Widerſpruch ſey, und, wenn man es recht bedenket, gar wohl mit einander beſtehen könne. Denn 1) iſt es in der Politik ausgemacht, daß alle Strafen eine Arzeney ſind: 2) muß man erwegen, daß es gar nichts unförmliches, eine Satyre eine Arzeney zu nennen, und zugleich als ein Gift anzuſehen, das eine gewiſſe Art des Todes wirket. Eine Satyre iſt eine Arzeney, weil ſie die Beſſerung der Thoren zum Endzweck hat; und ſie hört es nicht auf zu ſeyn, wenn ſie gleich, als ein Gift, den Thoren tödtlich iſt. Denn in dem Tode, welchen ſie verurſachet, beſtehet eben die Beſſerung der Thoren. Dieſer Tod gereicht ihnen zum Leben. Sie ſollen der Thorheit abſterben und klug werden. Dieſes nennet der heilige Auguſtinus mori vitaliter *). Ob demnach gleich die Satyren eine Art der Strafe in der gelehrten Republik und ein tödtliches Gift ſind: ſo bleiben ſie, dem ungeachtet, doch eine Arzeney, und ich darf meine Verſe aus dem Lucretius nicht wieder ausſtreichen.

*) Confeſs. Lib. VIII. Cap. 8.

Die zwar nicht bey allen anſchlägt.

Ich kehre demnach wieder zu meinem Zweck, und ſage, daß die ernſthaften und mürriſchen Feinde einer ſatyriſchen Schreibart nicht berechtiget ſind, ſo heftig wider eine Satyre zu eifern, und daß ſie ſich häßlich betriegen, wenn ſie meynen, eine Satyre laufe wider die Regeln der Höflichkeit, Sanftmuht und Weisheit, und ein Spötter ſey ein boshafter Menſch, ein Thor, und ich weiß nicht was. Ich habe gewieſen, daß die ſatyriſche Schreibart höflicher und beſcheidener iſt, als eine andere; ich habe gewieſen, das es Fälle gebe, da dieſelbe unumgänglich nöhtig iſt; ich glaube alſo nicht, daß man ferner diejenigen, die ſich derſelben bedienen, für Leute von böſem Gemüht halten wird, wenn man nur die Unſchuld ihrer Abſicht, welche auf nichts, als die Beſſerung der Thoren, gehet, in Betracht ziehen will. Die Schriften dieſer Leute führen eine den Thoren ſehr heilſame Arzeney bey ſich, an welcher ſonſt nichts auszuſetzen iſt, als daß ſie den gemeinen Fehler aller Arzeneyen an ſich hat, und nicht allemal die gewünſchte Wirkung thut. Denn da ſie aus nichts, als Wahrheit, die ungemein bitter iſt, und aus wohlgemeynten Erinnerungen, die alle-

mal widerlich ſind, zuſammen geſetzet wird: ſo ſperren ſich die Thoren, denen Wahrheit und gute Lehren gleich verhaßt ſind, ſo oft ſie davon einnehmen ſollen; und wenn ſie ihnen denn durch Liſt oder Gewalt beygebracht wird: ſo machen ſie es, wie die ungezogenen Kinder. Sie klagen, daß ſie gar zu bitter ſchmecke, ſie ziehen das Maul, ſchütteln den Kopf, heulen, ſchreyen, ärgern ſich, ſtampfen den Boden, gebehrden ſich übel und geben ſie endlich wieder von ſich. Es iſt alſo kein Wunder, wenn ſie nicht allemal anſchläget, und es liegt die Schuld nicht an der Arzeney, ſondern an dem übeln Bezeigen der Patienten. Könnten dieſe ſich entſchlieſſen, die Arzeney bey ſich zu behalten: ſo würden ſie den Nutzen derſelben ſpüren, und es ihrem Arzte Zeit ihres Lebens danken, daß er ſie ihnen verordnet.

Aber doch bey einigen.

Es iſt zu beklagen, daß die wenigſten moraliſchen Patienten zu dieſem Entſchluſſe zu bringen ſind. Die meiſten böſen Scribenten widerſetzen ſich mit aller Macht der guten Wirkung, ſo eine moraliſche Arzeney, die man ihnen in einer Satyre beybringet, in ihrem kranken Verſtande ha-

ben könnte, und ſcheuen die Geneſung. Dieſes kann aber den Satyren nicht zum Vorwurfe gereichen. Sie ſind darum eben ſo wenig verwerflich, als die Predigten, welche die meiſten anhören und ſich doch nicht beſſern. Genug, daß es noch immer einige gute Gemühter unter den böſen Scribenten giebt, die, wenn ihnen in einer Satyre ihr Elend klar vor Augen geleget wird, ihre Fehler bereuen und auf Beſſerung denken.

Herr Profeſſor Philippi iſt ein bußfertiger Sünder, und will ſich bekehren.

Ich befürchte nicht, daß der Herr Profeſſor Philippi es übel nehmen werde, wenn ich ihn unter dieſe bußfertigen Sünder zähle. Seine Aufführung in Anſehung der Satyre, die wider ihn heraus kam, iſt ſo beſchaffen, daß man Urſache hat, ſie zu loben. Er hat ſich nicht ſo übel gebehrdet, als andere ſeiner Art, ſondern er hat den Wurmſaamen, den ihm der Verfaſſer des Brionites eingegeben, in aller Gelaſſenheit verſchlucket, und ihn bis auf dieſe Stunde bey ſich behalten. Die meiſten böſen Scribenten ſind halsſtarrig und verhärten ihr Herz: Allein der Herr Profeſſor Philippi hat die Zeit, welche an-

dere auf die Verfertigung einer unnützen Ehrenrettung wenden, mit einer ſtillen Bereuung ſeiner Fehler zugebracht. Er giebt dadurch zu erkennen, daß er noch nicht in dem Stande der Verhärtung ſtehe, und der gelehrten Welt eine gegründete Hoffnung von ſeiner Beſſerung. Sie freuet ſich darüber im Geiſte vorher, und ſieht denen deutlichen Proben, die der Herr Profeſſor Philippi von ſeiner Bekehrung geben wird, mit Luſt entgegen.

Seine Verfolger wollen es nicht haben, und dichten ihm eine abgeſchmackte Schrift an.

Nur die Verfolger des Herrn Philippi ſcheinen über die Gelaſſenheit dieſes zerknirſchten Scribenten mißvergnügt zu ſeyn, und ſehen ſeine Bekehrung ungern. Die Klagen, ſo der Herr Profeſſor Philippi in der erſten Bewegung, die niemand in ſeiner Gewalt hat, wider den Verfaſſer des Briontes ausgeſtoſſen, gaben dieſen Spöttern Anlaß zu hoffen, der Herr Profeſſor würde ſich mit ihnen einlaſſen, und ſie würden alſo Gelegenheit finden, ferner ihren Muthwillen mit ihm zu treiben. Sie haben unſtreitig anfangs gedacht, der Herr Profeſſor wäre noch ein Mann,

mit dem man seine Luſt haben könnte, und ich glaube, sie haben sich darüber gefreuet. Aber ihre Hoffnung ist fehl geschlagen. Der Herr Professor Philippi hat ein kluges Stillschweigen erwehlet, und dieses quälet die Spötter. Sie suchen, es koste was es wolle, ihre Einfälle an den Mann zu bringen; und, da der Herr Professor Philippi ihnen durch ein geduldiges Bezeigen die Gelegenheit dazu beschneidet: so sind sie auf eine unerhörte Erfindung verfallen. Sie antworten sich selbst in des Herrn Professor Philippi Namen, und dichten diesem gebeugten Manne ein: Schrift an, die im höchsten Grade albern ist, in keiner andern Absicht, als damit sie Gelegenheit haben mögen, des Herrn Professors ferner zu spotten, und ihn vollends um das Bißgen Ehre zu bringen, welches sie ihm noch in der gelehrten Welt übrig gelaſſen haben.

Werden deſſals getadelt, und des Herrn Professor Philippi Ehre gerettet.

Ich zweifele sehr, daß sie auf diese Weise ihren Zweck erreichen werden, und kann mich nicht entbrechen, ihnen ungescheut zu sagen, daß ich ihr Verfahren nicht billige, weil es gar zu boshaft

und hämiſch iſt. Wie gern ich auch Satyren leſe, und wie eifrig ich auch die Spötter in dieſer Schrift vertheidiget habe: ſo will es mir doch nicht gefallen, daß man die Sache ſo weit treibet. Ich ſehe das Verfahren der Verfolger des Herrn Profeſſor Philippi als eine Zunöhtigung an, die etwas mehr an den Tag leget, als eine bloſſe Begierde zu lachen. Einem Scribenten ſeine Fehler auf eine beſſende Art zu zeigen, das iſt nicht zu tadeln: Aber man muß doch ſeinem Gegner nicht alle geſunde Vernunft abſprechen, und ihn als einen Raſenden vorſtellen. Ein ſo plumpes, hochmühtiges und pedantiſches Verfahren wird von allen klugen Leuten gemißbilliget, und ein Spötter, der ſich durch ſeinen ſatyriſchen Geiſt ſo weit verleiten läſſet, findet keinen Glauben, und verringert ſelbſt die Ehre, die er aus dem Siege über den böſen Scribenten, welchen er angreift, zu hoffen hat. Wenn es demnach auch möglich wäre, daß es Leute gebe, die den Betrug der Feinde des Herrn Pyllippi nicht merkten: ſo würden doch dieſelben ſagen, es gereiche dem Verfaſſer des Briontes zu ſchlechten Ehren, daß er ſich mit einem ſolchen Menſchen abgegeben, als der Herr Profeſſor Philippi ſeyn müßte, wenn er die Schrift

gemacht hätte, die unter seinem Namen herum gehet; weil es eine schlechte Kunst, über einen solchen Menschen Meister zu spielen. Aber so glaube ich nicht, daß der Verfasser des Briefes mit seinem Anhange, wie listig er es auch angefangen hat, jemand finden wird, der dem Herrn Professor Philippi die Thorheit zutrauen sollte, daß er durch eine so schwache, ja lächerliche Vertheidigung seinen Feinden das Schwerdt in die Hände geben wollen, mit welchem sie ihn erwürgen können. Ich gestehe, der Spötter, der diese Vertheidigung in des Herrn Professor Philippi Namen verfertiget, hat, was die Schreibart anlanget, dem Herrn Professor so geschickt nachahmet, daß man fast dadurch sollte verführet werden; allein die Sachen, die er vorbringet, sind so beschaffen, daß man den Herrn Professor Philippi gröblich beleidigen würde, wenn man ihn in dem Verdacht haben wollte, daß er dieselben zu Papier gebracht. So weit ist es noch mit ihm nicht gekommen, und ich würde nicht unpartheyisch seyn, wenn ich nicht die Ehre dieses angefochtenen Scribenten, an welchem ein jeder zum Ritter werden will, wider seine gar zu unbarmherzigen Verfolger rettete, und die sinnreiche Betriegerey

derſelben entdeckte. Ich weiß wohl, daß es eine gefährliche Sache iſt, ſo fürchterliche Leute wider ſich zu reizen: Allein die Liebe zur Wahrheit beſieget in mir alle Furcht vor dem Grimme der Spötter. Dieſe Herren mögen machen, was ſie wollen; ich muß die Wahrheit ſagen, und bin zufrieden, wenn meine Leſer nur begreifen, daß es nicht wahrſcheinlich iſt, daß der Herr Profeſſor Philippi die Schrift gemacht habe, welche man ihm andichtet. Zu dem Ende will ich meinen Leſern einen kurzen Auszug von dieſer hämiſchen Schrift mittheilen.

Inhalt der Schrift: Gleiche Brüder, gleiche Kappen, welche der Herr Profeſſor Philippi gemacht haben ſoll.

Der Titel iſt folgender: „Gleiche Brüder, gleiche Kappen, bey Abfertigung vier ſatyriſcher Schriften, als 1) des Sendſchreibens von fünf Schweſtern. 2) Der conficirten Satyre Briontes. 3) Des Extracts aus den niederſächſiſchen Nachrichten. 4) Eines Auszuges aus den Schiffbeckiſchen Zeitungen, ertheilet von J. E. Philippi, P. P.

„Der Endzweck des Herrn Profeſſor Philippi

ist hauptsächlich, sich wider den Verfasser des Briontes zu verantworten. Eine jede Verantwortung nennet er eine Kappe. Er stehet in dem Wahn, daß die Satyre Briontes und das Sendschreiben der fünf Schwestern aus einer Feder geflossen sey. Weil er aber den Namen des Verfassers nicht recht weiß: so will er denselben: Herr von Bockshorn nennen, weil dieses Wort in dem Schreiben des Ritters Clifton an den Samojeden oft vorkommt. Diesen Herrn von Bockshorn rühmt er nun wegen seines Credits bey dem Frauenzimmer, insonderheit bey der Dorilis: wundert sich, warum derselbe einige Verse aus dem Baudius vor den Briontes setzen lassen und doch nicht vermuthet hat, und sagt bey der Gelegenheit, Baudius sey ein grosser Säufer, und ein eben so grosser Jungfernknecht gewesen, als der englisch gebildete Clifton. Er übersetzt die Verse, die, wie er klagt, nicht einmal in allen Editionen des Baudius stehen, zum Besten der Einfältigen auf folgende Art:

Er dünket sich glückselig und erhaben,
Wenn Schaum und Schmutz in seinen Worten ist;
Wenn er dumm Zeug redt, schreibt, dichtet, liest.
Man siehet ihn mit hohen Schritten traben.

Den Ritter da mit seinem flotten Kleid,
Den flinken Geist, voll Schalkheit, Tück und Neid.

und nennt seinen Gegner am Rande einen Finkenritter und pusillum corpus, prahlt darauf von dem Beystand, den ihm ein Freund versprochen, und sagt endlich, der Herr von Bockshorn oder M. Star sey ein kleiner Geist in Ansehung der Wissenschaften, ein Ritter unter den Spöttern, und dem gemeinen Wesen so unentbehrlich, als in dem A. B. C. die Buchstaben X. Y. Z. Den Vorwurf, daß er sich auf dem Titel seiner sechs deutschen Reden einer natürlichen, männlichen und heroischen Beredsamkeit gerühmet, lehnt er durch folgende Gründe von sich ab. 1) Der Verleger habe es ohne sein Wissen darauf gesetzet. 2) Es sey heutiges Tages Mode, den Titel so einzurichten, daß er wohl in die Augen falle. 3) Der Herr von Bockshorn habe es ja auch gethan. 4) Die Absicht seiner Abhandlung auf dem Titel auszudrücken, sey kein Eigenlob. 5) Sonst müßten alle diejenigen, die vor ihre Bücher setzen: Gründliche Erleuterung, oder vernünftige Gedanken; sich selbst loben. 6) Er sey einmal Professor der Wohlredenheit, und sein Amt verbinde ihn, solches zu sagen. Doch habe er, setzt er hinzu,

von dem Titel ſeiner ſieben neuen Verſuche die Worte: natürlich, männlich und heroiſch, weg gelaſſen, damit der Herr von Stolperleicht ſich nicht daran ſtoſſen, oder die Madame Richtzern darüber fallen möge."

„Den Anfang des Briontes parodirt er gar ſcharfſinnig und höflich folgender Geſtalt: *Pereat* der niederſächſiſche Pasquillant! tief! Doch bald darauf thut er ganz demüthig, und ſpricht §. 11.: Er habe ſeine erſte Rede ſchon 1727, alſo vier Jahre vorher, ehe er Profeſſor worden, gehalten. Geſetzt nun, er habe damalen noch nicht ſo eine Erfahrung in der Redekunſt gehabt, als zu einem Profeſſor gehöret: ſo habe er ja wohl in den vier Jahren, ehe er es geworden, zunehmen können. Er bekennet aufrichtig, daß er die Redekunſt damals nur als ein Nebenwerk getrieben, und gelobet heilig an, er wolle ſich beſſern und dieſelbe hinfort ſein Hauptwerk ſeyn laſſen."

„Er kann nicht leiden, daß der Verfaſſer des Brjontes ſeine Gedächtnißrede auf die Königinn von Polen eine Leichenpredigt nennet, und giebt demſelben bey der Gelegenheit einen blutigen Stich. Wenn es wahr, ſpricht er, was ganz Leipzig ſagt,

daß der Herr von Bockshorn sonst ein Magister und Abwarter des Predigtamts gewesen: so hätte er billig kein Uebertäufer werden sollen, indem er da vielleicht schon manchen Thaler mit Leichenpredigten verdient haben würde. Weil er meynt, daß sein Gegner darüber spotte, daß er die Gottesfurcht ein Flämmlein aus göttlicher Flamme genennet: so sucht er sich desfals zu rechtfertigen. Er gebe, spricht er, allen Lesern zu bedenken: 1) daß er die Rede den 9ten Sept. 1727. (wie sein Concept und Abschriften besagen) aufgesezet, da die Königinn den 5ten vorher gestorben, folglich in der ersten Bewegung des Schmerzens: 2) daß er sie lange vorher gehalten, ehe er Professor geworden. Hierauf nimmt er seine Zuflucht zum hohen Liede, in welchem noch wohl zärtlichere Ausdrückungen vorkämen, und zu dem hällischen Gesangbuche. Er erkläret, was er durch das Steigen und Fallen des göttlichen Liebesfeuers haben wolle, und beweiset, daß er Bibelmäßig geredet. Denn Gott habe ja einen hellen Schein in unsere Herzen gegeben, und die christliche Kirche singe: Das ewige Licht geht da herein. Endlich spricht er, er habe seine Rede in einer Gesellschaft gehalten, da gottselige Herzen zugegen gewesen;

nicht aber so raffinirte Spötter, als der Herr von Bockshorn. Er habe auch mehr einen Geschichtschreiber als Redner abgeben wollen, als er die Rede accurat so drucken lassen, wie er vorgegeben, sie gehalten zu haben. Er sey, setzt er hinzu, ein Freund von aufgeweckten Einfällen; aber die Religion müsse nicht mit hinein gestochten werden."

„Die 9te Kappe betrifft die Stelle vom salischen Gesetze. Da es anfangs läßt, als wenn der Herr Professor Philippi Lust hätte, zu leugnen, daß er dem salischen Gesetze zu nahe geredet. Denn er spricht, er habe nur überhaupt gesagt, daß der Verlust zwoer vornehmen Fürstinnen durch die zwo französischen Prinzessinnen ersetzet. Aber endlich sagt er doch, es sey ja nicht unmöglich, daß das salische Gesetz mit der Zeit aufgehoben werden könne."

„In der 10ten Kappe handelt er von der Verschmachtung der Augen, welche Redensart der Verfasser des Brionites verworfen. Ein Bürger von Hamburg oder Lübeck, sagt er, wo man keine Landesmutter habe, könne nicht wissen, wie nahe einem sächsischen Patrioten der Verlust seiner Landesmutter gehe. Wer damals in Sachsen gewesen, würde sich diese Verschmachtung der Augen

leicht einbilden können. Die Franzoſen nennten es: des yeux languissans et demourans. Der Herr von Bockshorn, ſetzt er hinzu, ſolle ſich nur beſinnen, ob er nicht bey ſeinen Tendressen, die er der Dorilis gemacht, manchmal verſchmachtende Augen gehabt, oder an ihr wahrgenommen? Sagte doch ſo gar David, daß alle ſeine Gebeine und folglich auch wohl ſeine Augen verſchmachtet durch ſein täglich Heulen."

„Die 14te Kappe betrift die Ohnmacht, die ihm angewandelt, und worüber ſein Gegner geſpottet. Der Herr Profeſſor ſagt, es ſey kein Ernſt damit geweſen, und die Sache ja endlich nicht unmöglich. Habe doch der Herr von Bocksborn auf einem Bein gehüpfet; warum ſollte man nicht eben ſo gut eine Ohnmacht affecturen können? Eſther habe den Ahasverus gleich beweget, da ſie vor ihm in Ohnmacht geſunken. Wenn man ſo verfahren wollte, als der Herr von Bocksborn: ſo könne man die pathetiſchen Redensarten lächerlich machen, z. B. wenn Eſaias ſagt: Höret, ihr Himmel, und Erde, nimm zu Ohren."

„In der 15ten Kappe rechtfertiget der Herr Philippi ſeine Redensarten von unterirdiſchen Grotten und dem Reiche der Todten, die der Verfaſſer

faſſer des Briontes als gar zu heidniſch getadelt, und ſpricht: Er habe ſich nach den Begriffen ſeiner Zuhörer gerichtet, die damals die Geſpräche im Reiche der Todten alle geleſen. Den Vorwurf, daß er glaube, der König von Polen werde nicht ſterben, lehnt er in der 17ten Kappe ab, und ſpricht: Er habe nicht geſagt, daß der König von Polen nicht ſterben werde, ſondern nur von deſſen Ruhm geredet. Die alberne Redensart vom entbehrlichen Reſte will er in der 18ten Kappe damit entſchuldigen, weil Reſt bey uns auch ſo viel heiße, als Stück und Theil. In der 19ten Kappe ſagt er, daß die Unterlegung der Herzen, wovon er geredet, nicht nach dem Buchſtaben zu verſtehen. Die 20ſte Kappe handelt von dem Gleichniſſe vom Steuermanne. Er ſehe wohl, ſpricht der Herr Philippi, daß dieſes Gleichniß dem Herrn von Bockshorn zu hoch ſey; er wolle es ihm alſo ſo frey vor Augen legen, als ein Stück Pökelfleiſch, wovon er neulich in einer Poſtille ſchöne, erbauliche Gedanken geleſen. Denn als einer von Ambra geredet, habe der andere geſagt, Er lobe ſich dafür ein gut Stück Pökelfleiſch. Wohlan denn, fährt der Herr Profeſſor Philippi fort, mein Herr von Bockshorn, thun ſie, als ob

sie dergleichen auch eben vor sich hätten, und trenschiren sein sauber und appetitlich."

„In der 21sten Kappe sagt er: daß er seinen Vater in der Antrittsrede, die er als Professor der deutschen Beredsamkeit gehalten, angeredet, und ihm seine kindliche Pflicht bezeuget, gehe den Herrn von Plumpsack, wollte schreiben Bocksborn, nicht an, so wenig als dieses, daß er das leere Blatt hinten am Schlusse mit dem Neujahrswunsche an seine liebe Eltern angefüllet. Er habe deswegen nichts unnöthiges beygebracht. Er zeige es, sagt er, Herr Magister, oder lasse die Professores der Beredsamkeit ungehofmeistert. Und endlich beschwert er sich in der 22sten und letzten Kappe, daß man in seinem Heldengedichte seinen Sinn überall verdrehet; weswegen er auch den Herrn von Bocksborn mit dem Namen: Herr von Drehsleicht, beleget."

„In der Abfertigung der niedersächsischen Nachrichten frohlocket er darüber, daß der Briontes in Sachsen bey 30 rheinischen Goldgülden confiscirt, und prahlt, daß ein gewisser Freund, dessen Brief an ihn er ganz einrücket, ein herzliches Mitleiden mit ihm trage." Mehr mag ich daraus nicht anführen. Ich übergehe auch die

Abfertigung der schiffbeckischen Zeitungen, oder des hamburgischen Correspondenten, mit Stillschweigen. Der Schluß der ganzen Schrift ist aber gar zu possirlich, als daß ich meinen Lesern das Vergnügen nicht gönnen sollte, denselben ganz zu lesen.

„Nun trete ich," spricht der Herr Professor Philippi, „von dem Kampfplatze wieder ab, auf welchem ein vor allemal gewesen. Meine Gegensalve ist nun geschehen, und wünsche, daß es bey diesem einzigen Treffen sein Bewenden haben möge. Ich neige zum Frieden, nicht aus Furcht vor dem Feinde, sondern aus Liebe zur Ruhe. Ich will denen Grossen nachahmen, die auf Friedensschlüsse denken, ob sie gleich noch so wohl gerüstet sind. Ja wenn ich auch spräche, ich wollte am ersten die Feder niederlegen, dürfte mich des nicht schämen."

„Das geschehene sey also geschehen, und so gut als vorbey. Ich versichere meine Gegner, daß ich mit aller Aufrichtigkeit sie lieber als Freunde und Gönner, als zu Gegnern, haben möchte. Einem Widersacher, der Kräfte hat, einem zu schaden, trägt man gerne Freundschaft an. Noch mehr aber, wenn man selbst vor seine Gegner

Hochachtung hat. Erfolgt ihre Freundschaft, so soll alles vergessen seyn. Wo aber nicht, so soll mein Wahlspruch seyn:

O ihr Zeiten! die verlaufen,
Könnt' ich euch mit Gold erkaufen!
Wie werd't ihr, aus Unbedacht,
Oft unnützlich zugebracht!
Ihr verschwend'ten Augenblicke
Mäßigt künftig euren Schritt;
Ja, wenn's möglich, kommt zurücke,
Und bringt manchem Weisheit mit.

So viel für diesmal."

Beweis, daß der Herr Professor Philippi diese Schrift nicht gemacht.

Dieses ist der Inhalt der saubern Schrift, die der Herr Professor Philippi zu seiner Vertheidigung verfertiget haben soll. Aber wer siehet nicht, daß ein so unförmliches Gewäsche unmöglich aus der Feder des Herrn Professors geflossen seyn könne? Ich getraue mir klärlich darzuthun, daß seine Feinde Urheber davon sind. Denn diese Spötter haben ihre Absicht nicht so sehr verbergen können, daß man dieselbe nicht merken sollte. Sie machen den Herrn Professor Philippi gar zu einfältig. Um dieses zu bewei-

sen, will ich nicht reden von dem läppischen Titel, den man den Verantwortungen in dieser Schrift giebt, indem man sie Lappen nennet. Ich will nicht anmerken, daß es im höchsten Grade unwahrscheinlich ist, daß der Herr Professor Philippi den Verfasser des Briefes, und den Urheber des Sendschreibens der fünf Schwestern, für eine Person halte. Von so stumpfen Gaumen ist der Herr Professor Philippi nicht; und ich bin versichert, daß niemand den Unterscheid dieser zwo Satyren besser fühlet, als er. Ich will nicht sagen, daß es lächerlich sey zu glauben, daß der Herr Professor Philippi seinen unbekannten Verfolger aus keiner andern Ursache Herr von Bocksborn nenne, als weil in dem Schreiben des Ritters Clifton an den Samojeden von einem Thiere mit Bockshörnern geredet wird. Der Herr Professor Philippi ist viel zu klug dazu. Ich will nicht weitläuftig ausführen, wie schimpflich es dem Herrn Professor Philippi, daß man ihn als einen Menschen vorstellet, der verwegen und boshaft genug, den so genannten Herrn von Bocksborn eines verdächtigen Umganges mit dem Frauenzimmer überhaupt, insonderheit aber mit der Dorilis, zu beschuldigen, und ihn einen großen Jungfern-

knecht zu nennen, ob er gleich denſelben nicht kennet, und weder von deſſen Namen und Stande, noch von dem Orte ſeines Aufenthalts, die geringſte zuverläßige Wiſſenſchaft hat. Man ſiehet wohl, daß der Herr Profeſſor Philippi ſich ſo weit nicht vergehen können, und man erkennet leicht die Sprache ſeiner Spötter, die nur Gelegenheit ſuchen, ihm ein ſo unbeſonnenes Verfahren hoch aufzumutzen, ja vielleicht gar durch Vorwürfe dieſer Art wehe zu thun. Ich will nicht ſagen, wie unglaublich es ſey, daß der Herr Profeſſor Philippi ſeinen Feind einen Finkenritter, und pusillum corpus nennen könnte. Er weiß zu leben, und iſt viel zu wohl erzogen, als daß er, wenn man mit ihm ſcherzet, anfangen ſollte zu ſchimpfen. Ja diejenigen, ſo die Ehre haben, ihn zu kennen, verſichern mich alle einmüthiglich, daß niemand wichtig re Urſachen habe, keinem Menſchen ſeine kleine Statur vorzuwerfen, als eben der Herr Profeſſor Philippi. Ich will alle dieſe verdächtigen Stellen mit Stillſchweigen übergehen, und nur meine Leſer bitten, mit mir zu betrachten, wie eitel die Verantwortungen, oder Kappen, an ſich ſelbſt gerathen ſind. Es ſind dieſelben ſo albern und lächerlich, daß es viel ſeyn

müßte, wenn ſie wirklich von dem Herrn Profeſſor Philippi herrühren ſollten. Ich glaube es nicht, und will von meinem Glauben Rechenſchaft geben. Ich werde, was ich zu dem Ende ſage, in gewiſſe Anmerkungen einſchlieſſen.

I. Iſt es unglaublich, daß der Herr Profeſſor Philippi, wenn er den Titel ſeiner ſechs deutſchen Reden rechtfertigen wollen, dieſes auf eine ſo erbärmliche Art gethan haben würde, als in der Schrift geſchehen iſt, die er verfertiget haben ſoll. Der Verfaſſer des Briontes hatte in dieſem Titel eine kleine Prahlerey angemerket, weil der Herr Profeſſor Philippi ſich einer natürlichen, männlichen und heroiſchen Beredſamkeit gerühmet. Dieſer Vorwurf eines Selbſtlobes wird nun in den ſo genannten Kappen auf folgende Art abgelehnet. Es heißt: Der Verleger habe, ohne des Herrn Philippi Wiſſen, den Titel ſo prahleriſch eingerichtet. Der Fehler wird alſo geſtanden, und die Schuld auf den Verleger geſchoben. Ich will nicht unterſuchen, wie weit dieſe Ausflucht gelten könne. Es iſt eben nicht ſchlechterdings unmöglich, daß ein Verleger ſich dieſe Freyheit nehme. Aber das kann ich nicht verdauen, daß der Herr Profeſſor Philippi, ob er ſich gleich erſt auf eine

gar ſittſame Art entſchuldiget; doch hernach ganz trotziglich ſagt: Er ſey einmal Profeſſor der Wohlredenheit, und ſein Amt verbinde ihn, ſo von ſeiner Beredſamkeit zu reden, als er auf dem Titel ſeiner ſechs deutſchen Reden gethan. Dieſes klingt ganz anders, widerſpricht dem vorigen, und macht die Ausflucht zunichte. Iſt es nun wohl wahrſcheinlich, daß der Herr Profeſſor Philippi ſo unbedachtſam würde geredet haben? Doch auch dieſes mag hingehen. Ich will es für möglich halten, daß der Herr Profeſſor Philippi ſich befugt achtet, die Titel ſeiner Schriften etwas hochtrabend einzurichten: aber laßt uns die Gründe hören, warum er ſo denken ſoll. Die allgemeine Gewohnheit, die Bücher mit blendenden Titeln zu zieren, kann unmöglich dieſe Thorheit rechtfertigen; weil vieles gebräuchlich, und doch unrecht iſt. Dieſes weiß der Herr Profeſſor Philippi unſtreitig; und man will uns doch glaubend machen, daß er unbeſcheiden genug ſey, von ſeinen Leſern zu verlangen, ſeine Prahlerey für keine Prahlerey zu halten, weil das Prahlen mode iſt. Das iſt, deucht mich, etwas zu plump. Beſſer läßt es ſich noch hören, wenn man in den Kappen ſagt: Es ſey kein Selbſtlob, wenn ein Scribent die Abſicht

ſeiner Abhandlung auf dem Titel ausdrücke. Aber auch in dieſen Worten ſteckt eine Sophiſterey, die ſo merklich iſt, daß ich nimmer glauben kann, daß der Herr Profeſſor Philippi fähig ſey, ſich derſelben zu ſeiner Rechtfertigung zu bedienen. Der Herr Profeſſor Philippi weiß gar zu wohl, daß es nicht einerley iſt, die Abſicht ſeiner Abhandlung ſchlechtweg auszudrücken, oder von ſeiner Schrift auf dem Titel ſolche Dinge zu ſagen, aus welchen folget, daß ſie ohne Fehler, und die vortreflichſte in ihrem Geſchlechte ſey. Man kann alſo mit Fug zweifeln, ob der Herr Profeſſor Philippi ſich, wie in den Lappen geſchichet, auf diejenigen würde berufen haben, die ihre Bücher gründliche Erläuterungen und vernünftige Gedanken betiteln. Das Lob, ſo in dieſen Titeln ſteckt, iſt ſo gar groß nicht, daß man es ſich nicht ſelbſt ohne Prahlerey beylegen könnte. Gründlich und vernünftig muß ein jeder ſchreiben. Wer es thut, der thut, was er zu thun ſchuldig, und iſt ein unnützer Knecht. Wer demnach ſchreibet, der muß voraus ſetzen, daß er im Stande ſey, gründlich und vernünftig zu ſchreiben. Hat er andere Gedanken von ſich, ſo muß er gar nicht ſchreiben. So bald alſo einer die Feder ergreift, ſo giebt er ſtillſchweigend zu

verſtehen, daß er ſich einbilde, er ſchreibe gründlich und vernünftig. Er kann dieſes auch, wenn er will, laut ſagen, und prahlt nicht, ſo lange er ſeiner Schreibart nicht Vortreflichkeiten und Eigenſchaften beyleget, die das überſteigen, was man insgemein gründlich und vernünftig nennet. Wer dieſes letzte thut, giebt einen übelen Begriff von ſeinem Verſtande. Elende Scribenten bilden ſich ein, daß ſie natürlich, männlich und heroiſch ſchreiben; vernünftige Leute hergegen glauben nur, daß ſie vernünftig ſchreiben. Un esprit mediocre croit écrire divinement, un bon esprit croit écrire raisonnablement *). Was ich hier ſchreibe, hat der Herr Profeſſor Philippi lange gewußt, und ſieht alſo den Unterſcheid zwiſchen dem Titel ſeiner ſechs deutſchen Reden und dem Titel eines Buchs, von dem nur bloß geſaget wird, daß es vernünftig, gar zu tief ein, als daß man glauben könnte, er habe ſeine Vergehung auf eine ſo unzulängliche Art rechtfertigen wollen. Wie können denn ſeine Verfolger hoffen, man werde ſich von ihnen weiß machen laſſen, er ſey ſo gar verblen-

*) La Bruyere dans ses Caractores. Chap. des Ouvrages d'esprit.

det, daß er, ſich auf das Exempel des Herrn von Bocksborn zu berufen, kein Bedenken trage. Ein Kind ſiehet, daß der Herr von Bocksborn nicht im Ernſt, ſondern nur dem Herrn Profeſſor Philippi ſeine Prahlerey ſtillſchweigend zu erkennen zu geben, die Worte natürlich, männlich und heroiſch auf dem Titel ſeiner Satyre geſetzet hat; und der Herr Profeſſor Philippi ſollte ſo unglücklich ſeyn, daß er dieſes nicht ſähe? Er müßte auf den Fall allen Witz verlohren haben. Damit man dieſes von ihm denken möge, bringen ſeine Gegner ſo elende Dinge vor, und legen ihm Worte in den Mund, die man kaum von einem Blödſinnigen vermuhten ſollte. Dieſer Streich gefällt mir nicht, und giebt zu erkennen, daß die Feinde des Herrn Profeſſor Philippi ihren eigenen Vortheil nicht kennen. Sie verrahten ſich nicht allein dadurch; ſondern beſchimpfen ſich auch ſelbſt. Denn was wäre es ihnen nicht für eine Schande, daß ſie ſich mit dem Herrn Profeſſor Philippi abgegeben haben, wenn er ſo gar unerträglich albern wäre, als ſie ihn vorſtellen?

II. Iſt es unglaublich, daß der Herr Profeſſor Philippi die Anfangsworte des Briontes; **Es lebe der Herr Profeſſor Philippi! hoch!**

auf eine ſo grobe Art parodiret habe. *Pereat*, heißt es in den Kappen, der niederſächſiſche Pasquillant! tief! Ein jedes Wort dieſes grimmigen Seufzers iſt ſo beſchaffen, daß der Herr Profeſſor Philippi ein ganz anderer Mann ſeyn müßte, als er iſt, wenn er ſich deſſelben bedienet. Er iſt ein guter Chriſt, und weiß, daß man auch denen, die uns fluchen, geſchweige einem Menſchen, der uns ſegnet, nicht fluchen müſſe. Wie kann er dann pereat ſagen? Er weiß, daß es unrecht iſt, und hat ſo viele Proben ſeiner Gottesfurcht gegeben, daß man nicht Urſache hat, von ihm zu glauben, er ſey ſo rachgierig, daß er darüber die nöhtigſten Pflichten eines guten Chriſten vergeſſe, von denen er ſo wohl unterichtet iſt.

Das Wort: Niederſächſiſch, kann gleichfalls nicht von dem Herrn Profeſſor Philippi ſeyn. Er weiß gar zu wohl, daß der Satansengel, der ihn mit Fäuſten ſchlägt, nicht in Niederſachſen iſt. Man merke daher die Liſt dieſes Menſchen, der durch das Wort: Niederſächſiſch, den Herrn Profeſſor Philippi in die weite Welt ſchicken will, um in entfernten Ländern ſeinen Verfolger zu ſuchen, der ihm doch ganz nahe iſt, und den der Herr Profeſſor vielleicht für ſeinen Freund hält.

Noch weniger aber iſt zu glauben, daß der Herr Profeſſor Philippi ſeinen Feind für einen Pasquillanten halte. Ein ſolches Scheltwort ſchickt ſich nicht in den Mund eines groſſen Rechtsgelehrten, den die Halsgerichtsordnung geleſen, und vielleicht andern ſchon oft erkläret hat, was libellus famosus ſey. Die Einfältigen meynen, daß eine Spottſchrift, deren Verfaſſer ſeinen Namen nicht genennet, ein Pasquill ſey. Aber ein Gelehrter iſt ſo unwiſſend nicht, zumal wenn er ſelbſt die Geſetze erkläret. Es iſt alſo offenbar, daß die Feinde des Herrn Profeſſor Philippi in der lächerlichen Parodie den Verfaſſer des Briefes aus keiner andern Urſache einen Pasquillanten genennet haben, als damit man glauben möge, der Herr Profeſſor Philippi ſey dumm genug, ihn dafür zu halten. Es iſt Wunder, daß ſie nicht gar gedichtet, der Herr Profeſſor Philippi halte ſeinen Feind darum für einen ſtrafbaren Läſterer, weil er ihn mit einem Geſchrey, und zwar in einer Verſammlung, beſchimpfet; dieſer Einfall hätte ſich nicht übel zu der Parodie geſchicket, und noch durch ein Geſetz beſchönget werden können. Denn *Ulpianus* ſagt *l.* 15. §. 11. 12. *ff. de Injur. et Fam. lib.* ausdrücklich: - - - appa-

ret, non omne maledictum convicium esse, sed id solum *quod cum vociferatione dictum est.* Sive unus, sive plures dixerint, *quod in cœtu dictum est, convicium est.* Was hätten ſie nicht über dieſe ſo tröſtliche Stelle dem Herrn Profeſſor Philippi für gravitätiſche Thorheiten ſagen laſſen können? Und in der That wäre ihr Betrug wahrſcheinlicher geworden, wenn ſie den Herrn Profeſſor Philippi hätte mit Geſetzen um ſich werfen laſſen. Zum wenigſten hätte ſich dieſes für einen Rechtsgelehrten beſſer geſchickt, als daß der Herr Profeſſor Philippi, wie in folgenden geſchicht, auf das hälliſche Geſangbuch trotzet, und in ſeiner Noht ein Weihnachtlied anſtimmet. Doch ich gehe weiter, und merke nur noch dieſes kürzlich an, daß auch das einzige Wörtlein: Tief! zeige, daß der Herr Profeſſor Philippi keinen Theil an der läppiſchen Parodie habe. Dieſer berühmte Mann hat, in einer von ſeinen ſechs deutſchen Reden, ſo gelehrt, gründlich und ſcharfſinnig von dem Wörtlein: Hoch! gehandelt, daß es ein Wunder wäre, wenn er nicht ſollte geſehen haben, das der Anhang: Tief! in dieſer Parodie nicht das Gegentheil von dem Worte:

Hoch! ausdrücken könne, in was vor einem Verstande man es auch nehme.

III. Ist es unglaublich, daß, wann der Herr Professor Philippi wirklich Urheber der Kappen, er, nachdem er so böse und trotzig gethan, gleich darauf eine Entschuldigung würde vorgebracht haben, die so gut, als eine förmliche Beichte. Denn so läßt man ihn §. 11. sagen: Er habe die erste Rede vier Jahr vorher, ehe er Professor geworden, gehalten, und ja in den vier Jahren in der Beredsamkeit zunehmen können. Der Herr Professor Philippi würde unmöglich so geredet haben. Er hätte vorher gesehen, daß seine Feinde ihm ganz höhnisch antworten würden: „Sie sähen wohl, daß er, wie er seine erste Rede gehalten, noch nicht weit in der Redekunst gekommen gewesen; sie glaubten auch, daß er, wie er sage, in vier Jahren an Beredsamkeit zunehmen können. Allein sie beklagten, daß es nicht geschehen." Und überhaupt lautet wohl die ganze Entschuldigung nicht viel besser, als wenn der Herr Professor gesagt hätte: Ich habe es so gut gemacht, als ich gekonnt. Man hatte mir meine Schnitzer zu gute. Ich war zu der Zeit noch ein Säugling in der Redekunst, und lallete noch. Ich

will es inskünftige beſſer machen. Und in der That haben ſeine Feinde ſich nicht geſcheuet, ihn als einen Mann vorzuſtellen, der mit einem ziemlichen Stolze eine ſo auſſerordentliche Demuht zu verknüpfen fähig ſey. Er bekennet in den Kappen, daß er die Redekunſt vor dieſem nur als ein Nebenwerk getrieben habe, und verſpricht, er wolle ſie ins künftige ſein Hauptwerk ſeyn laſſen. Dieſes heiſſet Beſſerung angeloben, und wer das thut, der erkennet ſeine Schwachheit. Wer aber ſein Elend erkennet, der prahlt nicht, der ſchilt nicht, der ſtellet ſich nicht an, als wenn er noch Recht übrig hätte. Da nun aber in den ſo betitelten Kappen der Herr Profeſſor Philippi bald groß und böſe thut, bald ſeine Sünde bekennet, und zu der Barmherzigkeit ſeiner Richter ſeine Zuflucht nimmt: ſo kann er dieſe Kappen unmöglich verfertiget haben. Die ſind und bleiben ein Werk ſeiner Feinde, die den Herrn Profeſſor Philippi mit aller Gewalt zu einem Menſchen machen wollen, mit dem man Geld verdienen könnte.

Indem ich dieſes ſage, will ich nicht leugnen, daß das Bekenntniß, ſo man dem Herrn Profeſſor in den Mund leget, ſich gar wohl auf ſeinen Zu-

ſtand

ſtand ſchicke, wenn man es auſſer dem Zuſammenhange mit dem Reſte der Kappen anſiehet: ich will auch zugeben, daß die Spötter ſeine jetzigen Gedanken gar glücklich ausgedrücket; weil ich die feſte Vermuhtung habe, daß der Herr Profeſſor auf ſeine Beſſerung eifrig bedacht iſt: Aber darum kömmt es mir doch nicht wahrſcheinlich vor, daß er ſeine Fehler ſo öffentlich ſollte bekannt haben. Dieſes wäre ein Grad der Selbſtverleugnung, den man von dem Herrn Profeſſor Philippi im Anfange ſeiner Beſſerung nicht vermuhten und ohne Unbilligkeit nicht verlangen kann. Die Kirche verlanget von öffentlichen Sündern auch eine öffentliche Buſſe; aber die gelehrte Welt verfährt ſo ſcharf mit denen böſen Scribenten nicht. Sie iſt zufrieden, wenn dieſe Sünder nur ihre Thorheiten insgeheim beweinen.

IV. Iſt es unglaublich, daß der Herr Profeſſor Philippi, wenn er die Kappen gemacht hätte, ſich, wegen Vertheidigung ſeiner Redensart von Flämmlein aus göttlicher Flamme, ſo viel unnütze und lächerliche Mühe würde gegeben haben. Denn wer hat jemalen dieſe Redensart angefochten? Und kann man ſich alſo des Lachens wohl erwehren, wenn man ſiehet, wie ſauer

es ſich der Herr Profeſſor Philippi in den Kappen werden läſſet, zu beweiſen, daß in der Theologie die Worte: Feuer, Licht und Flamme, in einem verblümten Verſtande gebraucht werden? Gerade, als wenn ihm dieſes jemand geleugnet hätte. Der Herr von Bockshorn hat es zum wenigſten nicht gethan, und es müßte einer ſehr einfältig ſeyn, wenn er nicht beym erſten Anblicke erſähe, daß alles, was der Verfaſſer des Briefes von der poßirlichen-Anrede an die Gottesfurcht ſaget, da hinaus läuft, daß der Herr Philippi, indem er ganz hoch und heroiſch mit ſeinem Flämmlein aus göttlicher Flamme reden wollen, in einen ungeheuren Galimathias verfallen ſey, und niemand, ja vielleicht er ſelbſt nicht, wißen könne, was er haben wolle. Darauf gründen ſich alle ſeine Spötterenen; und hat er den Titel von Flämmlein aus göttlicher Flamme, den der Herr Profeſſor Philippi der Gottesfurcht beyleget, einigemal wiederholet: ſo hat er es unſtreitig nur darum gethan, weil es ihm lächerlich vorgekommen, daß der Herr Profeſſor Philippi ſein verworrenes Gewäſche mit einem ſo prächtigen Titel angefangen, der wegen der ihn begleitenden Thorheiten ſelbſt poßirlich klinget; nicht aber in der Abſicht, daß er

leugnen wolle, es ſey erlaubt, die Gottesfurcht eine Flamme, ein Licht, ein Feuer zu nennen, und ihr einen himmliſchen Urſprung zuzuſchreiben.

Ich bekümmere mich wenig darum, ob der Verfaſſer des Briontes von der philippiſchen Anrede an das Flämmlein aus göttlicher Flamme recht geurtheilet hat, oder nicht. Das mag der Herr Profeſſor Philippi, wenn er Luſt hat, mit ihm ausmachen. Ich ſage nur, daß ſeine Abſicht keine andere ſey, als über das, ſeiner Meynung nach, unverſtändliche Geſchwätz des Herrn Philippi zu ſpotten. Dieſes hat der Herr Profeſſor Philippi unſtreitig begreifen müſſen; weil er leſen kann: denn dieſen Ruhm werden ihm doch ſeine Feinde noch laſſen. Wie iſt es denn glaublich, daß er, wenn er ja ſeine Ehre retten wollen, nichts ſollte vorgebracht haben, das wider den Verfaſſer des Briontes wäre, ſondern daß er ohne Noht ſeine Bibel und ſein Geſangbuch mühſam würde durchgeblättert haben, um eine Sache zu beweiſen, über welche niemand mit ihm ſtreitet? Wie gerne ſähen es ſeine Feinde, wenn wir ihm dieſe Einfalt zutraueten! Aber ich für meine Perſon kann mich ſo weit nicht überwinden, und ärgere mich, wenn ich ſehe, daß dieſe Spötter ſo

unverschämt sind, daß sie der Welt weiß machen wollen, der Herr Professor Philippi würde sich eben nicht entsetzen, seine wunderliche Anrede an die Gottesfurcht damit zu entschuldigen, daß er, wie sein Concept ausweise, seine Rede kurz nach der Königinn Tode, und also in der ersten Bewegung des Schmerzens hätte gehalten: Da ich doch versichert bin, daß der Herr Professor Philippi gar wohl siehet, daß seine Feinde über eine so kahle Entschuldigung nur frohlocken, und sagen würden: „Wir glauben gerne, daß der Herr Professor nicht bey sich selbst gewesen, als er seine Rede verfertiget hat; und darum ist sie auch so übel gerathen. Er besinne sich auf ein andermal erst, wenn er schreiben will.“ Eben eine solche Antwort würde er zu gewarten haben, wenn er, wie in den Kappen unter seinem Namen geschiehet, sich damit retten wollte, daß er seine Rede lange vorher geschrieben habe, ehe er Professor geworden. „Es mag ihm denn,“ würden seine Feinde sprechen, diesesmal hingehen; aber mache er es auf ein andermal besser.“ Da nun die in den Kappen vorkommende Vertheidigung des Puncts von dem Flämmlein aus göttlicher Flamme so schwach, und dem Herrn Professor Philippi

ſo ſchimpflich iſt: ſo müßte man einen ſehr üblen Begriff von ihm haben, wenn man glauben wollte, ſie ſey aus ſeinem Gehirn gekommen.

V. Halte ich den Herrn Profeſſor Philippi für viel zu klug, als daß er glauben ſollte, es ſey möglich, daß ein König in Frankreich das Saliſche Geſetz abſchaffen könne, es ſey nun mit oder ohne Einwilligung des Parlaments. Dieſes iſt ein Fund ſeiner Feinde, um ihn als einen Menſchen abzubilden, der zwar ſiehet, daß er geſchlagen hat, und ſich ſchämet; der aber doch ſo halsſtarrig iſt, daß er lieber noch eine Thorheit vorvorbringet, als ſeinen Fehler geſtehet. Ich übergehe mit Stillſchweigen, daß man gar in den Kappen dem Herrn Profeſſor Philippi Schuld giebet, er habe nicht geringe Luſt zu leugnen, daß er jemalen geſagt, die franzöſiſchen Prinzeßinnen könnten noch wohl einmal, wenn kein Dauphin käme, zur Krone gelangen. Dieſer Betrug fällt gar zu ſehr in die Sinne, und ich glaube, daß niemand dem Herrn Profeſſor Philippi eine ſo entfernte Sünde zutrauen werde.

VI. Glaube ich nicht, daß der Herr Profeſſor Philippi zu Vertheidigung des Ausdruckes von verſchmachtenden Augen ſo unnütze, läppi-

ſche Dinge würde vorgebracht haben. Z. B. ein Bürger in Hamburg oder Lübeck, wo man keine Landesmutter habe, könne nicht wiſſen, wie nahe einem ſächſiſchen Patrioten der Verluſt ſeiner Landesmutter gehe. Dieſes heißt nichts geſagt, und wird nicht eher gelten, als bis man wahrſcheinlich macht, daß der Herr von Bockshorn, wenn er ſagt, er könne die Verſchmachtung der Augen nicht begreifen, dadurch zu verſtehen geben wolle, er könne nicht begreifen, wie es möglich ſey, daß man über den Tod einer Landesmutter ſo viel Betrübniß empfinde. Ich bin verſichert, daß der Herr Profeſſor Philippi dieſes nicht glaubt, ſondern wohl ſiehet, daß der Verfaſſer des Briefes nur bloß das Wort: verſchmachtend, an dieſem Orte tadeln will, und vermuthlich in der Einbildung ſtehet, die Verſchmachtung ſey eine Wirkung des Durſtes, und nicht der Traurigkeit. Er kann alſo nicht ſo ausgeſchweifet haben, als der Spötter, der die Kappen gemacht hat, es uns einbilden will; aber dieſer hat, um ſich zu verbergen, und ſeines Vortheils wegen abermal die Gelegenheit ergriffen, von Hamburg und Lübeck zu ſchwatzen, den Herrn Profeſſor Philippi theils zu verwirren, theils als einen verworrenen Kopf vorzuſtellen.

Aus gleich böſer Abſicht hat er nicht verſäumet, den Herrn von Beckahorn wiederum mit ſeiner Dorilis zu ſcheeren, und ihn der verſchmachtenden Augen, die er oft gehabt, oder an ſeiner Göttinn wahrgenommen, auf eine höhniſche Art zu erinnern, ohne zu bedenken, daß ihm nicht leicht jemand glauben werde, daß der Herr Profeſſor Philippi, wenn er die Kappen gemacht, von den in Thränen ſchwimmenden und gebrochenen Augen der Traurigen, auf die verſchmachtende Augen

. . . oculoque in lne tremente *),

der Verliebten verfallen ſeyn würde, bloß aus einer unbändigen Begierde, ſeinem ihm ganz unbekannten Feinde, durch eine verwegene Beſchuldigung einer Liederlichkeit, wehe zu thun. Ob übrigens der Ausdruck von verſchmachtenden Augen deutſch oder undeutſch ſey, das geht mich nicht an.

VII. Gebe ich meinen Leſern zu bedenken, ob es nicht wider alle Wahrſcheinlichkeit ſey, daß der Herr Profeſſor Philippi dasjenige geſchrieben, was zur Vertheidigung der Ohnmacht geſagt wird, die dem Herrn Profeſſor Philippi angewandelt. Man

*) Juvenalis Sat. VII.

ſpricht: es ſey kein Ernſt damit geweſen. Wie kann aber der Herr Profeſſor Philippi dieſes ſagen, da er doch in einer eigenen Anmerkung, als etwas beſonders, erzehlet, daß ihm die Ohnmacht von ohngefehr angewandelt, und alſo nicht gekünſtelt geweſen? Iſt es glaublich, daß der Herr Profeſſor es übel nehmen könne, wenn man ſeinen Worten trauet, und ihm die Ehre thut, zu glauben, daß er nicht leicht ohne alle Noht eine Unwahrheit ſagen werde? Ich kann mir nicht einbilden, daß der Herr Profeſſor Philippi ſo gar unvernünftig iſt. Ich glaube vielmehr, er würde, wenn er für gut befunden, wider den Herrn von Bockshorn zu ſchreiben, dieſem Spötter durch vernünftige Gründe bewieſen haben, daß eine verſtellte Ohnmacht eines Redners keine Saukeley und kein Comediantenſtreich ſey. Aber zu dem Ende würde er ſich nicht auf das Exempel der Eſther berufen haben. Denn die Ohnmacht dieſer Königinn war ungekünſtelt, und zu dem ſtand Eſther nicht auf dem Catheder. Noch weniger würde er den raſenden Schluß gemacht haben: Kann der Herr von Bockshorn auf einem Beine hüpfen; ſo kann ich auch wohl, wenn es mir beliebt, in Ohnmacht fallen. Denn der Herr Pro-

feſſor Philippi ſehet wohl, daß der Verfaſſer des Briontes ihn durch ſein Hüpfen auf eine ſinnliche Art überführen wollen, daß ein vernünftiger Redner kein Gaukler ſey, und folglich nicht zum Schein in Ohnmacht fallen müſſe. Indeſſen ſteht dieſer abentheuerliche Schluß in denen Kappen, mit welchen man ſich, als mit einer Schutzſchrift des Herrn Profeſſor Philippi, trägt; und dieſes einzige iſt hinlänglich, alle vernünftige Leute zu überführen, daß dieſe Kappen nicht von dem Herrn Profeſſor Philippi zugeſchnitten ſeyn können.

VIII. Ist die Entſchuldigung der heidniſchen Redensarten von unterirdiſchen Grotten, und dem Reiche der Todten ſo albern, daß ich mich entſetze, zu glauben, daß der Herr Profeſſor Philippi ſich derſelben bedienen können. Er habe ſich, läßt man ihn in den Kappen ſagen, nach dem Begriffe ſeiner Zuhörer richten müſſen, die damalen die Geſpräche im Reiche der Todten alle geleſen. Suchte ſich der Herr Profeſſor Philippi wirklich durch ihre Ausflucht zu retten; ſo würden ſeine Feinde ihm antworten: er ſchwärme: und ſie hätten Recht. Denn was konnte es ſeinen Zuhörern für einen Troſt geben, daß er, ob er gleich ein Chriſt war, von dem Zuſtande der

Seligen nach dem Tode auf eine heidnische Art redete? Sollte es dienen, ihnen einen rechten Begriff von diesem beglückten Zustande zu geben, oder sollte es ihnen den Verstand der Gespräche im Reiche der Todten erleichtern? Beydes ist gleich unmöglich, und gleich unvernünftig. Doch ich merke die Absicht der Spötter wohl. Sie wollen nicht nur den Herrn Philippi lächerlich machen, sondern auch der Gesellschaft, in welcher er seine Rede gehalten, einen Stich geben; darum wählen sie dieselbe als eine Versammlung von Leuten ab, die sich an solchen Schriften ergötzen, welche nur von Halbgelehrten hochgehalten werden.

IX. Ist es unglaublich, daß der Herr Professor Philippi das Herz würde gehabt haben, zu leugnen, daß er gesagt: der König von Pohlen werde nimmer sterben. Seine Worte sind viel zu klar. Er spricht: „Es sey nunmehro dasjenige aus dem Wege geräumt, so dem Könige den höchstverdienten Ruhm der Unsterblichkeit noch einigermaßen streitig zu machen geschienen.“ Er redet also nicht von dem Ruhm des Königes, sondern von dem Könige selbst. Denn der Ruhm des Königes würde doch unsterblich gewesen seyn,

wenn auch das Uebel, wovon die Rede iſt, nicht aus dem Wege geräumet worden: und ein unſterblicher Ruhm und der Ruhm der Unſterblichkeit iſt unmöglich einerley.

X. Merke ich an, daß es eine groſſe Verwegenheit ſey, daß man in den Kappen den Herrn Profeſſor Philippi als einen Mann vorſtellet, der um die offenbar kauderwelſche Redensart: entbehrlicher Reſt, zu rechtfertigen, wohl ſo weit verfallen könne, daß er vorgebe: Reſt bedeute bey uns auch ein Stück oder Theil. Gerade, als wenn der Herr Profeſſor Philippi ſeine Mutterſprache ſo wenig verſtünde, daß er glaube, man würde merken, was er haben wolle, wenn er über Tiſch ſpräche: gebt mir einen Reſt Brodt, einen Reſt Fleiſch, u. ſ. w. Ein Fenſter Bier würde kaum lächerlicher lauten. Ein Reſt iſt freylich ein Theil; aber ein jedes Theil eines Ganzen iſt nicht gleich ein Reſt. Der Verfaſſer des Briefes iſt ſo gut geweſen, und hat dem Herrn Profeſſor Philippi geſagt, was eigentlich ein Reſt ſey. Ich glaube daher nicht, daß dieſer ehrliche Mann Luſt habe, ſeinen Fehler zu beſchönigen. Er bereuet ihn.

XI. Klingt es läppiſch, wenn in den Kappen

als was besonders gesagt wird, die Unterlegung der Herzen auf dem Wege, den der König gereiset, sey nicht nach dem Buchstaben zu verstehen. Denn wer thut das? Der Verfasser des Brioches spottet nur darüber, daß der Herr Professor Philippi, nachdem er die Herzen der Unterthanen in Steine verwandelt, und den Weg damit gepflastert hat, von dem Könige verlanget, er solle geruhen, sich darauf zu lagern. Er meynt, es sey eine Unbescheidenheit, dem Könige zuzumuthen, daß er aus dem Wagen steigen, und sich auf die auf dem Wege liegende Herzen legen solle: Er lacht über dieses Zumuthen, und es ist zu glauben, daß der Herr Professor Philippi ihm seinen Scrupel ganz anders würde benommen haben, als durch die ungereimte Erinnerung, man müsse die Unterlegung der Herzen nicht nach dem Buchstaben verstehen.

XII. Erhellet die Unmöglichkeit, daß der Herr Professor Philippi die Kappen gemacht haben könne, vornehmlich aus der Stelle, da sein Gleichniß von dem wunderbaren Steuermanne vertheidiget wird, der auf Schiffen vom ersten Range das Wasser mit einem Ruder durchschneidet. Man stellet ihn als einen Men-

ſchen ver, der, ob er wohl ſeine Thorheit nicht leugnen, und auf keine Weiſe rechtfertigen kann, dennoch von einem ſo lächerlichen Eigenſinne iſt, daß er ſich lieber durch die abgeſchmackteſten und kälteſten Spöttereyen noch verächtlicher machen, und gar in den Verdacht eines verletzten Gehirnes ſetzen, als ſein Verſehen erkennen will. Wer zweifelt, ob ich hier den Character recht ausgedrückt habe, den man dem Herrn Profeſſor Philippi in den Kappen beyleget, der leſe den erſtaunenswürdigen Einfall von einem Stücke Pökelfleiſch, das jener höher gehalten, als Ambra, und ſage mir denn, ob er begreifen könnt, was man damit haben wolle. Es leuchtet daraus ein Stolz hervor, den man von einem ſo ſehr gedemüthigten Scribenten nicht vermuhten kann. Hier ſieht man die Klauen ſeiner Feinde, die ihm die wahnſinnigſten Grillen in den Mund legen, um ihn immer lächerlicher zu machen.

XIII. Iſt es nicht wahrſcheinlich, daß der Herr Profeſſor Philippi Urheber der Kappen ſey, weil auf dem Titel dieſer Schrift der Briontes eine confiſcirte Satyre genennet, und in der Abfertigung der niederſächſiſche Nachrichten geſagt wird, daß die erwehnte Satyre in

Sachſen bey 30 rheiniſche Goldgülden zu verkaufen verboten worden. Dieſes iſt eine Unwahrheit, die der Herr Profeſſor nimmer getaget haben kann. Wir wiſſen hier in Dresden ſelbſt von einem ſolchen Verbote, und von der Confiscation nichts. Der Herr Profeſſor Philippi iſt ſo nahe bey Leipzig, daß er leicht wiſſen kann, was da vorgehet. Hat er aber jemalen gehöret, daß man Bedenken getragen, den Briontes zu verkaufen? Und wie iſt es denn möglich, daß er eine Sache für geſchehen ausgeben ſollte, an welche niemand gedacht, noch denken können; weil der Briontes nichts in ſich hält, das die Einſicht der Obrigkeit verdiente? Man kann alſo dreiſte ſagen, daß auch dieſe Unwahrheit auf die Verunglimpfung des Herrn Profeſſor Philippi abziele, und daß ſeine Feinde dieſelbe aus keiner andern Urſache in ihre lächerlichen Kappen mit einflieſſen laſſen, als um dadurch zu verſtehen zu geben, der Herr Profeſſor ſey ſo einfältig, daß er glaube, der Briontes verdiene confiſciret zu werden, und boshaft und unverſchämt genug zu ſagen, er ſey wirklich confiſcirt, ob es gleich nicht geſchehen.

XIV. Bitte ich meine Leſer, eine kleine Betrachtung über die artigen Namen anzuſtellen, die

dem Verfaſſer des Briontes in den Kappen gegeben werden. Können ſie glauben, daß der Herr Profeſſor Philippi der Erfinder davon ſey: ſo will ich gerne geſtehen, daß ſie Leute ſind, denen man einbilden kann, was man will. Allein ich habe ein beſſer Vertrauen zu ihnen. Ich bin feſt verſichert, daß ſie eben ſo gut, als ich, ſehen werden, daß die Urheber der Kappen die Regeln der Wahrſcheinlichkeit nicht gröber übertreten haben, als eben in dieſem Stücke. Sie nennen den Verfaſſer des Briontes bald Herr von Bockshorn, bald Monsieur Star, bald Herr von Stolperleiche, bald Herr von Plumpſack, bald Herr von Drehsleicht, und meynen, daß ſo läppiſche Beynamen ſich in dem Munde eines Lehrers der Wohlredenheit gar wohl ſchicken. Allein wer will ihnen glauben, daß der berühmte Lehrer, den ſie beſchimpfen wollen, von ſo niederträchtigem Gemühte und von ſo verderbtem Geſchmacke ſey, daß er ſich durch ſo gemeine und abgeſchmackte Beynamen den Pöbel gleich ſtellen, und durch ſolche Pickelheringspoſſen ſeinen Feinden die ſchönſte Gelegenheit an die Hand geben wolle, über ihn zu lachen? Wenn der Herr Profeſſor Philippi ein Handwerkpurſche wäre: ſo möchte ihre Er-

findung noch einigen Schein haben, denn dieſe Leutlein ſind groſſe Liebhaber von ſolchen Raritäten, und Meiſter in der Kunſt, ſolche Beynamen zu erdenken, weil zu keiner Sache weniger Verſtand erfordert wird, als zu dieſer. Allein Leute, welche ihr Stand und ihre Geburt nur einigermaßen vom Pöbel unterſcheidet, haben einen Ekel an ſolchen Poſſen; und ich wollte alſo eher glauben, daß der Herr Profeſſor Philippi ein falſcher Münzer, ja daß er ein guter Poet ſey, als daß ihm jemalen, auch nur im Traume, der Gedanke eingefallen ſey, den Verfaſſer des Briontes Herr von Plumpſack zu nennen.

Ich ſchlieſſe hier meine Anmerkungen, und hoffe, daß keiner meiner Leſer, wenn er das reiflich erwogen, was ich zur Vertheidigung des Herrn Profeſſor Philippi geſagt habe, ſo leichtgläubig ſeyn wird, daß er ſich von den Feinden des Herrn Profeſſor Philippi bereden laſſen ſollte, dieſer hälliſche Lehrer ſey wirklich Urheber von den ſo genannten Kappen. Hat jemand noch einigen Zweifel, der nehme ſich die Mühe, und ſehe den Beſchluß dieſer Kappen nur einmal mit Bedacht an. Ich bin verſichert, ſeine Scrupel werden verſchwinden, und er wird mit Händen

greifen,

greifen, daß der Herr Profeſſor Philippi die Kappen unmöglich gemacht haben könne. Denn wie ſcheußlich iſt der Begriff nicht, den man uns in dem Schluſſe dieſer hämiſchen Schrift von der Gemüthsbeſchaffenheit des Herrn Profeſſors giebt? Er bittet um Friede, und trägt ſeinen Verfolgern Freundſchaft an. Er thut es auf eine Art, daß man, er mag ſagen, was er will, wohl ſiehet, daß er in tauſend Aengſten ſey, und für Furcht und Warten der Dinge, die da kommen ſollen, nicht zu bleiben wiſſe. Man halte dieſes Bezeigen gegen den Character, den man dem Herrn Profeſſor Philippi in den Kappen beygeleget hat. In den Kappen iſt der Herr Profeſſor Philippi weit über ſeine Widerſacher erhaben, er tanzet ihnen auf den Köpfen, und aus allem, was er ſagt, leuchtet nichts, als Hochmuht, Trotz, Zorn, Rachgierde, Grobheit und eine groſſe Verachtung ſeiner Feinde hervor. In dem Schluſſe dieſer Schrift hergegen krümmet ſich der Herr Profeſſor Philippi und fällt ſeinen Feinden zu Fuſſe. Er läſſet nichts, als Demuht, Kleinmühtigkeit, Geduld und Friedfertigkeit von ſich blicken. Er iſt höflich, und bezeugt gegen ſeine Feinde eine

Hochachtung, von welcher man in ſeiner ganzen Schrift nicht die geringſte Spur findet. Wie kann dieſes mit einander beſtehen? und ſollte man nicht faſt auf die Muthmaßung gerathen, daß die Kappen und der Beſchluß derſelben nicht bey einem Meiſter gemacht worden; wenn man nicht augenſcheinlich ſähe, daß alles mit Fleiß ſo widerſinnig eingerichtet, und die Abſicht der Spötter keine andere ſey, als den Herrn Profeſſor Philippi zu beſchimpfen? Sie bilden ihn als einen Menſchen ab, der zu gleicher Zeit ſtolz und niederträchtig, trotzig und verzagt, zornig und geduldig, rachgierig und friedfertig, grob und höflich iſt. Sie machen ihn alſo zu der unglückſeligſten Creatur, die unter der Sonne lebt, und zu einem Menſchen, der die gröſſeſte Urſache von der Welt hat, den Tag ſeiner Gebuhrt zu verfluchen. Und dieſe gar zu hoch getriebene Spötterey macht alle ihre Bemühung zu nichte. Man merket ihre Schalkheit und trauet ihnen nicht. Denn wer will glauben, daß der Herr Profeſſor Philippi ſich in einem ſo elenden Zuſtande befinde? Glaubt man aber dieſes nicht, ſo kann man auch nicht glauben, daß er Urheber von den Kappen ſey.

Ein Einwurf wird beantwortet, und gewiesen, daß der Herr Professor Philippi die Anmerkungen über das Sündenkind nicht gemacht.

Ich habe mir bisher alle Mühe von der Welt gegeben, den Herrn Professor Philippi von diesem, ihm so schimpflichen, Verdacht zu befreyen, und ich bilde mir ein, daß meine Arbeit nicht vergeblich seyn werde. Die Gründe, mit welchen ich bewiesen habe, daß der Herr Professor Philippi die Kappen nicht geschrieben, sind unumstößlich. Ich würde aber die gute Wirkung, welche sie, natürlicher Weise bey allen vernunftigen Leuten haben müssen, selbst hindern, wenn ich nicht einem Einwurfe begegnete, den man mir machen kann, und der einen grossen Schein hat. Man wird sprechen: Es sey umsonst, daß ich mich bemühe, dem Herrn Professor Philippi die Schrift: Gleiche Brüder, gleiche Kappen, abzusprechen; da er selbst, in seinen Anmerkungen über das Sendschreiben der fünf Schwestern, diese Mißgeburt für sein Kind erkenne. Der Herr Professor müßte es ja unstreitig besser wissen, als ich. Nun weiß ich wohl, daß das Send-

ſchreiben der fünf Schweſtern unter dem Titel: Wunderſeltſames Fündelkind, und mit Anmerkungen in öffentlichen Druck erſchienen iſt, die den Herrn Profeſſor Philippi zum Urheber haben ſollen. Ich weiß auch, daß der Herr Profeſſor Philippi in einer dieſer Anmerkungen ſich auf die Kappen beruſet, als auf eine Schrift, die er gemacht hat, und die er ehestens unter die Preſſe geben werde: allein darum glaube ich doch noch nicht, daß der Herr Profeſſor Philippi wirklich ſo unbedachtſam geweſen, daß er durch eine ſo alberne Schutzſchrift, als die Kappen ſind, ſich ſelbſt ſo ſehr beſchimpfen und ſeinen Verfolgern ein Lachen zubereiten wollen. Man beweiſe mir erſt, daß die Anmerkungen in der That von ihm ſind, die dem ſo genannten Fündelkinde ſtatt eines Gebuhrtsbriefes und Paſſes dienen ſollen. Ich habe wichtige Urſachen, daran zu zweifeln. Wer verſichert uns, daß auch die Herausgebung dieſes Fündelkindes nicht ein Streich der Verfolger des Herrn Philippi ſey? Können dieſe verwegenen Spötter den Gebuhrtsbrief, mit welchem daſſelbe verſehen iſt, nicht eben ſo wohl geſchrieben haben, als die Kap-

pen? Ja ich will ein hohes verwettet haben, wo ſie es nicht gethan. Sie haben wohl vorher geſehen, daß ihre Betriegerey etwas zu plump, und niemand leicht glauben würde, daß der Herr Profeſſor Philippi Urheber von den Kappen ſey. Darum haben ſie ſich der Liſt bedienet, erſt das Fündelkind, als einen Vorläufer ihrer erdichteten Schutzſchrift, in die Welt zu ſetzen, in denen, unter des Herrn Profeſſor Philippi Namen, dazu gemachten Anmerkungen, gleichſam im Vorbeygehen, der Kappen, als einer Schrift des Herrn Profeſſor Philippi, die bald das Licht ſehen werde, zu erwehnen, und alſo der Mißgebuhrt und dem Wechſelbalg, die ſie dem Herrn Profeſſor Philippi unterſchieben wollten, den Weg zu bahnen: in der feſten Hoffnung, es würde ein jeder dieſen Wechſelbalg für ein ächtes Kind des Herrn Profeſſor Philippi halten, wenn dieſer ganz unſchuldige Mann nur einmal bekennet hätte, daß er Vater dazu ſey.

Dieſe Muhmaßung iſt ſehr wahrſcheinlich, und ich werde noch mehr darinn beſtärket, wenn ich die Kappen mit den Anmerkungen zu dem Fündelkinde zuſammen halte. Kein Rabe iſt

dem andern so ähnlich, als diese beiden Schriften. Zwar hat man es in den Anmerkungen über das Fündelkind so arg nicht gemacht, als in den Kappen; aber diese Anmerkungen mußten auch etwas erträglicher seyn, als die Kappen. Dieses erforderten die Regeln der Klugheit; weil sonst die Welt den Betrug gar zu bald gemerkt haben würde. Indessen haben sich die Spötter auch in den Anmerkungen über das Fündelkind nicht so sehr verstellen können, daß man ihre Schalkheit nicht merken sollte. Die possirliche Vorrede, die läppischen Spöttereyen, und noch viele andere bedenklichen Ausdrückungen, die dem Herrn Professor Philippi wenig Ehre bringen, legen schon eine grosse Begierde an den Tag, den Herrn Professor lächerlich zu machen. Will man aber noch eine deutlichere Probe von dieser bösen Absicht haben: so betrachte man die elenden Knittelverse, welche die Urheber des Fündelkindes bey aller Gelegenheit, eben so wie in den Kappen geschehen, unter die kaltsinnigen Spöttereyen mengen, welche sie in des Herrn Professor Philippi Namen vorbringen. Sie werfen diesem ehrlichen Manne dadurch seine Reimsucht, auf eine hä-

miſche Weiſe, vor, und geben allen Leſern, die den Herrn Profeſſor Philippi für den wahren Urheber der Anmerkungen über das Fündelkind halten, Anlaß, wenn ſie die Verſe leſen, den Herrn Profeſſor Philippi den andern Eumolpus zu nennen, und bey ſich ſelbſt zu denken: Consumta frigidissima urbanitate, rediit ad carmina sua *).

Ja was iſt nicht für ein Abgrund von Bosheit in derjenigen Stelle verborgen, da ſie den Herrn Profeſſor Philippi ſagen laſſen: Es gehe ihm ſo, als allen groſſen Geiſtern. Leibnitz und Thomaſius hätten eben ihre Anfechtungen gehabt." Wie prahlhaft klinget dieſes nicht? Iſt es glaublich, daß der Herr Profeſſor Philippi die Dreiſtigkeit würde gehabt haben, ſich mit ſo groſſen Geiſtern zu vergleichen, oder daß er ſich ſelbſt ſo wenig kenne, daß er zwiſchen der Operation, die der Verfaſſer des Briontes an ihm verrichtet hat, und dem, was einige Elende wider den Herrn von Leibnitz und den ſeligen Thomaſius vorgenommen

*) Petronius.

haben, eine Aehnlichkeit finden ſollte? Eine ſo hochmüthige Einbildung könnte vielleicht ſeinen Jammer auf einige Minuten lindern; aber in der That würde ſie ihm doch noch mehr Verdruß zuwege bringen, und dem kleinen Fauſtulus beym Auſonius vollkommen ähnlich machen, der, wie er das Unglück hatte, von einer Ameiſe, die er ritte, abgeworfen, und da dieſes kollernde Thierchen hinten ausſchlug, ſo gefährlich beſchädiget zu werden, daß er darüber ſeinen Geiſt aufgeben mußte, ſich in ſeinem Letzten damit aufrichtete, daß er einen eben ſo ſchweren Fall gethan, als Phaeton:

Faustulus insidens formicae, ut magno elephanto
Decidit, et terrae terga supina dedit.
Moxque idem est ad mortem multatus calcibus ejus
Perditus ut posset vix retinere animam.
Vix tamen est fatus: Quid rides, improbe Livor?
Quod cecidi? cecidit non aliter Phaeton *).

*) Ausonius Epigr. CXV.

Es iſt alſo unmöglich, daß der Herr Profeſſor Philippi ſich mit Leibnitzen und Thomaſius konne verglichen haben. Es iſt unmöglich, daß er Urheber der Anmerkungen über das Fündelkind ſey; und dieſes Fündelkind kann demnach keinen guten Einwurf wider die Gründe abgeben, durch welche ich bewieſen, daß der Herr Profeſſor Philippi die Kappen nicht gemacht habe.

Meine Gründe beharren in ihrer Kraft, und niemand, der dieſe be gebührend einſiehet, wird ſich durch die Feinde des Herrn Profeſſor Philippi verleiten laſſen, ſo übele Gedanken von dieſem Manne zu haben, als man uns beybringen will. Der Betrug dieſer frechen und luſtigen Spötter iſt nunmehro glücklich entdecket, und niemand wird hinfort glauben, daß der Herr Profeſſor Philippi die Anmerkungen über das Fündelkind und die Kappen verfertiget habe.

Ich habe es deutlich gewieſen, und mache mir die Hoffnung, meine Leſer werden die Bosheit der Feinde des Herrn Profeſſor Philippi mit mir verabſcheuen. War es nicht genug, daß der Verfaſſer des Briomes dieſen hällriſchen Redner

ſeiner Ausſchweifungen wegen gezüchtiget? Und iſt es nicht was unerhörtes, daß man einem Manne, der in einer anſtändlichen Bedienung lebet, und los in Halle herum gehet, zu einer Zeit, da er vielleicht im Staube und in der Aſche Buße thut, Schriften andichtet, aus welchen eine unglaubliche Hartnäckigkeit, und ein ſo grimmiger Aberwitz hervorleuchtet, daß ich wenigſtens dem Herrn Profeſſor Philippi nicht gerne begegnen möchte, wenn er ſie gemacht hätte?

Herr Profeſſor Philippi wird ermahnet, ſeine Ehre wider diejenigen zu retten, die ihm ſolche Schriften andichten.

Ich überlaſſe es dem erleuchteten Ermeſſen des Herrn Profeſſor Philippi, was er für rechtliche Mittel zu Ahndung eines ſo groſſen Frevels vorkehren will. Niemand wird es ihm verdenken, wenn er eine ſo grobe Beleidigung, und einen ſo ſtrafbaren Mißbrauch ſeines berühmten Namens aufs höchſte empfindet. Ein ſo ehrenrühriges Beginnen kann auch den Geduldigſten zum Zorne reizen, und der Eifer, den der Herr Profeſſor Philippi wider die Kappen bezeugen muß, wo er nicht ganz unempfindlich iſt, wird mich eben ſo

ſehr beluſtigen, als ſeine Gelaſſenheit in Anſehung der Satyre Brientes. Dieſe Satyre hielte nichts in ſich, das dem Herrn Profeſſor Philippi an ſeiner Ehre ſchaden konnte. Allein die Kappen, die abgeſchmackten Kappen, die thun ihm den Tod, und bringen ihm eine Schande, die er nimmer wird abwiſchen können, wo er die Meynung, daß er dieſelbe wirklich gemacht, einwurzeln läſſet, und nicht, ſo bald ſeine Feinde mit dieſer Schandſchrift hervorrücken, ſeine Ehre rettet, und öffentlich bezeuget, daß er an deren Verfertigung keinen Theil habe. Ein ſolches Bekenntniß wird demjenigen, welches ich zur Vertheidigung des Herrn Profeſſor Philippi geſchrieben habe, das rechte Gewicht geben, ſeine Unſchuld auſſer Zweifel ſetzen, und ſeine Verfolger beſchämen.

Beſchluß.

Hier endige ich meine Schrift, die weitläuftiger geworden iſt, als ich ſelbſt vermuhtet habe. Ich ſchmeichle mir, es ſo gemacht zu haben, daß meine Leſer, der Herr Profeſſor Philippi und ſeine Verfolger mit mir zufrieden ſeyn können. Ich

unterrichte die ersten, vertheidige den andern, und bestrafe die letzten auf eine solche Art, daß sie die wunderlichsten Leute von der Welt seyn müßten, wenn sie sich über mich beschweren, und mich ihren Zorn empfinden lassen wollten. Ich bekenne, ich habe ihnen die Warheit ungeheuchelt gesagt; aber wie kann sie dieses verdrießen, da sie für Leute angesehen seyn wollen, welche die Wahrheit vor andern lieben? Die Unparteylichkeit, die ich bezeiget, ist so groß, daß sie ihnen nothwendig gefallen muß. Denn habe ich gleich die Bosheit getadelt, mit welcher sich der Bekehrung des Herrn Professor Philippi entgegen setzen; habe ich es ihnen vielleicht manchmal etwas zu hart verwiesen, daß sie durch die thörichten Schriften, so sie unter des Herrn Professor Philippi Namen in die Welt geschicket haben, und noch schicken werden, diesen betrübten Scribenten vollends zur Verzweifelung bringen wollen: so müssen sie hergegen auch bedenken, wie sauer ich es mir werden lassen, ihren Beyfall wider die ungleichen Urtheile zu retten, die von ihm gefället worden sind. Es wäre viel, wenn sie mir meine Mühe mit Undank lohnen sollten. Indessen, wenn sie so un-

billig seyn wollen, so muß ich es mir gefallen lassen, und werde zufrieden seyn, wenn unpartheyische Leser nur erkennen, daß die Satyre Brionites nicht mit Religionsspöttereyen angefüllet, daß sie nicht ehrenrührig, und folglich keine strafbare Schrift sey.

Ich habe für nöthig erachtet, diesen bösen Wahn zu widerlegen, so wohl die Unschuld des Verfassers des Briontes zu retten, als auch den Herrn Professor Philippi vor der Verführung derer zu bewahren, die ihn vielleicht durch die schmeichelnde Einbildung, daß ihm in dem Brionites sehr zu nahe geschehen, und diese Satyre, ich weiß nicht wie, ehrenrührig, gottlos und strafbar sey, von Vollführung des wichtigen Werks seiner Bekehrung, in welchem er begriffen ist, abhalten, und durch ihr loses und dem Fleische angenehmes Geschwätz auf die unvernünftigen Gedanken bringen möchten, es sey nicht nur nöthig, sondern auch möglich, daß er seine Fehler gegen den Verfasser des Briontes bis auf den letzten Blutstropfen vertheidige.

Gute Erinnerungen sind dem äussern Menschen allemal verdrießlich. Er will nicht gemei-

ſtert ſeyn. Unſere verderbte Natur widerſtrebet dem Guten, und die uns allen angebohrne Selbſtliebe blendet uns ſo ſehr, daß wir dasjenige, welches andere an uns tadeln und verabſcheuen, oft für unſere beſte Eigenſchaft halten. Es iſt alſo gar natürlich, daß eine Schrift, wie der Briontes, dem Herrn Profeſſor Philippi, der ſich, ich weiß nicht warum, eine gute Zeit eingebildet hat, er ſey ein heroiſcher Redner und ein vortreflicher Dichter, nicht ſonderlich gefallen müſſe, weil ſie ihm dieſe ſüſſe Einbildung, wider ſeinen Willen, raubet, und zu allerhand verdrießlichen Betrachtungen Anlaß giebt. Die Gelaſſenheit, die der Herr Profeſſor bishero bezeiget, läſſet uns hoffen, er habe ſich als ein vernünftiger Mann in ſeinen Unfall gefunden, und den wahrhaftig heroiſchen Entſchluß gefaſſet, nicht wider den Stachel zu lecken, ſondern mit Ernſt auf Beſſerung zu denken. Allein wie leicht iſt es nicht, daß dieſer lobenswürdige Vorſatz durch die ſich noch immer regende Eigenliebe unterbrochen, und der Herr Profeſſor Philippi durch die verführiſchen Reden anderer beweget werde, zu glauben, der Briontes ſey eine ehrenrührige, böſe, ſtrafbare Schrift, der

man ſich mit aller Macht widerſetzen müſſe. Man ſiehet unerinnert, daß ein ſolcher Wahn die Bekehrung des Herrn Philippi ungemein hindern könne. Deswegen nun habe ich denen, die durch ihre Urtheile über den Briontes ihm eine ſo böſe Meynung etwan beybringen möchten, einmal vor allemal das Maul geſtopfet, und, wo ſie ja nicht ſchweigen wollen, den Herrn Profeſſor Philippi genugſam wider die liſtigen Anläufe dieſer Verführer gewaffnet.

Der Herr Profeſſor Philippi kann aus dieſer Schrift die heilſame Erkenntniß ſchöpfen, daß er keine Urſache habe, auf den Verfaſſer des Briontes zu zürnen. Er iſt ſein Arzt, der es redlich mit ihm meynet. Er hat ihm, es iſt wahr, einen herben und bittern Trank eingegeben; aber dieſes iſt dem Herrn Profeſſor geſund. Seine Mittel ſind beiſſend und ſcharf; allein der Schaden des Herrn Profeſſors konnte anders nicht geheilet werden. Weiche Aerzte taugen nicht, und machen faule Wunden. Der Herr Profeſſor Philippi kann demjenigen, welchen ihm das Glück beſchehret hat, dieſen Fehler nicht vorwerfen. Er

hat also keine Ursache, ihn zu hassen und für seinen Feind zu halten.

Der gröſste Feind, den er in der Welt finden mag, ist derjenige, der die Kappen gemacht hat. Den verfolge er, wider den eifere er, mit dem kämpfe er, bis er ihn zu Boden geworfen, und zur Erkenntniß seiner Thorheit gebracht hat. Dieser Unglückseelige hat ihn durch die elenden Kappen weit gröber beschimpfet, als der Verfasser des Briontes durch seine Satyre. Ja, wo dem Gerücht zu trauen, so ist eben der Verfasser der Kappen Schuld an allem Verdruß, den der Herr Professor Philippi einige Zeit her ausstehen müssen. Er hat, wie man sagt, nicht nur zu der Satyre Briontes, sondern auch zu allen den beissenden Censuren Anlaß gegeben, mit welchen man den Herrn Professor gequälet hat.

Der Herr Professor Philippi rette demnach seine Ehre wider diesen gefährlichen Feind, und lasse den Verfasser des Briontes zufrieden. Fasse er einmal ein Herz, und greife den Verfasser der Kappen ernstlich an. Hat er diesen Feind besieget, und unter seine Füsse gebracht: so kann

er

er versichert seyn, daß er, durch dessen Niederlage, die Quelle seines Jammers verstopfet.

Mit dem Verfasser des Briontes muß der Herr Professor Philippi nicht anbinden. Wider den richtet er nichts aus. Der kennet die Schwäche des Herrn Professors, und kann ihn mit leichter Mühe zu Boden schlagen. Der Herr Professor Philippi darf nicht denken: Es sey zwar mit seiner Macht nichts gethan; allein er wolle den weltlichen Arm um Hülfe anschreyen. Meine Schrift kann ihn lehren, daß er nicht Ursache habe, sich auf den Beystand der Mächtigen dieser Welt zu verlassen. Ich habe gewiesen, daß der Verfasser des Briontes nichts gethan, welches die Ahndung der Obrigkeit verdiene. Er hat dem Herrn Professor Philippi seine Fehler auf eine erlaubte Art gezeiget und dadurch einen Dienst erwiesen, den der Herr Professor die Zeit seines Lebens nicht vergelten kann. Ich wünsche zum Beschlusse von Herzen, daß der Herr Professor Philippi dieses erkennen möge. Und hoffe es auch. Dieses ist der sicherste Weg, seine Spötter zu entwaffnen. Sich entrüsten, zur Obrigkeit seine Zuflucht nehmen, und um Rache schreyen, das stehet nicht wohl, und ist vergebens. Ein böser

Scribent, der, wenn er mit Vernunft gestrieget worden, sich auf diese Art wehren will, vergrössert nur sein Unglück. Die Obrigkeit erhöret sein Geschrey nicht, sondern lacht über seine Klagen, und sein Feind triumphirt, wenn er mit Schande abgewiesen wird:

. . . . Si quis
Opprobriis dignum latraverit, integer ipse,
Solventur risu tabulae, tu missus abibis.

*) Horatius Lib. II. Sat. I.

Stand- oder Antrittsrede,

welche

der (S. T.)

Herr D. Johann Ernſt Philippi,

öffentlicher Profeſſor

der deutſchen Wohlredenheit zu Halle,

den 21ſten December 1732.

in der

Geſellſchaft der kleinen Geiſter

gehalten,

ſamt der Ihm darauf,

im Namen der ganzen löblichen Geſellſchaft

der kleinen Geiſter,

von dem

(S. T.) Herrn B. G. N. S. F. M.

als Aelteſten der Geſellſchaft,

gewordenen höflichen Antwort.

Auf

Befehl und Koſten der Geſellſchaft der kleinen

Geiſter zum Drucke befordert.

EXSEQVIAS PHILIPPO QVOI COMMODVM EST IRE,

IAM TEMPVS EST, OLLVS DEFERTVR.

1735.

Vorrede.

Niemalen sind die Meynungen in unsern Versammlungen so getheilet gewesen, als neulich über die Frage: Ob die Standrede des Herrn Professor Philippi, und die Antwort darauf, dem Drucke zu übergeben sey, oder nicht?

Einige behaupteten: Es sey zu besorgen, der Herr Professor Philippi werde es übel nehmen, daß man seine Rede wider seinen Willen drucken lassen. Es fänden sich in dieser Rede allerhand bedenkliche Ausrückungen, die der Ehre des Herrn von Bockshorn, und unserer Gesellschaft selbst, entgegen. Man müsse die geheimen Angelegenheiten der Gesellschaft nicht offenbaren, und ihre innerliche Streitigkeiten nicht

bekannt machen. Dieses heisse die Blösse seiner Mutter aufdecken, sey eine Sünde wider das vierte Gebot, und gebe dem Feinde nur Anlaß zu spotten. Es sey viel klüger gehandelt, wenn man, so viel möglich, vertuschte, daß der Herr Professor Philippi zu uns gehöre, und unser Haupt sey? Wenn die Feinde unserer Gesellschaft dieses wüßten, würden sie um so viel mehr auf ihrer Hut seyn u. s. w.

Andere hergegen sagten: Man wisse von gewisser Hand, daß es dem Herrn Professor Philippi nicht zuwider, wenn seine Rede gedruckt würde. Es sey diese Rede weder dem Herrn von Bockshorn, noch unserer Gesellschaft, schimpflich. Daß wir ein Haupt erwehlet, und daß der Herr Professor Philippi sich etwas nöhtigen lassen, sey nichts geheimes. Die innerliche Uneinigkeit habe nichts zu bedeuten gehabt, und die Feinde unserer Gesellschaft können sich dieselbe unmöglich zu Nutze machen, weil sie glücklich beygeleget. Es sey unmöglich zu verbergen, daß der Herr Professor Philippi ein kleiner Geist, und daß er unser Haupt sey, gereiche

uns zur Ehre. Es könne unſern Feinden nichts helfen, wenn ſie dieſes wüßten; ja es ſey gut, wenn man ihnen Nachricht davon gäbe, weil dadurch ihre Quaal vergröſſert würde.

Es wurde hierüber drey Tage und drey Nächte mit groſſer Heftigkeit geſtritten, bis endlich mit 777 Stimmen gegen 365 der Druck beſchloſſen wurde.

Ich halte dieſen Schluß für einen der klügſten, ſo in langer Zeit in unſerer Verſammlung gemacht worden, und bin verſichert, daß Freund und Feind damit zufrieden ſeyn werden. Der Herr Profeſſor Philippi wird ſich freuen, ein Werkgen gedruckt zu ſehen, daß ihm viele Mühe gekoſtet, und welches er in Halle, Leipzig und Hamburg ſo lange vergebens ausgeboten hat. Unſern abweſenden Brüdern wird es zu unausſprechlichem Troſte gereichen, daß wir ein ſo würdiges und ſtreitbares Haupt erwehlet haben: und unſere Feinde werden es uns Dank wiſſen, und unſere Großmuht bewundern, daß wir ſie vor dem Unglücke, das über ihren Häuptern ſchwebet, haben warnen wollen. Ich will da-

hero nicht sagen, daß ich derjenige bin, der diesen so weisen Schluß veranlasset hat. Man möchte es mir zur Prahlerey deuten. Doch kann ich es geschehen lassen, wenn der geneigte Leser dieses vor sich denken, und mir dasjenige Lob ertheilen will, so die ganze Welt demjenigen schuldig, der die Ursache ist, daß zwo so ausbündig schöne Reden das Licht sehen.

Der geneigte Leser wird es nicht ungütig nehmen, daß ich mich von ihm beurlaube. Ich war willens, ihm noch viele schöne Sachen zu sagen: Allein ich habe mich bey einer andern Gelegenheit so erschöpfet, daß ich Zeit brauche, mich wieder zu erholen. Wo wir leben, sprechen wir uns bald wieder. Bis dahin Gott befohlen!

L***, den 21. März,
1733.

E. A. V. E.
Secretarius der Gesellschaft
der kleinen Geister.

Stand- oder Antrittsrede

des

(S. T.) Herrn Professor Philippi,

gehalten

in der

Gesellschaft der kleinen Geister.

VIRGILIUS.

His agitur furiis, totoque ardentia ab ore
Scintillae absistunt: oculis micat acribus ignis
Mugitus veluti cum prima in proelia taurus
Terrificos cier, atque irasci in cornua tentat,
Arboris obnixus trunco, ventosque lacessit
Ictibus, et sparsa ad pugnam proludit arena.

Wohlansehnliche kleine Geister!

Verwundert euch nicht, und legt mirs für keine Unhöflichkeit aus, daß ich so unangemeldet in eure Versammlung trete. Ich bezeuge euch zuvörderst

meine Hochachtung; die so groß ist, als eure Wissenschaft und Verdienste. Die Natur, die alle Dinge weislich eintheilet, hat euch ein solches Maaß von Verstandeskräften gegeben, damit ihr zufrieden seyn könnet. Ihr seyd dadurch über zwey grosse Feinde, den Neid und die Verfolgung, hinweg gesetzet. Denn eure Gemühtsgaben mißgönnt euch niemand; es verlangt auch niemand, als wer zu eurer ansehnlichen Versammlung gehöret, euch nachzuahmen. Vor Verläumdern aber seyd ihr auch gesichert, weil man euch in einem solchen Wehrte läßt, daß von euch wenig oder gar nicht gesprochen wird. Redet man aber ja von euch, so sagt man bloß, daß ihr kleine Geister seyd, und man giebt euch also denjenigen Namen, den ihr selbst für die gröste Ehre achtet, und den ihr euren Schriften zu besonderer Zierde vorsetzet, mithin es für keine Verläumdung achtet, wenn man euch mit diesem Ehrentitel der kleinen Geister benennet.

Ihr seyd mir, wohlansehnliche kleine Geister, mit Höflichkeit zuvor gekommen. Denn ich hielte es für unrecht, daß man eurer so gar wenig gedenket, ausser was ihr selbst etwa von

euren rühmlichen Gesellschaft jüngst kundbar gemacht. Daher fand ich den Character eures Gemühts für würdig, in meinen bald herauskommenden moralischen Bildnissen von Personen und Sitten, Tugenden und Lastern, euch eine besondere Stelle zu geben, und die ganz begreiflichen Eigenschaften, so ihr besitzet, darinne auszuführen.

Aber, wie gesagt, ihr seyd so gütig, und habt euch in der, von einem eurer Mitglieder gehaltenen, Lobrede so natürlich abgeschildert, daß mein von euch entworfenes Porträt dadurch ungemein verbessert worden. Weil ihr nun darinne so viel Freude an meinen bisher im Druck gegebenen Schriften bezeuget; so schätze es für ein Glück, daß wenigstens euch, als einer so zahlreichen Gesellschaft, damit dienen können, und ich verbinde mich hiedurch, in meiner unter Händen habenden Anatomie des menschlichen Verstandes ein eigen Capitel von der Stärke eurer Einbildungskraft, von der Glückseligkeit eurer Einfälle, von der angenehmen Verbindung ausländischer und anderer bedenklichen Redensarten in euren ans Licht gestellten Werken, von der Richtigkeit eurer

Urtheile, Gründlichkeit eurer Schlüsse, und in Summa, was zur Vollkommenheit der kleinen Geister gehöret, zu reden.

Ich behalte mir auch vor, eure gerechten Beschwerden darinne zu prüfen, daß die grossen Geister sich in ihren Begriffen nicht nach euch richten, sondern sich oft nicht entblöden, Dinge zu reden und zu schreiben, die ganz über euren Horizont sind. Hingegen verspreche euch hiermit, künftig nichts mehr in Druck ausgehen zu lassen, dabey ich nicht eurer allezeit in Ehren gedenken sollte; und wenn ich ja weiter Schriften ans Licht stellen möchte, die, wie mein neuester philosophischer Tractat, von der Unmöglichkeit einer ewigen Welt, euch unbegreiflich wären: so glaubet doch, ich habe so viel Hochachtung vor euch, daß ich euch deren Durchlesung nicht einmal anmuhte.

Doch ich erinnere mich einer ganz besondern Pflicht, die ich den Augenblick, da ich diese Stelle betreten, gegen euch abzutragen, so schuldig als willig bin. Ich bezeuge euch nämlich meine ungemeine Dankverpflichtung, daß ihr mich gewürdiget, eine eigene Lobrede in eurer so ansehnlichen Gesellschaft auf

mich halten zu laſſen. Ich hoffe das Glück zu haben, deſſen, der ſie gehalten, anſichtig zu werden; aber das widrige Verhängniß hat mir auch dieſesmal einen Theil des Vergnügens durch deſſen Abweſenheit entzogen.

Ich ſehe nunmehro mit ſichtigen Augen, was ich vorhin kaum glauben konnte, daß nicht bloß in kleinen, ſondern auch in groſſen wohlgeſtalten Leibern, mit erhabenen Augen, ſtarken Schultern, und mit andern Vollkommenheiten begabten Cörpern, Geiſter eurer Art wohnen können. Sehe ich doch ſo gar welche vor mir, die in der Welt viel Gewalt und Hoheit haben, von denen ich nicht vermuhtet, daß ſie Mitglieder eurer Geſellſchaft ſeyn könnten. Scepter und Kleinodien ſind ja ſonſten nur der Schmuck und Ehrenzeichen erhabener Perſonen, denen die gütige Natur das Glück zugedacht, über andere zu herrſchen, und erſtaune alſo, daß euer etliche ſich auch damit behänget.

Zu meiner Rechten und Linken ſehe ich auch anſehnliche Leute in Trauertracht, und wohlgeſtalten Kriegsleichen, die mir ſcheinen denenjenigen in der Kleidung nachahmen zu wollen, die bey mir nach aller Wahrheit im hohen Wehre ſind.

Wäre ich aber das, was ihr mich in eurer Lobschrift zu nennen beliebet; so würde ich mich nicht enthalten können, eine Reforme unter euch vorzunehmen, und, zum Unterscheid eurer von den treuen und ehrwürdigen Boten Gottes, euch eine andere Tracht zu bestimmen, die sich besser für euch schicket.

Billig erstaune ich auch, daß, da die Namen von Rechtsgelehrten, Räthen, Beysitzern, Advocaten, Aerzten und Weltweisen unter so vielen grossen Geistern angetroffen werden, es euch doch grösstentheils beliebet hat, Masken davon anzunehmen: und ich erkenne euch darinne für Leute von weit einsehenderm Verstande, als mich selbst; weil ich nicht zu begreifen vermag, wie diese eure angenommenen Larven mit eurem wahren Gemüthscharacter in einiger Gleichheit stehen.

Noch mehr bewundere ich die Gesetze eurer Redekunst, nach welcher es erlaubet ist, alles heraus zu sagen, was man denkt; auch eine so natürliche und ungezwungene Leibesstellung dabey anzunehmen, darinne ich es euch gar nicht gleich zu thun vermag.

Ich sehe hier welche so ehrbar sitzen, die ich

an andern Orten habe in äuſſerſter Leibesbewegung zu einem groſſen Volke reden hören: ein groß Geſchrey, ein Gefuchte mit der Händen, ein öfteres Räuſpern, ſehet einigen von euch recht angenehm. An andern ſehe eine ſo groſſe Lebhaftigkeit, mit ihren Zuhörern zu ſcherzen, daß ſie denen Hauptperſonen in einem Luſtſpiele gleichen; und reden dabey ſo leiſe, daß man ihnen ſehr aufmerkſame Ohren geben muß, um ſie nur zu verſtehen, und daß man ſchwören ſollte, es wären Statuen, wenn man nicht noch eine kleine Bewegung an ihren Lippen wahrnähme.

Wie ſoll ich mich aber anjezo gegen die verhalten, die hinter mir theils ſtehen, theils ſitzen? Doch weil in eurer Geſellſchaft einem nichts für übel genommen wird: ſo werdet ihr mir wohl erlauben, euch eine Weile den Rücken zuzukehren, um ſolche zu beſchauen. O was ſehe ich da vor eine vermiſchte Schaar beyderley Geſchlechts, die ſich einer handfeſten Beredſamkeit rühmen! Ich ſehe eine groſſe Anzahl, die, an ſtatt der Worte, mit zornigen Gebehrden und geladenem Gewehre alle Welt ſchweigen machen. Ich ſehe eine Menge von Gerichtsdienern, die eure Leibwachten ſind, ſo daß mir

faſt bange wird, mich unter ſo ſtrengen Aufſehern zu befinden, die ſich nach dem Winde derer, die ich um, wider, vor mir und zur Seite ſehe, genau richten. Aber wie artig ſiehet nicht erſt die Waffenrüſtung derjenigen, die ihr in eurer Geſellſchaft erzürnte Weibesbilder nennet! Sie ſehen in Wahrheit ſo fürchterlich aus, daß ich groſſen Fleiß tragen werde, ihren Zorn mit keinem Worte gegen mich zu erregen.

Indem ich aber meine Augen auf die Decke eures Saals richte, entdecke ich ein beſonderes Kunſtſtück, das ich billig, ob es gleich meinen Augen groſſe Gewalt thut, ſo ſtarr über mich zu ſehen, in nähern Augenſchein nehme. Ich bemerke daſelbſt, daß ihr eure Geſetze ſehr hoch gehalten wiſſen wollet, weil ihr ſie an einen ſo erhabenen Ort geſtellet. Mit eurer gütigen Erlaubniß muß ich ſie mir doch alſobald in meine Schreibtafel einzeichnen, damit unterdeſſen meine durch beſtändige Abwechſelung der linken und rechten Hand abgemüdeten Arme etwas ausruhen, und der Hut, der durch ſein oftmaliges in die Luft heben, ſo viel Luft in ſich gezogen, mir nicht zu ſchwer werde. Daher ich ihn nun, nach den Geſetzen eurer Geſellſchaft,

ganz ehrbar unter den Arm nehme, mit dem Vorbehalt, daß ihr daran ein Wahrzeichen abnehmen könnet, daß ich bald alsdann in der Rede auf hören werde, wann ich solchen wieder unter dem Arm hervorziehe, und in der Luft herumstreichen werde.

Euer erstes Gesetz, so viel ich vor dem Nebel lesen kann, der von den moralischen Ausdünstungen eures Verstandes entstehet, lautet also: Hüte dich, bey Strafe, daß du dem Scharfrichter nicht in die Hände fallest, vor der heroischen Beredtsamkeit! ja nimm dis Wort, welches des Landes auf ewig verwiesen, nicht einmal in den Mund. O ihr gnädigen kleinen Geister! wie so gar streng ist dis euer Gesetz! dessen Grund man doch nicht erforschen darf, weil ihr einen blinden Gehorsam fordert, und darnach nichts fraget, was andere von euren Gesetzen denken. Aber gewiß ich habe es erfahren, daß ihr mit allem Ernste über solchem Gesetze haltet; indem ihr meine sechs deutschen Reden durch einen Scharfrichter, den von Bocksborn, habet rädern und viertheilen lassen; so daß ich voraus sehe, es werde allen meinen

übrigen Schriften, wenn ich die Wort weiter brauchen sollte, eben so ergeben, besonders meiner thüringischen Historie, als der ihr bereits das Leben abgesprochen habet.

Euer anderes Gesetz heißt: Trage keine Sorge, wenn du gleich in der gewöhnlichsten Titulatur fehlest. Das zeiget ohne Zweifel eine grosse Demuht an, daß ihr so verschwenderisch seyd, andere mit grossen Titeln zu beehren; hingegen euch es einerley, ob man euch nenne: Großmächtige, Durchlauchte, Hochgebohrne, Wohlgebohrne, Hochedle, u. s. f. oder aber nur schlecht weg: Die kleinen Geister. So werdet ihr mir denn auch jetzt verzeihen, wenn ich euch nicht die rechten Titel gegeben. Denn wie sollten sich dergleichen grosse Titel für euch kleine Geister schicken, da sie von Rechts wegen nur für grosse Geister gehören? Doch ich merke, daß ihr denen, die hinter mir mit Schwerdtern und mit Stangen stehen, winket. Ihr werdet euch doch wohl nicht an meiner Person vergreifen, und, da ich jetzo nur als ein Gast bey euch bin, nicht das Gastrecht verletzen wollen? Um aber allem Uebel vorzubauen, wo ihr viel-

leicht Feinde der Critic wäret, will ich gern über eure übrigen Gesetze nicht raisonniren, sondern sie zu meiner Nachricht abschreiben.

Es heißet also euer drittes Gesetz, wo ich anders recht lese: bleibe bey dem alten Schlendrian; und ob gleich die deutsche Sprache ihre ganze eigentliche Regel hat: so binde dich doch an die Regeln der lateinischen und griechischen Redekunst eines Cicero und Demosthenes.

Zum vierten: Hüte dich vor einem fruchtbaren Vortrage nützlicher Wahrheiten, damit du nicht die Weisheit verschwendest; sondern rede lieber von einerley mit vielen gleichgültigen Worten, sollte aus dem, was du in wenig Seiten sagen könntest, vier gestopfte Bogen gleich voll werden.

Fünftens: Rede fein natürlich, daß dich ein jeder verstehet. So! so! nun sehe ich erst, warum euer jüngster Lobredner auf so natürliche Weise mein Heldengedicht mit einem Ochsenkäufer vergleichet, der aus dem Hintertheile von der Güte urtheile; desgleichen in einer Anmerkung: Ein

Hunds... mequirt sich! Gewiß, das ist ungemein natürlich gesprochen.

Sechstens: Hüte dich vor einer genauen Wahl der Gedanken, vor einem richtigen Zusammenhange der Urtheile, und vor einer Bündigkeit in den Schlüssen; am meisten aber vor solchen verborgenen Schönheiten, die der Zuhörer, vermittelst eines starken Verstandes, den ihm der Redner zutrauet, erst herausbringen muß: denn so würdest du uns kleinen Geistern ganz unverständlich seyn. Rede aber auf noch so hochtrabende, befehlerische, (selten auch viel Flüche mit untermischen) geschwätzige, höhnische, pöbelhafte und ungeschliffene Art: so werden wir dich gleich verstehen.

Nun erkenne ich erst, warum euer scharfsinniger Redner in seiner auf mich gehaltenen Lobrede unter andern die schönen Einfälle angebracht: meine Beredtsamkeit sey männlich! denn ich sey ein Mann, und kein Weib; desgleichen, daß er vor Freuden auf einem Beine hüpfen möchte, auch es schon wirklich aufgehoben; nicht minder: daß ein König, der in den

Herzen seiner Unterthanen ruhet, aus der Kätsche steigen, und sich auf solche lagern sollte. Mein! wie handgreiflich scharfsinnig ist das!

Indem ich aber jetzo einen Blick nach eurem siebenten Gesetz thue: so erschrecke fast über eure Kühnheit, daß ihr so frey urtheilen könnet. Man dürfte in Reden und Schriften über die Religion, die heilige Schrift, hohe Häupter, berühmte Männer, und seinen Nächsten, der einem nichts zu Leide gethan, herfahren; und je gröber man es mache, je besser sey es.

Nun bekomme ich also erst den Schlüssel, warum euer lübeckischer Lobredner gleich im Vorberichte seine Spötterey mit der unsichtbaren Kirche treibet. Nun entsetze mich nicht sowohl vor seinem Ausdrucke, als Gemüthe, daß er dem Erzspötter *Luciano* nachspottet: Paulus, als er entzückt worden, sey so klug zurückgekommen als hingegangen, und habe die weite Reise sparen können. Nun begreife ich, warum er von der höchstseligen Königinn

in Polen sagt: Es sey unser Glaube wohl irrig, daß sie in der Schaar verklärter Geister sey. Nun verstehe ich, was sein Ausdruck wolle: Man hätte die einem grossen Prinzen abgelöste Zehe in Spiritus legen, und als eine Reliquie verwahren sollen; desgleichen, da er einer ganzen Academie einen Hochmuht beymisset, und sie Nachteulen nennet: auch über eines berühmten Theologi, Herrn Doktor Rambachs, Ausdruck, daß er Johannem einen Schooßjünger des Heilands genennet, dadurch spottet, daß er mich einen Schooßjünger Jochens in Halle, welches kein Mensch rahten kann, auf wen es gehe, benennet; da er wohl gerade das Gegentheil sagen würde, wenn er wüßte, wie ich mit ihm stünde. Nun wundert mich endlich nicht, daß er auf meine erhaltene Profeßion, und die hohen *Ministros*, deren Hulde ich solche, nächst Gott und Ihro Majeståt, zu verdanken, mit so anzüglicher Beredtsamkeit losgehet.

So wenig er also verlangen kann, daß ich ihm für solche, nach aller anderer geschickten Leute Urtheil, nur eures ausgenommen, ärger-

liche und strafwürdige Ausdrücke Dank sagen solle, da es vielmehr höhern Orts berichtet habe: so danke ihm doch für diejenigen lustigen Einfälle, darinne er mir und andern was zu lachen gemacht hat. Und weil ein solcher Mann auf mancher Universität noch fehlet, der einem was lustiges und lächerliches vormachen könne: so wollte ihm fast rahten, sich dahin zu wenden; zumal wir ein und andern grossen *Railleur* seit nicht gar langer Zeit verlohren haben.

Was ich euch übrigens, ihr wohlanseh'nlichen kleinen Geister! hiedurch in einem versiegelten Schreiben vertraue, nämlich meine völlige Beantwortung derjenigen Puncte, die noch einer Antwort wehrt sind; das übergebet ihm eher nicht, als wenn er wieder in eure Gesellschaft kömmt. Sollte er aber ausen bleiben, und meine Antwort gern gedruckt sehen wollen: so thut ihm zu wissen, daß, wo er für einen rechtschaffenen Widersacher, und nicht für einen Pasquillanten, oder gar für den, den er in seiner vierten Anmerkung völlig auszusprechen verbissen, angesehen seyn wolle, er sich mit Namen nenne, sonst ich ihn nicht einmal für

ein Mitglied eurer Gesellschaft weiter erkennen würde. Lebet wohl! ihr kleinen Geister! lebet wohl!

STATIUS.

Quas gerit ore minas? quanto premit omnis fastu?
Hic ne unquam privatus erit?

Höfliche Antwort

des

Aeltesten

der Gesellschaft der kleinen Geister,

auf des

(S. T.) Herrn Professor Philippi

Antrittsrede.

Virgilius.

Venisti tandem? tuaque expectata parenti
Vicit iter durum pietas? datur ora tueri
Nate, tua? et notas audire et reddere voces.

Hochedelgebohrener und Hochgelahrter,
Hochzuehrender Herr Professor!

Ew. Hochedelgebohren plötzliche und unvermuthete Ankunft ist uns so erschrecklich, als erfreulich.

Das unverhoffte Glück, einen Mann, den wir bishero aus seinen unvergleichlichen und vor uns

so erbaulichen Schriften zu kennen die Ehre gehabt, in unserer Versammlung zu sehen, und von Person kennen zu lernen, muß uns nothwendig ein unaussprechliches Vergnügen geben; weil es eine Sache ist, die wir so lange vergebens gewünschet haben. All-in das zornige Gesicht, die funkelnden und gar nicht huldreichen Augen, samt den übrigen von nichts als Rache, Grimm, Eifer, Wut und Verzweiflung zeugenden Gebehrden, mit welchen Ew. Hochedelgebohren in unsere Versammlung treten, seßen uns in die gröſseste Verwirrung.

Wir wiſsen uns nicht darinn zu finden, daß Ew. Hochedelgebohren so böſe thun; da wir doch Dieſelbe so wenig beleidiget haben, daß wir vielmehr uns rühmen können, eben diejenigen zu seyn, die vor Ew. Hochedelgebohren die gröſseste Hochachtung hegen. Die Proben, so wir davon gegeben haben, liegen vor jedermanns Augen, und sind so deutlich, daß es uns vermuhtlich niemand zum Hochmuht deuten wird, wenn wir sagen, daß wir von Ew. Hochedelgebohren eine gröſsere Erkenntlichkeit vermuhtet hätten: eine höfliche Dankſagung war das wenigste, das wir hoffen; aber so müssen wir, zu unserer nicht ge-

ringen Befremdung, erfahren, daß wir uns in unſerer Hoffnung betrogen haben.

Ew. Hochedelgebohren Eintritt in unſere Verſammlung ſiehet einem feindlichen Einbruche nicht ungleich.

Iratus, Germane, venis - - - *)

Sie ſchnauben mit Dräuen und Morden, und erregen dadurch in unſeren Herzen ſo mancherley Bewegungen des Schreckens, Schmerzens, der Furcht, Bangigkeit und des Wehklagens, **) daß Leute, denen die Urſache unſerer Beſtürzung und unſers Jammers unbekannt iſt, ſchweren ſollten, daß uns unſere Landesmutter abgeſtorben ſey.

Meine ſämmtlichen hier verſammleten Brüder ſind, wie ich ihnen an ihren Augen angemerket habe, dreymal im Begriff geweſen, unſern lieben Bruder, den von Bockshorn, zu verfluchen, weil er durch ſeine zwar wohlgemeynte, aber von Ew. Hochedelgebohren ſo ungnädig aufgenommene Lobrede Ew. Hochedelge-

*) Statius Thebaid. Lib. II.

**) S. die ſechs deutſchen Reden des Herrn Profeſſor Philippi, S. 21.

bohren zu einem so fremden und unfreundlichen Bezeigen gegen unsere Gesellschaft veranlasset hat, und es Ew. Hochedelgebohren auf den Knieen abzubitten, daß unsere Gesellschaft so nachlässig gewesen, und nicht vorhero reiflich überleget, ob das Verfahren des von Bockhorn Ew. Hochedelgebohren auch gefallen würde: allein keiner von allen hat ein Wort aus seiner beklemmten Brust hervorbringen können; sie sind alle erstarret, sitzen mit niedergeschlagenen Augen, und die Furcht vor dem Grimme Ew. Hochedelgebohren hat ihrer aller Zungen gelähmet. Was würde demnach daraus werden, wenn auch ich, dem es obliget, das Wort für unsere Gesellschaft zu führen, durch den Donner der ausserordentlichen Beredtsamkeit, mit welcher Ew. Hochedelgebohren gewohnt sind, Wunder zu thun, so stark wäre gerühret worden? Würde nicht unsere Gesellschaft die Unhöflichkeit begehen, und Ew. Hochedelgebohren ohne alle Antwort von sich lassen müssen?

Allein so bin ich, zu allem Glücke, noch so viel bey mir selbst, daß ich meiner Pflicht ein Genüge thun, und unsere Gesellschaft von dem schimpflichen Verdachte einer Grobheit sichern

kann. Ich habe die Rede Ew. Hochedelgebohren mit Gelaſſenheit angehöret, und die Vorzüge, die eine groſſe und ſich auf eine bey nahe funfzigjährige Erfahrung gründende Erkenntniß der Natur der kleinen Geiſter, und die daher entſtehende tiefe Einſicht in den Abgrund der Verdienſte und Vortreflichkeiten, mit welchen Ew. Hochedelgebohren zur Zierde und zum Troſte unſerer Geſellſchaft prangen, mir vor dem Reſte meiner Mitbrüder giebt, haben nicht zugegeben, daß die unbeſchreibliche Freude, welche mir Ew. Hochedelgebohren Gegenwart verurſachet, durch die bedenklichen Ausdrückungen, und das ſornige Bezeigen, womit Ew. Hochedelgebohren alle meine hier verſammleten Brüder ſo ſehr erſchreckt, geſtöhret werden können.

Ich ſchmecke die Süßigkeit dieſes entzückenden Vergnügens ohne Miſchung der geringſten Bitterkeit, und rechne dieſen Tag, an welchem Ew. Hochedelgebohren unſere Geſellſchaft mit Dero hohen Gegenwart beehret, unter diejenigen Tage, die wir vor andern zu merken Urſache haben, und unter die glückſeligſten meines langen und mühſeligen Lebens.

Hic dies vere mihi festus atras
Eximet curas . . . . . *)

Ich will nun gerne sterben, allerliebster Philippi! nachdem ich dein Angesicht gesehen habe.

Und ach: was wollte ich darum geben, daß diese ganze Versammlung eben so gesinnet wäre, und mit mir erkennete, wie grosse Ursache wir haben, uns zu freuen! Wohlan dann, meine Brüder! erholet euch von der Bestürzung, in welche euch der unvermuhtete Ueberfall, und die noch unvermuhtetere Anrede des Herrn Professor Philippi gesetzet hat. Erkennet die Ehre, so euch dieser grosse Mann erweiset, mit schuldigem Danke, und macht euch derselben durch ein unhöfliches Stillschweigen, und durch eine unzeitige Traurigkeit, nicht unwürdig. Lernet von mir, daß der heutige Tag ein Tag der Freude und Wonne sey. Frohlocket, jauchzet, jubiliret, und thut euch gütlich.

Nunc est bibendum, nunc pede libero
Pulsanda tellus: nunc Saliaribus
Ornare pulvinar Deorum
Tempus erat dapibus, Sodales. **)"

---

*) Horat. Lib. III. Od. 14.

**) Horat. Lib. I. Od. 37.

Kehret euch nicht daran, daß der Herr Profeſſor Philippi ſich grauſam gegen uns ſtellet. Habt ihr jemalen mich eures Vertrauens würdig geſchätzet: ſo laſſet jetzo ein Zeichen derjenigen Zuverſicht von euch blicken, die ihr meinen grauen Haaren, meiner Erfahrung, meinen Einſichten, und den unzähligen und wichtigen Dienſten, ſo ich unſerer Geſellſchaft geleiſtet habe, ohne Unbilligkeit nicht verſagen könnet. Glaubet mir, daß die Anrede des Herrn Profeſſor Philippi nichts in ſich faſſet, das mit den Abſichten und dem Vortheile unſerer Geſellſchaft ſtreitet. Sehet dieſelbe, ich bitte euch, mit mir von der guten Seite an, und ſeyd verſichert, daß alsdann eure ungereimte Furcht verſchwinden, und eure Traurigkeit ſich in Freude verkehren wird.

Es kränket euch, meine Brüder, daß der Herr Profeſſor Philippi, ein Mann, auf den ihr alle eure Hoffnung geſetzet habt, und deſſen Gewogenheit ihr für eure größte Glückſeligkeit achtet, euch ſo ſpöttiſch begegnet, und ſo höhniſch anredet. Der Zorn, den er gegen den von Bockshorn blicken läſſet, macht euch Sorge, weil derſelbe nothwendig auf uns alle fallen muß, die wir das Verfahren unſers Bruders billigen. Seine Drohun-

gen schrecken euch, und ihr seyd untröstbar, daß derjenige, den ihr wohlbedächtlich zu eurem Haupte erkohren habt, mit euch keine Gemeinschaft haben will, sondern sich, wider alles Vermuhten, und ungeachtet aller Proben, die er von seiner Neigung zu unserer Gesellschaft gegeben hat, zu unsern Feinden schläget, und uns also gleichsam den Krieg ankündiget.

Aber vergönnet mir, wehrtesten Brüder, daß ich euch, wie es meine Pflicht erfordert, ohne Umschweif sage, daß euer Urtheil von der Anrede des Herrn Professor Philippi sich auf eine Uebereilung gründet, die auch kleinen Geistern unanständig ist. Saget mir, ist es nicht unbillig, daß ihr auf einige kleine und fast nicht zu merkende Spötterenen, auf einige Ausdrückungen, aus welchen ein Unwille wider den von Bocksborn, und eine Verachtung unserer Gesellschaft, zu schließen ist, mehr sehet, als auf die ganze Einrichtung der Rede, welche der Herr Professor Philippi bey seinem Eintritte in unsere Versammlung gehalten hat? Betrachtet, wofern ihr eurem eigenen Vergnügen nicht gram seyd, diese Rede in ihrem ganzen Zusammenhange: so werden euch die Verdienste des Herrn Professor

Phi-

Philippi ſtärker in die Augen leuchten, als jemals, und eben die Spöttereyen, und die harten und verächtlichen Ausdrückungen wider den von Bockshorn, und unſere Geſellſchaft überhaupt, alle die verdrießlichen Bewegungen von Furcht, Angſt, Schrecken und Bekümmerniß, die ihr in eurem Herzen empfindet, und ich aus eurem finſtern Geſichte leſen kann, ſtillen und euch fähig machen, dasjenige Vergnügen, welches die Gegenwart des Herrn Profeſſor Philippi allen, die es mit unſerer Geſellſchaft redlich meynen, natürlicher Weiſe geben muß, in ſeiner größten Reinigkeit zu koſten.

Wofern mich meine Augen nicht trügen: ſo nehme ich in den eurigen eine Veränderung wahr, die mich glauben macht, meine wohlgemeynte und pflichtmäßige Erinnerung ſey nicht ohne Frucht geweſen. Ihr erhebet eure Häupter, und laſſet die liebreichſten Blick auf das neue und würdige Haupt unſerer Geſellſchaft ſchieſſen, deſſen ſichtbaren Gegenwart wir heute erſt gewürdiget werden. Eure Lippen regen ſich auf eine ſo angenehme Art, daß ich nicht anders denken kann, als daß ihr bey euch ſelbſt den frohen Ausruf des von Bockshorn murmelt, von welchem uns noch die Ohren gellen. Ich bitte

euch, thut eurem Triebe keine Gewalt. Erhebet eure Stimme, und bewillkommet den Herrn Professor Philippi mit einem lauten Freudengeschrey. Alsdann werde ich erkennen, daß euer Herz rechtschaffen sey. . . . . *)

Siehe, theurer Philippi, wie wir gegen dich gesinnet sind. Spotte, schilt, höhne uns aus, so viel und lange es dir beliebt. Drohe, poltere, wüte, tobe, verstelle deine Gebehrden, daß wir alle vor deinem Anblicke erschrecken: du bist uns darum doch lieb und wehrt. Wir kennen dich besser, als du vielleicht selbst. Wir wissen, was du unserer Gesellschaft vor Ehre und Vortheil bringest. Wir übersehen daher alles, was uns in deiner Rede anstößig scheinen könnte, in Betracht deiner grossen Verdienste. Unsere Ehrerbietung gegen dich ist viel zu groß, als daß wir uns über die Spöttereyen, mit welchen du uns wehe thun willt, und über die bittern Ausdrücke, deren du

*) Hier schrieen sie alle: Es lebe der Herr Professor Philippi, hoch! mit solchem Eifer, daß ich ihnen dreymal winken, und viermal mit dem Fusse stampfen mußte, ehe sie aufhören wollten. Der Leser beliebe die philippische Natürlichkeit dieser Stelle meiner Rede zu merken.

dich gegen den von Bockshorn und uns alle bedienest, entrüsten sollten. Du bezeigest dich in deinem Spotten, in deinem Zorn, mit einem Worte, in deiner ganzen Anrede, als ein Ausbund und Muster eines kleinen Geistes, und die Freude, so dieses unserer Gesellschaft verursachet, überwieget allen Verdruß, den ich aus deinen Spötterenen und grimmigem Bezeigen anfangs geschöpfet habe.

Deine Spötterenen, grosser Philippi, sind in der That so beschaffen, daß man, wenn man nicht wüßte, wer du wärest, fast denken sollte, sie gingen dir nicht von Herzen. Es scheinet, du habest nicht sowohl die Absicht, uns durch deine spöttischen Ausdrückungen zu kränken, als mit uns, auf eine liebreiche Art, zu scherzen. Du sprichst im Anfange deiner Rede: „Uns sey ein Maaß von Verstandeskräften gegeben, damit wir zufrieden seyn könnten. Niemand mißgönne uns unsere Gemühtsgaben. Es würde wenig von uns geredet; und wenn man ja von uns rede, so sage man bloß, daß wir kleine Geister wären. Und dieses könnten wir nicht übel nehmen, weil man uns den Namen gäbe, den wir für die gröste Ehre achteten. Wir wären dir durch die, auf

dich gehaltene, Lobrede mit Höflichkeit zuvor gekommen, und habeſt du es für unrecht gehalten, daß man unſer ſo wenig gedenke, und daher ſchon lange den Schluß gefaſſet, in deinen moraliſchen Bildniſſen von Perſonen und Sitten, Tugenden und Laſtern uns eine beſondere Stelle zu geben. Da wir nun ſo viel Freude über deine Schriften bezeuget: ſo ſey es dir lieb, daß du wenigſtens einer ſo zahlreichen Geſellſchaft damit dienen können, und wolleſt du dich hiedurch verbinden, in deine unter Händen habende Anatomie des menſchlichen Verſtandes ein eigen Capitel von unſern vortrefflichen Eigenſchaften, und allen, was zur Vollkommenheit der kleinen Geiſter gehöret, einzurücken, und darinn auch unſere gerechten Beſchwerden zu prüfen, daß die groſſen Geiſter ſich in ihren Begriffen nicht nach uns richten wollen, und ſo weiter."

Dieſes ſoll geſpottet heiſſen. Aber, vortrefflicher Philippi, wir müßten ſehr empfindlich ſeyn, wenn uns Spöttereyen dieſer Art beiſſen ſollten. Wir können, was du ſageſt, füglich nach dem Buchſtaben annehmen. Wir ſind mit dem geringen Maaße von Verſtandeskräften, das uns gegeben iſt, völlig zufrieden. Wir wiſſen, daß wir

vor der Welt verachtet; wir wiſſen, daß wir kleine Geiſter ſind. Wir geben uns nicht höher aus, und ich verſichere dich, daß unſere Geſellſchaft es mit beſonderem Danke erkennen wird, wenn du ſo gütig ſeyn willt, ihrer in deinen moraliſchen Bildniſſen, und in deiner Anatomie des menſchlichen Verſtandes, zwo Schriften, denen ſie mit Verlangen entgegen ſiehet, zu erwehnen, und den Eigenſinn und verwöhnten Geſchmack unſerer Feinde, der groſſen Geiſter, zu beſtreiten und zu dämpfen.

Deine Spöttereyen treffen uns alſo, wie du ſieheſt, im geringſten nicht.

Urbanus tibi, Caecili, videris:
Non es, crede mihi. . . *)

Wäreſt du kein kleiner Geiſt, ſo wollte ich ſagen, es ſey dir, wie böſe du auch thuſt, kein Ernſt mit deinem Angriffe. Läßt es doch, als wollteſt du mit uns ſpielen, weil du nur blind ſchieſſeſt, und mit einem ſtumpfen Speer auf uns losrenneſt. Allein wir kennen die Natur der kleinen Geiſter. Alle Glieder unſerer Geſellſchaft haben unter andern wunderbaren Eigenſchaf-

*) Martialis Lib. I. Epigr. 41.

ten auch dieſe an ſich, daß ſie gerne ſpotten wollen; aber nicht damit fortkommen können. Wann wir einen Spaß machen, ſo lacht niemand. Das macht, unſere Einfälle haben das Unglück, daß ſie den meiſten abgeſchmackt ſcheinen, und unſere Spöttereyen ſind allemal kaltſinnig und ſtumpf.

Κωφὸν γὰς βέλος ἀνδρὸς ἀνάλκιδος. - -
Obtuſum enim telum viri imbelli. - - *)

Es hat dahero ſchon vor mehr als 1700 Jahren ein groſſer Spötter ſeiner Zeit, und abgeſagter Feind unſerer Geſellſchaft, allen kleinen Geiſtern gerahten, ſich des Spottens und Scherzens gänzlich zu enthalten, weil es nicht ihr Werk ſey. ; ; ; Salem iſtum, ſpricht er, *quo caret veſtra natio*, in irridendis nobis nolitote conſumere, et mehercule, ſi me audiatis, ne experiamini quidem. *Non decet; non datum eſt, non poteſtis.* **)

Dieſer Raht iſt ſo böſe nicht; und wenn wir uns entſchlieſſen könnten, demſelben zu folgen: ſo würden wir vieler Verdrießlichkeiten überhoben ſeyn. Allein es iſt Schade, daß er von unſern

*) Homerus Iliad. V.

**) Cicero de Nat. Deor. Lib. I.

Feinden berühret. Sollen wir, unſern Verfolgern zu gefallen, eine Sache verſchwören, ohne welche wir nicht ſeyn würden, was wir ſeyn müſſen, wenn wir der Gemächlichkeiten und der Vortheile theilhaftig ſeyn wollen, die mit dem Charakter eines kleinen Geiſtes unauflöslich verknüpfet ſind? Dieſes wird nimmer geſchehen. Wir ſind kleine Geiſter, und alſo nicht einmal fähig, unſere Mängel zu erkennen. Alle guten Nahrſchläge halten wir für Verführung, und ein edler Eigenſinn, der uns angebohren iſt, und welchen wir mit dem Namen der Standhaftigkeit belegen, treibt uns an, allezeit auf unſerm Kopf zu beſtehen, und unſern Feinden nicht einen Finger breit nachzugeben. Wir ſpotten alſo, und werden immer ſpotten, ob wir gleich nicht dazu geſchickt ſind. Wer nicht lachen will, der kann es bleiben laſſen. Es wird uns dieſes um ſo viel lieber ſeyn, je merklicher unſere Spöttereyen dadurch von den Spöttereyen der groſſen Geiſter, mit welchen wir, Gewiſſens halber, nicht die geringſte Aehnlichkeit haben können, unterſchieden werden. Und können wirs denn nicht machen, wie du, theurer Philippi, es in deinem mathematiſchen Verſuche wider Wolfen gemacht haſt, und allein über

unſere Einfälle lachen, daß uns der Bauch ſchüttert? Laß es ſeyn, daß wir manchmal keine Urſache darzu haben. Müſſen nicht unſere Feinde ſelbſt bekennen, daß es uns wohl anſtehet, wann wir ohne Urſache lachen? Dieſes iſt, nach einem bekannten Sprichworte, ein proprium quarti modi kleiner Geiſter.

Lachet demnach, meine Brüder, lachet überlaut, wie es kleinen Geiſtern zuſtehet und gebühret, ob ihr gleich nicht wiſſet, warum; damit dem Herrn Profeſſor Philippi die viele und ſaure Mühe, welche ihn die artigen Spöttereyen, mit welchen er uns angreifen wollen, gekoſtet haben, einigermaßen belohnet werde. Denn wenn ihr nicht lachen wollet, wer will es dann thun? *) Ja lache du ſelbſt mit, unvergleichlicher Philippi, und ergetze dich mit uns über die ſinnreichen Einfälle, die dich des Platzes, den unſere Geſellſchaft dir zugedacht hat, ſo würdig machen. Oder, wofern dir dein Zorn dieſes nicht zuläßet, ſo erkenne doch wenigſtens aus unſerm Gelächter, wie

*) Hier lachten ſie alle, als wenn ſie gekitzelt würden. Der Leſer wird ſo gut ſeyn, und hieraus abnehmen, wie kräftig meine Beredſamkeit ſey.

angenehm es uns ſeyn müſſe, daß durch deine ſo vollkommen nach dem Geſchmacke unſerer Geſellſchaft eingerichtete Spöttereyen unſere, auf deine auſſerordentliche Perſon gefallene, Wahl rechtfertigen wollen.

Gewiß, wir hätten die Ehre und Aufnahme unſerer Geſellſchaft nicht beſſer befördern können, als durch dieſe ſo glückliche Wahl. Denn ob du gleich, groſſer Tyrtipp, dich desfalls gar kaltſinnig und bohniſch gegen uns bedankeſt, und nicht undeutlich zu verſtehen giebſt, daß du die Ehre, welche wir dir anbieten, für eine groſſe Beſchimpfung hältſt: ſo wirſt du dadurch doch nicht machen, daß wir unſere Wahl widerrufen. Wir werden dich auch, wider deinen Willen, als unſer Haupt, verehren, und allezeit deine herrlichen Schriften unſere Richtſchnur ſeyn laſſen. Der Unwille, und die Verachtung, ſo du gegen uns bezeigeſt, macht uns weder bange noch böſe. Wir leiden von dir, als unſerm Oberhaupte, alles, und hoffen, du werdeſt endlich erkennen, daß es dir nicht ſchimpflich ſey, den vornehmſten Platz in einer Geſellſchaft zu bekleiden, die aus ſo anſehnlichen Gliedern beſtehet.

Es ſind darinn Leute aus allen Ständen, Re-

genten, Priester, Rähte, Rechtsgelehrte, Advocaten, Aerzte, Weltweise, Soldaten, Edelleute, Bürger und Bauren. Du scheinest daran zu zweifeln, und dir einzubilden, wir hätten nur die Larven solcher Personen angenommen. Allein, mit aller Ehrerbietung zu reden, du irrest dich, und giebst eben durch diesen wunderbaren Zweifel, und durch eine so falsche Einbildung, zu erkennen, daß du im höchsten Grade ein kleiner Geist bist; indem du eine Sache in Zweifel ziehest, die auch unsere draften Feinde sich zu läugnen schämen. Denn wo ist wohl der grosse Geist zu finden, der nicht willig zugeben sollte, daß alle Tyrannen, und blöde Fürsten, alle Pestilanten, alle enthusiastische und zanksüchtige Geistliche, alle Rabulisten und Zungendrescher, alle Quacksalber, alle Marktschreyer, alle alberne Weltweisen, und alle Pedanten, zu unserer Gesellschaft gehören? Verkehren aber diese Leute, darum, daß sie Glieder von unserer Gesellschaft sind, und desfalls von unsern Feinden mit so schimpflichen Namen beleget werden, die Würde, welche sie ausser unserer Gesellschaft bekleiden, samt den ihnen zukommenden Titeln? Sie bleiben darum eben so,

wohl Regenten, Prieſter, Rechtsgelehrte, Advocaten, Aerzte und Weltweiſe, als du, ungeachtet wir dich zu unſerm Haupt erkohren haben, ein auſſerordentlicher Bekenner der deutſchen Beredſamkeit auf der Univerſität Halle bleibeſt, und bleiben würdeſt: wenn auch gleich der dir allergnädigſt geſchenkten Profeſſur der deutſchen Eloquenz, zu völliger Vollkommenheit, eine allergnädigſte königliche Beſoldung nicht mehr fehlte. *) Was wunderſt du dich dann, o wunderbarer Philipp! daß unſere Geſellſchaft im Lehr- Wehr- und Nehrſtande die ihrigen hat? Zum wenigſten deucht mich, du habeſt nicht Urſache darüber zu erſtaunen, daß auch Weltweiſe und Advocaten unter uns anzutreffen ſind, weil du ja ſelbſt als ein groſſer Weltweiſer und immatriculirter Advocat

Stremmus ac fortis, cauſisque Philippus agendis
Clarus . . . **)

unſerer Geſellſchaft den gröſten Glanz giebſt. Wir hätten vielmehr Urſache, über deine Erſtaunung, und die bedenklichen Ausdrückungen, mit welchen

*) S. die Zueignungsſchrift der thüringiſchen Hiſtorie.

**) Horat. Lib. I. Epiſt. 7.

du dieſelbe an den Tag legeſt, zu erſtaunen, wenn wir nicht wüßten, daß der Character eines kleinen Geiſtes alles, was nur verwunderungs- und erſtaunenswürdiges zu erdenken iſt, in ſich ſchlieſſe.

Wir wundern uns alſo nicht, daß du, wie du ſageſt, „vorhin nicht glauben können, daß auch in groſſen Leibern kleine Geiſter wohnen könnten, und immer gemeynet haſt, Geiſter ſolcher Art fänden ſich nur in kleinen Cörpern, bis du heute mit deinen ſichtlichen Augen das Gegentheil geſehen.“ Deine Gegenwart macht es uns gar begreiflich, wie es möglich geweſen, daß du ſo lange in einem ſo merklichen Irrthume ſtekken können. Eine lebhafte Empfindung der genauen Gleichheit zwiſchen deinem Cörper und Geiſte hat dich verleitet, aus dem, was du an dir ſelbſt wahrgenommen, eine allgemeine Regel zu machen. Dieſes iſt eine Uebereilung, die wir dir leicht zu gute halten, weil wir derſelben alle unterworfen ſind.

Wir wundern uns auch nicht, „daß du das groſſe Geſchrey, das Geklatſche mit den Händen; die ſonderbare Art mit den Zuhörern zu ſcherzen, und die leiſe Stimme und Unbeweglichkeit,“ ſo

du an einigen unserer hier gegenwärtigen Glieder bemerket zu haben vorgiebst, auf eine höhnische Art tadelst; da doch alle diese Dinge kleinen Geistern wohl anstehen. Wir bemerken in diesen Spötereyen eine Unförmlichkeit, die so sonderbar ist, daß es von undenklichen Jahren her, niemand, als dem Haupte unserer Gesellschaft, vergönnet gewesen, dieselbe zu begehen.

Nur sollten wir fast für Verwunderung ausser uns gesetzet werden, wenn wir hören, daß du mit Zittern und mit Zagen, mit einer klägtlichen Stimme, und mit einer blassen Todtenfarbe anhebest zu klagen: „O! was sehe ich da für eine vermischte Schaar beyderley Geschlechts, die sich einer handfesten Beredsamkeit rühmen. Ich sehe eine grosse Anzahl, die, anstatt der Worte mit zornigen Gebehrden, und geladenem Gewehr, alle Welt schweigen machen. Ich sehe eine Menge von Gerichtsdienern, die eure Leibwachten sind: so daß es mir fast bange wird, mich unter so strengen Aufsehern zu befinden, die sich nach dem Winke derer, die ich um, wider, vor mir, und zur Seiten sehe, genau richten. Aber wie artig steht nicht erst die Waffenrüstung derjenigen, die ihr in eurer Gesellschaft erzür-

nete Weibesbilder nennet! Sie sehen in Wahrheit so fürchterlich aus, daß ich grossen Fleiß tragen werde, ihren Zorn mit keinem Worte gegen mich zu erregen."

Wir hätten Ursache zu erstaunen, daß du dir einbildest: „Es stünden Leute mit Schwerdtern und mit Stangen hinter dir, welchen wir winkten," ja gar zu besorgen scheinest, „wir wollten uns an deiner Person vergreifen." Denn, allerliebster Philippi, wie kömmst du zu solchen Gedanken? Jagt etwan der Anblick einiger unserer Schwestern, die hier gegenwärtig sind, dir eine solche Furcht ein? Ich sollte es nicht meynen; denn was können dir so schwache Werkzeuge thun? Ja siehest du nicht aus ihren huldreichen Augen, wie angenehm ihnen deine Gegenwart ist? Betrachte sie recht: so wirst du sie nicht für erzürnte Weibsbilder schelten, und sagen, daß sie fürchterlich aussehen.

Siehe sie einmal recht an, so wirst du befinden, daß es eben so annehmliche Kinder sind, als die weiblichen Gliedmaßen der patriotischen Assemblée, deren Mitglied du bist, und alle sich eine Ehre daraus machen werden, dir, im Falle der Noht, ihre geschäfftige

Mitleidenheit zu bezeugen, und, wenn dir etwan, welches der Himmel verhüte! eine Ohnmacht anwandeln sollte, mit ihrem kräftigen Balsam zu stärken. *) Was setzt dich dann so gar ausser dir, daß du so ängstlich thust, als wenn dir schon das Messer an die Kehle gesetzet seyn? Sage uns, wehrter Philippi, wo sind die Leute mit dem geladenen Gewehr, mit den Spiessen, Schwerdtern und Stangen? Wo ist die Menge der Gerichtsdiener, die du siehst? Wir sehen nichts. Besinne dich demnach, o heroischer Philippi, und ängstige uns nicht ferner durch ein so jämmerliches Zetergeschrey. Sey getrost und fürchte dich nicht. Du bist nirgends sicherer, als in unserer Versammlung, und befindest dich unter Leuten, die dich alle recht zärtlich lieben, und für dich, wenn es Noht thäte, mit Freuden ihr Leben wagen würden.

Urtheile demnach selbst, o erleuchteter Philippi! wie lächerlich, daß ich so rede, deine Furcht uns vorkommen würde, wenn wir fähig wären, bey deinem Jammer, und wenn er auch nur eingebildet, zu lachen. Glücklich bist du,

*) S. die sechs deutschen Reden. S. 15.

wehrter Philippi, daß wir alleine ſind. Was würde daraus werden, wenn unſere Feinde ſehen ſollten, wie du dich gebehrdeſt? wie du ohne alle Urſache uns für Mörder, und die zu beyden Seiten ſitzenden annehmlichſten Kinder, deine Mitſchweſtern, für Furien anſieheſt? Würden ſie nicht übele Gedanken von dir bekommen? Würden ſie nicht erbärmlich mit dir umſpringen? Ihres Spottens würde kein Ende ſeyn. Ja, wo fern ich ſie recht kenne, würden ſie gar die Bosheit haben, dich mit dem Oreſtes zu vergleichen, und mit einer höhniſchen Miene ſagen:

- - ex quo eſt habitus male tutae mentis Oreſtes
Nil ſane fecit quod tu reprendere poſſes.
Non Pyladen ferro violare, aſſumve Sororem
Electram: tantummaledicit utrique, vocando
Hanc furiam, hunc aliud, juſſit quod ſplendida bilis. *)

Allein wir ſehen das, was dir in unſerer Verſammlung begegnet, mit ganz andern Augen an. Wir wundern uns eben ſo ſehr nicht darüber, und

es

*) Horat. Sermon. Lib. II. Sat. 3.

es sey ferne, daß wir darüber spotten sollten. Wir wissen, daß es ein Zufall ist, dem kleine Geister unterworfen sind. Es lehret uns dieses die Erfahrung, und es haben es auch schon andere angemerket. Ein berühmter französischer Medicus sagt an dem Orte, da er der kleinen Geister rühmlichst erwehnet: Sunt praeterea qui se a latronibus continuo putant circumveniri, et spoliari: *Alii vero qui a lictoribus se colligari, et mox in carcerem conjiciendos credunt.* Alii se vivos a terra adsorberi et deglutiri jam tremuli exclamant: alii aliis imaginationibus, prout vitae fuit institutum, perturbantur. *) Er meynt, der lapis lazuli und helleborus arte spagyrica praeparatus, ut decet, wären bewährte Mittel wider solche Zufälle, und spricht: Quin et Chirurgia *sanguinis missione*, et haemorrhoidum apertione, aliisque *manuum operationibus*, suas partes explebit. **)

Allein ich weiß nicht, wehrter Philippi, ob diese Mittel bey dir anschlagen werden. Ein hei-

*) Josephus Quercetanus in Diaetetico Polyhistorico Cap. IX. p. 103.

**) Ibidem p. 119.

liges Grauſen, ſo mich bey deiner Entzük-
kung überfallen hat, macht mich glauben, daß
dieſelbe einen höhern Urſprung habe, als die
Krankheit kleiner Geiſter, von welcher der fran-
zöſiſche Arzt redet. Deine Gebehrden, deine Ver-
drehungen, die Schönheit und Richtigkeit der
Sachen, welche du vorbringeſt, zwingen mich,
deine Entzückung für übernatürlich zu halten. Die
ſämmtlichen anweſenden Glieder unſerer Geſell-
ſchaft ſind auf gleiche Weiſe gerühret worden, und
daher kömmt es, daß ſich niemand; dich in dei-
nem paroxysmo anzugreifen, und dir hülfliche
Hände zu bieten, getrauet hat. Selbſt die un-
natürlichen Verdrehungen deines ehrwür-
digen Haupts, und deine ſtarren und unver-
wandt auf die weiſſe Decke unſers Saals
gerichteten Augen, die gewiſſeſten Zeichen einer
nahen Ohnmacht, haben unſere annehmlich-
ſten Schweſtern nicht bewegen können, dir
mit ihrem kräftigen Balſam beyzuſpringen.
Die Hoffnung, etwas hohes, heroiſches und
ſonderbares zu hören, hat ſie abgehalten, dich
durch eine unzeitige Mitleidenheit wieder
zu recht zu bringen. Sie wiſſen, daß ein Menſch,
ſo lange er bey ſich ſelbſt iſt, nichts über-

menſchliches reden kann. Dazu wird eine kleine Verrückung des Verſtandes unumgänglich erfordert. Non poteſt grande aliquid, ſagt Seneca, et ſupra caeteros loqui, niſi *mota mens*. Cum vulgaria et ſolita contempſit, *inſtinctuque ſacro* ſurrexit excelſior, tunc demum aliquid cecinit *grandius ore mortali*. Non poteſt ſublime quicquam et in arduo poſitum contingere, quamdiu *apud ſe eſt*. Deſciſcat oportet a ſolito, et efferatur, et mordeat fraenos, et rectorem rapiat ſuum, eoque ferat, quo per ſe timuiſſet aſcendere.*) Und würdeſt du alſo, entzückter Philippi, wohl ſo herrliche Dinge, an der Decke unſers Saals gewahr worden ſeyn, wenn nicht deine, durch eine unſichtbare Gewalt angefeurte, Einbildungskraft über deine Sinnen und Vernunft die Oberhand bekommen hätte? Sie durchbricht die Schranken, die dein erleuchteter Verſtand ihr ſonſt ſetzet, und reißt ihren Führer mit dahin. Sie ſtellet die Dinge, die nicht ſind, ſo lebhaft vor, als wären ſie da. Du bildeſt dir ein, auſſer dir dasjenige zu ſehen, das doch nur ein Geſchöpfe dei-

*) Seneca de Tranquillitate animi, Cap. XV.

ner erhöheten Einbildungskraft, und auſſer deinem bewegten Gehirn, dem Sammelplaz aller Weisheit, nicht zu finden iſt.

Du erblickeſt an der Decke unſers Saals die Geſetze unſerer Geſellſchaft, da doch nicht ein Buchſtab an derſelben zu ſehen iſt. Ich befürchte nicht, daß du mir dieſes leugnen werdeſt. Da du nunmehro wieder zu dir ſelbſt gekommen biſt, ſieheſt du wohl, daß an der Decke unſers Saals nichts, als die Bildniſſe des Schuzgottes, und des Stifters unſerer Geſellſchaft, des groſſen Pans, und des phrygiſchen Königs Midas, zu ſehen ſind. Wir haben für gut befunden, zwey Fächer der Decke unſers Saals mit dieſen erbaulichen Gemählden zu zieren, und, wofern es uns erlaubt iſt, groſſer Philippi, ſo werden wir dich dem allerdurchlauchtigſten Stifter unſerer Geſellſchaft zur Seite ſezen, weil niemand demſelben in ſeinen Urtheilen näher kommt, als du. Noch zur Zeit aber ſind die übrigen Fächer der Decke unſers Saals weiß und leer, und es iſt uns nimmer in den Sinn gekommen, dieſelbe mit unſern Geſetzen auszufüllen.

Urtheile demnach ſelber, mit was für Ehr-

furcht wir dich hier wachend träumen gesehen? Du hast Gesichter, o grosser Mann! und bekräftigest uns in den Gedanken, daß du den Geist der Weissagung habest. Wie sehr du auch aus Bescheidenheit diese ausserordentliche und in diesen letzten Zeiten so seltene und verdächtige Gabe verbirgest: so haben wir doch in deinen Schriften einige Spuren derselben gefunden, und der heilige Koller, in welchen du hier vor unsern Augen gerathen, überführt uns völlig, daß du ein Prophet bist.

Denn, grosser Philippi, wärest du Meister von dir selbst gewesen, und wäre nicht deine Zunge von dem dich reissenden Geiste regieret worden: so würdest du unstreitig menschlich und verständlich mit uns geredet haben. Aber so blendet uns die Majestät deines Vortrags so sehr, daß wir nicht wissen, was du haben wille. Du sprichst: Unser erstes Gesetz laute also: „Hüte dich, bey Strafe, daß du dem Scharfrichter nicht in die Hände fallest, vor der hereischen Beredsamkeit, ja nimm dis Wort, welches des Landes auf ewig verwiesen, nicht einmal in den Mund."

Du scheinest zu glauben, wir hätten, diesem

Gesetze zu Folge, deine sechs deutschen Reden durch unsern Scharfrichter, den von Bockshorn, rädern und viertheilen lassen; ja du befürchtest, es werde allen deinen übrigen Schriften, insonderheit deiner thüringische Historie, als der wir bereits das Leben abgesprochen, eben so ergehen.

Alles dieses ist uns zu hoch, theurer Philippi, und die Ehrerbietung, welche wir gegen dich hegen, lässet uns nicht zu, deine Worte nach dem Buchstaben zu verstehen; sondern befiehlt uns, zu glauben, daß grosse Geheimnisse darunter verborgen sind. Denn ist es möglich, daß du im Ernst glauben kannst, wir wären Feinde der heroischen Beredsamkeit? Ist nicht die Lobrede des von Bockshorn eben sowohl nach den Regeln einer heroischen Beredsamkeit verfertiget, als deine sechs deutschen Reden? Wer zweifelt daran, da er es ja selbst, nach deinem Beyspiel, auf dem Titel gar sittsam gesaget hat? Wie kannst du sagen, wir hätten deine sechs deutschen Reden rädern und viertheilen lassen? Wie kannst du den von Bockshorn einen Scharfrichter nennen? Hat dieser ehrliche Mann deine sechs deutschen Reden

nicht nach Verdienſt gelobet? Iſt in ſeiner ganzen Rede wohl ein Wort zu finden, das dich verdrießen könnte? Iſt etwa deine Demuht ſo übermäßig, daß dich das Lob, welches man dir beyleget, eben ſo ſehr ſchmerzet, als wenn man dich aufs Rad flöchte? Oder ſteckt in dem Ehrentitel, den du dem von Bockshorn giebſt, ein ſtillſchweigendes Bekenntniß, daß du ein armer Sünder biſt?

Dieſes wäre zu viel. Wir müſſen alſo glauben, daß deine Worte anders zu verſtehen ſind, als ſie lauten. Sie haben unſtreitig einen geheimen Sinn, den wir ſo unfähig ſind, zu erreichen, als es uns ſchwer fällt, zu begreifen, warum du für deine thüringiſche Hiſtorie beſorgt biſt. Glaube mir, allerliebſter Philippi, ob wir gleich alle deine auſſerordentlichen Schriften in hohem Wehrt halten: ſo iſt uns doch deine thüringiſche Hiſtorie die liebſte unter allen; ſo vollkommen iſt ſie nach unſerm Geſchmacke, und ſo herrlich ſtimmet ſie mit unſern Regeln überein. Wir leſen täglich mit dem größten Vergnügen einige Blätter darinn, und würden denjenigen, der es nicht thäte, ohne alle Gnade aus

unſerer Geſellſchaft ſtoſſen. Ich glaube nicht, daß eines unſerer Glieder uns jemalen zu einem ſo harten Verfahren Anlaß geben werde. Ein Buch, das von Anfang bis zu Ende mit ſo vielen Seltenheiten angefüllet iſt, als deine thüringiſche Hiſtorie, muß Geiſtern unſerer Art nohtwendig gefallen.

Ich will nichts erwehnen von der vortreflichen Zueignungsſchrift, in welcher ein jeder Abſatz für ſich ſelbſt in völliger Vollkommenheit beſtehet, und mit dem andern keine Verwandſchaft hat, und welche ſo künſtlich gemacht iſt; daß man ſie, ohne daß ſie etwas von ihrer Schönheit verlöhre, von hinten zu ſo gut, als von vorne, leſen kann. Wer uns kennet, der weiß, wie hoch wir eine ſo beſondere und künſtliche Schreibart halten. Nur bitte ich dich, unvergleichlicher Philippi, bedenke einmal, wie ſehr uns die Anmerkungen, die du mit Recht auserleſen nenneſt, vergnügen müſſen? Was meyneſt du wohl, wie uns zu Muhte ſey, wenn wir ſehen, daß du ſo ſorgfältig anmerkeſt, daß man heutiges Tages anſtatt Durchlauchtiger, Durchlauchtigſter Fürſt

ſage; *) daß du uns lehreſt, wie der Titel: Hochfürſtliche Gnaden in Hochfürſtliche Durchlauchtigkeit verwandelt, und nur noch den gefürſteten Reichsäbten beygeleget werde; **) ob es gleich gewiß iſt, daß nicht nur die gefürſteten Aebte, ſondern alle Biſchöfe, die, ihrer Geburt nach, keine Prinzen ſind, ſich damit behelfen müſten; daß du die ſchädliche Lehre unſerer Feinde, quod omnis majeſtas ſit ex pacto, ſo nachdrücklich widerlegeſt, und gar andächtig behaupteſt: quod majeſtas ſit immediate a Deo; ***) ohne zu bedenken, daß dieſe heilſame Wahrheit von den meiſten für eine abgedroſchene Grille gehalten wird, und der ſelige Maſius, deſſen Gedächtniß noch bey allen kleinen Geiſtern im Segen iſt, dieſelbe kaum mit Feuer und Schwerdt wider die Spötter retten können? Dieſes alles ſind Gedanken, ſo dir wohl anſtehen, und unſere Hochachtung gegen dich ungemein vermehren.

---

*) S. die thüringiſche Hiſtorie des Herrn Profeſſor Phillipi, S. 14. Not. 1.

**) Ebend. S. 29. Not. E.

***) Ebend. S. 18. und folg. Not. I.

Wie erfreuen uns nicht die scharfsinigen Anmerkungen! daß man von einem, der sich s. v. übergiebt, zu sagen pflege: Er ruft St. Ulrichen; oder: Er appellirt an St. Ulrichen *); daß eine grosse Weisheit und Erfahrung nöthig sey, um das rechte Maaß zwischen Gelindigkeit und Strenge zu treffen **); daß auch unter Brüdern oft Feindschaft und Rache sey, und daß dieses dem Naturrechte ganz entgegen ***)? Wie erquicket uns nicht die unerhörte Etymologie des Worts: Spittal; da du mennest: Spittal solle wohl, seinem Ursprung nach, so viel heissen, als: Speist alle ****)? Mit wie vielem Vergnügen lernen wir nicht von dir, daß auch der König von Preussen die grosse Commißion über Mecklenburg mit seinen Völkern unterstützet *****)? Und daß unvermuhtete Zufälle, und der oft schnell einbrechende Tod,

*) S. die nätingische Historie des Herrn Professor Philippi, S. 76. Not. 42.

**) Ebend. S. 93. Not. 77.

***) Ebend. S. 120. Not. 109.

****) Ebend. S. 125. Not. 150.

*****) Ebend. S. 180. Not. 217.

auch ihren Eintritt in die größten Pallaste nehmen; daß auch Helden an einem Schlagflusse sterben, und ein solches Ende, wenn man anders wohl bereitet ist, das beste sey *)? Denn ob es gleich eben nichts neues, daß die Großen dieser Welt sterben, wie andere Menschen: so ist es doch sehr erbaulich, daß du dieses anmerkst, und die Nachricht von preußischen Executionstruppen in Mecklenburg ist vollkommen neu; und wir konnten sie von niemand, als von dir, erwarten, weil du der einzige bist, dem es gegeben ist, auch ungeschehene Dinge zu wissen.

Wie löblich ist nicht der christliche Eifer, den du in unterschiedenen Anmerkungen **) wider den Concubinat und die Vielweiberey bezeugst. Gewiß, andächtiger und keuscher Philippi, wir hätten einen solchen Glauben bey einem Rechtsgelehrten, in diesen verderbten Zeiten, nicht gesuchet. Wir erfreuen

*) S. die thüringische Historie des Herrn Professor Philippi, S. 191. Not. 228.

**) Ebend. S. 150. Not. 173. S. 151. Not. 179. S. 154. Not. 180. S. 155. Not. 191.

uns so inniglich, daß du dich durch das verführische Geschwätz der unschlachtigen und verkehrten Juristen nicht einnehmen lassen, sondern, zum Trost unserer Gesellschaft, die unterschiedenen Begriffe einer Hure und Concubine, aus einer heiligen, und an einem Juristen ungewöhnlichen, Einfalt, so christlich, oder, wie unsere Feinde reden, so pestillantisch vermengest, daß wir die sichere Hoffnung hegen, du werdest nicht nur viele gute Gemühter wie einen Brand aus dem Feuer reissen, sondern auch an jenem Tage viele Rechtsgelehrte, welche dir von der bösen Welt weit vorgezogen werden, beschämen.

Dasjenige aber, was uns am meisten an deinen auserlesenen Anmerkungen behaget, ist dieses, daß du deinen Hübner so wohl inne hast, und dich, wann es auf die Historie ankömmt, nicht mit den abgenützten Lumpen alter Tröster behängest, sondern auch die ältesten Geschichte mit den neuesten und frischesten Urkunden belegest, die eben darum am allerglaubwürdigsten sind, weil diejenigen, von welchen du selbige entlehnest, mit so viel mehrerm Fug für unparteyisch gehalten

werden können, je weiter sie von den Zeiten, da die alten Begebenheiten sich zugetragen haben, entfernet, und von den Affecten, die den Bericht der Alten verdächtig machen, frey sind.

Eine gegründete Furcht, deiner Bescheidenheit zu nahe zu treten, verbietet mir, grosser Philippi, mich weiter in die Betrachtung der ausserordentlichen Eigenschaften deiner Anmerkungen zu vertiefen. Ich übergehe also eine grosse Menge der darinn vorkommenden Schönheiten mit Stillschweigen, und sage nur noch kürzlich, daß wir deine thüringische Historie unter diejenigen Schriften zählen, die unserer Gesellschaft die meiste Ehre bringen, und daß die beyden Glieder unserer Gesellschaft, die sich neulich durch ihre vortreflichen Anmerkungen über die Paßion, und über die Geschichte von der Zerstöhrung der Stadt Jerusalem berühmt gemacht haben, gegen dich für Kinder in der edlen und kleinen Geistern anständigen Schreibart zu achten sind.

Es ist uns demnach unbegreiflich, wie du auf die Gedanken gerahten können, wir hätten deiner thüringischen Historie das Leben abgespro-

chen. Sie ſoll leben, theurer Philippi, und zu ewigen Zeiten eine Zierde unſers Büchervorraths, und ein Vorwurf unſerer Bewunderung ſeyn! Die tiefe Einſicht, die du in die Vortréffflichkeit deiner eigenen Schriften haſt, wird dich überzeugen, daß dieſes keine Complimente ſind; und wir haben alſo die größte Urſache von der Welt, alles, was du von unſerm erſten Geſetze ſageſt, deine Klagen über den von Bockshorn, und deine Sorge für deine thüringiſche Hiſtorie, für Früchte deiner Entzückung zu halten.

Eben dieſes ſage ich von dem andern Geſetze, ſo du an der Decke unſers Saals findeſt. Trage keine Sorge, heißt es, wenn du gleich in der gewöhnlichen Titulatur fehleſt. Wir können dich, wehrter Philippi, auf unſere Ehre verſichern, daß wir nicht wiſſen, was du mit dieſen Worten haben willſt. Du redeſt uns gar zu myſtiſch: Wer kann es erreichen? Ja ich mag dich nicht einmal um eine deutliche Erklärung bitten. Vielleicht iſt es dir ſelbſt unmöglich, die hohen Worte auszulegen, welche in der heiligen Verwirrung, ohne alles Zu-

thun deines Verſtandes, aus dem prophetiſchen Munde gegangen ſind.

Und was ſoll ich alſo von dem dritten Geſetze unſerer Geſellſchaft, das du im Geiſte geſehen haſt, ſagen? Auch dieſes können wir, ohne die Ehrerbietung, ſo wir dir ſchuldig ſind, zu verletzen, nicht nach dem Buchſtaben verſtehen. Wir können uns unmöglich einbilden, daß du uns in dem Verdacht habeſt, als ſuchten wir in der Nachahmung eines Cicero und Demoſthenes unſern Ruhm. Du weißt, mein lieber Philippi, daß dieſe blinden Heiden zu ihren Zeiten abgeſagte Feinde unſerer Geſellſchaft, und ihre Schriften jederzeit ein Greuel in unſern Augen geweſen ſind. Wie hat es nicht unſere Geſellſchaft geſchmerzet, daß gewiße Verächter unſerer Anſtalten den vermaledeyeten und Grund böſen Geſchmack der Heiden, die von Gott nichts wißen, in die chriſtliche Beredſamkeit einführen wollen? Und wie haben wir uns hergegen nicht gefreuet, daß du, o ſtreitbarer Philippi, vor den Riß getreten, und dich durch deine vortreflichen Schriften dem einreiſſenden Verderben entgegen geſtellet haſt? Wie kannſt du uns dann Schuld geben, wir hielten den Cicero und

Demoſthenes hoch? Ich bin verſichert, groſſer Philippi, daß du eine beſſere Meynung von uns haſt, und ſollte dahero faſt auf die Gedanken gerahten, du wolleſt gerade das Gegentheil von dem, das du ſageſt, verſtanden wiſſen, und nur ſo viel ſagen, daß unſere Feinde thöricht handeln, wenn ſie, obgleich die deutſche Sprache ihre eigenen Regeln hat, doch verlangen, man ſolle ſich nach den Regeln der lateiniſchen und griechiſchen Redekunſt eines Cicero und Demoſthenes richten.

Auf ſolche Art würde unſer drittes Geſetz, nach deinem Sinne, folgender Geſtalt lauten müſſen: Binde dich nicht an die Regeln der lateiniſchen und griechiſchen Redekunſt eines Cicero und Demoſthenes, denn die deutſche Sprache hat ihre eigenen Regeln.

Dieſes wäre ein Geſetz für uns, und der Schluß, auf welchen ſich daſſelbe gründet, würde uns als kleinen Geiſtern wohl anſtehen, weil in ſelbigem die Sprach- und Redekunſt ſo artig mit einander vermenget ſind, und nicht undeutlich zu verſtehen gegeben wird, daß es eine lateiniſche, eine griechiſche, und eine deutſche Beredſamkeit gebe, die weſentlich von einander

der unterſchieden; welches gewiß unſern Feinden ſo wunderlich vorkommen würde, als wenn man ihnen von einem lateiniſchen, griechiſchen und deutſchen Ein mal eins vorſagen wollte.

Allein, groſſer Mann, eine heilige Ehrfurcht hält mich von einer vorwitzigen Ausgrübelung deiner heiligen und verborgenen Abſichten zurück. Ich weiß, daß nichts, als die Unbegreiflichkeit und Dunkelheit, die Reden ſolcher Propheten, als du, ſchätzbar macht; und es wäre eine ſtrafbare Verwegenheit, wenn ich mich unterfangen wollte, deine Weiſſagungen ihrer größten Annehmlichkeit zu berauben. Du weißt am beſten, theurer Philippi, ob wir die hohen Geheimniſſe, die in deinen Worten verborgen liegen, faſſen können, oder nicht, und wirſt alſo ſchon wiſſen, wann es Zeit iſt, uns mit einem gröſſern Lichte zu begnadigen.

Ich ſehe, meine Brüder, die Ungeduld, mit welcher ihr dieſe frohe Stunde erwartet, aus euren Augen hervor leuchten. Allein gebt euch zufrieden, und freuet euch, daß der Herr Profeſſor Philippi in ſeiner Entzückung nicht durchgängig

gleich hoch und dunkel geredet hat. Er wird gegen das Ende derſelben immer verſtändlicher.

In aere redit, atque hominis tandem ore locutus *).

Redet er nicht, indem er die übrigen, ihm im Geſichte vorkommenden, Geiſter unſerer Geſellſchaft von der ledigen Decke unſers Saals abliefet, ſo deutlich und umſtändlich von unſerer Sorgfalt in Vermeidung eines fruchtbaren Vortrags nützlicher Wahrheiten, von unſerer Bemühung, fein natürlich zu reden, von unſerm Verbote einer genauen Wahl der Gedanken, eines richtigen Zuſammenhangs der Urtheile, und einer Bündigkeit in den Schlüſſen, und endlich von der Kühnheit, mit welcher wir über alles, was in der Welt heilig und ehrwürdig iſt, herfahren, als wenn er viele Jahre unter uns zugebracht hätte? Dieſe Erkenntniß unſerer Verfaſſung, welche du, theurer Philippi, von dir blicken läſſeſt, erfüllet unſere Herzen mit einer unausſprechlichen Freude. Denn es iſt unmöglich, allerliebſter Philippi, daß du eine Geſellſchaft haſſen könnteſt, deren Hochachtung gegen

*) Virgilius Georg. Lib. IV. v. 451.

dich so groß ist, daß sie durch ihre Gesetze alle ihre Glieder zur Nachahmung deiner ausserordentlichen Schreibart verbindet. Bedenke aber einmal, können die vier letzten Gesetze, die du im Geiste gesehen hast, und die wir für die unsern erkennen, wohl einen andern Endzweck haben? Sind sie nicht aus deinen, uns so lieben, Schriften genommen?

Es scheinet fast, theurer Philippi, als wenn du dieses erkennetest. Denn du tadelst nicht ein einziges; und wenn du vorgiebst, du erschreckest bey Erblickung unsers Gesetzes, welches, nach deiner Rechnung, das siebende ist, über unsere Kühnheit: so glauben wir, dieses Erschrecken sey mehr eine Frucht deiner, auch wider deinen Willen sich in dir regenden, Neigung zu uns, deinen dir so ähnlichen Brüdern, als ein Zeichen, daß dir unsere Kühnheit mißfalle.

Es ist dieses nicht zu vermuhten von einem Manne, der mit Fug unter die kühnesten und verwegensten Scribenten seiner Zeit gerechnet werden kann. Mit was vor Dreistigkeit hast du nicht, herzhafter Philippi, dem Churhause Sachsen die Stifter Merseburg und

Naumburg abgesprochen? *) Wie verwegen hast du nicht, an einem gewissen Orte, von einer schon verstorbenen grossen Prinzessinn, und, was noch mehr zu bewundern, von der noch lebenden Herzoginn von K n d l geredet? **) Und haben nicht viele Grosse bey dem Lotteriewesen in Sachsen mit ihren Schaden erfahren, daß auch die angesehensten Männer vor deiner Feder nicht sicher sind, wenn dein gerechter Zorn erst an zu brennen fängt?

Wir folgen deinem Exempel, heldenmüthiger und kühner Philippi, und scheuen uns vor nichts. Unser Wahlspruch ist:

Aude aliquid brevibus Gyaris, et carcere dignum
Si vis esse aliquis . . . ***).

Laß es seyn, daß man unsere Kühnheit bestrafet; wir leiden allemal unschuldig. Man werfe uns in den Kerker: wir wissen uns groß damit. Wir sind so sehr von dem Reste der Menschen unterschieden, daß wir das, was andere Schande nennen, für unsere größte Ehre achten. Es

*) S. die thüringische Historie, S. 203. und folg. Not. 260.

**) Ebend. S. 155. Not. 184.

***) Juvenalis Sat. I.

kömmt nur darauf an, wie man eine Sache anſiehet. Empfangen wir, was unſere Thaten, nach dem Urtheile unſerer Verfolger, wehrt ſind: ſo ſind wir Märtyrer der Wahrheit; legt man unſere Füſſe in den Stock, ſo tröſten wir uns damit, daß ein dergleichen Gefängniß, das einer nicht um Miſſethat willen, ſondern aus unverſchuldetem Haſſe der Mächtigen, ausſtehet, mehr edle Seelen betroffen habe *). Wir ſind nimmer Delinquenten und Miſſethäter, ſondern Staatsgefangene und königliche Arreſtanten, **) und unſer Kerker iſt uns ein Pathmus.

Sey demnach unſertwegen unbeſorget, wehrter Philippi. Unſere Kühnheit wird uns ſo wenig ſchaden, als dir die deinige; und haben wir desfalls Anfechtung: ſo haben wir auch von dir gelernet, ſolche Fatalitäten zu überſehen, und uns, nach deinem Beyſpiele, zu tröſten. Beſeufze vielmehr unſer Verhängniß, daß wir ſelten Gelegenheit haben, unſere Standhaftigkeit in ſolchen Fällen zu beweiſen. Wir gäben öfters viel

*) S. die thüringiſche Hiſtorie, S. 166. Not. 198.

**) S. die ſechs deutſchen Reden, S. 76. Not. (*)

darum, daß unsere Schriften verboten, und wir zur Verantwortung gezogen würden. Denn jenes würde den Abgang unserer Werke, der ordentlicher Weise sehr schlecht ist, befördern, und dieses ein Zeichen seyn, daß man unsere Stiche gefühlet. Allein es wird uns so gut nicht. Man achtet uns nicht einmal so viel, daß man sich um uns und unsere Schriften bekümmert. Du wirst aus eigener Erfahrung wissen, großer Philippi, daß ich die Wahrheit sage. Hat man deiner thüringischen Historie, einer Schrift, die so viel bedenkliches in sich fasset, in Sachsen wohl die Ehre gethan, daß man sie confisciret? Man hat sich gestellet, als wäre sie nicht in der Welt; und dieses unvergleichliche Werk würde unstreitig schon gutentheils von den Motten verzehret, oder wohl gar den Weg aller, nach dem Geschmacke unserer Gesellschaft verfertigten, Schriften gegangen, und niemals zum Vorscheine gekommen seyn, wenn nicht unser lieber Bruder, der von Bockshorn, den Lohn von Gott genommen hätte, desselben in der auf dich gehaltenen Lobrede zu erwehnen, und also, zugleich mit deinen sechs deutschen Reden, aus dem Staube hervor zu ziehen.

Ich bin verſichert, wehrter Philippi, du ſtehſt alle dieſe Wahrheiten tiefer ein, als ich, und weißt beſſer, als ich es dir ſagen kann, wie nöhtig Geiſtern unſerer Art diejenige Kühnheit iſt, die du für gefährlich hältſt. Indeßen erkennen wir, aus deiner ſo liebreichen Beſorgniß, die Gröſſe deiner zu uns tragenden Liebe, von welcher du uns, auch mitten in deinem Zorn, ſo deutliche Proben giebeſt. Wir ſind dir dafür unendlich verbunden, und preiſen die Gnade unſers Schutzgottes, des groſſen Pans, daß es ihm gefallen, denen, ohne unſer Verſchulden, wider uns entbrannten Grimm durch eine Entzükkung zu brechen, und dir in einem Geſichte unſere Geſetze ſehen zu laſſen, aus welchen eine ſo genaue Aehnlichkeit zwiſchen deinem und unſerm Geiſt hervor leuchtet, daß, wofern du nicht von Stein biſt, dein Herz dadurch nohtwendig gerühret und wieder zu uns gewandt werden muß.

Vergönne uns, groſſer Philippi, daß wir uns mit dieſer angenehmen Hoffnung ſchmeicheln. O wie vortheilhaft wird deine Gewogenheit und Freundſchaft unſerer Geſellſchaft ſeyn? Was wird es ihr nicht vor Ehre bringen, daß unter uns ein

Prophet aufgeſtanden? Und wie werden ſich unſere Feinde ärgern, wann ſie unſere Geſellſchaft unter dem Schirm eines Hauptes von ſo auſſerordentlichen Verdienſten blühen, und an Ruhm und Anſehen wachſen ſehen? Alle ihre Bemühung, uns zu ſchaden, wird inskünftige vergebens ſeyn. Wollen ſie offenbare Gewalt gebrauchen: ſo wird es ihnen gehen, wie den Rieſen, die den Himmel ſtürmten, und auch der grimmigſte Angriff ihnen nichts, als die traurige Ehre, von dem Strahle der heroiſchen Beredſamkeit unſers Jupiters zerſchmettert zu werden, zuwege bringen. Wollen ſie uns durch Liſt ſtürzen: ſo wird deine Vorſicht und Weisheit ihre geheimeſten Anſchläge zu nichte machen. Du wirſt ihnen, nach der Gabe, die dir gegeben iſt, in das Innerſte ihrer Herzen ſehen, und vorher wiſſen, was ſie denken und nicht denken. Denn was iſt dir wohl, o du Seher! verborgen? Du ſieheſt vorher, was künftig geſchehen wird, und weißt, was in dem Rahte der Götter beſchloſſen iſt.

Was bisher kein Menſch gewußt, ja was nicht einmal den Engeln im Himmel bekannt geweſen, das iſt dir offenbaret. Du weißt, groſ-

ſer Prophet, wann der jüngſte Tag kommen wird. Du haſt uns vor nicht langer Zeit verkündiget: „Daß die Welt 6000 Jahre bis zum Untergange Babels, und des groſſen Antichriſts, eines atheiſtiſchen Königes, ſo viertehalb Jahr vor dem Einbruche des Weltgerichts tyranniſiren wird, ſtehen werde; daß die Tage, durch eine ſonderbare Veränderung, ſo an der Sonne noch geſchehen wird, verkürzet werden ſollen, und daß ſich in Zeit von 33 Jahren, wer es erleben ſollte, die allerwunderbarſten Begebenheiten, und erſchröcklichſten Gerichte noch zutragen werden *).“

Wie tröſtlich muß der ſeufzenden Creatur dieſe Weiſſagung nicht ſeyn, aus welcher ſie lernet, daß ihre Erlöſung ſo nahe iſt! Und verdienteſt du nicht, o Mann Gottes! daß man dir Altäre aufrichtete? Deine Demuht läßt dieſes zwar nicht zu; allein das ſollt du mir doch nicht wehren, daß ich die Gnade, die in dir iſt, verehre, und deine Einſicht in das Künftige bewundere.

---

*) S. den mathematiſchen Verſuch von der Unmöglichkeit einer ewigen Welt, S. 413.

Ich muß der Spötter lachen, die, nach ihrer Naseweisheit, dich für einen philosophischen Enthusiasten halten, und es nicht verdauen können, daß du deine besondere Einsicht in die Materien, welche du in deinem mathematischen Versuche abgehandelt hast, und die Erkenntniß der Unmöglichkeit einer ewigen Welt für einen, dir unverdient geschenkten, Strahl des ewigen Lichts ausgegeben *); daß du den, dir für die herrliche Ausführung so wichtiger Wahrheiten gebührenden Ruhm nicht dir, sondern der Gnade, die in dir ist, zugeschrieben **), und endlich gar zum Schlusse mit aufgehabenen Händen Gott gepriesen, daß er das, was du in deiner Schrift wider Wolfen vorgetragen, den Weisen und Klugen verborgen, und dir, als einem Unmündigen, offenbaret, ja die Beweise in dieser Sache dir selbst in den Mund gelegt habe ***).

---

*) S. den mathematischen Versuch von der Unmöglichkeit einer ewigen Welt, S. 128.

**) Ebend. S. 129.

***) Ebend. S. 137.

„Dieſe Elende ſtehen in dem Wahn, es ſey eine ſcheinheilige Prahlerey, und ein andächtiger Mißbrauch des göttlichen Namens, wann du dich einer göttlichen Eingebung rühmeſt. Man könne, ſprechen ſie, zur Noht aus natürlichen Kräften, und ohne eine beſondere Erleuchtung begreifen, daß das, was nohtwendig einen Anfang gehabt haben muß, nicht allezeit geweſen, und folglich nicht ewig ſeyn könne. Es ſey daher nicht zu glauben, daß die göttliche Vorſicht dich in dieſem Zeitraum erwecket habe, etwas zu beweiſen, daran niemand zweifelt, und dich zu einer ſo unnöhtigen Arbeit mit einer beſondern Einſicht begabet habe, die andere nicht gehabt. Es ſey folglich deine Dankſagung lächerlich, und komme nicht viel beſſer heraus, als wenn du zum Beſchluſſe deiner Schrift Gott auch dafür danken wollen, daß er dir Kräfte verliehen, in währendem Schreiben deine Sandbüchſe von deinem Dintenfaſſe zu unterſcheiden. Man müſſe ſich wundern, daß du dich nicht entſehen, deine Einſichten einer Einblaſung zu zuſchreiben, da du doch ſelber geſtündeſt, daß die Unmöglichkeit einer ewigen Welt dir gleich in die Augen geſtrah-

let, ſo bald du nur die Begriffe des ewigen, ſelbſtändigen, nothwendigen, unterwürfigen u. ſ. w. mit einander verglichen, ja es für eine ſehr begreifliche Sache hielteſt, daß die Welt nicht ewig ſeyn könne. *) Ueberdem wäre dein mathematiſcher Verſuch ſo beſchaffen, daß man einen ſehr üblen Begriff von der göttlichen Weisheit haben müßte, wenn man glauben wollte, daß ſie an den darinn vorkommenden Gedanken einigen Antheil hätte; und ſey es alſo eben nicht gar ehrerbietig, daß du Gott Schuld gäbeſt, er habe dir Gedanken eingeflößet, deren ſich viele kluge Leute ſchämen würden. Sie wenigſtens, fahren ſie fort, möchten nicht, daß man ihnen nachredete, ſie hätten die Worte des Herrn Wolfs: Thut Herr Bude dieſes dem Thomas von Aquino, einem engliſchen Lehrer, was will er mir nicht thun? ſo verſtanden, als wenn Herr Wolf ſagen wollen: Iſt Thomas Aquinas ein engliſcher Lehrer, wie vielmehr bin

*) S. den mathematiſchen Verſuch von der Unmöglichkeit einer ewigen Welt, S. 269. Not. 229.

ichs.*) Sie würden es für eine Beſchimpfung achten, wenn man von ihnen ſagen wollte: Sie glaubten, daß Gott zornig ſey, wann es donnert, und daß der Bliz nur die Gottloſen träfe;**) oder ſie wären ſo übel in ihrem Gehirne verwahret, daß ſie nicht begreifen könnten, wie es möglich ſey, daß Gott, der die Kraft, etwas zu wirken, von Ewigkeit beſeſſen, von Ewigkeit etwas habe wirken können, da ſie doch ſo gar glaubten, es ſey möglich, daß mehr als ein Gott ſey.***) Da nun dein mathematiſcher Verſuch voll von ſolchen Einfällen: ſo ſey es mehr als lächerlich, daß du ſo deutliche Merkmale eines dunklen Verſtandes für zurückprallende Strahlen des dich beſcheinenden göttlichen Lichts ausgäbeſt, und werdeſt du mit deiner vorgegebenen Einblaſung und Erleuchtung um ſo viel weniger Glauben finden, je ſchwerer es zu begreifen, warum der Geiſt,

---

*) S. den mathematiſchen Verſuch von der Unmöglichkeit einer ewigen Welt, S. 511. Not. 51.

**) Ebend. S. 401. und folg. Not. 518.

***) Ebend. S. 66. 92.

der dir ſo wunderliche Gedanken eingegeben, nicht ſo viel Liebe für dich gehabt, daß er dir dein barbariſches *Epiſtolium*, *) welches du, als ein damaliger Jüngling, **) an den Herrn Wolf geſchrieben, corrigiret, oder wenigſtens dich angetrieben, daſſelbe nochmal incudi conſcii tui ***) zu unterwerfen; ſondern dich daſſelbe in dem jämmerlichen Zuſtande, worinn es jetzo vor aller Welt Augen liegt, drucken laſſen; gerade als wenn es nöthig, jedermann zu überführen, daß du kein beſſerer Lateiner, als deutſcher Redner ſeyſt; ja daß er gar ſo neidiſch geweſen, daß er dir dasjenige vorenthalten, welches dir doch zu wiſſen höchſtnöthig geweſen: nämlich, daß niemand zu finden, der den Irrthum hege, welchen du in deinem mathematiſchen Verſuch widerleget haſt. Du ſähest alſo eine Windmühle für einen Rieſen

*) S. den mathematiſchen Verſuch von der Unmöglichkeit einer ewigen Welt, S. 130. und folg.

**) Ebend. S. 273. Not. 253.

***) Iſt eine in dem lateiniſchen Epiſtolio des Herrn Philippi vorkommende neue Redensart, davon die einfältigen Alten eben ſo wenig gewußt, als von dem Worte: irrehraganeus.

an, und dieſes habe Don Quixot, ohne allen auſſerordentlichen Beyſtand von oben, blos aus natürlichen Kräften auch gethan. Es ſey demnach , ," Doch mir ekelt ſchon vor dieſem Geſchwätz. Ich übergehe den gröſten Theil der giftigen Spöttereyen, welche dieſe Unglückſelige wider deinen mathematiſchen Verſuch überhaupt, und inſonderheit wider den andächtigen und demühtigen Beſchluß deſſelben ausſtoſſen, mit Stillſchweigen. Die Reden ſolcher Leute irren mich nicht. Ich bin verſichert, ſie würden anders urtheilen, wenn der Neid, und die Vorurtheile, mit welchen ſie alle Schriften kleiner Geiſter leſen, ihnen zugelaſſen hätten, diejenige Stelle deines mathematiſchen Verſuchs, aus welcher der dir geſchenkte Strahl des ewigen Lichts ſo helle hervor leuchtet, mit gehöriger Aufmerkſamkeit anzuſehen.

Ich habe dieſe Stelle gefunden, begeiſterter Philippi. Ich erkenne, daß du Urſache haſt, dich einer hohen Offenbahrung in Demuht zu rühmen, und ehre dich als einen Propheten, der alle Propheten, die unſere Geſellſchaft ſeit ihrer Stiftung gehabt hat, weit übertrift. Es iſt bekannt, erleuchteter und beſtrahlter

Mann, daß der Trieb zu weiſſagen bey kleinen Geiſtern nicht ſelten iſt. Nicht nur die neuen Propheten, deren Lohn in dieſen verderbten Zeiten ſehr ſchlecht iſt, ſondern auch die Zauberer in Egypten, alle Wahrſager, Zeichendeuter, Sternſeher, Chaldäer, ja auch diejenigen jüdiſchen Propheten, von denen in der Bibel nicht viel Gutes geſagt wird, gehören zu uns. Ich will alle dieſe vortrefflichen Männer, denen unſere Geſellſchaft ſo vieles zu danken hat, nicht verachten: Allein was ſind ſie gegen dich? Wie groß auch ihre Verdienſte geweſen ſind: ſo hat es ihnen doch an derjenigen Klugheit gefehlet, die du, o groſſer Prophet, in deinen Weiſſagungen bezeigeſt.

Nur von denen zu reden, die ſich, wie du, unterfangen haben, den Tag des jüngſten Gerichts vorher zu verkündigen: ſo haben ſie nicht die Vorſicht gebrauchet, die zu einem ſo wichtigen Unternehmen erfordert wird. Sie haben allemal ein gewiſſes Jahr beſtimmet, und alſo, wo nicht bey ihrem Leben den Verdruß, doch wenigſtens nach ihrem Tode die Schande gehabt, daß man geſagt, ſie hätten gelogen. Ob es nun gleich bey allen vernünftigen Leuten ausgemacht

macht iſt, daß es eine Einfalt, nach dem Ausgange von einer Sache zu urtheilen, und folglich eine Prophezeihung, die nicht erfüllet wird, eben ſo wenig aufhöret, eine wahre vollſtändige Prophezeihung zu ſeyn, als eine nach den Regeln der Arzneykunſt verfertigte Purganz, die aus gewiſſen Urſachen ihre Wirkung nicht hat, aufhöret, eine Purganz zu ſeyn; auch unſere Feinde ſelbſt ihren Jonas darum nicht für einen falſchen Propheten halten, weil der Untergang der Stadt Ninive, welchen er vorher verkündiget hatte, nicht erfolget iſt: ſo haſt du doch wohl gethan, wehrter Philippi, daß du dem Läſterer nicht Raum gegeben; ſondern den Einfältigen alle Gelegenheit beſchnitten, das Maul, nach ihrer löblichen Weiſe, über dich und deine Weiſſagung zu reiſſen, wenn ſie, wie es leicht geſchehen kann, entweder zu frühe oder gar nicht erfüllet werden ſollte.

Auf die Art, wie du es machſt, biſt du ſicher, es mag kommen wie es will. Bricht der jüngſte Tag ein, noch ehe die 55 jährige Friſt, die du der Welt zur Buſſe gegeben haſt, zu Ende läuft: ſo verliehreſt du nichts dabey. Denn qui

poteſt majus, poteſt etiam minus, und alle kluge Leute werden alſo erkennen, daß, da du auf 53 Jahre hinausſehen können, es dir ein leichtes geweſen ſeyn würde, das, was in einer kürzern Zeit geſchehen ſollen, und nicht ſo weit entfernet war, vorher zu wiſſen, wenn die Schärfe deines geiſtlichen Geſichts nicht ſo übergroß geweſen. Sie werden dich demnach für einen ſo viel gröſſern Propheten halten, je weiter ſich deine Einſicht in das Künftige erſtrecket. Geſetzt aber, deine 53 Jahre liefen zu Ende, und der jüngſte Tag bliebe aus: Was fragſt du darnach? Drey und funfzig Jahre iſt eine lange Zeit, in welcher ſich vieles zutragen kann. Vielleicht erlebeſt du das Ende derſelben nicht, und nach deinem Tode höreſt du nicht, was man von deiner Weiſſagung ſagt. Und was wäre es dann, wenn du gleich das 1785te Jahr überlebteſt? Ich glaube wohl, die Einfältigen würden dich als einen falſchen Propheten auslachen, wenn der jüngſte Tag nicht käme: Allein könnteſt du dieſe Tröpfe nicht leicht zu Schanden machen? Du haſt ja nicht geſagt, daß der jüngſte Tag eben im 1785ten Jahre kommen werde. Du ſagſt nur überhaupt, die Welt werde noch 53

Jahre stehen; und hast du also nicht vollkommene Freyheit, im Falle der Noht, zu sagen, du habest nicht von gemeinen, sondern von prophetischen Jahren geredet? Diese Ausflucht kann nicht nur bey deinem Leben deine Ehre retten; sondern muß auch nach deinem Tode in alle Ewigkeit gelten, und du wirst folglich den Ruhm eines Propheten mit dir ins Grab nehmen, und die Ehre haben, daß deine Weissagungen von unsern spätesten Nachkommen für wahr gehalten werden.

Wie klüglich ist es demnach von dir gehandelt, grosser Philippi, daß du die gemeine und plumpe Art, den jüngsten Tag vorher zu verkündigen, verlassen, und durch eine prophetische Zweydeutigkeit deine Ehre in Sicherheit gesetzet hast. Das heisse ich nach der Kunst weissagen. Wer wollte dich daher nicht bewundern, theurer Philippi? Wer muß nicht über die Bescheidenheit erstaunen, mit welcher du die wichtige Nachricht von der Zeit des jüngsten Gerichts, die du unstreitig von guter Hand hast, vorbringest? Du sprichst nicht trotziglich: So spricht der Herr; sondern du sagest mit einer Sittsamkeit, die man nicht leicht bey einem

andern Propheten finden wird: Du wolleſt deine Meynung niemanden aufdringen. Dieſe Beſcheidenheit, groſſer Mann, muß nohtwendig deine Weiſſagungen bey edlen Bemühtern, die ſich nicht leicht mit Gewalt zu einer Meynung zwingen laſſen, höchſt beliebt machen, und kann dir auch, wenn allenfalls die Erfüllung deiner Prophezeihung nicht zur beſtimmten Zeit erfolgen ſollte, eben ſo groſſe Dienſte thun, als die Zweydeutigkeit, der du dich beſtiſſen.

Es kann zwar wohl ſeyn, daß einige daher, daß du deine Meynung nur für höchſt wahrſcheinlich ausgiebſt, Anlaß nehmen, zu glauben, du ſeyeſt kein Prophet: Allein kluge Leute ſehen wohl, daß dieſes übel geſchloſſen, und daß du ohne Offenbahrung die hohe Wahrſcheinlichkeit deiner Meynung nicht einſehen können; weil es unmöglich iſt, zu begreifen, wie ein ſich ſelbſt gelaſſener Menſch, ohne auſſerordentliche Erleuchtung, mehr Wahrſcheinlichkeit darinn finden könne, daß der jüngſte Tag um 53 Jahre kommen, als daß er heute, morgen oder über hundert, tauſend, oder zehn tauſend Jahr einbrechen werde. Denn eines iſt ſo

gewiß und ungewiß, wahrſcheinlich und unwahrſcheinlich, als das andere.

Du biſt und bleibeſt alſo, o Wundermann, ein groſſer Prophet, und wir haben die wichtigſten Urſachen von der Welt, auf dich unſer Vertrauen zu ſetzen, und feſte zu hoffen, du werdeſt den Hochmuht unſerer Feinde dämpfen, und dieſe loſe Verächter unſerer Geſellſchaft unter unſere Füße treten, in kurzen. Und wie wird mir? Iſt es doch, als wenn deine Gegenwart eben ſo anſteckend, als die Verdrehungen eines entzückten Quackers. Indem ich dich anſehe, groſſer Philippi, und mit den Augen meines Gemühts deinen prophetiſchen Geiſt betrachte, werde ich beynahe ſelbſt ein Prophet:

. . . Bella, horrida bella
Et Tibrim multo ſpumantem ſanguine cerno. *)

Ich ſehe dich im Geiſte mit eiſernen Hörnern einhertreten, und die verfluchte Rotte unſerer Widerſacher zerſtoßen. Euge Philippe! pulchre Philippe! perenta ſcelestos. Percuſſiſti, vulneraſti, interfeciſti. So recht, o Held, da liegen ſie bey Haufen. Wehe euch, ihr groſſen Gei-

*) Virgilius Aeneid. Lib. XI. v. 86. 87.

ſter! Wehe euch! euer Untergang iſt nahe. Die Wünſche unſerer Väter ſind erfüllet. Wir dürfen nicht mehr ſeufzen:

Exoriare aliquis noſtris ex oſſibus ultor,
Qui face Dardanios, ferroque ſequare colonos. *)

unſer Rächer iſt da. Heulet ihr unglückſeligen Verfolger kleiner Geiſter! Er kömmt, euch zu verderben. Wie wollt ihr ſeinem Zorn entfliehen? Er wird euch in ſeinem Grimm aufreiben, eure Aecker verwüſten, eure Wohnungen mit Feuer verbrennen, und es wird kein Retter da ſeyn.

Dieſes und noch ein mehrers verſprechen wir uns von dir, tapferer Philippi, und das um ſo viel mehr, je herrlicher der Anfang iſt, den du ſchon gemacht haſt. Du haſt dich, ſo oft du dich, ſeit dem du geſchrieben, in eine Diſciplin gewaget haſt, nicht anders geſtellet, als wenn du in Feindes Land wärest. Du haſt niedergeriſſen, verwüſtet, gefenget und gebrennet, ohne alles Erbarmen. Noch neulich haſt du in der Chronologie ſo hausgehalten, daß unſere Feinde in 100 Jahren nicht werden ausbeſſern können, was

*) Virgilius Aeneid. Lib. IV. v. 625. ſeq.

du verdorben haſt. *) Fahre ſo fort, auserwehlter Philippi, und räche deine bisher bedrängten und verfolgten Brüder. Erfreue uns, ſo bald es möglich iſt, mit deiner Anatomie des menſchlichen Verſtandes, **) und mache durch dieſe herrliche Schrift das feſte Neſt der Vernunftlehre, aus welchem unſere Feinde uns ſo vielen Dampf anthun, dem Erdboden gleich.

Es wird nicht nöhtig ſeyn, daß ich dich zu Vollführung eines ſo wichtigen Werks, durch weitläuftiges Zureden, aufmuntere. Dein Eifer für die Ehre und Aufnahme unſerer Geſellſchaft iſt faſt gröſſer, als wir wünſchen. Du bedarfſt mehr eines Zügels, als der Spornen, groſſer Philippi: Und ich bitte dich, im Namen unſerer Geſellſchaft, deine Hitze zu mäßigen. Es ſteigt dieſelbe manchmal ſo hoch, daß du alles niedermachſt, was dir vorkommt, und kaum im Stande biſt, Freund und Feind zu unterſcheiden. Unſer lieber Bruder, der von Bocksborn, hat es, deucht mich, erfahren, daß es beſſer,

*) S. den mathematiſchen Verſuch S. 309. und folg. Not. 35.

**) Ebend. S. 325.

einem Bären zu begegnen, dem die Jungen geraubt sind, als dir, o Held! wann du zeuchst zum Streit, und dein gereizter Grimm dich Freund- und Feinden schrecklich macht. Du siehst ihn im Eifer für deinen Feind an; du kömmest mit Ungestüm, ihn aufzusuchen, und wer weiß, wie es ihm ergangen wäre, wenn du ihn gefunden hättest?

Ist es möglich, erzürnter Held, so begreife dich. Wüte nicht ferner gegen einen Unschuldigen, der das Glück hat, dein Mitbruder und einer deiner größten Verehrer zu seyn. Schütte deinen Grimm aus auf unsere Feinde, und schone unser. Warum wollen wir, allerliebster Philippi, uns, zur größten Freude unserer Widersacher, unter einander aufreiben?

Dii meliora piis erroremque hostibus illum. *)

O was wollte ich darum geben, daß der Herr von Bockshorn gegenwärtig wäre, und sich selbst gegen dich rechtfertigen könnte! Aber da dieses nun nicht seyn kann: so erfodert meine Pflicht, einen abwesenden Bruder zu vertreten. Wir haben ihn in wichtigen Angelegenheiten ver-

*) Virgilius Georg. Lib. III. v. 513.

ſchicket, und es wäre unbillig, daß ſeine Abweſenheit ihm zur Laſt gereichen ſollte. Erlaube mir demnach, groſſer Mann, daß ich dir einen Irrthum benehme, der dich zu Thaten verleiten könnte, deren Folgen dir und unſerer Geſellſchaft gleich nachtheilig ſeyn würden.

Du bildeſt dir ein, theurer Philippi, der von Bockshorn habe die ſtrafbare Abſicht gehabt, deiner zu ſpotten, und desfals ſeinen Namen verſchwiegen. Aber iſt es möglich, daß du dieſes im Ernſt glaubeſt? Ich ſollte es nimmer denken. Denn biſt du wohl jemalen mehr gelobet worden, als in der Rede, welche der von Bockshorn in unſerer Geſellſchaft, dir zu Ehren, gehalten? Ich glaube wohl, demüthiger Philippi, daß die Lobſprüche, welche er dir beygeleget, deine Beſcheidenheit verletzet habe; und es ſtehet dir wohl an, und macht dich um ſo viel gröſſer, daß du dich derſelben unwürdig ſchätzeſt, und ſie von dir ablehneſt. Nur möchte ich wünſchen, daß du dieſes letzte mit wenigerm Ungeſtüm und mehrerer Höflichkeit gethan hätteſt.

Ich ſage dieſes nicht in der Abſicht, dich zu meiſtern, groſſer Mann: Denn wer bin ich, daß ich mich dieſes unterſtehen ſollte. Ich für

meine Person erkenne aus deinem sonderbaren Verfahren die Ueberschwenglichkeit deiner Demuht: Aber ich fürchte, unsere Feinde werden dasselbe mit andern Augen ansehen, und die Art, mit welcher du das dir beygelegte Lob ablehnest, für bäurisch, und für ein Zeichen halten, daß du nicht zu leben wissest: und mich deucht, du hättest ohne Verletzung deines Gewissens dich etwas manierlicher gebehrden, und solche Urtheile vermeiden können. Du wärest darum doch wohl geblieben, wer du bist, und würdest es auch unstreitig gethan haben, wenn du nur bedacht hättest, daß, wie es deine Pflicht ist, mässiglich von dir selbst zu halten, und das Lob, das man dir ertheilet, nicht ohne Complimente anzunehmen; also unsere Schuldigkeit erfordere, die Tugend zu ehren, wo wir sie finden, und so ausserordentlichen Verdiensten, als dir deinigen sind, denjenigen Tribut zu zahlen, der ihnen von Rechts wegen zukömmt. Wäre dir dieses eingefallen: so würdest du, wie sauer es deiner Demuht angekommen, grosse Lobsprüche, ohne Widerrede zu verschlucken, doch gefunden haben, du habest keine Ursache auf denjenigen, der dir dieselbe beygelegt,

zu zürnen, und ihm für ſeinen guten Willen mit Scheltworten zu danken.

Der Herr von Bockshorn verdiente dieſes um ſo viel weniger, je deutlicher die Zeichen ſind, die er von ſeiner Aufrichtigkeit gegeben hat. Er hat, glaube mir, groſſer Philippi, nicht die geringſte Abſicht gehabt, dir, nach Art der böſen Welt, zu ſchmeicheln, oder durch ſeine Lobeserhebungen deiner zu ſpotten. Du weißt ja ſelber, daß er nichts als die Wahrheit von dir geſagt, und dir kein Lob beygeleget hat, ohne durch eine oder mehr Stellen deiner ſechs deutſchen Reden zu erweiſen, daß es dir zukomme. Urtheile hieraus, ob auß der Verſchweigung ſeines Namens etwas tückiſches und böſes zu ſchlieſſen. Sey verſichert, daß dasjenige, ſo ihn bewogen hat, ſeinen Namen der auf dich gehaltenen Lobrede nicht vordrucken zu laſſen, nichts anders geweſen, als eben die Demuht; die Urſache iſt, daß du dieſe Lobrede ſo übel aufgenommen, und die Furcht, man möchte ihn, wenn er ſich nennete, für einen Menſchen halten, der dich aus unlautern und eigennützigen Abſichten nicht aber ohne Hoffnung einiger Dankſagung und Belohnung lobe.

Wie wird es alſo den ehrlichen Mann nicht ſchmerzen, wann er hören wird, daß du ihm die Verſchweigung ſeines Namens ſo übel ausgeleget, und ihn desfalls für einen Pasquillanten und et caetera geſcholten haſt? Gewiß, er wird darüber um ſo viel empfindlicher ſeyn, je unſchuldiger er ſich in ſeinem Gewiſſen weiß; und ich kann ohne Grauſen nicht daran gedenken, was wir hier vor ein Spectakel erleben würden, wenn er zugegen wäre. Die Schelworte, mit welchen du ihn ohne Urſache angreifeſt, ſind ſo beſchaffen, daß kein rechtſchaffener Mann ſie leicht verdauen kann; und ſein Stand und ſeine Gebuhrt würden ihn alſo verbinden, einen ſo groſſen Schimpf mit deinem Blute abzuwaſchen. Er iſt ein gebohrner Edelmann, und du, als ein Doctor Juris, haſt auch jura nobilium, und kannſt, wenn es dir beliebt, die Leute auf Degen und Piſtolen ausfordern. *) Bedenke demnach, allerliebſter Philippi, wozu dich dein Eifer verleitet? Der Herr von Bockshorn iſt ungemein hitzig; und würden wir alſo, wenn

*) Er hat es auch wirklich gethan; aber es iſt ihm übel bekommen.

es das Glück nicht so sonderbar gefüget hätte, daß er eben jetzo abwesend, nicht Gefahr laufen, an diesem frohen Tage zween der würdigsten Glieder unserer Gesellschaft auf einmal einzubüssen? Oder, welches fast eben so arg ist, das gute Verständniß zwischen dir und dem Herrn von Bockshorn, so zur Aufnahme unserer Gesellschaft unumgänglich nöthig ist, auf ewig gestöhret zu sehen? Noch sind wir vor diesem Unglücke nicht gänzlich sicher: Denn was will daraus werden, wann dem Herrn von Bockshorn zu Ohren kömmt, was du ihm für schöne Ehrentitel beygeleget hast? Von mir soll ers gewiß nicht erfahren. Ich werde ihm auch, wehrter Philippi, dein versiegeltes Handschreiben noch vor der Hand nicht zuschicken; weil ich besorge, es möchten gleichfalls Anzüglichkeiten darinn seyn, die zu einem Streite, zwischen euch beyden, Anlaß geben möchten, von welchem niemand mehr Schaden haben würde, als unsere löbliche Gesellschaft; und ich habe das Vertrauen zu unsern hier gegenwärtigen Mitbrüdern, sie werden gleichfalls reinen Mund halten.

Wann der Herr von Bockshorn nach Verlauf einiger Jahre, denn so lange wird seine Gesand-

ſchaft wohl währen, wieder in unſerer Verſammlung erſcheinet, werden wir ihm das, was heute hier vorgegangen, füglicher beybringen können. Er wird ſich alsdann nicht ſo ſehr über dein Schelten entrüſten, als über deinen wunderlichen Eifer, und die Mühe, ſo wir gehabt haben, dich auf andere Gedanken zu bringen, lachen. Und wird er denn ja endlich böſe: ſo wird er doch nicht, um einer alten und verjährten Beleidigung, Händel mit dir anfangen; ſondern ſich, durch unſer Zureden, beſänftigen laſſen.

Wie hitzig er auch iſt: ſo kann ich ihm doch rühmlich nachſagen, daß er den Vorſtellungen ſeiner Freunde Raum giebt. Ich erinnere mich, daß er einmal um ein Paar lumpen Ohrfeigen ſo böſe wurde, daß er von Leder ziehen wollte: Er zog auch wirklich den Degen halb aus; aber auf mein Zureden machte er es, wie der Achilles, und ſteckte ihn ſäuberlich wieder in die Scheide *).

*) So hat es der Herr Profeſſor Philippi wirklich in Wirklichkeit gemacht.

. . . ἐπ' ἀργυρέῃ κώπῃ χεῖρα βαρεῖαν:
Ἂψ δ' ἐς κολεὸν ὦσε μέγα ξίφος, οὐδ' ἀπίθησε
Μύθῳ ἀθηναίης . . .

. . . In argenteo manubrio tenebat manum gravem
Rursus autem vaginae impulit magnum ensem, non fuit inobediens
Verbo Minervae . . . *).

Es ist also bey mir noch nicht alle Hoffnung verschwunden, grosser Philippi, allen Weiterungen zwischen dir und dem Herrn von Bockshorn vorzubeugen, und dich gänzlich mit ihm auszusöhnen. Indessen wirst du mir erlauben, dir zu sagen, daß ich dieser Mühe gerne überhoben gewesen wäre, und viel darum geben wollte, daß du unsern Bruder, den von Bockshorn, nicht so hart angegriffen hättest. Er hat es nicht um dich verdienet; und ich muß gestehen, daß ich noch nicht begreifen kann, wie dich sein wohlgemeyntes Lob so sehr ausser dir setzen können. Ich sage dieses nicht, um dir deine Uebereilung zu verweisen. Glaube nicht, daß der unverdiente Haß, den du auf den von Bockshorn geworfen hast, die

*) Homerus Iliad.

Hochachtung, ſo wir gegen dich hegen, ſchmälere. Je weniger Vernunft wir in deinem Verfahren bemerken, je höher ſchätzen wir dich. Dein Schelten, dein Wüten, dein Toben überführt uns völlig, daß wir kein würdiger Haupt, als dich, erwählen können. Wie muß es uns alſo nicht erquicken, daß du mit einer ſo männlichen und heroiſchen Unbeſcheidenheit von dem Herrn von Bockshorn verlangeſt, er ſolle ſeinen Namen nennen, ob du gleich ſchon vorher weißt, wie er heiſſe, und wo er ſich aufhalte? Wir lernen immer mehr und mehr daraus, was wir für einen Mann an dir haben. Wir ſehen, daß es eine Thorheit ſey, ſich vor einem Propheten verbergen wollen, der alles weiß, und unſere Ehrerbietung gegen dich wird dadurch immer gröſſer.

Wer hätte es denken ſollen, o allwiſſender Philippi, daß du den Herrn von Bockshorn ſo genau kenneteſt? Aber dir iſt nichts verborgen. Du weißt ſeinen Namen, du weißt den Ort ſeines Aufenthalts, und ich glaube, du würdeſt ihn gleich kennen, wenn du ihn nur ſehen ſolteſt.

Non

Non haec humanis opibus non arte magiſtra
Proveniunt - - - *)

Man ſiehet leicht, daß du ohne Offenbarung den Namen deines ungenannten Anbeters nicht erfahren, und ihn unſern Lübeckiſchen Lobredner nennen können; und du kannſt glauben, daß wir demjenigen Geiſte, der dich zu dieſer Erkenntniß gebracht hat, ungemein verbunden ſind, ob er dir gleich nicht alles entdecket hat. Denn du muſt nicht meynen, wehrter Philippi, daß der Herr von Bockshorn wirklich in der Stadt Lübeck wohnet. Dieſes iſt ihm ſo wenig, als andern kleinen Geiſtern, erlaubt. Alle, die ſich in Lübeck öffentlich zu unſerer Geſellſchaft bekennen, müſſen auſſer der Stadt, vor einem gewiſſen Thore, in gewiſſen kleinen Häuſern **) wohnen, und werden faſt als Gefangene gehalten. So begegnet man uns in Lübeck! Das macht, unſere Feinde ſind daſelbſt zu mächtig, und wir haben es noch als eine ſonderbare Gnade anzuſehen, daß man uns die Ehre thut, und uns mit den Juden in eine

*) Virgilius Aeneid. Lib. XII. v. 427. 528.

**) Petites maiſons.

Claſſe ſetzet. Denn gleichwie man nur einen Juden in Lübeck duldet: ſo duldet man auch nur öffentlich einen kleinen Geiſt, und dieſer ehrliche Mann findet doch lange nicht ſo viel Schutz wider Unrecht und Verſpottung, als der ungläubige Rauſchel. Unter Chriſten iſt dieſes was unerhörtes, und , , , Doch ich mäßige meinen Eifer, und erinnere dieſes nur darum, weil der Geiſt, der dir, es ſey nun mündlich, im Traum, oder in einem Geſichte geſchehen, die Nachricht gegeben hat, daß der Herr von Bockshorn in Lübeck ſey, der dieſe Umſtände, ich weiß nicht warum, verſchwiegen hat, und unſerer Geſellſchaft ſowohl, als dem Herrn von Bockshorn, ſehr viel daran gelegen iſt, daß du von der Wahrheit und Unbetrieglichkeit deiner gehabten Offenbarung aufs kräftigſte überzeugt werdeſt.

Du biſt es nunmehro vollkommen, theurer Philippi, das weiß ich. Vergönne uns demnach, o vortrefflicher Mann, daß wir dich, theils als einen Propheten, bewundern, theils darüber frohlocken, daß du, auf eine unſern Geſetzen ſo gemäße Art, von dem von Bockshorn, ohne alle Urſache, verlangeſt, er ſolle ſich mit Namen

nennen. Die Freude, die wir über eine so seltsame Aufführung empfinden, ist um so viel gerechter, je gewisser wir vermuhten können, daß deine wunderliche Forderung den Herrn von Bockshorn bewegen werde, die Scheltworte, mit welchen sie begleitet, in Gelassenheit zu verschlucken. Es ist diesem würdigen Mitgliede unserer Gesellschaft die Ehre seiner Mutter weit lieber, als seine eigene. Wie kann er dann einem Manne etwas übel nehmen, der eben durch die Art, mit welcher er auf ihn losziehet, unsere Gesellschaft verherrlichet? Er wird es nicht thun, grosser Philippi, sondern die herben Ausdrückungen, der du dich in deinem Grimme, gegen ihn, bedienet hast, und welche ihn, wenn sie ihm gleich jetzo, ausser dem Zusammenhange, sollten vorgetragen werden, zum Zorne reizen, und zu verzweifelten Unternehmungen unstreitig verleiten würden, als einen kräftigen Bewegungsgrund ansehen, dich als seinen wehrten Mitbruder zu lieben, und als ein würdiges Oberhaupt zu ehren.

Glaube nicht, grosser Philippi, daß er von einem so heilsamen Vorsatze werde abwendig gemacht werden, wenn er hören sollte, daß du die

höchſt ärgerlichen und ſtrafwürdigen Ausdrücke, ſo du in ſeiner Lobrede angetroffen, höhern Orts berichtet. Solche Drohungen ſchrecken ihn nicht, und er würde ſich in dem Fall mit den herrlichen Worten eines pyqmäiſchen Weltweiſens tröſten, deſſen Schriften wir vor nicht langer Zeit in einem alten Krahnichsneſt gefunden haben, *) und in aller Gelaſſenheit ſagen: „Ich bin unter Gott, und deſſen ſeiner Gewalt. Ich ſcheue die Gewalt der Groſſen, die den Herrn fürchten. Die andern habe ich nicht Urſache zu ſcheuen: Denn ſie ſtehen ſelbſt unter der Gewalt eines erzürnten Richters. Meine Schrift betreffend, ſo ſtehet darinn entweder Wahrheit oder Irrthum. Iſt es Wahrheit, ſo bleibt auch die confiſcirte Wahrheit doch Wahrheit. Iſt es Irrthum, ſo ge-

*) Unſere Geſellſchaft ſchätzt ſich glücklich, daß ſie dieſen herrlichen Fund gethan hat; ſie hält ein ſo rares Manuſcript für ihren gröſten Schatz, und würde nicht ermangeln, daſſelbe, zum Beſten des menſchlichen Geſchlechts, heraus zu geben, wenn ſie nur einen Verleger bekommen könnte; aber ſo will es niemand haben. Welches gewiß zu beklagen iſt!

het auch hier der Verſtand und ein deutlicher Beweis über alle Gewalt.“ *)

Ja wenn er die Beſchuldigungen, durch welche du ihn höhern Orts anzuſchwärzen ſuchſt, recht anſehen wird: ſo wird er befinden, daß es deutliche Kennzeichen derjenigen ſeltenen Gemüthsbeſchaffenheit ſind, welche wir von unſerm Haupte unumgänglich erfordern, und ſich in ſeiner Seelen freuen, daß eben er derjenige ſeyn müſſen, an deſſen Lobrede du dein Meiſterſtück in der Kunſt, eine Schrift, wider welche man mit Vernunft nichts anzubringen weiß, nachdrücklich zu widerlegen, mit allgemeinem Beyfall unſerer Geſellſchaft, abgeleget haſt.

Und eben die Betrachtung dieſes Meiſterſtücks ſetzt uns faſt außer uns. Wie genau, unvergleichlicher Mann, ſtimmet daſſelbe nicht mit den Geſetzen unſerer Geſellſchaft überein: Und wie würdig macht es dich nicht derjenigen Stelle

*) Dieſer Worte hatte ſich Philippi in der Vorrede zu ſeinen ſieben neuen Verſuchen bedienet; aber dieſelbe wieder ausgeſtrichen: doch ſo, daß ſie derjenige, dem ſein Manuſcript in die Hände fiel, noch leſen konnte.

in unſerer Geſellſchaft, welche wir uns erkühnet haben, dir einmühtiglich anzubieten! Man ſiehet deutlich aus den Klagen und Beſchwerden, welche du gegen den von Bockshorn führeſt, daß du mit einer bedachtſamen Leſung und genauen Erwegung der Lobrede, die er auf dich gehalten hat, die edle Zeit, nach Art unſerer Feinde, nicht verdorben, ſondern daß du, da dir dieſe Lobrede beym erſten Anblicke bedenklich geſchienen, ſo gleich in dich gekehret biſt, um durch eine lebhafte Vorſtellung deiner unendlich groſſen Verdienſte, und durch eine tiefſinnige Betrachtung des eingebildeten Frevels, deines vermeynten Widerſachers, in denjenigen Eifer zu gerahten, der unentbehrlich iſt, wenn man doppelt ſehen, und in einer Schrift Fehler entdecken will, die nirgends zu finden ſind. So machen es alle Geiſter unſerer Art, wehrter Philippi, und wir müſſen bekennen, daß du in dieſem Stücke alle deine Brüder weit übertriffſt. Wir preiſen dich desfals glücklich, vortreflicher Mann, und werden uns beſtreben, deinem Beyſpiele zu folgen. Was hätteſt du machen wollen, groſſer Philippi, wenn du in derjenigen Gelaſſenheit geblieben wäreſt, mit welcher ſich unſere

Feinde groß wissen? Hättest du wohl das geringste wider die Lobrede des von Bockshorn sagen können, wenn du dich nicht, nach den Regeln unserer Gesellschaft, des Gebrauchs deines Verstandes auf eine Zeitlang geäussert, und die Wut, in der du dich befunden, deine Vernunft in gebührenden Schranken gehalten, und sie verhindert hätte, dich in deinem wichtigen Unternehmen durch ihre verdrieklichen Vorstellungen zu beunruhigen? Aber da nun ein gerechter Eifer sich deiner Sinnen bemeistert, und deine Vernunft gefesselt hat: so hat deine erhizte Einbildungskraft freye Hände, und du siehest in der Lobrede des von Bockshorn die ungeheuresten Thorheiten, ärgerliche Reden, strafbare Ausdrükungen, Religionsspöttereyen, und ich weiß nicht was vor Greuel.

Du bildest dir ein, der Herr von Bockshorn habe dein Heldengedicht für einen Ochsenkäufer gescholten; obgleich ein jeder, der lesen kann, wohl siehet, daß er nur diejenigen, die von der Güte eines Verses aus dem Reim urtheilen, mit den Ochsenkäufern verglichen. Du tadelst an dem Herrn von Bockshorn diejeni-

gen Gebehrden, in welchen er dir nachgeahmet, z. E. daß er auf einem Bein gehüpfet. Du wirfst ihm als eine Thorheit vor, daß er gesagt, der König müsse aus der Kutsche steigen, wenn er sich auf die Herzen seiner Unterthanen lagern wolle; da doch dieses nichts, als eine ungezwungene Folge aus deinen heroischen Reden, ist. Du meynest, der Herr von Bockshorn treibe sein Gespötte mit der unsichtbaren Kirche, und der Entzückung des Apostels Paulus; ungeachtet es der Augenschein giebt, daß ihm dieses nimmer in den Sinn gekommen sey. Du sprichst ohne Scheu: Er sage von der Königinn in Polen: Es sey unser Glaube wohl irrig, daß sie in der Schaar verklärter Geister sey; da er doch nichts mehr sagt, als: deine Meynung, daß die Freude der Seligen durch die Ankunft der Königinn vermehret worden, streite mit den gemeinen Meynungen der Christen. Du schreibst die Spöttereyen unserer Feinde über die Stelle, in welcher du von der Zehe des verstorbenen Königs von Polen so sonderbar geredet hast, auf die Rechnung deines und unsers Bruders. Du verdenkest es diesem Eiferer für deine Ehre,

daß er der Academie, auf welcher du lehrest, eines Hochmuths beschuldiget, und deine jetzigen Collegen Nachteulen nennet: da doch niemand besser weiß, als du, was du für ein geringes Lichtlein in den Augen dieser Stolzen bist, und wie unfähig diese grimmigen Feinde aller kleinen Geister sind, deine Vortrefflichkeiten zu erkennen. Du machest dir die wunderlichsten Gedanken von der Welt, von derjenigen Stelle der Lobrede des Herrn von Bocksbornn, in welcher er sagt: Man sollte fast schweren, du wärest ein Schooßjünger des Knechts Gottes Jochen in Halle, und bildest dir, ich weiß nicht warum, ein, der Herr von Bocksbornn wolle durch den Ausdruck von Schooßjünger des Herrn Rambachs spotten, der, wie du sagst, Johannem einen Schooßjünger Christus genennet. Gerade als wenn es möglich sey, daß ein kleiner Geist von so entsetzlicher Dummheit zu finden, der über einen so gewöhnlichen Titel des Evangelisten Johannes spotten, und es dem Herrn Rambach verdenken könne, daß er den Evangelisten Johannes damit beleget; ob es gleich unstreitig, daß der Herr Rambach so wenig, als

du, und ich, Urheber von dieser Benennung ist. Du siehst nicht, daß der Herr von Bocksthorn keine andere Absicht gehabt habe, als dem Herrn Doktor Langen den Titel zu geben, den ihm sein würdiger Schwiegersohn in dem erhabnen Denkmal der Liebe beylegt, welches er seiner verstorbenen Ehegattinn aufgerichtet, und mit welchem er unserer Gesellschaft die ihm sonst wenig Gutes zutrauet, eine so unverhoffte Freude gemacht hat. Du stellst dir endlich gar den Herrn von Bocksthorn als einen Possenreisser und lustige Person vor. Du rätst ihm ganz höhnisch, er solle sich nach mancher Universität wenden, da dergleichen Leute fehlen, und kannst dich nicht enthalten, bey der Gelegenheit auf einige, schon an ihren Ort gegangene, Spötter zu sticheln, die vielleicht bey ihrem Leben mögen verhindert haben, daß manche Universität schon lange, nach dem Wunsche unserer Gesellschaft, völlig zu einer Wohnung der Unmündigen *) geworden, unter welchen du dich mit Recht zählest. Dieses

*) S. des Herrn Rambachs Leichenpredigt auf den Spötter Gundling.

gefällt uns, groſſer Philippi, und wir ſehen es als ein Zeichen deines Eifers für das Beſte unſerer Geſellſchaft an, welche alle denen feind iſt, die da ſitzen, da die Spötter ſitzen, und diejenigen für ihre Freunde hält, welche dieſe ſchädlichen und gefährlichen Menſchen mit ihr haſſen und verabſcheuen.

An dir, auserwehlter Philippi, haben wir nicht nur einen ſo treuen Freund gefunden, ſondern die Art, mit welcher du wider den von Bockshorn eiferſt, überführet uns völlig, daß du mehr als ein Freund unſerer Geſellſchaft biſt; du biſt unſer Bruder, unſer Fleiſch und Blut, und würdig, über uns zu herrſchen.

Komm demnach, o unendlich kleiner Geiſt, und nimm den Platz ein, der dir, als unſerm Haupte, gebühret. Verſchmähe nicht die Ehre, die unſere Geſellſchaft durch mich dir antragen läſſet. Sey unſer König, und errette uns von unſern Feinden. Wir unterwerfen uns dir ohne alle Bedingung, und ich verſpreche dir, im Namen unſerer ganzen Geſellſchaft, den genaueſten Gehorſam.

Du ſchweigeſt, groſſer Philippi. Erlaube uns demnach, daß wir dein Stillſchweigen als eine

Einwilligung anſehen. Erlaube mir, deinem Knechte, daß ich dich umarme, und durch den Kuß des Friedens . . . . . *) Du ſtoßeſt mich zurück, ungnädiger Philippi, und giebſt durch die zornigſten Gebehrden mehr als zu deutlich zu erkennen, wie ſehr dir unſer demüthiger Antrag zuwider ſey. Aber dadurch wirſt du uns nicht vom Halſe los. Du ſollt unſer König ſeyn: Du mußt unſer König ſeyn, du magſt wollen, oder nicht. Glaube nicht, daß die Verachtung, welche du gegen uns bezeigeſt, uns zum Zorn reizen, und bewegen werde, unſere Wahl zu widerrufen, und dir die Thüre zu weiſen. Wir kennen dich: Wir haben dich zu unſerm Oberhaupte erkohren: Dabey bleibt es. Du magſt noch ſo hart darauf beſtehen, daß du kein kleiner Geiſt ſeyſt; wir wiſſen doch wohl, was wir glauben ſollen. Deine Schriften bezeugen das Gegentheil, und eben dieſer merkliche Mangel der Selbſterkenntniß macht dich in unſern Augen groß und ehrwürdig. Solche

*) Hier näherte ich mich dem Herrn Profeſſor Philippi, und wollte ihn umfaſſen; aber er ſtieß mich von ſich, ſtreckte die Zunge aus und bleckte mich an.

Leute ſuchen wir. Wundere dich nicht darüber, mehrter Philippi; wir haben Urſache dazu. Die kleinen Geiſter ſind, dem Grade nach, eben ſo ſehr von einander unterſchieden, als die groſſen, und man kann ſie füglich in drey Claſſen theilen. Einige Glieder unſerer Geſellſchaft geben ſich für kleine Geiſter aus, und ſind es nicht: Einige geben ſich dafür aus, und ſind es auch. Einige hergegen ſind es, und wiſſen es nicht. Die erſten machen uns eitel Verdruß und Herzeleid, und wir können ſie nicht anders anſehen, als falſche Brüder und heimliche Feinde. Die andern ſind zwar gute ehrliche Leute, die unſerer Geſellſchaft viele Dienſte thun; aber es fehlt ihnen an der Beſtändigkeit. Eine Zeitlang halten ſie es mit uns: aber zur Zeit der Anfechtung fallen ſie abe. Das macht, der unglückſelige Reſt ihrer verderbten Vernunft ſtellet ihnen die Vortheile, wodurch unſere Feinde ſie zum Abfall locken, gröſſer vor, als ſie wirklich ſind. Sie kennen ſich: Sie wiſſen, wer ſie ſind, und nehmen ſich die Verfolgungen und die Drangſale, denen die kleinen Geiſter unterworfen ſind, recht zu Herzen. Sie ſuchen denſelben zu entge-

hen, und haben oft ſo böſe Stunden, daß ſie diejenigen Mängel, in welchen unſere Vollkommenheit beſtehet, als Mängel erkennen. Sie merken, daß eben dieſe Mängel ſie verhaßt und lächerlich machen. Sie fangen an, mit ihnen ſelbſt nicht zufrieden zu ſeyn, und die Furcht vor den Spöttern verleitet ſie zur Heucheley. Sie bemühen ſich, unſern Feinden zu gefallen, und legen unvermerkt eine Eigenſchaft kleiner Geiſter nach der andern ab, bis ſie endlich völlig zu Mammelucken werden. Unſere Feinde ſagen dahero im Sprichwort: daß die Erkenntniß der Thorheit der Weisheit Anfang ſey.

Die dritte Art der kleinen Geiſter hergegen iſt die allerbeſte. Die macht den Kern unſerer Geſellſchaft aus. Und dieſen Ruhm kann ihr auch der Feind nicht rauben. Selbſt unſere Verfolger bekennen, daß derjenige der gröſſeſte kleine Geiſt iſt, der es nicht wiſſen will. Dieſe beglückten Geiſter haben ihre verderbte Vernunft, mit welcher Leute unſerer Art beſtändig zu kämpfen haben, völlig unter die Füſſe getreten, und ihre Einbildungskraft ſo ſehr erhöhet, daß ſie ſich

ſelbſt für ganz andere Leute halten, als ſie ſind. Sie glauben ſichtlich, ſie wären groſſe Geiſter, und bekümmern ſich alſo wenig, wie es den kleinen gehet. Es iſt dahero unmöglich, daß der Jammer unſerer Geſellſchaft ſie rühren ſollte. Sie glauben, was uns widerfährt, das gehe ſie nichts an; weil ſie nicht einmal fähig ſind, zu erkennen, daß ſie zu uns gehören. Was würde aus unſerer Geſellſchaft werden, wenn ſie ſolche Glieder nicht hätte? Würde ſie nicht in kurzer Zeit untergehen? Denn auf diejenigen, die nur einige Vermuhtung, geſchweige dann eine völlige Ueberzeugung haben, daß ſie uns angehören, können wir uns nicht verlaſſen. Und, wie groß auch meine Hochachtung gegen alle meine hier verſammleten Brüder iſt: ſo bin ich doch nicht gut dafür, daß ſie ſtark genug ſind, die Verſuchungen ihrer verderbten Vernunft, die noch zuweilen ſich in ihnen reget, zu überwinden, und den liſtigen Anläufen unſerer Feinde zu widerſtehen. Dazu wird eine mehr als menſchliche Standhaftigkeit, und ein Heldenmuht erfordert, den man nur bey denen findet, die ſich durch die Beſiegung ihrer Vernunft die-

jenige Unempfindlichkeit erworben haben, die wir bey dir in einem ſo hohen Grade antreffen.

Wie kannſt du uns demnach verdenken, groſſer Philipp, daß wir unſer Haupt aus der beſten Art unſerer Mitbrüder wehlen, und dich als den Beſten unter den Beſten zu dieſer Würde erheben? Je mehr du dich wegerſt, dieſe Ehre anzunehmen; je höher du es empfindeſt, daß wir dich für einen kleinen Geiſt anſehen: je mehr bekräftigeſt du uns in der Meynung, daß wir nicht beſſer wehlen können. Beſorge nicht, daß die Einbildung, du wäreſt kein kleiner, ſondern ein groſſer Geiſt, unſere Herzen von dir abwendig machen werde. Wir laſſen dir dieſelbe um ſo viel lieber, je gröſſer die Vortheile ſind, die uns daher zuwachſen können. Wir ſehen es gerne, daß du dich äuſſerlich, und mit Worten zu unſern Feinden bekenneſt, wenn deine Schriften uns nur von der unſichtbaren Gemeinſchaft, in welcher du mit uns ſteheſt, überzeugen, und nach dem Geſchmacke unſerer Geſellſchaft eingerichtet ſind.

Wir haben dahero nicht den geringſten Verdacht wider dich geſchöpfet, als wir vernommen,

daß

daß du deinen mathematiſchen Verſuch wi-
der Wolfen, an einen unſerer Feinde,*) nach
Engeland, geſchicket. Wir haben uns vielmehr
darüber gefreuet. Denn was wird dieſe Schrift
nicht für eine Veränderung verurſachen in ei-
nem Lande, mit deſſen Einwohnern wir bishero
in einem beſtändigen Kriege gelebet haben? Und
hätteſt du es wohl klüger anfangen können, eine
uns bisher ſo aufſäßige Nation auf unſere
Seite zu ziehen, als daß du ihr auf eine ſo li-
ſtige Art, durch die Vermittelung eines
Feindes unſerer Geſellſchaft, ein Buch in die
Hände ſpieleſt, welches ſie von einem andern
nicht würde angenommen haben, und ohne Frucht
nicht leſen kann? Ich geſtehe, unſere Brüder
in Bedlam haben es dir übel genommen, daß
du an ſie nicht gedacht, und ihnen nicht die Ehre
gegönnet haſt, durch die Bekanntmachung deines
mathematiſchen Verſuchs in Engeland
unſer Reich zu erweitern: Allein ſie haben end-
lich begriffen, daß der Weg, den du erwehlet haſt,
der beſte ſey, und werden ſich durch die Verach-

*) An Herrn Clark.

tung, welche du gegen ſie bezeiget, nicht abhalten laſſen, mit dem eheſten ein Werk ins Engliſche zu überſetzen, das unſerer Geſellſchaft einen unglaublichen Vortheil, und dir einen unſterblichen Namen zuwege bringen wird. Dieſer Entſchluß unſerer Freunde in Bedlam, welchen ſie uns neulich bekannt gemacht haben, erfreuet uns ungemein. Wir ſehen ſchon im Geiſte das ſtolze Engeland den Hals unter das Joch unſerer Geſetze ſchmiegen, und dich als einen neuen Apoſtel der Britten und andern Auguſtinus an. Der Pabſt würde über die Wiedereinführung des Peters-Groſchen in Engeland keine gröſſere Freude empfinden, als diejenige iſt, welche uns bloß die Hoffnung verurſachet, daß dein mathematiſcher Verſuch dieſe glückſelige Inſel von der entſetzlichen Menge unſerer Feinde ſäubern, und zu dem Gehorſam unſerer Geſellſchaft bringen werde. Wird dieſe Hoffnung erfüllet, groſſer Philippi: ſo ſollt du, wofern es anders deiner Demuht nicht zuwider iſt, Ernekus Conqueſtor heiſſen.

Da nun deine Gemeinſchaft mit den Feinden unſerer Geſellſchaft, und der Trog, mit wel-

chem du dich, ohne alle Urſache, für einen groſſen Geiſt ausgiebſt, unſerer Geſellſchaft ſo erſprießlich, ſo nützlich, ſo vortheilhaft iſt: ſo kannſt du leicht erachten, unvergleichlicher Mann, daß auch der vertrauteſte Umgang mit unſern Verfolgern, und der gröſſeſte Abſcheu, den du vor uns, deinen Brüdern, bezeigen kannſt, uns nicht verhindern werde, dich zu lieben, dich zu ehren, und dich für eine Zierde und Stütze unſerer Geſellſchaft zu halten.

Trage demnach kein Bedenken, unſer Haupt zu ſeyn. Du irreſt dich, wofern du meyneſt, daß unſere Abſicht ſey, durch unſere auf dich gefallene Wahl, deine Freyheit einzuſchränken. Wir ſind zu frieden, daß du vor, wie nach, mit Worten wider uns wüteſt, und für unſere Feinde die gröſſeſte Hochachtung blicken läſſeſt. Es iſt uns nicht zuwider, daß du, ſo lange du lebeſt, ein Glied der deutſchen Geſellſchaft in Leipzig bleibeſt. *) Wir haben in allen gelehrten Ge-

*) Der Herr Profeſſor Philippi hat nicht für gut befunden, ſich der Freyheit, die wir ihm hier geben, zu bedienen;

sellschaften, die unsere Feinde zu unserm Verderben aufgerichtet haben, die unsern; und wir würden es für ein besonderes Glück achten, wenn du dich in alle diese Versammlungen unserer Widersacher einschleichen, und, unter der Larve eines grossen Geistes, für die Wohlfahrt der kleinen wachen könntest.

---

sondern den heldenmüthigen Entschluß gefaßet, in einer eigenen Rede, die mit dem ehesten das Licht sehen wird von der deutschen Gesellschaft in Leipzig Abschied zu nehmen. Wir erkennen daraus, daß er es redlich mit uns meyne; und wie wir nicht zweifeln, daß diese Abschiedsrede allen rechtschaffenen Gliedern unserer Gesellschaft zu unaussprechlichem Troste gereichen werde: so hoffen wir auch, sie werde gewissen Lästerern das Maul stopfen, die sich nicht entblöden, auszusprengen, der Herr Professor Philippi sey niemalen ein Mitglied der deutschen Gesellschaft in Leipzig gewesen, ob er sich gleich dafür ausgegeben hat. Es habe sich zwar, dichten diese Verwegene, der Herr Professor Philippi um diese Ehre sehr bemorben: Allein die deutsche Gesellschaft habe, ob sie gleich zu der Zeit, aus Mangel der Mitglieder, dem Untergange nahe gewesen, sich doch nicht entschliessen können, ihn anzunehmen, sondern die Schande, welche sie aus der Aufnahme eines so ungeschickten Redners und albernen

Verſuche es, theurer Philippi. Gewinne durch eine kluge Verſtellung die Liebe unſerer Feinde. Du kannſt dich nicht beſſer um uns verdient machen. Denn wenn ſie dich erſt hochhalten, ſo können ſie uns nicht haſſen. Sie müſſen uns nothwendig, wofern ſie dich, ihren vermeynten Freund, nicht mit treffen wollen, vieles, welches

---

Keinem beſorget, für erſchrecklicher gehalten, als den Tod; und alſo mit einer mehr als römiſchen Standhaftigkeit lieber verderben als ſich durch ein ſo ſchimpfliches Mittel erhalten wollen. Alle dieſe Lügen wird die Abſchiedsrede, die der Herr Profeſſor Philippi unter Händen hat, zu nichte machen. Denn wer will dem Herrn Profeſſor Philippi, ob er gleich das Haupt einer Geſellſchaft iſt, von deren Gliedern man alles vermuthen kann, die Thorheit zutrauen, daß er öffentlich von einer Geſellſchaft Abſchied nehmen ſollte, zu der er niemalen gehöret? Wir widerſprechen alſo den Läſterern des Herrn Profeſſor Philippi hiemit öffentlich, und wünſchen dieſem würdigen Haupte unſerer Geſellſchaft nicht nur Muht und Kräfte zu Verfertigung ſeiner Abſchiedsrede; ſondern auch, welches das Hauptwerk iſt, einen Verleger zu der köſtlichen Arbeit, die er unter Händen hat, und hoffen, daß endlich die verblendeten Buchführer die Augen aufthun, und begreifen werden, wie vortheilhaft ihnen der

ſie, auf ihre Sprache, Thorheit nennen, hingehen laſſen, und wir können alſo unter deinem Schirm vor ihrer Verfolgung ſicher ſeyn, und thun was wir wollen.

Wohlan! demnach, o würdiges Haupt der kleinen Geiſter! mache dich auf, und betriege unſere Widerſacher.

. . dolus an virtus, quis in hoſte requirat? *)

Wir wünſchen dir Glück zu einem ſo wichtigen Unternehmen, und unſern Feinden verfinſterte Augen ihres Verſtandes, damit ſie deinen Betrug nicht merken. Aber, unvergleichlicher Philippi, iſt es uns erlaubt, dir unſere Meynung aufrichtig zu ſagen: ſo zweifeln wir ſehr an der Erfüllung unſerer Wünſche. Wofern ich unſere Feinde recht kenne: ſo ſind ſie viel zu liſtig, als daß ſie ſich von dir hintergehen laſſen ſollten. Du biſt ihnen ſchon verdächtig, und haſt es in deinen bisherigen Schriften ſo arg

---

Verlag ſolcher Schriften nothwendig ſeyn müſſe, deren Abgang ſelbſt durch die Verächter derſelben befördert wird.

*) Virgilius Aeneid. Lib. II. v. 390.

gemacht, daß man bereits an vielen Orten die gerechte Vermuhtung hat, du seyst ein kleiner Geist. Wie schwer wird es dir demnach nicht fallen, dich so zu verstellen, daß unsere Feinde dich für einen von ihrer Rotte halten? Verkappe dich, so stark du willt: sie werden dich doch kennen. Denn einem so vollkommen kleinen Geiste, als du bist, ist es unmöglich, seine Neigung zu unserer Gesellschaft ganzlich zu verbergen. Er lässet sie auch wider seinen Willen, bey aller Gelegenheit, blicken.

Wofern demnach unser weniger Raht bey dir etwas gilt: so gieb dir, allerliebster Philippi, keine vergebliche Mühe, unsere listigen Feinde durch eine Verstellung zu fangen, die über dein Vermögen ist. Bilde dir nicht ein, es sey möglich, diese schlauen Köpfe durch Liebkosungen einzuschläfern. Sie sind gar zu mißtrautisch, und gar zu wohl auf ihrer Hut. Sie sind die Leute nicht, die sich leicht etwas weiß machen lassen, und süssen Worten mehr trauen, als dem Augenschein. Meyne nicht, eine demühtige Zueignungsschrifft, eine ehrerbietige Versicherung, du suchest ihnen allen nach-

zuahmen, und einige gezwungene Spöttereyen wider unsere Gesellschaft, wären hinlängliche Mittel, ihre Gewogenheit zu gewinnen, und ihnen einzubilden, du wärest wirklich ein grosser Geist, und Feind unserer Anstalten. So bald sie deine Schriften lesen, so sehen sie, wer du bist; sie verlachen deine Complimente, und halten dein Vorgeben, du suchest ihnen nachzuahmen, für eine Beschimpfung. Was kannst du also von diesen Leuten hoffen? Ist dir zu rahten, theurer Philippi, so kehre dich nicht weiter an sie. Sie haben dich bisher noch unter sich geduldet: Aber wer weiß, was über dich verhänget ist? Wie? wenn ihre Geduld, die du so lange gemißbrauchet hast, zerrisse? Komme ihnen zuvor, und zerreiß die Bande, die dich noch an ihre Gesellschaft heften. Ist es dir nicht rühmlicher, sie zu verlassen, als von ihnen mit Ungestüm ausgestossen zu werden? Fasse demnach ein Herz, grosser Mann, und erkläre dich öffentlich wider eine Schaar loser Verächter, die dich, wie fein sie sich auch äusserlich stellen, in ihrem Herzen verachten und hassen. Reiß die falsche Einbildung, daß du ein grosser Geist, und wir deine Feinde, mit

Strumpf und Stiel aus deiner Bruſt. Wirf einen Blick auf deine Schriften, und halte ſie gegen die Geſetze unſerer Geſellſchaft, die in deinem Herzen weit deutlicher, als an der Decke unſers Saals, geſchrieben ſtehen: ſo wirſt du gewahr werden, daß du, mit gutem Gewiſſen, dich nicht ferner grauſam gegen uns ſtellen könneſt. Du wirſt die Stunden bereuen, die du auſſer unſerer ſichtbaren Gemeinſchaft zugebracht haſt, und dich nicht einen Augenblick bedenken, öffentlich in eine Geſellſchaft zu treten, die deine Verdienſte beſſer zu ſchätzen weiß, als die groſſen Geiſter, denen es niemand leicht recht machen kann. Du ſieheſt, wie unmöglich es iſt, den Beyfall dieſer Hochmühtigen zu gewinnen. Je eifriger du darnach ſtrebeſt, je lächerlicher wirſt du ihnen. Zeige ihnen demnach, daß du auch ohne ihren Beyfall groß ſeyn kannſt. Wende dich zu uns, deinen Verehrern, die bereit ſind, dich mit offenen Armen zu empfangen. Nimm den Poſten ein, den wir dir anbieten, und ergreife die Gelegenheit, in demſelben, dich, und unſere Geſellſchaft, wegen aller Verachtung und Drangſale, ſo wir von unſern Feinden erlitten haben, mit Nachdruck zu rächen.

Erlaube uns, groſſer Philippi, daß wir dich in aller Demuht, noch einmal darum anflehen. Erhöre unſere Bitte, und faſſe denjenigen heldenmühtigen Entſchluß, der allein fähig iſt, den Uebermuht unſerer Widerſacher zu dämpfen, unſere Geſellſchaft aus ihrem Bedruck zu reiſſen, und deinen Namen unſterblich zu machen.

Haec funt, quae noſtra liceat te voce moneri,
Vade age, et ingentem factis fer ad aethera Tro-
jam. *)

*) Virgilius Aeneid. Lib. III. v. 461. 462.

Sottises Champêtres,

oder

Schäfergedicht

des (Tit.)

Herrn Professor Philippi,

seiner Seltenheit wegen

zum Drucke befördert.

Richey.

Ja, ja! da seht ihn nur für an:
Er mengt es schon, wie Kraut und Rüben;
Und wann er etwa Zeug geschrieben,
Daraus kein Mensch was machen kann;
So weiß er sich geschwind zu rahten;
Er setzet kühnlich hie und da
Das edle Wört ein: Aria,
So sinds den Augenblick Cantaten.

Leipzig, 1733.

Vorbericht.

Eine lange Vorrede vor einer kleinen Schrift ſtehet nicht wohl. Ich will alſo den Leſer nicht lange aufhalten, ſondern ſage nichts mehr, als dieſes:

- - nec satis apparet cur versus faciter, utrum

Miexerit in patrios cineres, an triste bidental
Moverit incestus. Certe furit *).

Das übrige zeiget der Inhalt. Hiemit Gott befohlen!

Merseburg, den 26. März,
1733.

*) Horatius de arte poëtica.

Inhalt.

Clara ist ein junges Frauenzimmer, dem die Natur alles beygeleget, was gefallen und reizen kann. Sie lebte in einer Stadt an der Pleisse, die wegen ihrer Academie und Messe in und ausser Deutschland berühmt ist. Placidus, der Vater dieser Schönen, hatte alda der höchsten obrigkeitlichen Würde mit grossem Ruhme vorgestanden, und ihr ein ansehnliches Erbtheil hinterlassen. So viel Vorzügen konnte es an einer Menge von Anbetern nicht wohl fehlen, und unter solchen befand sich auch Briontes der Jüngere. Belebte Seelen sind zur Empfindlichkeit geneigt, und man begreifet ohne langes Nachdenken die Wunden, die Flammen, die Sehnsucht, die Lüsternheit, das Lechzen, die Ohnmacht, die Bezauberung, oder wie men dasjenige nennen

will, was ihn bey dem Anblicke einer so ausbündigen Gestalt befallen. Er entdeckte den Verlust seiner Freyheit der Mariane, einer sinnreichen Dichterinn, deren vertrauten Briefwechsel er bereits öffentlich als ein ganz besonderes Glück gerühmet. In dem andern Traumgesichte dieses Hirtengedichtes nennet er sie Zedena, seine Gebieterinn Clarimene und ihren Vater den groſſen Pan. Nach einiger Zeit, da er in H***. unweit L***. mit Ausfertigung bekannter Werke zugebracht, wird ihm von der Schäferinn Zedena vorgeschlagen, die Probe seiner deutschen Beredsamkeit in einer mündlichen Anwerbung abzulegen, zu welchem Ende sie eine Unterredung zwischen ihm und seiner Grausamen zu veranlassen verhoffe. Briontes eilet auf diese Einladung nach dem Orte ihres Aufenthalts, und, so bald er daselbst angelanget, mit einer sehr behenden Geschwindigkeit, nach dem Zimmer der Zedena, allwo seine Geliebte, nebst ihrer Mutter und andern, eben einen Besuch abstattete, und die schöne Hand mit dem Kartenspiele beschäftigte. Er ward ihr zur Seiten gesetzt, und ach! er konnte kaum die mit merklicher Heftigkeit abwechselnde Gemüthsbewegungen verhehlen, so in seinem Zun-

der-

der vollen Herzen aufstiegen, da er dem Ziele seiner Wünsche sich so unverhofft genähert sahe. Zwar erfolgte der Aufbruch der Gesellschaft viel zu zeitig vor ihn; doch hatte er noch den Trost, seine entzückende Nachbarinn die Treppe hinunter in die Kutsche zu führen. Ein widriges Schicksal wollte ihm den lautern Genuß dieser Freude nicht erlauben. Die Liebe, oder eine übel gerathene Wendung, oder auch ein unsichtbarer und neidischer Gnome risse ihn aus dem Gleichgewichte, und er wäre beinahe der Clarimene zu den Füssen gefallen. Er raffte sich aber bald wieder auf, küßte ihren Zeigefinger zum Abschiede, und eilte (wie er schreibt) über Stroh und Heu nach Hause. Allda hing er den Degen an die Wand, das Gehenke über den Degen, und den Hut über beyde, ergriff Feder und Papier, und verfaßte in der Nacht zwischen dem 26sten und 27sten März 1732 gegenwärtiges Gedichte, welches er, unter einem zahlreichen Gefolge von Seufzern und Westenwinden, der Zedena den folgenden Tag zuschickte, mit Bitte, es seiner Göttinn zu überreichen. Gleichwohl empfing er in kurzer Zeit das schreckliche Urtheil seiner Verstoßung fast mit so grossem Entsetzen, doch nicht geringerer Ehrfurcht, als ein

türkischer Bassa die seidene Schnur, die ihn hin-
richten soll, bewundert aber noch jetzo, daß Cla-
ra so kräftigen Worten widerstehen können, und
dem trefflichen Poeten einen vornehmen Cavallier
vorgezogen, mit dem sie in vergnügter Ehe lebet.

Der ganze geheime Brand,
Der ein'ge Jahre ſchon
Triontens treue Bruſt durchdrungen,
Nahm in dem angenehmen März
Den Ausgang durch ſein redlich Herz,
Und da er oft des Schickſals Macht beſungen,
So ſprach er endlich längſt mit mattem Ton:

Aria.

Ihr Götter! könnt ihr grauſam ſeyn?
Könnt ihr der Tugend reine Flammen,
Könnt ihr die Unſchuld wohl verdammen?
Ach richtet über meine Pein!
Ihr Götter! könnt ihr grauſam ſeyn?

So brachte er den Göttern ſeine Klagen,
Und ſcheute ſich, ein lautes Wort zu ſagen.

Die Ehrfurcht hielt ihn allezeit zurück,
Die liebste Schäferinn zu nennen,
Der er im Geist sein Herz geschenkt.
Jedoch des Himmels Glück
Krönt eines Wünsche oft, eh er es denkt.
So gieng es dem Briontes auch,
Er trieb nach seinem Brauch
Die Heerd in einen dicken Wald,
Durch den ein reiner Quell mit sanftem Rauschen fließ,
Und der ein weites Feld von Wiesen ganz umschloß.
Weil keine Seele nun in diese Oede kam,
Auch ihm die Einsamkeit die Furcht benahm,
Sein Leid den Lüften zu bekennen;
So rief er daselbst bald:

Aria.

Ach, worzu bin ich doch versehn!
Ich darf nicht Clarimenen lieben,
Und kann doch nicht den starken Trieben
Von ihrer Schönheit widerstehn.
Ach, worzu bin ich doch versehn!

Kaum, da er dis gesagt,
Und seine Seufzer so der stillen Luft geklagt,
Legt er sich unter einen Baum

Auf die noch dünne belaubte Erde,
„Das eine Auge warf er stets auf seine Heerde,
„Das andere im Geist auf Clarimenens Brust.
Er sah mit angegangnem Mären
Die anvertrauten Schäflein scherzen
Da lagen sie in bunter Reih,
Und da gesellte sich hier eins dem andern bey.
O was war das ihm nicht für eine Lust,
Sie so vergnügt vereint zu sehen!
Sein Metar mußte auch als Hüter stehen,
Sein Bellen machte, daß kein Schäflein sich verirrte.

Ein Turteltäubchen,
Das in der Einsamkeit des Waldes vor sich girrte,
Brachte ihn bey dem geheimen Kummer
Zu einem unvermerkten Schlummer,
Darinne kam ihm für,
Als käme er vor Clarimenens Thür.
Er wurde gleich hinein gelassen,
Er durfte sie auch bey der Hand anfassen,
Er küßte diese Hand in größrer Zärtlichkeit;
Und war sie gleich ein Kind vom grossen Pan,
So bot er ihr im Schlaf sein Herz doch an,
Und wurde ganz entzücket,
Drewil es ihm im Traume gar geglücket,

Von ihrem Roſenmund ein Blühmchen abzubrechen:
Ja er durfte ſich im Schlaf durch viel tauſend Küſſe rächen.
Gleich drauf erſchreckte ihn ein jäher Donnerſchlag,
Davon er alſobald erwachte,
Und ganz beſtürzt an ſeine Schäfchen dachte,
Ob etwa eins des Donners Macht gerührt;
Doch da er nichts geſpürt,
Und, da die Wetter ſonſt die Schäflein bald verjagen,
Sie doch noch, wie zuvor, ſtill ausgeſtrecket lagen,
Vermerkte er, es ſey ein bloſſer Traum,
Da gab er denn den matten Seufzern Raum:

Aria.

Ach unerbittliches Geſchicke!
Beweiſeſt du mir wieder eine Tücke!
Ach, Clarimene, ſtöhreſt du
Auch ſelbſt im Schlafe meine Ruh!
Darf ich bey brennendem Verlangen
Dich denn im Traume bloß umfangen?
Heißt dis ein holder Blick?
Ach unerbittliches Geſchick!

Indem befahl der abgeneigte Tag
Die Schäfchen wieder einzutreiben;

Die rauhe Morgenluft
Und der darinn noch rauhe Duft
Geſtattete des Nachts nicht auf dem Feld zu bleiben;
Drum trieb er ſie in ihre Hürden,
Und legte ſich mit ſeinen Liebesbürden
Zu ihnen auf die Streu.
„Sein Unterbette war ein friſch Band Heu,
„Und da ſonſt nichts als jene,
„Die holde Clarimene,
„Vor ſeinen Augen ſchwebte,
„Weil er ganz in ihr lebte:
„So wickelte die ſüſſe Pein
„Die müden Glieder bald in Schlaf und Schlummer ein.
Von tauſend Traumgeſichtern
Ward er bald froh, bald ſchüchtern.
Die groſſe Zedena,
Die unter ihrem Orden
Die beſte Dichterinn geworden,
Kam ihm zuletzt im Schlaf auch vor,
Und ſprach ihm leiſe in das Ohr:

Aria.

Kann Clarimene dich allein vergnügen:
So nenn ihr doch ſelbſt den geheimen Schmerz.
Das Glück wird ſich nach deinen Wünſchen fügen.

Wer weiß, ſie ſchenkt dir endlich auch ihr Herz,
„Komm, eile, komm noch in dem März.

Der Reſt der dunkelgrauen Nacht
Ward drauf von ihm mit Wachen zugebracht.'
Er hielte dieſes alles nicht
Für ein betrüglich Traumgeſicht,
Er ſahs für einen Wink der Gottheit an.
Er dachte weiter nach,
Und fühlte allgemach
Das alleräuſſerſte Verlangen
Und ein geheimes Sehnen,
Die Hand der Zedena und Clarimenen
Mit Küſſen zu umfangen.
Er ſchwur bey ihrer Augen Paar,
Das ſchöner als ſonſt keiner Schäferinn war,
Sich weiter nicht zu grämen,
Noch ſeiner Leidenſchaft zu ſchämen.
Die Zärtlichkeit ließ ihm nicht weiter Ruh,
Er eilte nach den Lindenfeldern zu,
Und zu der Zedena, der theuren Schäferinn,
Mit doppelt ſtarken Schritten hin.
Und o wie wurde er beglückt!
„Als er die Schäferinn, die Schöne,
„Die liebenswürd'ge Clarimene

„So unvermuhtet da antraf,
„Da dachte er jezt an Hirtenstab und Schaf.
Und ach! wie freut ihn das so sehr,
Daß er der Clarimenen Mutter,
Die weise Richterinn von allen Schäferlachen,
Und andere Geſpielen mehr,
Besonders auch den Schäfer Dorilas,
Der ganz verliebt bey der Glorinde saß,
Sah unter sich ein Spielchen machen.
Die Zedena erkannte gleich das Ziel
Von des Brionets treuen Wünschen:
Sie zog ihn also mit ins Spiel.
Ach! wie verspielte er mit Lust!
Dieweil sich Auge, Ohr und Brust
An Clarimenen nur ergözte,
Und dadurch den Verlust vollkommentlich ersezte,
Das wichtigste, das sie ihm nahm,
War, daß er um sein Herz und Freyheit vollends kam.
Sein Glücksstern gieng den Tag noch heller auf,
„Als sich die Sonn vor diesem gröſſern Liche
„Gleich als beschämt verstecke.
Weil auch der Zedena liebkosend Angesicht
Ihn immer mehr erweckte:
So ward er frohen Muths
Und fühlte den verschwiegnen Brand

Durch einen Kuß auf Clarimenens Hand;
„Auch drückte er mit allem Fleiß
„Sein ganzes Herz in seinine hinein.
„Ich schwere aber drauf,
„Daß Clarimene selbst es jetzo noch nicht weiß.
Die Eh furcht hielt ihn dahen ab,
Den Zuckermund zum erstenmal zu kussen,
Ob gleich die Nähe rum es reine Küsse gab.
Nein! dacht er, dieser Nectarsaft
Hat eine allzugroße Kraft;
Denn wer ihn einmal kost, will ihn noch mehr genessen.
Jetzt wartete er, nun sey es Zeit und Ort,
Sie um ihr Herze zu befragen;
Allein das schlaue aufgeweckte Kind,
Das an Lebhaftigkeit kaum seines gleichen fand,
Fieng also an zu sagen:

Soll ich einst lieben oder freyn,
Muß es was recht apartes seyn.

Die Rede schlug ihm fast alle Hoffnung nieder,
Es war als wie bey einem schwülen Tag
Ein unverhofter Donnerschlag.
Doch Zedena, die sich so gar freygebig wies,
Und ihre Gäste nie in Grillen fallen ließ,

Erweckte den Orontes wieder,
Sie brachte die Geſundheit auf:

Freund! liebſt du redlich in Gedanken:
So laß dabey den Muht nicht wanken.

Dadurch ward denn Orontes wieder froh
Und trank vor Aufbruch zu der Ruh
Noch dieſes ihr dagegen zu:

Es lebe, was das Herze kennt,
Eh es der treue Mund noch nennt.

„Nachdem es nun zum Aufbruch kam,
„Und er von Zedena verpflichtet Abſchied nahm,
„Konnt er nicht Worte finden.
„Noch ſich genug verbinden.
„Die ſchöne Schäferinn, die Engels-Clarimene,
„Die er durch einen Sprung und Fehltritt bald verlohr,
„Ward ihm mit ihrem Arm ſtatt einer Stütz und Lehne.
„Drum hob er ſich geſchwind empor,
„Und gab zum völligen Beſchluß
„Der ſchönen Hand noch einen Liebeskuß,
„Und hierauf gieng er über Hen und Stroh.

„Nach einer kleinen Pauſe,
„Bis Clarimene ihm aus dem Geſichte floh,
„Zumal ſchon der Polar ſich übern Scheitel zog,
„Aus dieſer Schäferey nach Hauſe.

„Da ſtimmte er noch dieſes Schäferlied:

Aria.

Hoffe feſt! es kann geſchehen,
Daß ſich Clarimenens Bruſt
Endlich wird dazu verſtehen,
Was jetzt ihr noch unbewußt.
Kann der Himmel was entzünden,
So kann ers auch wohl verbinden.
Sollteſt du es jetzt nicht ſehn,
Hoffe feſt! es kann geſchehn.

„Dies war der einzge Troſt, den er ſich ſelbſt beſchied.

Eines

berühmten Medici

glaubwürdiger Bericht

von dem

Zustande,

in welchem er

(S. T.) Herrn Professor Philippi

den 20sten Junii 1734

angetroffen.

Merseburg, 1734.

Vorrede.

Geneigter Leser!

Es ist nicht nöhtig, daß ich dir gegenwärtige Schrift weitläuftig anpreise. Sie muß dir nohtwendig gefallen, weil sie den Schwanengesang eines Mannes in sich fasset, der wenige seines gleichen gehabt hat.

Die letzten Worte grosser Männer sind zu allen Zeiten sorgfältig angezeichnet worden, und die Reden, welche der Herr Professor Philippi kurz vor seinem Ende geführet hat, sind um so viel merkwürdiger, je weniger man von ihm dergleichen vermuhtet.

Der Medicus hat also wohl gethan, daß er dieselbe seinem Berichte einverleibet, und ich

bin noch mehr zu loben, daß ich diesen Bericht durch den Druck bekannt mache.

Ich stifte dadurch sehr viel Gutes. Die Klugen, die sonst immer die Bekehrung des Herrn Professor Philippi unter die unmöglichen Dinge gezählet haben, setze ich in eine angenehme Bestürzung, und gebe ihnen Gelegenheit, sich über die unvermuhtete Busse eines Sünders zu freuen, von dem sie geglaubt, daß er schon in dem Stande der Verhärtung stünde: Und die albernen Schreiber nöhtige ich, in sich zu gehen, und sich an dem Exempel ihres Goliaths zu spiegeln.

Sie können daraus lernen, was vor ein schweres Gericht über diejenigen ergehe, die keinen vernünftigen Erinnerungen Platz geben wollen, und alle gelinde Mittel, klug zu werden, muhtwillig verwerfen. Der Herr Professor Philippi hat vor vielen seines gleichen das Glück gehabt, daß ihm sein Elend auf eine sonderbar deutliche, höfliche und liebreiche Art von mitleidigen Personen vorgestellet worden; aber er hat

es

es nicht erkennen, noch bedenken wollen, was zu seinem Frieden diene.

Wie hat er sich nicht in seiner tiefsten Erniedrigung gebrüstet? Mit wie vieler Frechheit hat er nicht der klugen Welt zugemuhtet, ihn, wider den klaren Augenschein, für einen grossen Geist zu halten? Mit wie unglaublicher Hartnäckigkeit hat er nicht der liebreichen Bemühung seiner Bekehrer widerstrebet?

Non Hydra secto corpore firmior
Vinci dolentem crevit in Herculem.

Und siehe! da er am ärgsten wütet, und seine Verfolger durch eine elende Schrift über die andere zu übertäuben suchet, fügt es der Himmel, daß ihm das Verständniß auf eine so gewaltsame Art geöffnet wird, daß allen, die es hören, die Ohren gellen müssen. Ein stumpfer Prügel muß dasjenige möglich machen, woran bishero so viele spitzige Federn umsonst gearbeitet haben, und ein einziger Schlag ein Gewissen aufwecken, dessen Schlummer auch durch den Donner der schärfsten Satyren nicht gestöhret werden können.

Diese Züchtigung scheinet zu hart zu seyn. Aber ein harter Sinn kann auf keine andere Art gebrochen, und ein wunderlicher Kopf durch keine andere als wunderliche Mittel zu recht gebracht werden. Don Quixot bekam durch ein hitziges Fieber, so bey klugen Leuten eine Raserey wirket, seine Vernunft wieder, und er giebt Aerzte, welche die verdorbene Einbildungskraft der Wahnsinnigen durch nichts als Schläge curiren.

Mich deucht, ein Mensch, der sich ohne Ursache für einen grossen Geist hält, ist nicht viel klüger, als einer, der mit Gewalt ein irrender Ritter, oder der grosse Mogol seyn will; und ich kann also das, was dem Herrn Professor Philippi begegnet ist, für nichts anders, als für eine heilsame Züchtigung, und sonderbare Gnade, halten.

Glücklich ist indessen derjenige, der einer solchen Gnade nicht bedarf, sondern bey Zeiten in sich schläget, und sein Elend erkennet. Ich bitte alle, die mit dem Herrn Professor Phi-

lippi in gleicher Verdammniß ſind, dieſes wohl zu beherzigen. Sie können aus den letzten Klagen deſſelben lernen, was eine ſpäte Buſſe vor eine mißliche und gefährliche Sache ſey. Wie nahe iſt der arme Mann der Verzweifelung nicht geweſen? Doch er hat ſich endlich noch ziemlich gefaſſet, und ein Ende genommen, das ſehr erbaulich iſt.

Er ſtarb, wie der Medicus vermuhtet, den 21ſten Junius, Abends um 6 Uhr 53 Minuten. Eine halbe Stunde vorher wiederholte er nochmal das gethane Bekenntniß von der Scheußlichkeit ſeiner Schriften, bereuete mit Thränen, daß er ſie gemacht, und ließ alle diejenigen, die noch nicht gedruckt waren, vor ſeinen Augen verbrennen. Wie dieſes geſchehen war, rief er ganz freudig: Nun will ich gerne ſterben. Und ach! fuhr er ſeufzend fort, was wollte ich darum geben, daß ich meine ſchon gedruckten Schriften eben ſo vernichten könnte! Aber es gehet, leider! nicht an. Er woll-

te noch mehr ſagen: Allein der Tod übereilte ihn, und machte ſeinen Klagen und ſeinem Jammer ein Ende.

- - Aut illi ſolvuntur frigore membra
Vitaque cum gemitu fugit indignata ſub umbras.

Da der Herr Professor Philippi heute das Unglück gehabt, von zwoen Personen, mit welchen er in Händel gerahten, sehr übel zugerichtet zu werden, ward ich Endes Unterschriebener zu ihm gefordert, und verfügte mich sogleich nach seiner Behausung.

Ich traf denselben auf einem Ruhebette, noch in seinen Kleidern, und in einer tiefen Ohnmacht liegend an. Sein Gesicht war ganz blutig, und auf der linken Backe erblickte ich fünf blaue Striemen, die ich für nichts anders, als für Spuren einer verwegenen Hand, ansehen konnte.

Nachdem man ihn durch einen kräftigen Balsam wieder zurecht gebracht hatte, richtete er sich in die Höhe, und setzte sich in die Stellung eines Menschen, der sich erbrechen will:

Allein es kam nicht ſo weit; ſondern er ſpie nur ungefehr einen guten Löffel voll Blut und vier Zähne aus, unter welchen ſich auch derjenige befand, den man den Bachantenzahn nennet.

Ich ließ ihn darauf entkleiden, und fand ſeinen Rücken und die beyden Arme über und über mit Blut untergelaufen; doch war keine ſolutio continui, noch vielweniger eine tödtliche Wunde vorhanden; woraus ich ſchloß, daß diejenigen, welchen der Herr Profeſſor Philippi in die Hände gefallen war, denſelben nur trucken abgeprügelt hätten.

Wie aber der Herr Profeſſor ungemein über das Haupt klagte: ſo beſahe ich es, und entdeckte darauf unterſchiedene Beulen, und in der Mitte eine kleine Wunde, die gefährlicher war, als ich anfangs glaubte. Denn ſo bald man dieſelbe nur anrührete, wandelte dem Herrn Profeſſor Philippi eine Ohnmacht an, die länger als eine viertel Stunde daurete. Endlich ermunterte er ſich wieder, ſchlug die Augen auf, und gab durch einen tiefgeholten Seufzer zu verſtehen, daß noch Leben in ihm ſey.

Ich frug ihn: Wie er ſich befünde? und er hielte zur Antwort: Sehr ſchlecht. Ich that noch einige Fragen an ihn: Allein er antwortete mir nicht ein Wort, ſondern lag immer in tiefen Gedanken vor ſich weg. Nach einigen Minuten ſah er auf, drückte mir die Hand, und ſagte mit matter Stimme: Ach! wer ſein Maul halten könnte! Bin ich nicht ein Narr geweſen, daß ich mich mit den Leuten abgegeben? Was gieng es mich an, ob ; ; ; Ach! ich mag nicht mehr daran gedenken. Da liege ich nun, und kann weder Hand noch Fuß regen. Ja wer weiß, ob mir meine ungereimte Begierde, von allen Dingen ohne Nachdenken zu plaudern, nicht das Leben koſten wird?

Ich fiel ihm in die Rede, und ſagte: Das hätte nächſt göttlicher Hülfe keine Noht. Keine Noht? erwiederte er: Ich muß am beſten wiſſen, wie mir zu Muhte iſt. Doch was iſt daran gelegen? Ich habe wenig Freude in der Welt gehabt, und bin meines Lebens ſo müde, daß es mir gleich viel iſt, ob ich heute oder morgen ſterbe. Nur verdrießt es mich, daß ich, durch meine eigene Schuld, ſo liederlich um mein Leben komme,

und mich die kurze Zeit, die ich in dieſem Jammerthal gewallet, nicht vernünftiger aufgeführet habe.

Wie ich ihn darauf frug: Was dann in ſeiner Aufführung thörichtes wäre, das ihn ſo beunruhigte? ſahe er mich ſtarr an, und ſprach: Was? Habe ich nicht geſchrieben? Ach! meine verfluchten Schriften! Ihre Schriften, wandte ich ein, werden machen, daß ſie auch nach ihrem Tode leben. Ja wohl, war ſeine Antwort; aber ſie werden auch das Andenken meiner Thorheit verewigen, und das iſt es eben, was mich quälet. Ich ſuchte ihm dieſe traurigen Gedanken zu benehmen, und fing an, ſeine Schriften zu loben: Allein er machte mir ein ſo ernſthaftes Geſichte, daß ich bald wieder aufhörte. Mein lieber Herr Doctor, ſprach er, ſcherzen ſie nicht zur Unzeit mit mir. Ich befinde mich in einem Zuſtande, da alle Complimente aufhören müſſen, und es wäre eine Sünde, wenn ſie jezo meiner ſpotten wollten. Sie ſind viel zu chriſtlich dazu, das weiß ich: Aber ſind ſie dann der einzige, der ſo glücklich geweſen iſt, daß ihm keine von meinen elenden Schriften zu Geſichte gekommen? Ich

kann mirs kaum einbilden. Wie können ſie dann aber mit gutem Gewiſſen meine Schriften, ich will nicht ſagen loben, ſondern nur für erträglich halten? Wenn ſie meine ſechs deutſchen Reden geleſen haben: ſo werden ſie wiſſen, was ich für ein poßirlicher Redner geweſen; und wenn ſie ſich nur meines Heldengedichts auf den König von Polen erinnern: ſo werden ſie mir geſtehen, daß ich den Namen eines unerträglichen Reimers mit Recht verdiene. An meine thüringiſche Hiſtorie mag ich nicht einmal gedenken. Sie würde unſtreitig die albernſte unter allen meinen Schriften geweſen ſeyn, wenn ſie nur die letzte geblieben wäre. Aber ſo habe ich nach der Zeit noch weit närriſcher Zeug geſchrieben; und kann noch nicht begreifen, wie es möglich geweſen, daß ich meiner Schmierſucht keine Grenzen geſetzet, da meine erſten Schriften ſo übel aufgenommen worden. Denn ſo bald meine Reden und mein Heldengedicht zum Vorſchein kamen, erweckte Gott chriſtliche Herzen, die mir mein Elend vorſtelleten, und mich auf den rechten Weg zu bringen ſuchten. Ich hätte dieſe Züchtigung mit Dank annehmen, und die Ruhte küſſen ſollen; aber ich war ganz verſtockt, und hielte alle die

guten Erinnerungen, die man mir gab, für ehrenrührige Beschimpfungen. Ich leckte wider den Stachel, und suchte Himmel und Erde wider meine eingebildeten Verfolger zu bewegen. Ich war gar so verblendet, daß ich wider diese ehrlichen Leute schrieb: Aber was half es mir? Niemand wollte mein Geschmier verlegen, und das wenige, das ich selbst davon drucken ließ, vergrößerte nur meine Schande, und überführte alle Welt, daß meine Einfalt mit einer ziemlichen Bosheit vergesellschaftet sey. Wenn ich mich bey so gestalten Sachen aus Unmuht erhenkt hätte: so hätte ich etwas gethan, worüber sich niemand würde gewundert haben; allein ich war viel zu wohl mit mir selbst zufrieden, und gebehrdete mich so trotzig, als wenn ich einer der geschicktesten Scribenten meiner Zeit gewesen wäre.

Sagen sie mir nun, habe ich nicht Ursache, mich in mein Herz zu schämen, daß ich mich so vorsetzlich zu einem Liedlein in der gelehrten Welt gemacht? Ist meine Aufführung nicht närrisch genug, mich zu beunruhigen? und verdienen meine abgeschmackten Schriften nicht, daß ich sie verfluche? Ja ich verfluche sie, und wollte wün-

ſchen, daß ich niemalen die Feder angeſetzet hätte. Keine aber ſehe ich mit ſolchem Abſcheu an, als die letzte, die ich herausgegeben. Die macht mir den größten Kummer. Sie werden wiſſen, mein Herr Doctor, daß ich die *Maximes de la Marquise de Sablé* ins Deutſche überſetzet habe: da ich doch wenig oder gar kein Franzöſiſch kann. Sie können alſo leicht erachten, was ich für Schnitzer gemacht, und wie meine Feinde lachen werden, wenn ſie ſehen, daß ich, dem allen ungeachtet, verwegen genug geweſen bin, der Frau von Ziegler zu Ehren ſelbſt franzöſiſche Verſe zu machen, die ſo voller Fehler ſind, daß man wohl ſehen kann, ich ſey meinem Sprachmeiſter zu zeitig entlaufen. Aber dieſes ſind Kleinigkeiten. Hätte ich es bey der bloſſen Ueberſetzung bewenden laſſen: ſo wäre es noch hingegangen; und man würde mich gelobet haben, daß ich der gelehrten Welt, die ich bishero mit meinen eigenen Einfällen gequälet, durch eine, obwohl ſchlechte, Ueberſetzung fremder und guter Gedanken dienen wollen. Denn es iſt noch allemal rühmlicher, ein mittelmäßiger Ueberſetzer, als ein unerträglicher Scribent, zu ſeyn. Allein ſo habe ich über die ſchönen Gedanken der Marquiſe de Sable eine

Brühe gemacht, welche allen, die sie kosten, einen Ekel erwecken muß. Die 366 moralischen Bildnisse, womit ich die Lehren dieser Dame erläutern wollen, sind im höchsten Grade scheußlich, und zeugen nicht nur von der Ungeschicklichkeit meines Pinsels, sondern auch von der Bosheit meines Herzens. Denn ich habe in denselben viele ehrliche Leute auf die abgeschmackteste Art angegriffen, und sogar meines eigenen Vaters nicht verschonet, der doch, ausser dem, daß er mich gezeuget, nichts ungeschicktes gehandelt hat.

Meine Schreibart in dieser Schrift überhaupt ist recht ausserordentlich läppisch, scheußlich, und manchmal, wie zum Exempel S. 225, voll unflätiger Zweydeutigkeiten, deren sich ein Schneidergesell schämen würde, und für welche ich jetzo erröthe. Ich mag an die erdichteten Namen, mit welchen meine Anmerkungen ausgespicket sind, nicht gedenken. Sie sind gar zu abgeschmackt. Nur bitte ich sie, die artige Abhandlung der Frage: Wie man sich zu verhalten habe, wenn man einen Korb bekommen? und die französische Unterredung mit dem so genannten Fräulein von Frohenmuht, mit Bedacht zu lesen. Ich

glaube, ſie werden alsdann geſtehen, daß niemand, als ich, fähig geweſen, ſo erbärmliche Gedanken zu haben, und dieſelbe ſo poſſirlich auszudrücken: und dennoch bin ich ſo verblendet, daß ich mir einbilde, ich brächte wichtige Sachen vor, und gar ſo aufgeblaſen, daß ich die Unterredung mit dem Fräulein von Frohenmuht, die doch, was das Franzöſiſche anlanget, im äuſſerſten Grade barbariſch, und, ihrem Inhalte nach, kindiſch iſt, für ein Nachfolgungs-würdiges Exempel, was den guten Verſtand und beredten Mund betrift, ausgebe, und zum voraus denen trotze, welche da, wie mir mein eigen Gewiſſen vorherſaget, dieſes Gewäſche für albern, und mich für raſend halten werden, daß ich es drucken laſſen.

Urtheilen ſie hieraus, ob man die Thorheit höher treiben könne? Ich für meine Perſon bin verſichert, daß ich mich in dieſer meiner letzten Schrift ganz erſchöpfet habe, und nicht im Stande geweſen ſeyn würde, weiter zu ſchwärmen, und wenn ich gleich nicht zur Erkenntniß meines Elendes gekommen wäre.

Aber, Gott Lob! ich erkenne jetzo meine Schwachheit, und bedaure nichts mehr, als daß

ich nicht Zeit habe, durch deutliche Proben meiner Beſſerung die Schande abzuwiſchen, die ich mir durch meine Thorheiten zugezogen habe. Ach! daß mir Gott mein Leben ſo lange friſten wollte! Ich gelobe hiemit heilig an, ein ganz anderer Menſch zu werden. Ich wollte meine auſſerordentliche Profeſſur, die mir ohne das nichts einträget, und der ich auch mit Ehren nicht vorſtehen kann, und mit derſelben den närriſchen Hochmuht, wozu ſie mich verleitet hat, niederlegen, von vorne zu ſtudiren anfangen, und mich, nächſt göttlicher Hülfe, in den Stand ſetzen, daß diejenigen, die ſich ſo viel Mühe gegeben haben, mich klug zu machen, Ehre und Freude an mir erleben ſollten. Aber ich kann dieſes nicht hoffen. Ich fühle wohl, daß ich ſterben muß, und kann die wenigen Stunden, die ich etwa noch zu leben übrig habe, nicht beſſer anwenden, als daß ich der gelehrten Welt den Verdruß, den ich ihr durch meine Schriften erwecket habe, demühtig abbitte, und denenjenigen, die mich desfalls freundlich beſtrafet, den verbindlichſten Dank abſtatte. Sie, mein Herr Doctor, werden die Güte haben, und nach meinem Tode von meiner Bekehrung zeugen. Sie können glauben, daß ſie aufrichtig iſt:

denn mein jetziger Zuſtand leidet keine Verſtellung. Er kehrete hierauf das Geſicht gegen die Wand, und weinete bitterlich.

Wenn ich nun dieſe vernünftigen Reden des Herrn Profeſſor Philippi recht erwege: ſo muß ich ſie nothwendig für ein ſehr gefährliches Symptoma anſehen. Denn da es dem Herrn Profeſſor Philippi bey geſunden Tagen niemalen begegnet, daß er zehen kluge Worte hinter einander geredet; da er ſonſt immer von allen Sachen ganz anders, als kluge Leute, zu denken gewohnt, und daher der einzige geweſen, der allen vernünftigen Menſchen zum Troß ſich für einen groſſen Mann, und ſeine Schriften für unverbeſſerlich gehalten: ſo kann ich daraus, daß er ganz vernünftig geredet, und von ſich ſelbſt und ſeinen Schriften eben ſo geurtheilet, als bisher die ganze kluge und vernünftige Welt gethan hat, nichts anders ſchlieſſen, als daß durch den Schlag über den Kopf ſein Gehirn ganz umgekehret, und juſt in die Ordnung geſetzet worden, in welcher es ſich bey Leuten von geſundem Verſtande befindet.

Bey einer ſo entſetzlichen Verrückung und Erſchütterung des Gehirnes kann der Herr Profeſſor

ohne Wunderwerk nicht über vier und zwanzig Stunden leben, und ich halte also den Schlag über den Kopf, und die dadurch verursachte Wunde für tödlich. Gegeben, Halle den 20sten Junius, 1734.

H. B. M. D.

Be-

Bescheidene

Beantwortung

der

Einwürfe,

welche

einige Freunde

des

Herrn D. Johann Ernst Philippi,

weiland wohlverdienten Professoris der deutschen Wohlred nheit zu Halle,

wider

die Nachricht von Dessen Tode

gemacht haben.

Tasso.

Andava combattendo ed era morto.

Halle, 1735.

HORATIUS.

Quum semel occideris, et de te splendida Minos
fecerit arbitria,
Non, Torquate, genus, non te, facundia, non te
restituet pietas.

Ich habe vor einigen Monaten einen glaubwürdigen Bericht eines berühmten Medici von dem Zustande, in welchem er den Herrn Professor Philippi den 20sten Junius 1734 angetroffen, ans Licht gestellet, und in meinem Vorberichte gemeldet, daß der Herr Professor Philippi, wie der Medicus gemuhtmaßet, den 21sten Junius Abends um 6 Uhr 53 Minuten wirklich dieses Zeitliche gesegnet.

Ich hätte mir nimmer eingebildet, daß sich jemand unterstehen würde, mir eine so bekannte und offenbare Sache streitig zu machen: Allein ich habe, zu meiner nicht geringen Befremdung, erfahren müssen, daß es wirklich so wunderliche Leute gebe, die meine wahrhafte Nachricht von dem Tode des Herrn Professor Philippi für falsch, und den glaubwürdigen Bericht eines berühmten Medici für erdichtet, auszuschreyen das Herz haben.

Es hat sich nicht allein ein Ungenannter gefunden, der eine Nachricht in die hamburgischen

Berichte rücken lassen, darinn er behauptet, der Herr Professor Philippi sey noch am Leben; sondern es hat auch die so genannte geheime patriotische Assemblee eine eigene Vertheidigungsschrift, oder ein anderweitiges Bedenken an den Herrn Professor Philippi, nebst zween Beylagen, drucken lassen, und will die Welt bereden, alles, was der berühmte Medicus und ich von des Herrn Professor Philippi kläglichem Zustande, und darauf erfolgtem Absterben, geschrieben haben, sey falsch und erlogen.

Ich überlasse dem Herrn D. B*** seinen Bericht von dem Zustande, in welchem er den Herrn Professor Philippi angetroffen hat, wofern er es für nöthig findet, zu rechtfertigen, und begnüge mich, nur auf dasjenige zu antworten, wodurch man meine Nachricht von dem Tode des Herrn Professor Philippi verdächtig zu machen gesuchet hat.

Ich bin zwar sonst ein Feind von allen Zänkereyen, und gönne einem jeden gerne seine Meynung. Ich würde mir also nimmer die Mühe gegeben haben, meinen Widersprechern ein Wort zu antworten, wenn diese hitzigen Herren sich nur in den Schranken des gemeinen Wohlstandes gehal-

ten, und mich nicht auf eine, unter wohlerzogenen und in einigem Anſehen lebenden Leuten, unerhörte Weiſe angegriffen hätten. Ich habe Narren gekannt, die zu der Zeit, als der vorige König in Schweden vor Friedrichshall erſchoſſen wurde, aus einer unſinnigen Neigung gegen dieſen Prinzen, in langer Zeit nicht glauben wollten, er ſey wirklich todt; ſondern alles, was von ſeinem Tode geſaget und geſchrieben wurde, für falſch hielten: Aber dieſe Phantaſten gingen doch nicht ſo weit, daß ſie diejenigen, ſo anderer Meynung waren, als ſie, für Läſterer und Majeſtät-Schänder gehalten hätten. Wenn demnach meine Gegner nur halb ſo viel Vernunft gegen mich gebraucht hätten, als dieſe Gecken: ſo würde ich ihren ungereimten Widerſpruch ihrer, obgleich unvernünftigen, Liebe zu einem verſtorbenen Freunde zu gute gehalten haben. Aber ſo kann ich unmöglich ſchweigen. Ihr Verfahren gegen mich iſt gar zu grob und ehrenrührig.

„Der Ungenannte heiſſet mich in den hamburgiſchen Berichten einen namloſen Pasquillanten, und die geheime patriotiſche Assemblée nennet die von mir herausgegebene Schrift: eine infame Charteque, und mich einen in-

famen Scribenten. Sie wirft mir, auf die unbescheidenste Art, Unvernunft, kindische Erfindung und boshafte Wut vor, und bietet mir, zur Reinigung meines verschleimten Gehirns, einen ganzen Centner Nieswurz aus ihrer Apotheke und zehn Doses von ihrem Herz-stärkenden Goldpulver an, um mein lasterhaftes Gemüht zu bessern."

Wenn ich gesaget hätte, der Herr Professor Philippi habe seinen Vater ermordet, und seine Mutter genohtzüchtiget; wenn ich fälschlich vorgegeben hätte, er sey, um dieser oder anderer Missethaten willen, durch Schwerdt, Strang, Rad oder Feuer, auf eine schimpfliche Art, vom Leben zum Tode gebracht worden: so möchten die entsetzlichen Schelworte, welche die Freunde des Herrn Professor Philippi gegen mich ausgestossen haben, vielleicht einigermaßen zu entschuldigen seyn: Allein, da mein ganzes Verbrechen darin bestehet, daß ich gesaget habe, der Herr Professor Philippi sey auf seinem Bette, sanft und selig, mit den erbaulichsten Gedanken, eingeschlafen: so weiß ich gewiß, daß ein jedes ehrliebendes Gemüht, über die Unbescheidenheit meiner Widersprecher, erstaunen, und sich von der Gemühtsbeschaffenheit derselben einen gar schlechten Begriff machen wird.

Ich glaube nicht, daß, ſeit der Zeit es gebräuchlich iſt, daß die Gelehrten gegen einander ſchreiben, jemalen ein ehrlicher Mann, wegen einer Sache von ſo weniger Erheblichkeit, auf eine ſo entſetzlich grimmige und plumpe Art angegriffen worden; und es könnte mir alſo nicht verdacht werden, wenn ich meinen Gegnern aus eben dem Tone antwortete: Allein, es ſey ferne von mir, daß ich mich Leuten gleichſtellen ſollte, deren Aufführung ſo ungeſchliffen und niederträchtig iſt. Der Abſcheu, mit welchem die ganze vernünftige Welt die ehrenrührigen Ausdrückungen, die ſie gegen mich gebrauchet haben, nohtwendig anſehen muß, wird mich genugſam an ihnen rächen; und ich kann ſie nicht ärger beſchämen, als wenn ich, mit aller Höflichkeit und Gelaſſenheit, die Urſachen anzeige, warum ich glaube, daß ich die ſchimpflichen Titel nicht verdiene, womit es ihnen beliebet hat, mich zu belegen.

Ich habe geſaget, der Herr Profeſſor Philippi ſey geſtorben. Dieſes leugnen meine Gegner, und ſagen, der Herr Profeſſor Philippi lebe. Ich will ſetzen, ſie hätten Recht; aber würde dieſes genug ſeyn, mich zu einem Pasquillanten und infamen Scribenten zu machen? Kann denn das, was ich

von dem Herrn Professor Philippi gesaget habe, seiner Ehre nachtheilig seyn?

Sterben ist kein Schelmstück, sondern eine der natürlichsten Pflichten eines Menschen. Die ehrlichsten und tugendhaftesten Männer können sich derselben nicht entbrechen, und haben sie zu allen Zeiten so wenig für schimpflich gehalten, daß sie vielmehr den gröss'sten Theil ihres Lebens angewendet haben, sich zu deren Beobachtung geschickt zu machen. Schimpfet man demnach den Herrn Professor Philippi, wenn man sagt, er sey gestorben und an den Ort gegangen?

Quo pius Aeneas, quo Tullus dives, et Ancus?

Er wäre nicht der erste ehrliche Mann, dem dieses begegnet:

Abstulit clarum cita mors Achillem.

Abraham und die Propheten sind gestorben, und bleiben darum doch wohl, wer sie sind.

Ceciderunt in profundum
Summus Aristoteles,
Plato, et Euripides.

Warum schilt man mich demnach für einen Pasquillanten und infamen Scribenten, weil ich gesaget, der Herr Professor Philippi habe etwas gethan, welches so viele grosse Leute, denen er

das Waſſer nicht reichet, vor ihm gethan haben, und welches er, wann er es noch nicht gethan, über kurz oder lang doch einmal thun müßte? Was ich, in meinem Vorberichte zu dem medicinischen Bedenken, von jenem Absterben gemeldet habe, kann unmöglich seinen ehrlichen Namen beschmitzen, da es, wie ich versichert bin, wahr ist; und ich glaube also um so viel weniger, daß es seinen guten Leumund schmälern könnte, und wenn es gleich, wie seine Freunde wollen, falsch wäre. Lebt der Herr Professor Philippi noch, so ist es desto besser für ihn, und desto schlimmer für mich. Er kann mich auslachen, und ich würde die Schande haben, daß ich gelogen. Daß ich aber darum ein Pasquillant und unehrlicher Scribent seyn würde, glaube ich nicht; ob gleich meine Herren Gegner, aus einer lächerlichen Hochachtung gegen den Herrn Professor Philippi, mich so nennen.

Ich glaube, sie werden, wenn sie lesen, was ich bisher geschrieben, sich ihrer Uebereilung schämen, und auf ein ander mal behutsamer seyn. Ihr unanständiger Eifer und das Geschrey, welches sie wider mich erreget haben, nützet zu nichts. Sie irren sich, wofern sie meynen, den Herrn

Professor Philippi dadurch von den Todten wieder aufzuwecken. Er ist todt, und wird wohl todt bleiben. Die einzige Wirkung, die ihr Schmähen haben kann, ist diese, daß kluge Leute daher Gelegenheit nehmen, zu muthmaßen, ihre Sache müsse eben die beste nicht seyn, weil sie, nach Art aller derer, denen es an guten Gründen fehlet, mit Scheltworten um sich werfen, und wer so denkt, betriegt sich nicht.

Meine Gegner, die sich so unnütze machen, sind nicht im Stande gewesen, ihrer verzweifelten Sache auch nur den geringsten Schein zu geben. Alles, was sie gegen meine Nachricht von dem Tode des Herrn Professor Philippi vorbringen, bestehet in einem leeren und unbescheidenen Widerspruche, oder in schändlichen Sophistereyen.

Unser ganze Streit kömmt darauf an: Ob der Herr Professor Philippi todt sey, oder nicht? Ich behaupte das erste. Meine Gegner können dieses nicht leiden, und fassen daher den Entschluß, mich zu widerlegen. Wie es nun ein lächerliches Unternehmen ist, einem Menschen, der seine Vernunft und Sinne hat, etwas abzustreiten, davon er so gewiß, als von seinem eigenen Seyn, überführet ist: so ist es kein Wunder, daß sie es

auf eine lächerliche Art ausgeführet haben, ſie begnügen ſich, mir mit den auserleſenſten Schelt-worten zu ſagen, daß ich gelogen habe. Ich bekenne, dieſe Art zu widerlegen iſt kurz und gemächlich; aber ich glaube, ihr fehlt der Nachdruck. Mein Ja muß allezeit zum wenigſten ſo viel gelten, als ihr Nein; und es bleibt alſo, ihres Widerſpruchs ungeachtet, noch immer die Frage übrig: Ob ſie Recht haben? oder ich?

Ich will dieſe Frage nicht entſcheiden, weil ich partenſiſch bin. Es mag bey meinen Leſern ſtehen, ob ſie lieber einem unbeſcholtenen Manne glauben wollen, der zeuget von dem, das er geſehen hat, und allenfalls das, was er ſaget, nicht nur durch das Zeugniß einer ganzen Stadt, ſondern auch durch einen Auszug aus dem Kirchenbuche, auf die allerbündigſte Art, zu erweiſen im Stande iſt: oder, einer elenden Rotte unbekannter Perſonen, die zwar grob genug widerſprechen, aber nicht den geringſten Grund ihres Widerſpruchs geben können; dabey ihre Einfalt ſo merklich verrahten, daß man Urſache hat, zu zweifeln, ob ſie die Sache, worüber ſie zu ſtreiten angefangen haben, gründlich verſtehen, und ſo viel Bosheit bezeigen, daß man mit Händen greifen kann,

daß nicht die Liebe zur Wahrheit, sondern ein bloßer Frevel, und die boshafte Absicht, ihrem Nächsten wehe zu thun, sie angetrieben hat, eine Sache zu bestreiten, von deren Wahrheit sie selbst so gut überführet sind, als jemand in der Welt.

Solche Leute müssen einen wunderlichen Begriff von dem menschlichen Geschlechte haben, wofern sie glauben, ihr Geschwätz sey fähig, meine Nachricht von dem Tode des Herrn Professor Philippi bey Leuten von gesundem Verstande verdächtig zu machen. Daß sie sagen, ich sey ein Feind des Herrn Professor Philippi, kann ihnen wenig helfen; weil es Grund-falsch ist. Ganz Halle weiß, in was für einem guten Vernehmen ich mit dem Herrn Professor Philippi gestanden; und ich gebe der ganzen vernünftigen Welt zu bedenken: Ob der selige Mann mich wohl in seinem Letzten würde haben zu sich bitten, und die vornehme Leid-tragende Familie zu seinem Begräbniß einladen lassen, wenn ich sein Feind gewesen wäre?

Jedoch, meine lächerlichen Gegner scheinen in dem Wahn zu stehen, es sey ein deutliches Zeichen eines feindseligen Gemüths, wenn man von einem Menschen saget, daß er gestorben sey.

Ich möchte ihnen alſo nicht ſagen, daß mein Vater todt iſt. Sie würden mich ganz gewiß für ein ungerahtenes Kind halten. Aber haſſen denn dieſe Herren alle diejenigen, von denen ſie glauben, daß ſie geſtorben ſind? Sind ſie Feinde der Patriarchen, Propheten und Apoſtel? Ich glaube es nicht. Müſſen ſie aber nicht geſtehen, daß dieſe Männer ſchon längſt den Weg alles Fleiſches gegangen ſind?

Ich ſehe vorher, meine Gegner werden hierwider einwenden: „Sie hielten mich nicht für einen Feind des Herrn Profeſſor Philippi, weil ich geſaget, er ſey geſtorben; ſondern darum, weil meine Nachricht von ſeinem Tode erdichtet: denn daraus könne man ſchlieſſen, daß ich ſeinen Tod wünſche.“ Aber ich weiß auch, daß meine Leſer über eine ſo elende Ausflucht lachen werden. Gewiß, meine Herren Gegner ſind die poſſirlichſten Leute von der Welt. Sie beweiſen die Falſchheit meiner Nachricht von dem Tode des Herrn Profeſſor Philippi daher, weil ich ſein Feind ſey. Und frägt man ſie, woher ſie dieſes wiſſen? ſo ſprechen ſie: Es ſey daher klar, weil meine Nachricht von deſſen Tode erdichtet. Ich bekenne, dieſes iſt eine Art zu ſchlieſſen, die Leuten, welche

muhtwillig schwärmen wollen, sonderlich wohl anstehe.: Aber sie ist bey verständigen Leuten in so schlechtem Ruf, daß es sich nicht der Mühe verlohnet, die Schwäche derselben zu zeigen. Meine Leser sehen vor sich schon, daß meine Widersprecher nicht erweisen haben, daß ich des Herrn Professor Philippi Feind sey, und mögen also urtheilen: Ob man Ursache habe, mein Zeugniß von dem Tode des Herrn Professor Philippi zu verwerfen?

Meine Gegner indessen mögen denken was sie wollen. Ich habe keine so grosse Einbildung von meiner Geschicklichkeit, daß ich mir die Hoffnung machen sollte, Leute ihrer Art durch meine Vorstellungen, wie deutlich und nachdrücklich sie auch immer sind, zur Erkenntniß ihres Unfugs zu bringen. Sie mögen meinetwegen immer dabey bleiben, daß ich des Herrn Professor Philippi Tod wünsche, und folglich sein Feind sey. Genug, daß mein Gewissen mich von dieser Beschuldigung frey spricht.

Ich kann auf meine Ehre versichern, daß es mir niemalen eingefallen, des Herrn Professor Philippi Tod zu wünschen. Was sollte mich dazu bewegen? Ich verlange weder sein Erbe, noch

ſein Nachfolger im Amte zu ſeyn. Ich habe den Herrn Profeſſor Philippi allemal für einen Mann gehalten, der in der gelehrten Welt unentbehrlich iſt; und ich hoffe, man wird mir die Ehre thun, zu glauben, daß ich es mit der gelehrten Welt viel zu gut meyne, als daß ich den Tod eines Mannes wünſchen ſollte, der ihr ſo manche Luſt gemacht hat.

Geſetzt aber, ich hätte des Herrn Profeſſor Philippi Tod gewünſchet; folgt denn daraus nothwendig, daß ich ſein Feind ſeyn müſſe? Der liebe ſelige Mann befand ſich in den letzten Jahren ſeines Lebens in ſo verdrießlichen Umſtänden, daß er ſich oft ſelbſt den Tod wünſchte. Ich kann es am beſten wiſſen, weil er gegen mich ſein Herz oft auszuſchütten pflegte. Ich glaube aber nicht, daß er es aus Feindſchaft gegen ſich ſelbſt gethan hat: denn ich kann verſichern, daß er, dem allen ungeachtet, ſeine kleine Perſon ungemein liebte. Warum ſollte man dann nicht, ohne des Herrn Profeſſor Philippi Feind zu ſeyn, etwas wünſchen können, ſo er ſelbſt gewünſchet hat? Hätten meine Gegner den ehrlichen Mann auf ſeinem Sterbebette geſehen, wie ich: ſo würden ſie mit mir glauben, daß ein ſeliges Ende das einzige gewe-

ſen, welches ſein beſter Freund ihm, mit Vernunft, wünſchen können. Ich habe ihn ungerne verlohren; aber, die Wahrheit zu ſagen, er iſt wohl daran. Wäre er gleich wieder geneſen, ſo hätte er doch keine fröhliche Stunde mehr gehabt; ſondern würde ſich, da durch den Schlag über dem Kopf ſeine, bis dahin im Schlaf gelegene, Vernunft erwecket worden, beſtändig mit denen verdrießlichen Gedanken haben plagen müſſen, mit welchen er die letzten Stunden ſeines Lebens zugebracht hat. Und kann man alſo von ihm ſagen, was Cicero *Tuſc. Queſt. Lib. V.* von dem Tyrannen Dionyſius ſchreibt: Is enim se adoleſcens improvida aetate irretierat erratis, eaque commiserat, *ut ſalvus eſſe non poſſet, ſi ſanus eſſe coepiſſet.*

Man ſiehet hieraus, daß, wenn ich gleich des Herrn Profeſſor Philippi Tod gewünſchet hätte, doch daraus nicht zu ſchlieſſen ſey, daß ich eine Feindſchaft gegen ihn geheget habe. Wenn ich indeſſen meinen Gegnern gleich zugeben wollte, daß ich ein Feind des Herrn Profeſſors Philippi ſey: ſo ſehe ich doch nicht, was ihnen dieſes helfen würde. Aller Vortheil, den ſie aus dieſem Bekenntniß ziehen könnten, wäre dieſer, daß mein

Zeug-

Zeugniß von dem Tode des Herrn Professor Philippi ungültig. Aber ich möchte wissen: Ob sie dann geschickter sind, von dessen Leben zu zeugen? Bin ich ein verwerflicher Zeuge, weil ich sein Feind bin: so kann gewiß ihr Zeugniß nicht von grossem Gewichte seyn, weil sie seine Freunde sind.

Die Menschen sind so geartet, daß sie glauben, was sie wünschen; und vielleicht bilden sich meine Gegner ein, der Herr Professor Philippi lebe, weil sie es gerne sähen. Es ist also eine ziemliche Unbescheidenheit, daß sie verlangen, man solle ihnen auf ihr bloses Wort glauben, der Herr Professor Philippi sey nicht gestorben. Sie sind gewiß die Leute nicht, von denen man eine zuverläßige Nachricht von dem Leben und Tode des Herrn Professor Philippi erwarten kann. Ihre Partenlichkeit liegt gar zu klar am Tage und ihr Widerspruch kann folglich meine Nachricht von dem Tode des Herrn Professor Philippi nicht verdächtig machen: zumal, da meine Herren Gegner die Güte gehabt haben, ihn so einzurichten, daß dieselbe dadurch noch mehr bekräftiget wird.

Ich habe nicht nöhtig zu meiner Vertheidigung weiter ein Wort zu sagen; sondern bitte nur meine Leser, das, was meine Gegner wider mich

vorgebracht haben, mit einiger Aufmerksamkeit zu betrachten. Sie werden befinden, daß diese eifrigen Freunde des Herrn Professor Philippi es so gemacht haben, wie alle, die eine böse Sache vertheidigen. Sie verkehren den statum controversiae, und suchen ihre Leser durch eine Sophisterey zu blenden, die so handgreiflich ist, daß kein Kind dadurch betrogen werden kann. Ich verdenke ihnen dieses nicht. Ihre Verzweifelung entschuldiget sie hinlänglich. Was hätten sie sagen wollen, wenn sie es so nicht gemacht? Es läßet anfangs, als wollten sie redlich mit mir kämpfen. Sie strafen mich Lügen, schelten mich, und thun alles, was Leute thun können, die vor Eifer nicht bey sich selbst sind. Aber endlich siehet man, daß der Endzweck ihres ganzen Gewäsches kein anderer sey, als zu behaupten, der Herr Professor Philippi sey den 20sten Junius nicht gestorben, und habe den 21sten keine Händel gehabt. Sollte man nicht Blut dabey weinen? Gewiß, ich bin erstaunet, als ich dieses gewahr ward; und ich bin versichert, daß alle meine Leser eine so unerhörte Verdrehung meiner Worte, und eine so plumpe Sophisterey, mit mir verabscheuen werden.

Wer hat dann jemalen gesagt, daß der Herr

Professor Philippi den 20sten Junius gestorben sey? Ich habe es zum wenigsten nicht gethan. Warum dichten mir dann meine Gegner einen Satz an, den ich nimmer behauptet habe? Ist es möglich, daß sie sich einbilden können, die Welt zu überreden, ich sey toll genug zu sagen, der Herr Professor Philippi sey den 20sten Junius von den Schlägen gestorben, die er den 21sten erst bekommen sollen? Habe ich nicht gerade das Gegentheil gesaget? Den 20sten Junius bekam der Herr Professor Philippi die Schläge; den 21sten starb er. Das sage ich. Sind meine Gegner rechtschaffene Leute, so fechten sie diesen Satz an. Aber das Herz haben sie nicht. Sie sollen ihn auch wohl in Ewigkeit stehen lassen. Trotz sey ihnen geboten!

Was wird es ihnen also helfen, daß sie sich die lächerliche Mühe gegeben haben, Dinge zu beweisen, die ihnen niemand zu leugnen begehret? Was soll es heissen, daß sie sprechen: Der Herr Professor Philippi sey vom 20sten Junius bis dato gesund gewesen, und den 30sten August von Halle nach Göttingen gereiset? Ich glaube gerne, daß der Herr Professor Philippi den 20sten Junius, bis des Nachmittags um 2 Uhr, da er in

die unglückseligen Händel gerieth, frisch und gesund gewesen ist: Allein die ganze vernünftige Welt mag urtheilen, ob ein Mensch, der den 21sten Junius gestorben ist, bis dato gesund seyn, und den 30sten August von Halle nach Göttingen habe reisen können? Daß aber der Herr Professor Philippi wirklich an gemeldtem Tage gestorben sey, ist ein Satz, der dadurch außer allem Streit gesetzet wird, daß meine Gegner sich nicht getrauet haben, demselben zu widersprechen.

Ich kann nicht leugnen, es gereichet mir zu einem unaussprechlichen Vergnügen, daß meine grimmigen Gegner eben diejenigen seyn müssen, die meiner Nachricht von dem Tode des Herrn Professor Philippi durch ihren kindischen Widerspruch den höchsten Grad der Wahrscheinlichkeit geben, und also meine Ehre wider sich selbst retten. Mich deucht, die greulichen Lästerworte, welche sie wider mich ausgestossen haben, sind dadurch genug gebüsset. Gleichwie ich nun hoffe, daß sie, wenn sie meine Schrift lesen, in sich schlagen, und ihre Thorheit bereuen werden: so hege ich auch zu meinen Lesern das Vertrauen, sie werden sich durch den kahlen Widerspruch eines Ungenannten, und durch das elende Bedenken der geheimen patriot-

ſchen Aſſemblée nicht verführen laſſen, die Richtigkeit meiner Nachricht von dem Tode des Herrn Profeſſor Philippi in Zweifel zu ziehen. Die Schwachen indeſſen, die ſich, über Verhoffen, durch die Frechheit, mit welcher man behauptet, der Herr Profeſſors Philippi lebe, etwan noch abhalten laſſen möchten, meiner Nachricht von deſſen Tode völligen Glauben beyzumeſſen, erſuche ich, nachfolgendes zu bedenken.

Niemand thut umſonſt Böſes: Und wer lüget, lüget alſo nicht ohne Urſache. Was mich aber bewegen ſollte, eine falſche Zeitung von dem Tode des Herrn Profeſſor Philippi auszuſprengen, das weiß ich nicht. Iſt es alſo wahrſcheinlich, daß ich, ohne Hoffnung des geringſten Vortheils, eine Thorheit ſollte begangen haben, die mir unſtreitig wenig Ehre bringen würde? Wer mir eine ſolche Einfalt zutrauet, der muß mich gar nicht kennen. Ich bin viel zu ehrliebend, als daß ich mich durch offenbare Lügen bey der ganzen ehrbaren Welt verächtlich machen ſollte, und überlaſſe allen meinen Leſern zu urtheilen: Ob ein Menſch, der ſo geſinnet iſt, würde vorgegeben haben, der Herr Profeſſor Philippi ſey geſtorben, wenn dieſer berühmte Lehrer noch lebte, und alſo im Stande

wäre, ein ſo ungegründetes Gedicht auf das nachdrücklichſte zu widerlegen? Und gewiß, es würde mir übel bekommen ſeyn, wenn ich die Frechheit gehabt hätte, noch bey ſeinem Leben eine ſolche Nachricht von ſeinem Tode herauszugeben, als ich jetzo, da er wirklich in die Ewigkeit gegangen iſt, der Welt mitgetheilt habe. Wer den ſel. Mann gekannt hat, der weiß, daß er ſehr empfindlich und hitzig war, und von der, mehr als menſchlichen, Geduld ſeiner beyden Brüder, Montmaur und Sievers, nicht das geringſte an ſich hatte. Er ſchenkte ſeinen Feinden nichts, und ſo bald kam nicht eine Schrift gegen ihn heraus, ſo war er mit der Antwort fertig. Iſt es alſo glaublich, daß er, wenn er noch lebte, meine Nachricht von ſeinem Tode unbeantwortet gelaſſen haben würde? Ich will hier nicht unterſuchen, wie weit ſein Zeugniß in einer Sache, die ihn ſo nahe angeht, gelten könnte: ſo viel iſt indeſſen, deucht mich, gewiß, daß, wenn der Herr Profeſſor Philippi einmal ſagte, daß er noch im Leben, dieſes ein Einwurf wider meine Nachricht ſeyn würde, der nicht zu verachten wäre, und Leuten, die nicht gar geübte Sinnen haben, und von der wahren Beſchaffenheit der Sache nicht hinlänglich unter-

richtet ſind, leicht zu einem Anſtoß gereichen könnte.

Aber ſo gebehrdet ſich der Herr Profeſſor Philippi nicht anders, als es der Zuſtand eines Menſchen, der wahrhaftig geſtorben iſt, mit ſich bringet. Er ſagt kein Wort; und obgleich ganz Halle, und halb Deutſchland über die Nachricht von ſeinem Abſterben, in Bewegung kömmt: ſo rühret er ſich doch nicht. Seine Freunde ſind ſo liebreich, und wollen ihn durch den Lerm; den ſie zwider meine Nachricht erregen, wieder aufwecken. Er aber liegt ſtille, und giebt nicht das geringſte Zeichen einiges Lebens, oder, daß ihm ihre Bemühung gefalle, von ſich.

Mich deucht, dieſe einem Verſtorbenen ſo wohlanſtändige Aufführung des Herrn Profeſſor Philippi beweiſet klärlich, daß meine Nachricht von ſeinem Tode wahr ſey; und iſt allein fähig, meinen unverſchämten Gegnern das Maul zu ſtopfen.

Ich weiß wohl, dieſe Herren haben in ihre Schrift einen Brief eingerückt, den der Herr Profeſſor Philippi an ſie geſchrieben haben ſoll. Aber dieſer Brief iſt zu nichts weniger geſchickt, als meine Nachricht umzuſtoſſen. Es wäre mir ein leichtes, zu ſagen, er ſey von meinen Gegnern erdich-

tet; weil er nicht das geringste von Anglicanen, Ackermanninnen, verstorbenen oder noch lebenden Geliebten, geheimen Briefwechseln, fränkischen Rittern und vornehmen Fräulein, als den rechten Kennzeichen eines ächten philippischen Briefes, in sich hält; Allein ich will es nicht thun, sondern glauben, daß sie zu ehrlich sind, einen solchen Betrug zu begehen. Der Brief ist mit so viel Vernunft und Gelassenheit geschrieben, als man von einem Menschen, der mit dem Leibe alle Eitelkeiten und Schwachheiten abgeleget hat, vermuhten kann, und beweiset also, wofern er, wie ich nicht streiten will, wirklich von dem Herrn Professor Philippi ist, daß dieser ehrliche Mann das Sterbliche schon ausgezogen hat.

Ich glaube auch nicht, daß meine Gegner die Absicht gehabt haben, mit diesem Briefe die Falschheit meiner Nachricht von dem Tode des Herrn Professor Philippi zu beweisen; denn dieses wäre eine Einfalt, die ich ihnen, wie schlecht es auch um sie bestellet ist, kaum zutraue. Eben aus diesem Briefe ist deutlich zu ersehen, daß meine Nachricht von dem Tode des Herrn Professor Philippi wahr sey. Der Herr Professor Philippi sagt darinn mit keinem Worte, daß er noch lebe. Ist es aber zu glauben,

daß er eine ſo ſchöne Gelegenheit, mich zu Schanden zu machen, würde haben vorbey gehen laſſen, wenn er ſich getrauet hätte, meiner Nachricht zu widerſprechen? Er iſt viel zu ehrlich dazu. Er ſpricht nicht, daß ſie falſch ſey. Alles, was er thut, iſt dieſes, daß er ſie, nebſt den Schriften gegen dieſelbe, der patriotiſchen Aſſemblée zuſchicket, und ſich ihr Bedenken darüber ausbittet. Man ſiehet hieraus, daß der Herr Profeſſor Philippi ſelbſt nicht weiß, ob er lebet, oder todt iſt. Zeigt aber dieſe Ungewißheit, in welcher ein lebendiger Menſch ſich unmöglich befinden kann, nicht deutlich genug, daß der Herr Profeſſor Philippi wirklich geſtorben ſey? Denn, wer von ſich ſelbſt nichts weiß, und nicht mehr fühlet, daß er lebet, der iſt ganz gewiß todt. Daß aber der Herr Profeſſor Philippi ſich in einem ſolchen Zuſtande befinde, iſt daher klar, weil er ſich nicht getrauet, die Frage: Ob er lebe, oder todt ſey? ſelbſt zu entſcheiden; ſondern ſich ein Bedenken darüber ausbittet. Ich bedaure, daß er nicht zu mir gekommen iſt. Ich hätte ihm aus dem Traum helfen können: Denn ich habe ihn ſterben, und ſeinen erblaßten Cörper in die Gruft ſenken ſehen, welches Dinge ſind, die er unmöglich wiſſen kann. Diejenigen herge-

gen, zu welchen er sich gewendet hat, wissen von nichts, und können auch, natürlicher Weise, von seinem Leben nicht mehr wissen, als er selbst: und dennoch schämen sich diese Leute nicht, und behaupten, der Herr Professor Philippi lebe, obgleich dieser ehrliche Mann aufrichtig bekennet, daß er selbst nichts davon weiß. Ist es nicht eine entsetzliche Frechheit?

Ich sollte nicht meinen, daß jemand so unverschämt seyn werde, mir hier einzuwerfen: Der Herr Professor Philippi habe meine Nachricht von seinem Tode schon dadurch genug widerleget, daß er einen Brief geschrieben; und also nicht nöthig gehabt, zu sagen, daß er lebe, und meine Nachricht falsch sey. Denn dieser Einwurf würde gar zu elend seyn. Indessen, weil ich gewohnt bin, gründlich zu verfahren, und meinen Gegnern alle Ausflüchte zu beschneiden: so will ich mich die Mühe nicht verdrießen lassen, mit wenigen darauf zu antworten. Ich sage demnach, daß es eben nicht nothwendig folge, daß ein Mensch, der einen Brief geschrieben hat, noch lebe. Wir haben ganze Bücher von Briefen der Todten an die Lebendigen. Die Letters from the Dead to the Living, so Thomas Brown herausgegeben,

ſind bekannt; und noch neulich hat der vorige König von Frankreich einen langen Brief an den jetzigen geſchrieben, ohne daß darum jemand geſagt, Ludwig der XIVte ſey von den Todten erſtanden, oder gar nimmals geſtorben.

Ich glaube, dieſes wird ſowol zu Ueberzeugung meiner Leſer, als auch zu Beſchämung meiner Widerſacher, genug ſeyn; und ich kann alſo die Feder ohne Bedenken niederlegen. Denn was das Ding anlanget, das zu Göttingen unter der Geſtalt und dem Namen des Herr Profeſſor Philippi herum gehen ſoll: ſo laſſe ich mich darauf nicht ein. Ich habe desfalls noch keine zulängliche Nachricht eingezogen. Daß es indeſſen der Herr Profeſſor Philippi ſelbſt nicht ſeyn könne, das hat wohl ſeine Richtigkeit: Denn der iſt ſchon an dem Ort, unde negant, redire quemquam.

Wenn ich aber meine unvorgreifliche Meinung ſagen ſoll: ſo halte ich dafür, daß der Teufel ſein Spiel darunter habe; und glaube, daß, wer kein Atheiſt oder Thomaſianer iſt, meine Meinung, wo nicht für wahrſcheinlich, doch für erbaulich halten wird. Was ſich mit dem bekannten Wagner zu Wittenberg auf öffentlichem Markte zugetragen hat, das iſt frommen Chriſten aus der wahrhafti-

gen Historie von D. Faust bekannt. Der Teufel ist noch eben so mächtig, als er damals war; und mag vielleicht seine Ursachen haben, warum er sich jetzo, in der Gestalt des Herrn Professors Philippi, zu Göttingen sehen lässet. Wer weiß, ob er nicht, als ein abgesagter Feind aller guten Anstalten, der neuen Universität dadurch einen Schandfleck anzuhängen suchet?

Ich will diese Muthmaßung zwar niemanden aufdringen; das glaube ich aber ganz gewiß, daß der Philippi, der jetzo zu Göttingen zu sehen seyn soll, nicht der rechte Philippi, sondern sein Gespenst; und also weit geschickter ist, meine Nachrichten von dem Tode des Herrn Professor Philippi zu bestärken, als verdächtig zu machen.

Hat jemand hieran noch einigen Zweifel, der warte nur noch eine kleine Zeit: so wird sichs weisen, ob dieses, in der Gestalt des Herrn Professor Philippi, zu Göttingen umhergehende Gespenst nicht plötzlich verschwinden, und einen Gestank hinter sich lassen wird.

Disparoissez donc, je Vous prie,
Et que le Ciel par sa bonté
Comble de joye et de sante
Vôtre defunte Seigneurie.

Moliere.

Anmerkungen.

Dieser Theil der Liscovschen Schriften enthält alle diejenigen Satyren, welche Liscov wider den zu seiner Zeit in Halle lebenden Professor Philippi herausgegeben hat, nehmlich:

1. Briontes der Jüngere, oder Lobrede auf den Hochedelgebohrnen und Hochgelahrten Herrn, Herrn Dr. Johann Ernst Philippi, öffentlichen Professor der deutschen Beredsamkeit auf der Universität Halle, wie auch Churfächsischen immatriculirten Advocaten ꝛc. ꝛc. nach den Regeln einer natürlichen, männlichen und heroischen Beredsamkeit, gehalten in der Gesellschaft der kleinen Geister, in Deutschland, von einem unwürdigen Mitgliede dieser zahlreichen Gesellschaft. 1732.

2. Unparteyische Untersuchung der Frage: Ob die bekannte Satyre, Briontes der Jüngere, oder Lobrede auf den Herrn Dr. Johann Ernst Philippi, Professor der deutschen Wohlredenheit auf der Universität Halle, mit entsetzlichen Religionsspöttereyen

angefüllet, und eine strafbare Schrift sey? Bey welcher Gelegenheit zugleich augenscheinlich gezeiget wird, daß der Herr Professor Philippi die Schrift: Gleiche Brüder, Gleiche Kappen ꝛc. unmöglich gemacht haben könne. Leipzig, 1733.

3. Stand- oder Antrittsrede, welche der (S. T.) Herr Dr. Johann Ernst Philippi, öffentlicher Professor der deutschen Wohlredenheit zu Halle, den 21sten December 1732, in der Gesellschaft der kleinen Geister gehalten, samt der Ihm darauf, im Namen der ganzen löblichen Gesellschaft der kleinen Geister, von dem (S. T.) Herrn V. S. N. S. F. M. als Aeltesten der Gesellschaft, gewordenen höflichen Antwort. Auf Befehl und Kosten der Gesellschaft der kleinen Geister zum Drucke befordert. 1733.

4. Sottises champêtres, oder Schäfergedicht des (Tit.) Herrn Professor Philippi, seiner Seltenheit wegen zum Drucke befördert. Leipzig, 1733.

5. Eines berühmten Medici glaubwürdiger Bericht von dem Zustande, in welchem er (S. T.) Herrn Professor Philippi den 20sten Junii 1734. angetroffen. Merseburg, 1734.

6. Bescheidene Beantwortung der Einwürfe, welche

welche einige Freunde des Herrn Dr. Johann Ernſt Philippi, weiland wohlverdienten Profeſſor der deutſchen Wohlredenheit zu Halle, wider die Nachricht von deſſen Tode gemacht haben. Halle, 1735.

Liscov hat ſelbſt die Geſichtspunkte angegeben, aus welchen er dieſe Satiren beurtheilet zu ſehen wünſcht. Er ſchreibt nehmlich:

„Der andere Held, mit dem ich gekämpfet habe, iſt der Herr Dr. Johann Ernſt Philippi, ehemaliger Profeſſor der deutſchen Wohlredenheit zu Halle. Er iſt der andere Sohn eines Hofpredigers zu Merſeburg, der vor einigen Jahren geſtorben iſt, und den Ruhm hinterlaſſen hat, daß er ein frommer und exemplariſcher Mann geweſen. Der Sohn hat nimmer in den Wegen ſeines Vaters gewandelt, ſondern allezeit einen unruhigen Kopf gehabt.“

„Im Jahre 1726 gab er eine Schrift wider die damalige groſſe Lotterey in Sachſen heraus, und ward dieſes Muthwillens wegen auf das Schloß zu Meiſſen gefangen geſetzet. Er kam endlich wieder los, und begab ſich nach Merſeburg, woſelbſt er advocirte; aber mit ſo ſchlechtem Glücke, daß ihm faſt in allen Urtheln bald ein

derber Verweis, bald eine Geldstrafe für die gebrauchten Injurien zuerkannt wurde.

„Ohngefehr im Jahre 1729. gerieht er in Händel, die ihn zwangen, Merseburg zu verlassen. Er begab sich aus Verzweiflung nach Halle, und ward daselbst Professor der deutschen Beredsamkeit. So bald er diesen Posten erhalten hatte, gab er unterschiedene Schriften heraus, die er jetzo vielleicht wünschet nimmer geschrieben zu haben. Denn sie sind die Quellen seines Unglücks."

„Sie waren an sich im höchsten Grade elend, und unterschiedene Gelehrte in Sachsen hielten sie einer scharfen Ahndung um so viel würdiger, je gröber sich der Verfasser damit wußte. Allein es hatte niemand das Herz, mit dem Herrn Professor Philippi anzubinden. Man fürchtete sich vor dessen Vater, der im Oberconsistorio zu Dresden viele Freunde hatte, und der Herr Professor Philippi blieb eine gute Zeit in der süssen Einbildung, die er von der Gröse seiner Verdienste hatte, ungestöhret. Ich vor meine Person konnte natürlicher Weise nicht die geringste Begierde haben, ihm diese stolze Zufriedenheit mit sich selbst zu rauben; weil ich, was auch seine wunderlichen Schriften in Sachsen vor Aufsehen gemacht hat-

ten, nicht wußte, daß er in der Welt war. Allein das Maaß seiner gelehrten Ausschweifungen war voll, und ich mußte, wider alles Vermuthen, seine Geißel seyn."

„Meine Anmerkungen über die Geschichte von der Zerstöhrung der Stadt Jerusalem gaben Gelegenheit dazu. Einer meiner Freunde brachte diese Anmerkungen nach Sachsen, und sie hatten das Glück, gewissen Leuten daselbst zu gefallen. Man glaubte, eine Satyre von eben der Art würde dem Herrn Professor Philippi sehr heilsam seyn, und ich ward inständig ersuchet, mich auch über diesen elenden Scribenten zu erbarmen. Man schickte mir zu dem Ende seine sechs deutschen Reden, und ertheilte mir eine umständliche Nachricht von seiner Person und von seinen Umständen."

„Ich gestehe, es kam mir hart vor, gegen einen Menschen zu schreiben, den ich nicht kannte, und der mir niemalen das geringste zuwider gethan hatte. Allein ich trug, aus gewissen Ursachen, Bedenken, denenjenigen, die mich darum ersuchten, ihr Begehren abzuschlagen. Ich las überdem das Heldengedicht auf den König von Polen, nebst den sechs deutschen Reden, und muß bekennen, daß ich über diese zwo Proben der he-

roiſchen Beredſamkeit des Herrn Profeſſor Philippi erſtaunte. Siehe! ſprach ich, hier iſt mehr, als Sievers, und verfertigte, ohne mir weiter den geringſten Scrupel zu machen, meine Lobrede auf den Herrn Profeſſor Philippi, der ich den Titel: Brionte der Jüngere, gab."

„Man mag von dieſer Satyre ſagen, was man will: ſo wird man doch bekennen müſſen, daß ſie nichts, als eine Critik der ſechs deutſchen Reden des Herrn Profeſſor Philippi, in ſich faſſet, und ſo beſcheiden eingerichtet iſt, daß man leicht ſehen kann, daß mich nicht ein Haß gegen die Perſon des Herrn Profeſſor Philippi, ſondern bloß ein gerechter Eifer wider ſeine lächerliche Beredſamkeit, bewogen habe, dieſelbe zu ſchreiben. Zum wenigſten glaubte man in Sachſen, der Herr Profeſſor Philippi ſey noch zu gelinde davon gekommen; und dieſer hämiſche Redner hätte alſo Urſache gehabt, Gott zu danken, daß er ihn in meine Hände fallen laſſen. Allein ſo gerieht er in die äuſſerſte Wut. Er glaubte, ſeine Ehre ſey auf das empfindlichſte verletzet. Es verdroß ihn, daß meine Schrift wider ihn mit Luſt geleſen wurde; ja daß ſo gar ſeine Zuhörer

den Briontes mit ins Collegium brachten, und einander, in seiner Gegenwart, ganze Stellen daraus vorlasen, und gab sich daher alle Mühe von der Welt, meine Schrift zu unterdrücken."

„Er bediente sich zu dem Ende eines zwar gemeinen, aber doch sehr unredlichen und tückischen, Mittels. Sein Vater mußte an zwey geistliche Glieder des Oberconsistorii zu Dresden, die seine Freunde waren, einen beweglichen Brief schreiben, und flehentlich bitten, man möchte doch eine mit so entsetzlicher Religionsspotterey angefüllte Schrift nicht so öffentlich verkaufen lassen. Ich weiß nicht, was diese Herren vor Mühe angewandt haben, ihren flehenden Amtsbruder zu vergnügen; das weiß ich aber, daß das Oberconsistorium klüger war, als der Herr Professor Philippi und sein Vater. Denn alles, was sie erhalten konnten, das war ein kaltsinniger Befehl an die Büchercommißion zu Leipzig, zu untersuchen, ob sich die Sache so verhalte. Dabey blieb es, und der Briontes ward vor wie nach in Leipzig verkauft."

„Wer der Verfasser dieser Satyre sey, das konnte der Herr Professor Philippi unmöglich errathen. Er suchte ihn in Sachsen, und der Herr Professor Gottsched hatte das Unglück, daß der stärkste

Verdacht auf ihn fiel. Der Herr Professor Philippi setzte auch wirklich in der ersten Hitze eine heftige Schrift gegen den Herrn Gottsched auf, und würde sie haben drucken lassen, wenn dieser nicht einen höflichen Brief an ihn geschrieben, und ihn heilig versichert hätte, daß er den Brionten nicht gemacht habe. Er soll auch dem Herrn Professor Philippi in eben diesem Schreiben vertraulich eröffnet haben, daß ich der Verfasser dieser Satyre sey. Ich glaube dieses gerne; denn er war einer von denen, die es am besten wissen konnten. Allein das glaube ich nicht, daß der Herr Professor Gottsched, wie Herr Philippi vorgiebt, den Brionten für ein infames Pasquill erklärt habe. Denn ich habe eine viel zu gute Meinung von dem Herrn Gottsched, als daß ich mir sollte einbilden können, daß er, aus Furcht, vor einem gar nicht furchtbaren Manne, einer Schrift, die ihm gewiß nicht zuwider war, und die er wenigstens für erträglich hielte, wider sein Gewissen einen so schimpflichen Titel beygeleget habe."

„Er mag indessen an den Herrn Professor Philippi geschrieben haben, was er will: so trauete dieser doch seinen Versicherungen so wenig, als

seinen vertraulichen Nachrichten, und hielt ihn dennoch für seinen Feind und Verfolger. Zwar wußte er nicht gewiß, ob Herr Gottsched den Briontes gemacht habe, oder wer sonst der Verfasser desselben sey: Allein diese Ungewißheit hinderte ihn nicht, seine Ehre gegen seinen unbekannten Feind zu retten. Er schrieb zu dem Ende noch im Jahre 1732. seine sieben neuen Versuche *) in der deutschen Beredsamkeit,

*) Die Titel dieser neuen Versuche waren folgende: 1) Rede von dem Character der kleinen Redner; als eine vorläufige Abfertigung der Satyre Briontes. 2) Daß der Verstand alle Gewalt übertreffe. 3) Der Character der freygeisterey und wahrer Verdienst ꝛc. 4) Von großen, mittelmäßigen und kleinen Genies, besonders von der Niederträchtigkeit der kleinen Geister. 5) Sendschreiben wegen Gültigkeit der Wörter: Tuckmäuser, Saalbader, Charlatan und Pedant ꝛc. 6) Die großmüthige Verachtung, als eine erlaubte Nothwehre gegen unrechtmäßige Gewalt, Unverstand und Verleumdung. 7) Die Bedauerung von Redlichgesinnten, als ein Bewegungsgrund, sich mit Pasquillanten in keine Streitschriften einzulassen. In dem 15ten Stücke des hamburgischen Correspondenten vom Jahre 1735. wird zwar gesagt, der Herr Professor Philippi habe seine sieben neuen Versuche zu Hamburg unter die Presse gegeben;

und die Schrift: Gleiche Brüder, gleiche Kappen ꝛc. So hurtig er mit dieſen Schriften fertig war, ſo langſam ging es mit dem Drucke. Niemand wollte ſie verlegen, und er bot ſie in Leipzig und Hamburg vergebens aus. Sein Manuſcript indeſſen gerieht an beyden Orten, ich weiß nicht, auf was Art, meinen Freunden in die Hände, welche mir einen vollſtändigen Auszug aus den Kappen, in ſo ferne ſie mich angingen, und eine Abſchrift von dem erſten der ſieben neuen Verſuche, welcher wider die Geſellſchaft der kleinen Geiſter gerichtet wär, zuſchickten. Ich entſchloß mich gleich, beydes drucken zu laſſen, und zu beantworten. Nicht darum, daß ich dieſes elende Zeug der geringſten Antwort würdig ſchätzte; ſondern aus ganz andern Urſachen."

„Ich hatte, ſeitdem ich um meiner Sünde wil-

---

allein das war nur Scherz. In Hamburg wollte ſie niemand haben. Man ſchickte ſie dem Herrn Profeſſor Philippi wieder, und ich weiß nicht, was er damit gemacht hat. Ich glaube, er hat ſie untergeſteckt, oder wenigſtens das vornehmſte daraus in der Vorrede zu ſeinem Windbeutel, und in ſeinen moraliſchen Bildniſſen, mit welchen er die Maximen de la Marquiſe de Sablée erläutert hat, angebracht.

len ein Scribent geworden war, ſo viel unge-
reimte und lächerliche Urtheile von der ſatyriſchen
Schreibart überhaupt, und von meinen Schriften
insbeſondere anhören müſſen, daß ich es nicht län-
ger erdulden konnte. Zwar kann ich mich nicht
darüber beſchweren, daß man gar zu verächtlich
von meinen Schriften geredet hätte; man lobte
ſie mehr, als ſie es verdienten. Allein auch die-
jenigen, welche ſie lobten, begleiteten ihr gezwun-
genes Lob mit einem hämiſchen Aber, das mir
empfindlicher war, als wenn man meine Art zu
denken und zu ſchreiben gerade weg getadelt,
oder mich gar mit meinen poßirlichen Gegnern
in eine Claſſe geſetzet hätte."

„Dieſes Aber ſollte die Weisheit und Billig-
keit des Heuchlers andeuten, der ſich deſſelben be-
diente: allein es war doch nichts, als eine Frucht
der Einfalt und Bosheit, und weit unchriſtlicher
und verdammlicher, als alle meine Satyren. Man
ſprach: „Es ſey doch gleichwohl unbillig und un-
chriſtlich, daß ich ehrliche Leute ſo empfindlich
kränkte, die mir nimmer etwas zuwider gethan
hätten. Es gienge mich ja nicht an, ob die Schrif-
ten dieſer Leute gut oder ſchlecht gerathen wären.
Man müſſe ſich nicht klug dünken laſſen, jedermann

zu tadeln. Die satyrische Schreibart sey einem Christen unanständig. Meine Schriften wären Pasquille, und ich müßte ein sehr boshaftes Gemüht haben. Ich bezeuge auch eine schlechte Ehrerbietung gegen die heilige Schrift, mißbrauchte biblische Redensarten, und man sähe wohl, daß ich wenig Religion hätte, weil alles, was ich geschrieben, mit Religionsspötterenen angefüllet sey, u. s. w."

„Es hätte mich nicht verdriessen sollen, wenn diese unbilligen Urtheile nur von Leuten wären gefället worden, denen ihre Einfalt, oder ihr Amt ein Recht giebt, zu sagen, was sie wollen: Allein, so mußte ich sie auch von Leuten hören, die klug seyn wollten, und die es ohne Verletzung ihres Gewissens seyn konnten. Ich lernete daraus, daß ein gesunder Verstand seltener ist, als man insgemein glaubet, und fand für nöhtig, meinen unbilligen Richtern zu zeigen, daß es ihnen hauptsächlich daran fehle."

„Dasjenige, was mich vornehmlich dazu bewog, das war der Vorwurf von der Religionsspötterey, der ungegründeteste und boshafteste von allen. Es verdroß mich, daß man, obgleich meine Schriften von keinen Religionsmaterien handelten, dennoch

so dreiste und verwegen von meinem Glauben und Unglauben urtheilete, als wenn ich einen Catechismum geschrieben hätte; und ich verfertigte demnach im Jahr 1753. die unpartheyische Untersuchung der Frage: Ob die bekannte Satyre, Briontes der Jüngere, mit entsezlichen Religionsspötterenen angefüllet, und eine strafbare Schrift sey? ꝛc."

„Ich bemühete mich in dieser Schrift, den mich richtenden Pharisäern einmal für allemal das Maul zu stopfen. Ich glaube nicht, daß ich sie gänzlich bekehret habe: doch fingen sie an, sich zu schämen, und wurden stille."

„Weil indessen der Herr Professor Philippi den Vorwurf von Religionsspötterenen, durch welchen er das Oberconsistorium wider den Briontes hatte aufbringen wollen, in seinen sogenannten Kappen wiederholet, und zur Vertheidigung seiner sechs deutschen Reden unterschiedenes vorgebracht hatte: so bediente ich mich der Gelegenheit, auch ihm seine Abfertigung zu geben, und rückte den mir zugeschickten Auszug, aus seinen damals noch ungedruckten Kappen, in meine unpartheyische Untersuchung ein. Ich be-

wies, daß diese Schrift im höchsten Grade albern, und so beschaffen sey, daß es nicht zu glauben, daß der Herr Professor Philipi sie gemacht habe. Ich sprach sie ihm auch wirklich aus vierzehn wichtigen Gründen ab. Allein der Herr Professor Philippi hat sich dennoch nicht geschämet, dieses abentheuerliche Werkchen öffentlich für das seine zu erkennen, und es im Jahre 1735. als einen Anhang zu seinem rüchtigen Buche: Cicero, ein grosser Windbeutel ꝛc. drucken zu lassen."

„Eben dieses Büchlein pranget noch mit einem andern Anhange, welcher acht Vertheidigungsschriften wider eben so viel Chartequen in sich fasset. Eine derselben ist wider meine unparteyische Untersuchung gerichtet, und ganz poßirlich. Der Herr Professor Philippi zieht so seltsame Reden aus meiner Schrift, und sagt Dinge darüber, die lustig genug zu lesen sind; aber den elenden Zustand des armen Menschen so klar an den Tag legen, daß ich mir ein Gewißen gemacht habe, darauf zu antworten."

„Damit ich nicht nöhtig habe, ferner von dem

Buche: Cicero, ein groſſer Windbeutel ꝛc. zu reden; ſo muß ich noch ſagen, daß man einen vollſtändigen Auszug aus demſelben in dem 22ten Stücke der niederſächſiſchen Nachrichten auf das Jahr 1735. findet. Der Auszug iſt von mir, und faſſet alle Seltenheiten dieſer lächerlichen Schrift, und zugleich eine Crink derſelben in ſich. Es hat auch der Herr Profeſſor Philippi wegen ſeines an dem Cicero verübten Frevels in dem 20ſten Stücke des hamburgiſchen Correſpondenten von 1735. ſein Urtheil aus dem Seneca empfangen.“

„Nachdem ich alſo der Welt den Auszug einer Schrift mitgetheilet hatte, der ſie ſonſt noch eine ziemliche Zeit würde haben entbehren müſſen: ſo ſäumete ich nicht, auch die Rede des Herrn Profeſſor Philipi an die Geſellſchaft der kleinen Geiſter, von der ich eine Abſchrift erhalten hatte, zum Drucke zu befordern. Ich gab ihr den Titel: Stand- oder Antrittsrede, welche der Herr Profeſſor Philippi in der Geſellſchaft der kleinen Geiſter gehalten hat ꝛc. Ich beantwortete ſie im Namen des Aelteſten dieſer Geſellſchaft. Dieſe Antwort iſt unſtreitig die giftigſte Schrift, die ich gegen den Herrn Profeſ-

ſor Philippi gemacht habe, *) und ich glaube nicht, daß er jemalen auf eine unbarmherzigere Weiſe gemißhandelt worden. Allein er empfing was ſeine Thaten wehrt waren. Warum gab er ſich mit mir ins Spotten? Warum wagte er ſich in die Ironie, eine Figur, die ihm zu hoch war? Ueber mich kann er ſich nicht beſchweren, und thut er es, ſo antworte ich ihm: Haec ſcripſi — — — ut eo ipſo in genere, in quo aliquid poſſe vis, te nihil eſſe cognoſceres. **)"

„Indeſſen war dieſes meine einzige Abſicht nicht; ſondern ich hatte noch einen andern Zweck.

---

*) Und dennoch ſagt der Doctor Hartmann, zu Erfurt, in ſeiner Anleitung zur Hiſtorie der leibnitz-wolfiſchen Philoſophie, S. 851. 952. daß Philippi dieſe Schrift gemacht habe, und daß darinn der mathematiſche Verſuch wider jedermann vertheidiget werde. Es iſt die ein Fehler, den er nicht würde begangen haben, wenn er ſich nur ferne an ſeinen ihm ſo nächſten Vorgänger, den Herrn Ludovici, den er vor Augen gehabt zu haben ſcheinet, gehalten hätte; aber da er klüger ſeyn will: ſo ſagt er etwas, das eben ſo wahr iſt, als daß, wie er S. 153. meynet, die Socinianer kurz nach dem Nicenischen Concilio entſtanden.

**) Cicero Epiſt. ad Familiares, Lib. VII. Ep. 27.

Der Herr Profeſſor Philippi hatte zwo Schriften ausgehen laſſen, an welchen wenig geſundes war. Die eine war ſeine thüringiſche Hiſtorie, und die andere ſein mathematiſcher Verſuch von der Unmöglichkeit einer ewigen Welt. Der Herr Profeſſor Philippi hatte in der erſten dem Churhauſe Sachſen die Bisthümer Merſeburg und Naumburg gänzlich abgeſprochen; ja er war gar ſo thöricht, daß er ſich einbildete, ſeine elende Schrift habe zu unterſchiedenen harten Reſcripten Anlaß gegeben, welche zu der Zeit, als der kaiſerliche und ſächſiſche Hof bekanntermaſſen nicht wohl mit einander ſtanden, dieſer Bisthümer wegen, an den verſtorbenen König von Polen ergingen. Man hatte mich erſuchet, den Herrn Profeſſor Philippi dieſes Frevels und Stolzes wegen zu züchtigen, und ihm zu weiſen, daß ſeine thüringiſche Hiſtorie kein Werk ſey, auf welches er ſich viel einzubilden Urſache hätte. Dieſes ſuchte ich meinem in einer Anmerkung zu dem Briontes gethanen Verſprechen zu Folge, in dieſer Beantwortung der philippiſchen Anrede an die Geſellſchaft der kleinen Geiſter, ins Werk zu richten, und der mathematiſche Verſuch von der Unmöglichkeit einer ewigen

Welt mußte bey der Gelegenheit mit an den Tanz."

„Ich war nicht der einzige, dem diese letzte Schrift lächerlich vorkam. Sie war schon, ehe ich dieselbe gesehen hatte, in zwo unterschiedenen Satyren, mit unterschiedenem Glücke, angegriffen worden. Die erste war das Sendschreiben der fünf Schwestern an den Herrn Professor Philippi. Die fünf Schwestern waren die fünf Sinnen, und die Satyre war, so viel ich mich erinnere, artig genug geschrieben. Sie gieng nur zu Leipzig im Manuscript herum, und der Herr Professor Philippi, dem eine Abschrift davon in die Hände fiel, ließ sie unter dem Titel: Wunderseltsames Fündelkind ꝛc. im Jahre 1733 mit Anmerkungen drucken. Ich habe dieser Anmerkungen in meiner unparteyischen Untersuchung erwehnet, und dem Herrn Professor Philippi, wie die Kappen, abgesprochen. Der Herr Professor Philippi meinet in diesen Anmerkungen, daß ich Vater zum dem sogenannten Fündelkinde sey. Allein er thut mir Unrecht. Ich bin an dieser Satyre unschuldig, und habe auch nimmer erfahren können, wer der Verfasser derselben sey."

„Der

„Die andere Satyre, welche wider den mathematiſchen Verſuch heraus kam, führte den Titel: Abgeſtrafter Vorwitz eines unbeſonnenen Criticis. Sie war in Verſen geſchrieben, welche der Verfaſſer mit Anmerkungen erläuterte. Er nennete ſich Grimaldo, und gab ſich auf dem Titel für einen dem Herrn Profeſſor Philippi wohlbekannten Weiſſenfelſer aus. Er hieß aber Grützner, und war ein Student aus Jena. Ich kenne den Menſchen nicht; aber nach ſeiner Schrift zu urtheilen, iſt es ein armer Sünder, der nur immer hätte zu Hauſe bleiben mögen. Der Herr Profeſſor Philippi hat ihn auch in dem Anhange zu ſeinem Windbeutel nach Verdienſt gezüchtiget, und mir ſelbſt kam ſein Geſchmier ſo abſcheulich und unerträglich vor, daß ich eine ſcharfe Cenſur deſſelben in das 80ſte Stück des hamburgiſchen Correſpondenten von 1733 ſetzen ließ. Der gute Grimaldo empfand dieſes ſo hoch, daß er drohete, er wollte auch wider den Verfaſſer des Correſpondenten ſchreiben. Es iſt aber, ſo viel ich weiß, nichts daraus geworden."

„Der Herr Profeſſor Philippi indeſſen war viel zu ſtreitbar, als daß er meine Stand- oder

Antrittsrede hätte unbeantwortet laſſen ſollen. Er gab auf friſcher That eine kleine Schrift dagegen heraus, welche er ein Bedenken der patriotiſche Assemblée nennete. Ich weiß den Inhalt dieſer Schrift nicht mehr; ſo viel weiß ich, daß ſie ſehr grob und einfältig gerathen war."

„Mittlerweile nun, daß ich mit der Verfertigung meiner Antwort, auf die philippiſche Standrede beſchäftiget war, ſpielte man dem Herrn Profeſſor Philippi einen Streich, deſſen er ſich nicht verſahe. Es war dieſer kurzweilige Redner in ein reiches und junges Frauenzimmer zu Leipzig ſterblich verliebt geweſen, und hatte dieſer ſeiner Göttinn zu Ehren ein Schäfergedicht gemacht, welches die Frau von Ziegler in Verwahrung hatte, und ſehr geheim hielt. Es fiel aber doch, ich weiß nicht durch was für einen Zufall, gewiſſen Leuten zu Leipzig in die Hände, die ſchickten es nach Hamburg, und baten, man möchte es daſelbſt zum Drucke befördern. Von Hamburg ward es an mich nach Lübeck geſchickt, und ich gab ihm den Namen: Sottises champêtres, oder Schäfergedicht des Herrn Profeſſor Philippi ꝛc. machte eine kurze Vorrede dazu, und ſchickte es wieder nach Hamburg, woſelbſt es, nachdem

ein anderer guter Freund den Inhalt dazu gemacht hatte, eiligſt gedruckt ward."

„Die Frau von Ziegler empfand die Bekanntmachung dieſes Schäfergedichtes ſehr hoch. Ich weiß nicht, was ſie für Urſachen dazu hatte; doch kann ich verſichern, daß wenn ich dieſes vorher gewußt hätte, die beſondere Ehrerbietung, welche ich gegen dieſe Dame hege, mich würde abgehalten haben, das geringſte zu der Herausgabe dieſes philippiſchen Schäfergedichtes beyzutragen."

„Was den Herrn Profeſſor Philippi anlanget: ſo ſetzten ihn die Sottises champêtres in die äuſſerſte Wut. Er verfiel wieder auf die alten Grillen, daß Herr Gottſched ſein Verfolger ſey, und gab unter dem Namen eines Freyherrn von Frohenmuht gegen dieſen ganz unſchuldigen Mann eine Schrift heraus, die er Sottises galantes nennete, und in welcher er den Herrn Profeſſor Gottſched auf eine recht raſende Art angriff. Der Herr Profeſſor Gottſched wählte, ſtatt der Rache, ein großmühtiges Stillſchweigen, und er that wohl daran. Eine ſo ehrenrührige Schandſchrift war keiner Beantwortung würdig."

„Als der Lerm wegen der Sottises champê-

tres und galantes vorbey war, kam allererſt die Stand- und Antrittsrede ans Licht. Ich gedachte, dieſes ſollte meine letzte Schrift gegen den Herrn Profeſſor Philippi ſeyn; aber ich mußte noch einen Gang mit ihm wagen."

„Er gab im Jahr 1734 eine Ueberſetzung der Maximes de la Marquise de Sablé heraus, welche er mit 366 moraliſchen Bildniſſen erläutert hatte. Von dieſer Ueberſetzung ward in dem 83ſten Stücke des hamburgiſchen Correſpondenten von 1734 ſehr verächtlich geurtheilet; und der Herr Profeſſor Philippi nahm dieſe Freyheit, welcher der Verfaſſer des Correſpondenten ſich gegen ihn bedienet hatte, ſo übel, daß er ſich bey dem Rahte zu Hamburg darüber beſchwerete, und ſeinen Brief an den Raht, ich weiß nicht warum, drucken ließ. Aus dieſem Briefe, der auf gewiſſe Maaſſe nicht ohne Wirkung war, leuchtete ſo viel Bosheit und ein ſo unerträglicher Stolz hervor, daß ich, ſo bald ich ihn las, den Entſchluß faßte, die lächerliche Schrift, über deren Cenſur der Herr Profeſſor Philippi ſich beſchwerete, noch ſchärfer vorzunehmen, als der Verfaſſer des Correſpondenten gethan hatte. Denn, die Wahrheit zu ſagen, es

verdroß mich, daß der Herr Professor Philippi, nach aller meiner Mühe, die ich mir gegeben hatte, ihn zu demüthigen, sich doch noch so trotzig gebehrdete, und unverschämt genug war, mit Ungestüm zu verlangen, daß die Leute anders, als mit Verachtung und Abscheu, von seinen Schriften reden sollten."

„Ich wollte ihm demnach den Rest geben, und schrieb den glaubwürdigen Bericht eines Medici von dem Zustande, in welchem er den Herrn Professor Philippi den 20sten Junius 1734 angetroffen. Ich führte in diesem Berichte den Herrn Professor Philippi redend ein. Er mußte seine Fehler bereuen, seine Schriften versuchen, und von seiner Uebersetzung der Maximes de la Marquise de Sablé, und allen ihren Zusätzen, so viel böses sagen, als ich glaubte, daß eine so läppische Schrift verdiente. In der Vorrede sagte ich, der Herr Professor Philippi sey den 21sten Junius wirklich gestorben. Dieses Vorgeben war falsch; aber daß der Herr Professor Philippi Schläge bekommen hatte, das war mehr als zu wahr. Er bekam sie ungefehr um die Zeit, als ich gesaget hatte, in einem Wirthshause zu Halle, von zween

Officieren, gegen welche er sich sehr unnütze gemacht hatte. Ja er war von diesen unbarmherzigen Kriegsknechten so zugerichtet worden, daß man ihn hatte nach Hause tragen müssen."

„Dieses war die Begebenheit, welche mich veranlaßete, meiner Satyre die Tour zu geben, die ich ihr gegeben habe. An die andern Schläge, die der Herr Professor Philippi kurz darauf von höherer Hand bekommen hatte, habe ich nicht gedacht. Ich hielte es für niederträchtig, über einen Unfall zu spotten, der einem jeden ehrlichen Manne hätte begegnen können, und beklagte den Herrn Professor Philippi von Herzen."

„Indessen hatten diese letzten Schläge den Herrn Professor Philippi gezwungen, Halle und seine ausserordentliche Professur zu verlassen, und ihn in einen Stand gesetzet, daß er, ich weiß nicht was, darum hätte geben sollen, daß meine Nachricht von seinem Tode wahr gewesen wäre. Er war unstet und flüchtig, und hatte alle Mühe von der Welt, den Händen der merseburgischen Regierung zu entgehen, die ein Urtheil an ihm vollziehen wollte, in welchem ihm, ich weiß nicht warum, ein zweyjähriges Gefängniß zuerkannt war. Aber dem allen ungeachtet wollte er doch

nicht todt seyn. Er ließ, wiewohl nicht in seinem Namen, von Göttingen aus einen Aufsaz in die hamburgischen Berichte rücken, in welchem ich, der ich ihm dieses nachgeredet hatte, ein namloser Pasquillant genennet, und aller Welt kund gethan wurde, der Herr Professor Philippi sey noch am Leben, und befinde sich in Göttingen."

„Das war nun wohl der Mühe wehrt, und es stand dem Herrn Professor Philippi, der in allen Stücken etwas besonders hatte, wohl an, auf eine so ernsthafte Art einer Nachricht zu widersprechen, die jedermann für Scherz hielte. Nach meiner Meinung hat der Herr Professor Philippi niemalen etwas lächerlichers begangen. Allein er ließ es dabey noch nicht bewenden; sondern gab eine Schrift gegen den glaubwürdigen Bericht eines berühmten Medici heraus, in welcher er Dinge sagte, die mich im geringsten nicht angiengen. Sie hatte den Titel: Der geheimen patriotischen Assemblée anderweitiges Bedenken an den Herrn Professor Philippi ꝛc. und war so wunderlich eingerichtet, daß man Mühe hatte, klug daraus zu werden. Ein sogenannter Hermolaus

Barbarus, welches, wo mir recht iſt, des D. Langens jüngſter Sohn ſeyn ſollte, und ein gewiſſer Profeſſor zu Halle, der nur mit den Buchſtaben F. W. angedeutet wurde, behielten nicht für einen Heller Ehre darinn. Der Herr Profeſſor Philippi hatte, aus Urſachen, die mir unbekannt ſind, einen Verdacht auf dieſe Leute geworfen, und glaubte ganz feſte, der glaubwürdige Bericht eines Medici ſey in Halle gedruckt worden; weil das Exemplar, das er bekommen hatte, noch naß geweſen war. Allein er betrog ſich; denn ich hatte dieſe Schrift in Mecklenburg auf dem Lande gemacht, und zu Lauenburg drucken laſſen."

„Was man übrigens in dem Berichte des Medici den ſterbenden Philippi von ſich und ſeinen Schriften hatte ſagen laſſen, das überging die geheime patriotiſche Assemblée, ob es gleich das Hauptwerk war, mit Stillſchweigen, und bemühete ſich nur, zu beweiſen, daß der Herr Profeſſor Philippi noch lebe. Es gab alſo der ehrliche Mann ſeine ihm ſonſt ſo liebe Schriften Preis, um ſein Leben zu retten. Denn todt wollte er mit Gewalt nicht ſeyn. Er hielte es für eine Beſchimpfung, daß ich dieſes von ihm geſaget

hatte: er stieß die gröbsten Scheltworte wider mich aus, und stellete sich nicht anders, als wenn ein seliger Tod eine Sache gewesen wäre, der sich ein ehrlicher Mann zu schämen hätte."

„Mir kam dieses Verfahren sehr wunderlich vor. Ich gedachte bey mir selbst: Es sind so viele ehrliche Leute gestorben, und der Herr Professor Philippi meint, es sey ihm eine Schande!

Lumina sis oculis etiam bonus Anceus reliquit,
Qui melior multis quam tu fuit improbe rebus;
Inde alii multi reges, rerumque potentes
Occiderunt, magnis qui gentibus imperitarunt.
. . . . . .
Ipse Epicurus obit decurso lumine vitae,
Qui genus humanum ingenio superavit, et omnes
Praestrinxit stellas, exortus uti aethereus Sol.
Tu vero dubitabis et indignabere obire
Mortua cui vita est prope jam vivo atque videnti. *)

Diese Gedanken veranlaßeten mich, es mit der geheimen patriotischen Assemblée aufzunehmen, und ihr aus Gründen, die sie mir durch ihren lächerlichen, unnöthigen und unbedachtsamen Widerspruch selbst an die Hand gegeben hatte, zu

*) Lucret. Lib. III.

beweisen, daß der Herr Professor Philippi dennoch gestorben sey."

„Ich schrieb zu dem Ende zu Anfange des 1773sten Jahrs meine bescheidene Beantwortung der Einwürfe, welche einige Freunde des Herrn Professor Philippi wider die Nachricht von dessen Tode gemacht haben. Der Herr Professor Philippi hat nicht darauf geantwortet. Und daran hat er, meines Erachtens, sehr weislich gehandelt. Denn wenn er hätte fortfahren wollen, im Namen der patriotischen Assemblee, auf eben den Fuß gegen mich zu schreiben: so würde die Sache, worüber wir stritten, so zweifelhaft geworden seyn, daß niemand, und so gar er selbst, zuletzt nicht gewußt haben würde, ob er noch lebe, oder todt sey. Man kann hieraus lernen, wie unglücklich die Leute sind, die keinen Scherz verstehen, und wie nothwendig solche Leute, denen, welche ihnen die Ehre thun, mit ihnen zu scherzen, durch ihre Heftigkeit, und durch ihren ernsthaften und unnöthigen Widerspruch, die Waffen in die Hände geben müssen, sie noch lächerlicher zu machen. Meine Absicht war, den Herrn Professor Philippi zu guter Letzt wenigstens noch von dieser Wahrheit zu

überführen. Nach der Zeit habe ich weiter mit ihm nichts zu thun gehabt."

„Er gerieth auch kurz darauf in einen Zustand, daß man seiner ohne Sünde ferner nicht spotten konnte. Da er, wie ich schon erwehnet habe, genöthiget wurde, Halle zu verlassen: so begab er sich nach Göttingen. Allein, ausser daß die merseburgische Regierung ihn noch immer verfolgte, und auf seine Auslieferung drang: so wollte es auch sonst daselbst mit ihm nicht fort. Er fing an zu lesen, und seinen Freydenker herauszugeben. Man wollte es aber nicht leiden, und es ward ihm sowohl das Lesen, als das Bücherschreiben, gänzlich verboten. Ich bekenne, die Diät, welche man ihm durch dieses Verbot vorschrieb, war seinem innern Menschen sehr heilsam; aber der äussere mußte nothwendig dabey zu kurz kommen, und das, deucht mich, war zu hart. Allein nicht lange darauf ging es ihm noch ärger. Er bekam das Consilium abeundi, und ward, wie man mir berichtet hat, bey hellem Tage zum Thor hinaus gebracht. Ob nun gleich dadurch erfüllet ward, was ich von seiner plötzlichen Verschwindung in meiner letzten Schrift geweissaget hatte: so habe ich ihn dennoch von Herzen bedauret,

und hätte lieber ein falscher Prophet seyn, als ihn dergestalt beschimpfet sehen mögen."

„Was man in Göttingen für Ursachen gehabt habe, so hart mit einem Manne zu verfahren, der doch, was er sonst auch für Schwachheiten an sich hatte, einmal ein Doctor und Professor war, das kann ich nicht sagen. Ich habe das Verbrechen des Herrn Professor Philippi nimmer erfahren können. Vermuthlich hat er sein Unglück seinem Freydenker zu danken. Denn in dieser elenden Wochenschrift soll er keines Menschen verschonet haben. Neun Stücke habe ich davon gesehen, und ich glaube nicht, daß sie weiter fortgesetzet ist, weil man dem Herrn Professor Philippi das Handwerk gar zu bald legte."

„Was nun diesem ehrlichen Manne nach seiner Vertreibung von Göttingen begegnet ist, daß weiß ich so eigentlich nicht. Viel Freude hat er allem Ansehen nach nicht gehabt. Denn er hat nach der Zeit seinen Vater verlohren, und, wie man sagt, auch zu Jena das Consilium abeundi bekommen."

Rezensionen.

No. 1.

Halle. Der hiesige öffentliche Professor der deutschen Beredsamkeit, Herr Dr. Johann Ernst Philippi, hat ein Heldengedicht drucken lassen, das er den eröffneten Tempel der Ehren und Vorsehung, und die im Pallaste der Glückseligkeit abgelegten Wünsche bey dem höchstbeglückten Antritte des hohen 63sten Stufenjahres Ihro Königlichen Majestät in Polen und Churfürstlichen Durchlaucht zu Sachsen, Friedrich des Grossen, benennet, und zu dessen öffentlicher Vorlesung die Zuhörer auf den verwichenen 12ten May durch ein Programma von ihm eingeladen worden, worinnen in Erwägung gezogen ist: Daß die wahre Ehre eine Frucht

der Tugend, sonderlich bey einem grossen Prinzen sey. Das Gedicht beträgt mit dem vorgesetzten Inhalt desselben 3. Bogen, und das Programma 1. Bogen in Folio. Man ersieht aus diesem Gedichte, daß der Herr Verfasser die alte gezwungene Art zu poetisiren der neuern, fliessenden und reinern vorgezogen, und gleichsam zu verstehen gegeben habe, als wenn er die deutsche Poesie auf den vorigen Fuß wiederum zu setzen gedächte. Ferner kann man aus dem Zusammenhalt des Gedichtes mit dem Programmate erkennen, was doch auch bey einem einzigen Menschen für ein Unterschied zwischen der poetischen und prosaischen Beredsamkeit sich befinde. Die beyden Strophen, worinnen Polen gegen Deutschland hitzige Worte ausstossen soll, darüber es von der Vorsehung einen Verweis bekömmt, mögen zur Probe dienen:

So leb ein Friedrich dann, sprach Deutschland ewiglich!
Doch hatte es nicht Raum, dies völlig auszusprechen,
Denn Polen zog zugleich das vorige auf sich.
Drum konnt es, ihm ins Wort zu fall'n sich nicht entbrechen:
Was sagest, Deutschland, du? Sollt dirs drum übel gehn,

Wenn etwa eins mein Thron sollt Zepter ledig stehn?
Warst du nicht mit mir hier, verschwor sich hierauf Polen,
Ich lüde dich sogleich auf Säbel und Pistolen.

Gemach! still! still! Weiß du, o Polen, wo du bist?
So sei die Vorsicht drein. Sind dieses deine Klagen?
Denkst du, daß etwa hier ein polnischer Reichstag ist?
Getraust du, Polen, dich mit Deutschland gar zu schlagen?
Und ist denn hier der Ort? Ich denke so im Zorn
An das von deiner Wuht mit Blut besprützte Thorn!
Verlangst du, daß ich dir zur Schuld noch mehr anschreibe?
Und willst du, daß ich dich gar aus dem Lande treibe?

Jedoch fällt der Herr Professor der Beredsamkeit selbst von seiner Arbeit gleich anfänglich ein Urtheil, und sagt deutlich, woran es ihm fehle, wenn es heißt:

O möcht mir Brocks den Mund, nebst seines gleichen gönnen,
Wie sollte mein Gedicht vom Feuer zeugen können!
Allein, der laute Ton, der bey mir nicht gestimmt,
Die matte Fähigkeit zum Denken und zum Dichten,

Die schamhafteste volle Furcht, die allen Muth benimmt,
Entkräftet meinen Geist, anstatt ihn aufzurichten. ꝛc.

Am Ende des Programmatis, wo er seine Lectiones, die er zu halten gedenkt, anführt, wird zugleich gemeldet, daß er Mittwochs und Sonnabends publice von 11. bis 12. Uhr über die Stücke des hamburgischen Patrioten lesen wolle. Also hat man wohl gar mit der Zeit einen Commentarium darüber von ihm zu gewarten.

No. 2.

Hamburg. In hiesigen Buchläden, siehet man eine Schrift liegen, die sonder Zweifel auch allhier gedruckt ist, und die den Titel führt: Brontes der Jüngere, oder Lobrede auf den Hochedelgebohrnen und Hochgelahrten Herrn, Herrn Dr. Johann Ernst Philippi, öffentlichen Professor der deutschen Beredsamkeit auf der Universität Halle, wie auch Churfächsischen immatriculirten Advocaten ꝛc. ꝛc. nach denen Regeln einer natürlichen, männlichen und heroischen Beredsamkeit, gehalten in der Gesellschaft der kleinen Geister in Deutschland, von einem unwürdigen Mitgliede dieser zahlreichen Gesellschaft 1732. in 8. von vier Bogen. Wer die reine und ungezwungene deutsche Schreibart, sammt der angebrachten lustigen, oder eigentlicher zu reden, swiftischen Erfindung, in diesen Bogen beobachtet, und beides mit den

vor kurzer Zeit nach sievertschen Geschmack heraus-gekommenen Anmerkungen über die Zerstöhrung der Stadt Jerusalem, wie auch des Clifions Betrachtungen der gefrornen Fensterscheibe, zusammen hält, der wird auf die Gedanken verfallen, daß nur von einem einzigen der Herren kleinen Geister alles dreyes entsprungen sey. Des Herrn Professer Philippi sonderliche Beredsamkeit, die er in seinen sechs gedruckten Reden zu erkennen gegeben, wird dermaßen empfindlich durchgestriegelt, daß, wie er ehemals in einer von seinen gehaltenen Reden gekünstelterweise ohnmächtig worden, nunmehro bey Durchlesung einer auf ihn gerichteten Lobrede natürlicher Weise in eine tiefe Ohnmacht sinken möchte. Es wäre kein Wunder, wenn er die Gesellschaft der kleinen Geister für kleine aus England in Deutschland angekommene Gespensterchen, oder sonst etwa für Rübezahls Kinder ansähe, welche die neuen Gelehrten, wenn sie auch Professores heissen, plagen wollen. Und da des Herrn Philippi Reden eine solche satyrische Feuerprobe aushalten müssen; wie wird es nicht mit seiner thüringischen Historie, die gewißlich einer noch schärfern Lauge würdig ist, und deren löbliche Beurtheilung versprochen wird,

aussehen? Nur möchte sich das beredte Mitglied der kleinen Geister, von welchem die philippische Lobrede herkömmt, dieses lassen ins Ohr gesagt seyn, daß es sich der Redensarten, die eine schlechte Ehrerbietung für die Schrift und Theologie an Tag legen, enthielte; wie denn in gedachter Rede die Vergleichung der Geistlichkeit kleiner Geister mit der unsichtbaren Kirche, absonderlich die Erwähnung der Reise Pauli in den dritten Himmel, ferner die Redensart von der Ausplünderung des Psalms und der Offenbarung, sammt noch einigen andern, wohl hätten wegbleiben mögen. Denn dadurch wird dem Herrn Professor Philippi Gelegenheit gegeben, daß er, statt einer Danksagungsrede für sein grosses Lob, vielmehr auf eine häßliche Strafpredigt wird bedacht seyn, die mit lauter Spötter und Schriftverächtern um sich wirft.

No. 5.

Hamburg. Man siehet allhier eine Schrift von vier Bogen unter folgendem Titel: Briantes der Jüngere, oder Lobrede auf den (S. T.) Herrn D. Johann Ernst Philippi, öffentlichen Professor der deutschen Beredsamkeit auf der Universität Halle ꝛc. nach denen Regeln einer natürlichen, männlichen und heroischen Beredsamkeit gehalten in der Gesellschaft der kleinen Geister in Deutschland, von einem unwürdigen Mitgliede dieser zahlreichen Gesellschaft. Es stehet wenigen Lesern zuzutrauen, daß sie einen Gelehrten nicht kennen sollten, den seine thüringische Historie berühmt, sechs deutsche Reden aber unsterblich gemacht. Eben diese haben ihm diese wohlverdiente Lobrede zugezogen, der es weder an Wahrheit noch Scharfsinnigkeit fehlet, und die in der That ein Meisterstück ist. Des ungenannten

Herrn Verfassers Absicht scheinet keine andere gewesen zu seyn, als dem jüngern Briontes oder Herrn Professor Philippi zu der besondern Unsterblichkeit zu verhelfen, wozu ihn seine natürliche, männliche und heroische Beredsamkeit genugsam berechtiget hat. Dennoch sind wir von des letztern Bescheidenheit fast versichert, er habe diese Lobeserhebungen gelesen, ohne durch eine einzige derselben stolz zu werden: Auch widersprechen wir hiermit öffentlich dem Gerüchte, welches Neider seiner sich ausbreitenden Verdienste von ihm ausgesprenget, daß er diese Lobrede selbst verfertiget. Wir sind von dem Ungrunde dieser Anmaßung überzeuget. Wir haben eine zärtliche Hochachtung für Sr. Excellenz, den Herrn Professor; wir ergötzen uns recht herzlich an seinen Schriften. Ja dürften wir zu seinem Ruhm und unserer Belustigung etwas wünschen: so wäre es, auch künftig hin die Proben seiner Fähigkeit in der Dichtkunst vermehrt zu sehen. Er ist dem poetischen Geiste nach so stark, als dem Leibe nach Ohnmachten unterworfen; und wir erinnern uns der Stelle des Plinius von einem kränklichen Weisen, dem er par animo corpus anwünschte. Herr Briontes der Jüngere würde wohl thun,

die Stunden, die er auf die Beredsamkeit wendet, künftig in doppelter Maaße der deutschen Poesie zu widmen. Alsdann wird ihm der Lorbeer nicht entstehen, den er schon ereilen konnen, wenn er etwas mehres, als ein Heldengedicht, in gebundener Rede aufgesetzet. In dieser angenehmen Hoffnung können wir uns kaum entbrechen, ihm mit etwas veränderten Worten aus dem von Canitz dieses zuzurufen.

Euch, ihr Zeiten, die verlaufen,
Könnt' er euch mit Dint' erkaufen,
Die er oft aus Unbedacht
Ohne Reimen zugebracht.

Sonne! schenk ihm deine Blicke;
Komm, verdopple deinen Schritt.
Eilt, ihr Zeiten, eilt zurücke;
Bringt ihm aber Reimen mit.

No. 4.

Ein gelehrter Medicus hat uns ohnlängst mit einem Schreiben beehret, aus dem wir in folgendem Auszuge eine neue Entdekung der Heilungswiſſenſchaft mittheilen wollen.

Hiernächſt, ſchreibt er, muß ich Ew. Hochedlen etwas ſonderbares melden, ſo ich in meinem hieſigen Praxi medica neulich angemerket. In einem nah gelegenen Orte ward am 16. Febr. ein Candidatus Miniſterii durch vieles Predigen und Judenbekehren in allerhand ſchmerzliche Zufälle geſtürzet, da er ſich dann meiner Hülfe bediente. Zuvörderſt ſuchte ich ſchlimmern Folgen vorzubeugen, die jedoch ſo wenig fruchteten, daß vielmehr am 20ſten eine anhaltende Schlafloſigkeit, oder ἀγρυπνία ſich einfand und ſeine Geneſung ziemlich zu entfernen ſchien. Nun hatte aber der Kranke am 23ſten von ſeinem Hauswirthe, einem Gewürz-

händler und gar willfährigen Manne, des Herrn Professer Philippi in Halle Heldengedicht auf Se. Majestät, den gottseligen König in Polen, oder den Tempel der Ehre und Vorsehung, sich reichen lassen, ohne Zweifel sein Gemüht etwas zu ergetzen; und siehe! die Natur half sich selbst auf eine wunderbare Art, da wohlzubereitete Opiate und Narcotica nicht anschlagen wollen. Der Patient fing an, mit einer vernehmlichen Stimme seiner Wärterinn dieses Gedicht vorzulesen. Nach dieser Frauen und anderer gar eigentlichen Aussage stieß ihm ein kurzer Schauer zu bey der andern Strophe der neunten Seite. Bey Aussprechung der letzten Sylbe dieser beyden Zeilen S. 13.

Nenne in der Allnatur mir irgend eine Art
Von Narcotica, die da nicht gefunden ward.

ließ er das Haupt sinken, seufzte und gerieht in einen sanften und lieblichen Schlummer, der einige Stunden dauerte, sich auch noch allezeit einstellet, so oft er dieses heilsame Werk lieset, wodurch ich dann, da ich dieses schreibe, am 1sten März eine merkliche Besserung gespühret. Seine Wirthinn, eine fromme Matrone, verwahret nunmehro dieses Gedicht, wovon sie zwanzig Exem-

plaria gesammlet, mit gröſſerm Fleiſſe, vermeint auch, dieſes Hausmittel habe wirklich in gleichen Umſtänden bey ihrer einzigen mannbaren Tochter schon von neuem seine Kraft bewiesen.

Ich finde diesen Casum ungemein merkwürdig, und wünschte, daß die gelehrte Gesellschaften in und auſſer Deutschland solchen gründlich untersuchen möchten. Durch langes Wachen waren freylich die subtilen flüchtigen Lebensgeister des Kranken, sonderlich in parte cerebri corticali, in ausserordentliche Bewegung gesetzet worden. Den erfolgten Schlummer konnte demnach nichts befördern, ohne zugleich jene zu mäßigen und zu hemmen, wie denn Henricus Regius, der nebſt dem du Hamel die Hirnnerven zum Subjecto des Schlafes macht, folglich vom Willen abgehet, selbigen gleichwohl durch eine subtilissimam s. arctationem cerebri et nervorum erkläret;) wozu dann vor allen ein irdisches, grobes, verdickendes, und einschläferndes Wesen, oder die von einem neoterico sogenannte vis inspissatoria erfodert wird. Da nun diese Kraft sich mitten im Lesen des oberwehnten Gedichtes geäussert: so mögen andere ausmachen, ob sie in selbigem verborgen gewesen, und dem Patienten, nachdem sie dessen Ge-

danken auf eine besondere geheime Weise gerühret, so heilsam seyn können. Wenigstens bezeuget diese wahrhafte, jedoch vielen unglaubliche, Geschichte, daß die Seele einen sehr großen Antheil an der Gesundheit, Krankheit und Genesung unsers Körpers habe, welches, anderer zu geschweigen, der berühmte Hoffmann in der gründlichen Anweisung P. I. Sect. IV. hinlänglich ausgeführet ꝛc. Ich gedenke hiervon mit mehrerem in meinen Centuriis observat. medicar. zu handeln.

No. 5.

Auszug eines Schreibens an den Verfaſſer niederſächſiſcher Nachrichten vom 24ſten März a. c.

Der neulich angeführte Caſus medicinalis, von der kräftigen Wirkung einer deutſchen Poeſie des Herrn Profeſſor Philippi, hat mir ſehr wohl gefallen. Laſſen Sie ſich doch gegen ihre gefaßte Meinung bewegen, dieſes heilſamen Mannes noch einmal zu gedenken, und geben durch Einrückung meiner Gedanken, wenn es nicht ferner geſchehen ſoll, dem Eloquenznagel den letzten Schlag auf den Kopf. Es hat der Herr Profeſſor neulich eine Schrift ausfliegen laſſen, von 2 und einem halben Bogen in 8, welche mein Diener in einer alten Käſebude gekauft, zum Durchleſen mit nach Hauſe genommen, mir endlich als was neues

und lächerliches überreicht hat, und die ich Ihnen nunmehro ebenfalls zum Besehen überschicke. Setzen Sie doch ihren ganzen Titel hin, weil er den völligen Inhalt so schön vor Augen legt. Da ist er: Wunderseltsames Fündelkind, welches mit einem gewissen Sendschreiben an den Verfasser des mathematischen Versuchs von der Unmöglichkeit einer ewigen Welt, in geheim abgeschicket, nunmehro aber mit einem Gebuhrtsschein und Freybrief, darinne die eigentliche Meinung des Herrn Hofraths Wolfen von der Ewigkeit der Welt wie auch der verderbene Geschmack der kleinen Geister lebendig vorgestellt, nach seiner Heimat wieder abgefertiget worden von D. Johann Ernst Philippi, P. P. 1733. Es hat sich auch bey mir, nach vollendeter Durchlesung, eine heilsame Kraft dieser Schrift ereignet, indem sie mich von einer dreytägigen Verstopfung befreyet. Wie es zugegangen sey, mag ich jetzo nicht erzehlen. Genug, daß ich sie als ein gutes Mittel gegen das sonst so schwer zu vertreibende malum hypochondriacum ansehe. Nur dieses ist zu bedauren, daß sich der Herr Professor durch seine Arbeit des Thomasianismi nunmehro gar zu verdächtig gemacht hat, wogegen er doch in der

Lobrede auf ſeine heroiſche Beredſamkeit ganz wohlmeinend vertheidiget worden; indem er den angeführten Brief, wie ehemals Thomaſius in ſeinen Monaten des Peter Schippings Schrift, mit Anmerkungen zu widerlegen, und dem Thomaſio nachzuahmen getrachtet. Inzwiſchen iſt es wahr, daß der Verfaſſer des Briefes das Bild der Dunkelheit in dem mathematiſchen Verſuche des Herrn Philippi beſſer vorſtellen mögen. Mir iſt endlich auch eine Anmerkung über des Herrn Profeſſors, ſowohl jetzt angeführte, als übrige Schriften, aus des Cicero erſtem Buche ſeiner tuſculaniſchen Fragen beygefallen: Fieri poteſt, ut recte quis ſentiat, et id quod ſentit, recte eloqui non poſſit: ſed mandare quenquam literis cogitationes ſuas, qui nec diſponere nec illuſtrare poſſit, nec delectatione aliqua allicere lectorem, hominis eſt intemperantis abſtinentis et otio et literis. etc.

No. 6.

Leipzig. Allhier beluſtiget uns das wunderſeltſame Fündelkind ꝛc. oder die neue Schrift unſers galanten und gelehrten Nachbarn, des Herrn Philippi zu Halle, die ihres berühmten Verfaſſers wegen billig anzupreiſen ſtehet. Ein Ungenannter hatte an den Autorem des mathematiſchen Verſuches von der Unmöglichkeit einer ewigen Welt insgeheim ein Schreiben im Namen der fünf Sinne abgeſchicket. Weil aber dieſer mit ſelbigen ſich in keine Geſellſchaft einzulaſſen geſonnen: ſo ſiehet man ihre Zuſchrift mit 103 neuen Anmerkungen und einem ſinnreichen poetiſchen Nachbericht, nach Art der beliebten Leberreime, gründlich abgefertiget. Der Urheber derſelben, den er bald Lobeſan, bald Stockfiſch, bald aus ungemeiner Leutſeligkeit nach einem der gröſſeſten Gelehrten benannt, wird p. 8. unter die kleinen Geiſter geſtel-

ter, deren Abſicht nicht iſt, in ſolchem Sendſchreiben Unterricht anzunehmen, ſondern die groſſen Genies, z. E. den Herrn von Leibnitz, Thomaſius und Philippi, zu hofemeiſtern. Wem dieſes Fündelkind beyzulegen, wiſſen wir nicht. Se. Excellenz, der Herr Doctor und Profeſſor, bezeuget p. 5. als ein geſchworner kaiſerlicher Notarius, daß es kein Wechſelbalg ſey. Jedoch ſcheynet nur ihm, und ſonſt keinem einzigen, dieſe Ausgeburt der Satyre Orientes ſo ähnlich, als ein Rabe dem andern, p. 4. Dieſes iſt ganz falſch und unwahrſcheinlich. Wiewohl ein ſo kleiner Fehler verſteckt ſich hinter viele Schönheiten, und man wird ſeiner kaum gewahr. Die ſpielende Natur hat wirklich in den hälliſchen Redner etwas beſonders geleget Durch die gehäuften Spöttereyen, die aus beyden ſächſiſchen Kraiſen auf ihn zueilen, geräht er ſo wenig in gekünſtelte oder wahre Ohnmachten, daß vielmehr eine jede Hetze ſeine Kräfte augenſcheinlich verdoppelt, und er vielleicht unüberwindlich ſeyn würde, wenn er ſeinen Feinden noch lächerlicher ſchiene. Er erwartet daher ſeiner Gegner in voller Rüſtung, kämpfet mit ihnen bis auf das allerlegte Serum ſeines Gehirnes, und weiß auf eine ſchlaue Art ſeine Stacheln und Waffen

mit den ihrigen so wohl zu verwirren, daß dieses grosse Genie wenigstens streitend erlieget, wie

Der Riese, der vom Blitz erlegt ist, und selbst blitzet.
Guarini.

Er ist zur Satyre gebohren, und wir wünschen ihm, nicht sonder einigen Eigennutz, ein langes Leben. Vielleicht möchte aber dieser dürre Säugling nicht die Jahre seines würdigen Pflegevaters erreichen, wann ein Liebhaber der Alten, der sich durch sein Amt dazu berechtiget zu seyn glauben, und seinem eigensinnigen Geschmacke nachhängen dürfte, den baldigen Untergang desselben befördern wollte: welches wir wirklich zu befürchten haben.

. . O puer, ut sis
Vitalis metuo; et majorum ne quis amicus
Frigore te feriat.
Hor. Sat. L. 2.

No. 7.

Hamburg. Wer unter der Menge von neuen gedruckten Sachen das scharfsinnige liebt, der lese folgende Schrift: Unparteyische Untersuchung der Frage: Ob die bekannte Satyre, Briontes der Jüngere, oder Lobrede auf den Herrn Dr. Johann Ernst Philippi, Professor der deutschen Wohlredenheit auf der Universität Halle, mit entsetzlichen Religionsspöttereyen angefüllet, und eine strafbare Schrift sey? Bey welcher Gelegenheit zugleich augenscheinlich gezeiget wird, daß der Herr Professor Philippi die Schrift: Gleiche Brüder, gleiche Kappen ꝛc. unmöglich gemacht haben könne. Leipzig, 1733. in Octav von 9 Bogen. Ob der Herr Verfasser des Briontes und sein jetziger Vertheidiger in einem Leibe wohnen? oder ob man zwey Personen daraus machen könne? darum mögen sich andre bekümmern. Was

das übrige betrifft, so wird ein jeder unparteyischer Leser mit uns gestehen müssen, daß der elende Schneidergeselle, welcher die so genannten Kappen aus alten Lumpen zusammengeflickt, auf eine wohlverdiente Weise sey gezwackt, auch dessen gemachte Vorwürfe der Religionsspötterey, verletzten Ehre u. dgl., sehr nachdrücklich abgewiesen worden, und das auf eine angenehme und besondere Art, die mit lauter nützlichen Regeln und Urtheilen untermenget ist. Denn es sind darinn zwar kurz, aber sehr wohl, und nicht auf gemeine Art, vorgestellet, was eigentlich eine gute Satyre sey, was darzu gehöret, und was sie vor Schicksalen unterworfen? ferner: was eine Ironie erfodert, beym Unterscheid eines Gleichnisses zu merken? und endlich: wie nöthig und nützlich es sey, die bösen Scribenten zu bestrafen? Des Verfassers der niedersächsischen Nachrichten wird auf der 10ten Seite auch gedacht, und dessen bey Anführung des Briontes gegebener Raht, sich der biblischen und theologischen Redensarten in einer Satyre lieber zu enthalten, gebilligt; indem es eingetroffen, daß der Kappenmacher eben hierüber das meiste Geschrey angestimmet, und allerhand lächerliche Sloßen ausgeheckt hat. Der Wunsch des gedachten

Verfaſſers war freylich kein anderer, als daß den Spinnen die gänzliche Macht, ihren Gift auszulaſſen, möchte benommen ſeyn; und wenn dergleichen Redensarten den einfältigen Kappenſchneider zur Flickerey nicht bewogen hätten: ſo glaubt man, daß er mit ſeiner übrigen Stümperey würde zu Hauſe geblieben ſeyn. Solche Ausdrücke mögen noch ſo unſchuldig ſeyn, und auf das gründlichſte vertheidigt werden: ſo iſt der Anſtoß doch nicht zu vermeiden; tamen aliquid haereret; und beſſer iſt doch beſſer. Eine gründliche Satyre, die davon ledig iſt, wird den Läſterungen und andern Anfällen ſo leicht nicht unterworfen ſeyn, und ein Satyrenſchreiber kann allen andern Argwohn eher, als die Religionsſpötterey, von ſich abwälzen. Dem Herrn Verfaſſer der unparteyiſchen Unterſuchung werden dieſe vielleicht überflüßigen, doch wohlmeinenden Gedanken hoffentlich nicht entgegen ſeyn. Was ferner die Kappen anbelangt: ſo ſind ſie dem Verfaſſer niederſächſiſcher Nachrichten noch nicht zu Geſichte gekommen, daß er ſagen könnte, wie und auf was Weiſe man dasjenige, ſo wegen des Herrn Profeſſors Philippi zu verſchiedenenmalen erinnert worden, angefochten habe. Es werden aber ganz gewiß eben ſo

elende Lappereyen seyn, als diejenigen, welche dem Kappenmacher in der unparteyischen Untersuchung sind unter Augen gestellet worden. Wüßte auch der Verfasser niedersächsischer Nachrichten, worinn etwa die gegen ihn gemachten Vorwürfe und Tadelungen beständen: so nähme er sich dennoch nicht die Mühe, das geringste darauf zu antworten, nachdem in oft benannter Untersuchung den Kappen der Staub und die Motten dermaßen ausgeklopfet sind, daß kein guter Faden mehr daran bleibt. Kurz: die Kappen sind als eine durchgehends alberne, einfältige und unvernünftige, obwohl zuweilen bohhafte, Schrift deutlich abgemahlt. Es wird auch daher mit Recht gemuthmaßet, und aus 14 Beweisgründen dargethan, daß der Herr Professor Philippi ein solches Geschmier unmöglich könne aufgesetzt haben; sondern daß es von seinen ärgsten Feinden, gegen die er seine Ehre retten müsse, herrühre. Daß solches wahr sey, glaubt der Verfasser niedersächsischer Nachrichten auch, daher um desto mehr, weil ihm der Herr Professor Philippi nur neulich einen gar vernünftigen und höflichen Brief zugeschickt, und darinnen gemeldet hat: „Er lese diese Nachrichten mit Vergnügen; und ob er wohl das Unglück ge-

habt, darinn etlichemal angegriffen zu werden: ſo ſchlage ſolches in ihm die Begierde dennoch nicht nieder, des Verfaſſers Freundſchaft zu ſuchen, ſondern erwecke ſie vielmehr, indem er genugſame Urſache finde, es mit denen Herren Schriftrichtern nicht zu verderben ꝛc." Zugleich hat der Herr Profeſſor ſeine Einleitung zu denjenigen Theilen der Gelehrſamkeit, darüber er künftig Jahr aus Jahr ein zu leſen entſchloſſen, und welche 2 Bogen in Octav beträgt, mitgeſandt, woraus genugſam erhellet, daß derſelbe kein ſo ſchlechter Philoſoph, noch mehr aber ein guter Juriſt, ſeyn könne. Auch den übrigen und gehörigen Ruhm wird man dem Herr Profeſſor niemals ſtreitig machen, oder ihm ferner Gelegenheit geben, ſich zu beſchweren. Wie denn auch der Vertheidiger des Briontes gezeiget, er ſey nicht ein Feind, ſondern ein guter Freund des Herrn Profeſſor Philippi.

No. 8.

Leipzig. Die ſinnreiche Lobrede auf den öffentlichen Lehrer der deutſchen Beredſamkeit in Halle, oder Brientes der Jüngere ꝛc. iſt mit allgemeinem Beyfalle aufgenommen worden. Sie hat gewiſſe Herren, die leſen und ſchreiben können, in eine heimliche Unruhe geſetzet. Ihnen hat mißfallen, daß dieſes Werkchen ſo viel Neues beſitzet und keine Copie iſt. Sie haben in einer Schrift, der ſie, ohne wider den Strom zu ſchwimmen, Witz und Schönheit nicht abſprechen durften, Spötterey en der Religion und ewiger Wahrheiten geſuchet. Dieſe Gewohnheit iſt zu vortheilhaft, um jemal zu verjähren. Wer ſich die Freyheit nimmt, Virum Clariſſimum für ſich denken zu laſſen, muß ſich nur zeitig auf ſolche Urtheile gefaßt machen, die witzigen Köpfen ſchwerer zu vermeiden, als

zu widerlegen, ſind. Von beyden iſt dieſe hieſelbſt herausgekommene Schutzſchrift eine Probe: Unparteyiſche Unterſuchung der Frage: ob die bekannte Satyre, Briontes der Jüngere, oder Lobrede auf den Herrn Dr. Johann Ernſt Philippi, Profeſſor der deutſchen Wohlredenheit auf der Univerſität Halle, mit entſetzlichen Religionsſpöttereyen angefüllet, und eine ſtrafbare Schrift ſey? Bey welcher Gelegenheit zugleich augenſcheinlich gezeiget wird, daß der Herr Profeſſor Philippi die Schrift: Gleiche Brüder gleiche Kappen ꝛc. unmöglich gemacht haben könne, Leipzig, 1733. 10 Bogen, in Octavo. Eine gute Satyre iſt das kräftigſte Heilungsmittel der Invaliden des Parnaſſes. Sie erwecket unter ihnen eine allgemeine Demuht und Ehrerbietung. Dieſe Wirkung hat auch Briontes der Jüngere, den Herrn Profeſſor Philippi, der ein groſſer Kenner dieſer Schriften iſt, für eine Satyre hält. Er hat alſo, nach deren reiflichen Unterſuchung, die Stimme einer mitleidigen Vorſicht erkannt, die ihm ſeinen Feinden nicht ganz überantworten, noch verſtatten will, daß kein Deutſcher ſich des Lachens enthalte, der den Namen Briontes höret. Er iſt überzeuget, die Sicher-

heit eines Scribenten ſey dem Hochmuhte ähnlich; dieſer aber allemal ein Vorbote des Falles. Er hat ſich alſo nicht ungebehrdig geſtellet, nicht geſcholten oder getobet, wie ein kleiner Geiſt gethan haben würde. Seine Feinde kränket es daher nicht wenig, daß ſie ihm nicht auch eine gewiſſe Seuche, die in der Schule herrſchet, oder den pudorem malum vieler Bücherſchreiber, vorwerfen können, die nie geſtehen wollen, daß ſie gefehlet, und oft zehn Werke ſchreiben, um die Schwachheiten eines einzigen zu verewigen. Unſer Freund, der Herr Profeſſor Philippi, iſt kein ſolches Gefäße der Schmierſucht. Zwar hat ſich ein ſo genanntes Fändelkind und eine armſelige Schrift: Gleiche Brüder, gleiche Kappen, doch nur auf 24 Stunden, ſehen laſſen: Dieſe Unterſuchung zeiget aber ausführlich, daß der Herr Profeſſor Philippi an dieſen Mißgebuhrten nie Antheil gehabt. Er ſiehet auch mit Freuden, wie ſein Glück ſteiget; wie wenig die Verläumdung ihm den Ruhm der Beſcheidenheit und Selbſterkenntniß durch Aufbürdung ſolcher Schriften entziehen könne; wie die Lobrede Briontes, der allein er dieſen Ruhm zu danken hat, und wie ſonderlich er ſelbſt in dieſem

neuen Werke auf eine ſo gründliche Art vertheidiget worden, daß er ſchwerlich wird entſcheiden können, ob die Lobrede, oder derſelben Schutzſchrift, ſcharfſinniger ſey.

No. 9.

Hamburg. Von Leipzig iſt uns neulich eine Schrift zugeſandt, die nachfolgenden Titel führet: Stand- oder Antrittsrede, welche der (S. T.) Herr Dr. Johann Ernſt Philippi, öffentlicher Profeſſor der deutſchen Wohlredenheit zu Halle, den 21ſten December 1732 in der Geſellſchaft der kleinen Geiſter gehalten, ſammt der ihm darauf, im Namen der ganzen löblichen Geſellſchaft der kleinen Geiſter, von dem (S. T.) Herrn B. G. A. S. F. M. als Aelteſten der Geſellſchaft, gewordenen höflichen Antwort. Auf Befehl und Koſten der Geſellſchaft der kleinen Geiſter zum Drucke befördert. Exſequias Philippo quoi commodum ire, jam tempus eſt, ollus defertur. 1733. 5½ Bogen, in Octav. Wüßte man, was wir für ein herzliches Mitleiden mit dem Herrn Profeſſor Philippi, und für einen unüberwindlichen Ekel ge-

gegen ſatyriſche Schriften tragen: ſo wären wir nimmer erſuchet worden, dieſer beiſſenden Schrift zu gedenken. Es iſt wahr, wir haben eine Zeit her unterſchiedenen Satyren einen Platz in unſern Blättern gegönnet; allein wir haben auch erfahren müſſen, daß uns dieſes von vielen chriſtlichen Gemühtern verdacht worden, und finden Urſache, zu beſorgen, daß mancher denke, wir hätten einen Gefallen an der Frechheit gewiſſer Spötter, die ſeit einiger Zeit viele ſtattliche Scribenten ſo übel und unverantwortlich handthieret, daß es einen Stein in der Erde erbarmen möchte. Wir würden alſo die uns zugeſchickte Standrede des Herrn Profeſſor Philippi, und deren höfliche Beantwortung, bey uns niedergeleget haben, ohne ein Wort davon zu ſagen, wenn wir nicht geſehen, daß auf dem Titel dem Herrn Profeſſor Philippi zu Grabe geſungen und alle Welt eingeladen worden, demſelben die letzte Ehre zu erweiſen. Wir ſchlieſſen daraus, daß dieſes vermuhtlich die letzte Satyre wider dieſen berühmten Mann ſeyn werde, und haben alſo dieſe Gelegenheit nicht vorbey laſſen wollen, unſern Leſern das Aergerniß demühtig abzubitten, ſo das Lob, welches wir einigen Schriften dieſer Art beygeleget, ihnen etwa

verurſachet. Wir loben zwar die Scharfſinnigkeit eines Scribenten; aber wir nehmen keinen Theil an deſſen Schärfe. Ob wir demnach gleich bekennen müßen, daß die Antwort auf die philippiſche Standrede wohl geſchrieben, und voll ſinnreicher und artiger Einfälle iſt, ſo tadeln wir doch die Unbarmherzigkeit des Verfaſſers, und billigen ſein liebloſes Verfahren nicht. Der Herr Profeſſor Philippi war dem Parnaſſe ein Fremdling. Man hat ihn gewitziget, und das war genug. Wie groß auch ſeine Fehler: ſo hat er doch kein Verbrechen begangen, weſſalls er verdiente, lebendig begraben zu werden. Doch es iſt nun einmal geſchehen. Wir indeſſen wünſchen dem Herrn Profeſſor Philippi in der Gruft, worinn man ihn geſenket, eine ſanfte Ruhe, und erſuchen ſeinen unbarmherzigen Leichenbitter, dieſelbe nicht zu ſtören. Er hat Urſache, die Aſche eines Mannes zu ehren, der ihm ſo manche luſtige Stunde gemacht, und wird wohl thun, wenn er ſich erinnert, was man, nach einem bekannten Sprichworte, den Todten und Abweſenden ſchuldig. Was den Herrn Profeſſor Philippi anlanget: ſo hoffen wir, daß dieſer lebendigtodte Redner die Perſon eines Verſtorbenen wohl ſpielen, und ſich nicht weiter rühren

werde. Denn was will er anfangen? Es iſt aus mit ihm, und das klügſte, was er thun kann, dieſes, daß er von der undankbaren gelehrten Welt, die ſeine Verdienſte nicht erkennen will, auf ewig Abſchied nimmt. Denn ſie iſt ſein nicht wehrt. Alsdann werden die Spötter, die ſich bisher auf ſeine Unkoſten luſtig gemacht, erſt inne werden, was ſie an ihm verlohren. Die beſondere Neigung, ſo wir zu den Herrn Profeſſor Philippi tragen, treibet uns an, ihm dieſen wohlgemeinten Rahr zu geben, und noch zu guter Letzt aus dem Calpurnius zuzurufen:

Frange puer Calamos, et inanes defere muſas,
Et potius glandes, rubicundaque collige corna!
Duc ad multra greges, et hac venale per urbem
Non tacitus porta. Quid enim tibi fiſtula reddet,
Quo tutore famem?

No. 10.

Hamburg. Abermal, und vielleicht auch zum letztenmal, iſt der Herr Dr. und Profeſſor Philippi in Halle mit einer Rede, weil er dazu Gelegenheit gegeben, auf eine ſonderliche Weiſe, die ihm eben ſo wenig, als einem Patienten das Schneiden, Brennen und Beizen des Wundarztes, gefallen kann, beehret worden, und welche man in hieſigen Buchläden antrifft unter folgendem Titel: Stand oder Antrittsrede, welche der (S. T) Herr Dr. Johann Ernſt Philippi, öffentlicher Profeſſor der deutſchen Wohlredenheit zu Halle den 21ſten December 1732. in der Geſellſchaft der kleinen Geiſter gehalten, ſammt der ihm darauf im Namen der ganzen löblichen Geſellſchaft der kleinen Geiſter von dem (S. T.) Herrn B. G. R. S. F. M. als Aelteſten der Geſellſchaft, gegebenen höflichen Antwort. Auf Befehl und Koſten

der Gesellschaft der kleinen Geister zum Drucke befördert. Exequias Philippo quoi commodum est ire, jam tempus est, ollus deferatur. 1733. in 8. von fünf und einem halben Bogen. Wer die ehemalige Lobrede auf den Herrn Professor Philippi, Briontes der Jüngere genannt, wie auch die Beweisgründe, daß der Herr Philippi die Kappen nicht gemacht, gelesen, den können wir versichern, daß solche beyde Schriften die obgedachte in der ironischen Schreibart noch übertreffe. Wem seine Beredsamkeit solche abscheuliche Ehre, als dem Herrn Professor Philippi, bringet, der sollte wünschen, daß doch niemals ein beredtes Wort aus seinem Munde gegangen, oder aus seiner Feder geflossen wäre. Wie die Vorrede des Herrn Secretars der Gesellschft der kleinen Geister, welcher sich bloß mit den etwas fürchterlich lautenden Anfangsbuchstaben seines Namen C. A. V. E. unterschrieben, meldet: so ist die Standrede des Herrn Philippi, worinn er seinen Zorn gegen die kleinen Geister ausgeschüttet, da und dort unter der Händen der Leser im Manuscript umgeschweift, und hat eher keinen Verleger finden können, bis sich die Gesellschaft der kleinen Geister, nach vieler Ueberlegung und mit 777 Stimmen

gegen 365 entſchloſſen, dieſelbe, ſamt der darauf ertheilten Antwort ans Licht zu ſtellen. Die feuerſpeyende Rede des Herrn Doctor Philippi trägt kaum einen Bogen aus, da die kräftige Antwort faſt ganzer vier Bogen anfüllet. Hierinn nun werden die Qualitäten des Herrn Philippi ſo abgeſchildert, daß die Geſellſchaft geſtehen muß, er ſey einer der vollkommenſten kleinen Geiſter, und verdiene, als der würdigſte unter den würdigen, zum Oberhaupte derſelben erkieſt zu werden, welche Ehre anzunehmen, ſie ihn auch mit wehmüthigen Bitten und Flehen nöthigen. Hiernächſt wird ſeine thüringiſche Hiſtorie als ein Werk geprieſen, worinn lauter unerhörte Dinge ſtehen, die man in andern Geſchichtſchreibern vergebens ſucht, und wovon eine gute Reihe nach einander erzehlt ſtehet. Ferner wird aus deſſen Verſuche von der Unmöglichkeit einer ewigen Welt, woſelbſt der Herr Philippi die Ankunft des jüngſten Tages auf das 53ſte Jahr ſetzt, erwieſen, daß er ein wahrhafter Seher, Prophet und wunderbarer Mann, und kein philoſophiſcher Enthuſiaſt ſey; ja daß er nicht nach gemeiner und plumper Weiſe den jüngſten Tag vorher verkündiget, ſondern mit einer prophetiſchen Zweydeutigkeit, worüber man

ſich

ſich verwunden müſſe, ſeine Ehre in Sicherheit geſetzt habe. In Summa, es iſt dieſe dem Herrn Profeſſor Philippi zur Antwort ertheilte Rede ein Zeugniß eines aufgeweckten und in allen Stücken geübten Verſtandes, daß jeder, der ſie geleſen, wünſchen wird, es möge der Herr Autor, vermöge des Schluſſes der Vorrede, ſeine Leſer bald wieder ſprechen. Wir und viele andere wünſchten, daß der Dippel eine ſolche Muſterung paßiren müßte.

Leipzig. Allhier beluſtigen einige ſich an einer Schrift von einem Bogen, welche folgenden Titel hat: Bouffes Champêtres, oder Schäfergedicht des Tit. Herrn Profeſſor Philippi, ſeiner Seltenheit wegen zum Druck befördert. Leipzig, 1733. in Octav. Der Titel, Vorrede, und der Inhalt, ſo dieſem Schäfergedichte des Herrn Profeſſor Philippi vorgeſetzet, geben klärlich, daß die Feinde des Herrn Profeſſor die Herausgabe deſſelben beſorget. Ihre Abſicht iſt unſtreitig die beſte nicht, und wir glauben, daß der Dank, den ſie damit bey dem Herrn Profeſſor Philippi ſowohl, als bey unparteyiſchen Leſern, verdienen werden, ſehr ſchlecht ſeyn wird. Wir wenigſtens, unſers geringen Orts, können nicht umhin, dieſen ungebetenen Herausgebern einer fremden Arbeit aufrichtig zu ſagen, daß uns die Mühe und Unko-

ſten, ſo ſie ſich gemacht, ſehr unnütze ſcheinen. Wer nur das Heldengedicht des Herrn Profeſſor Philippi geleſen, der weiß ſchon, wie weit ſich die Geſchicklichkeit dieſes berühmten Lehrers in der Poeſie erſtrecke, und lernet aus dem Schäfergedichte nichts neues. Meinen dieſe Herren aber, es ſey der Welt daran gelegen, daß ſie wiſſe, daß die Fähigkeit des Herrn Profeſſor Philippi in allen Arten der Gedichte gleich, und ſeine Schäfergedichte mit eben ſo viel Seltenheiten prangen, als ſein Heldengedicht: ſo müſſen wir ihnen ſagen, daß ihr Verfahren im höchſten Grade lieblos, weil ihnen unſtreitig bekannt ſeyn muß, wie übel der Herr Profeſſor Philippi mit ſeinem Heldengedichte angekommen, und wie wenig die jetzige böſe Welt geſchickt ſey, die Vortrefflichkeit der Gedichte dieſes unermüdeten Poeten gebührend einzuſehen. Ihr Vorſatz iſt alſo nothwendig, dem Herrn Profeſſor Philippi durch die Herausgebung ſeines Schäfergedichts einen Verdruß zu machen, den die außerordentliche Höflichkeit, ſo er durch die Verbergung deſſelben gegen die undankbare Welt bezeiget, nicht verdienet. Wir können dieſes nicht billigen; und wie wir das widrige Verhängniß des Herrn Profeſſor Philippi beklagen: ſo hof-

sen wir auch, es werde derselbe bey so gefährlichen und treulosen Zeiten die Stunden, so ihm die Verfertigung der herrlichen Schriften, durch welche er sich die gelehrte Welt so sehr verbindet, übrig läßet, hinführo anwenden, diejenigen Personen, mit denen er sich in einen vertrauten Briefwechsel einläßet, und denen er seine geheimesten Angelegenheiten vertrauet, genauer und besser kennen zu lernen.

No. 12.

Hamburg. Ohnlängſt iſt von einem Ungenannten an einige hieſige Buchhändler eine Schrift von zwey Bogen in Quart, genannt: Sottises galantes etc. eingeſchicket worden. Der Verfaſſer derſelben, welcher ſich auf dem Titel Carl Guſtav Freyherr von Frohenmuht genennet, hat die Abſicht, die Ehre des Herrn Profeſſor Philippi wider diejenigen zu retten, die dieſen höflichen Redner durch die Herausgebung ſeines Schäfergedichts, ſeiner Meinung nach, beſchimpfet haben. Er meinet, ein gewiſſer Lehrer der hohen Schule in Leipzig ſey derjenige, der dem Herrn Profeſſor Philippi dieſen Streich geſpielet, und dieſer Verdacht verleitet ihn ſo weit, daß er Dinge vorbringet, die ſeine Schrift zu einem förmlichen Pasquill, ihn der Strafe, welche auf Schriften ſolcher Art geſetzet, würdig, und das ſeltſame Schäfergedicht

des Herrn Professor Philippi doch nicht um ein Haar besser machen. Es sey ferne von uns, daß wir dieses Blatt durch Wiederholung der greßlichen und ehrenrührigen Auflagen, durch welche der unglückselige Verfasser dieses Pasquills den guten Leumund eines ehrlichen Mannes auf eine rasende Art kränken wollen, besudeln sollten. Wir machen uns ein Gewissen daraus, und sind versichert, daß alle ehrliebende Gemühter, und der Herr Professor Philippi selbst, das strafbare Beginnen eines so ehrvergessenen Pasquillanten mit uns verabscheuen werden. Sr. Freyherrliche Excellenz werden nicht ungnädig nehmen, daß wir unsere Gedanken so offenherzig sagen; wir sagen noch viel zu wenig, und müßten eine heroische und ausserordentliche Beredsamkeit besitzen, wenn wir die Bosheit, Dummheit und Raserey, so aus allen Zeilen der sogenannten Sottises galantes hervorleuchtet, nach dem Leben vorstellen wollten. Wir halten dieses auch für unnöhtig, und würden dieser boshaften Schandschrift gar nicht einmal die Ehre gethan haben, ihrer zu erwehnen, wenn nicht der Elende, der dieselbe zu seiner eigenen Schande verfertiget, so frech und unverschämt gewesen wäre, uns durch die Uebersendung eines

Exemplars von seiner abgeschmackten und lästerlichen Schrift dazu aufzumuntern, und in denen elenden Versen, mit welchen er dieselbe beschliesset, ausdrücklich zu bitten, ihm seinen Theil zu geben. Er thut dieses letztere auf eine Art, die eben nicht gar edel und freyherrlich herauskömmt; indem er uns Namen beyleget, die auch aus dem Munde des Pöbels übel klingen. Einige Vorwitzige haben hieraus, und weil sie eine große Aehnlichkeit, in Ansehung der Schreibart zwischen dem Fündelkinde und diesem Pasquill bemerket zu haben vermeinen, schließen wollen, daß der Herr Professor Philippi selbst der Urheber dieser galanten Thorheiten sey. Allein wir halten dieses für unmöglich. Sollte der Herr Professor Philippi, dem wir unsere Hochachtung bey aller Gelegenheit spühren lassen, und der uns noch neulich in einer höflichen Zuschrift seine Freundschaft, dafür wir uns bedanken, angetragen, jetzo so unfreundlich gegen uns verfahren, uns vor der Nase bravieren, und ohne Noht muhtwillig wider sich haben reizen können? Wenn wir überdem erwegen, daß der Herr Professor ein Lehrer der Rechte, und daß ihm folglich nicht unbekannt sey, wie sehr der Verfasser eines solchen Pasquills sich der Gefahr

einer empfindlichen Leibesſtrafe ausſetze: ſo müſſen wir allen Verdacht, ſo ſcheinbar er auch ſeyn mag, fahren laſſen. Wir wünſchen übrigens, Se. neugebackene freyherrliche Excellenz von Frohenmuht dem wahren Namen nach kennen zu lernen; nicht eben um Rache an ihm zu üben, oder üben zu ſehen, ſondern damit, wenn der rechte Thäter bekannt wird, die Unſchuld aus dem Verdacht kommen möge. Es iſt ſehr wahrſcheinlich, daß es mit der Zeit geſchehen, und der Freyherr von Frohenmuht ſich alsdann in einen Chevalier de la triſte Figure verwandelt ſehen werde.

No. 13.

Leipzig. Hier ſiehet man: Abgeſtrafter Verwiß eines unbeſonnenen Critici, das iſt: Nachdrückliche Erinnerung an den Herrn Profeſſor Philippi in Halle, doch einmal vernünftiger und klüger von gelehrten und anſehnlichen Perſonen zu urtheilen. Wobey ſonderlich ſeine letzte Schrift: Mathematiſcher Verſuch von der Unmöglichkeit einer ewigen Welt in gebundener Rede, erwogen wird, von einem ihm wohlbekannten Weiſſenfelſer. Freyſtadt. 1733. Der Verfaſſer dieſer Schrift ſtehet in dem Wahn, der mathematiſche Verſuch des Herrn Profeſſor Philippi ſey eine Schmähſchrift, in welcher derſelbe ſich nicht nur an den Herrn Hofrath Wolf, ſondern auch an Gott und denenjenigen, die, wie er S. 14. No. k. redet, in dem hälliſchen Waiſenhauſe am Werke des Herrn arbeiten, gröblich verſündiget. Er hält ſich daher

in ſeinem Gewiſſen verbunden, den Vorwitz des Herrn Profeſſor Philippi mit Ernſt zu beſtrafen. Zu dem Ende hat er einen ganzen Bogen mit deutſchen Verſen bemahlet, in welchen er dem Herrn Profeſſor Philippi vermeinten Unverſtand, Eigenliebe, Schmähſucht und dergleichen Fehler auf eine ziemlich plumpe Art vorwirft. Was ſich nicht in Reime zwingen laſſen wollen, hat er in gewiſſe Anmerkungen eingeſchloſſen, und dieſe ungebundenen Anmerkungen ſind eben ſo ungereimt, als der gereimte Text, den ſie erläutern ſollen. Aus beyden leuchtet die eigene Schwäche des Verfaſſers ſo deutlich hervor, daß man leicht ſiehet, wie er gar nicht gebohren, andern Leuten die ihrige zu nennen. Niemand hat jemalen den Titel eines unbekannten Critici beſſer verdienet, als eben er; und es müßte viel ſeyn, wenn ſein Vorwitz unbeſtraft bleiben ſollte. Der gute Herr Grimaldo, ſo nennet ſich der Verfaſſer in ſeinem letzten Verſe, wird ſein Unglück nicht überſehen, wo ſein verderbtes Prieſterthum, ſo er S. 15. Not. l. ehestens ans Licht zu ſtellen verſpricht, nicht beſſer geräht, als ſeine nachdrückliche Erinnerung an den Herrn Profeſſor Philippi, und wir rahten ihm wohlmeinentlich, ſowohl mit dieſem

Büchlein zu Hauſe zu bleiben, als auch die gelehrte Welt mit ferneren Strafpredigten gegen den Herrn Profeſſor Philippi zu verſchonen. Er hat keinen Beruf dazu. Er iſt zu jung, und taugt nicht zum Richten. Es laſſen ſich dieſes alle diejenigen geſagt ſeyn, die vielleicht bey einem gleichen Unvermögen, einen gleichen Kitzel, ſich an den Herrn Profeſſor Philippi zu reiben, bey ſich ſpühren. Es iſt ein Elend, daß nunmehro ein jeder Stümper an dem Herrn Profeſſor Philippi zum Ritter werden will. Kaum hat der Verfaſſer des Briontes den erſten Schlag gethan: ſo fällt dem Herrn Profeſſor Philippi eine ganze Schaar von Widerſachern auf den Hals, und es will nach gerade dieſem ehrlichen Manne nicht viel anders gehen, als einem unglückſeligen Chevalier d'Induſtrie, der auf einem Jahrmarkte über den Gebrauch ſeiner verbotenen Kunſt ertappet, und durch das Geſchrey der Umſtehenden dem weltlichen Arm einer muhtwilligen Jugend übergeben worden. Wir können nicht glauben, daß der Verfaſſer des Briontes durch den liebreichen Backenſtreich, den er dem Herrn Profeſſor Philippi gegeben, ein ſolches Ungewitter wider ihn erregen wollen. Die Abſicht dieſes Scribenten iſt unſtrei-

tig nicht gewesen, den Herrn Professor Philippi durch seine Satyre dem Muhtwillen ungezogener Jünglinge Preis zu geben; und wir zweifeln nicht, er werde es mit Verdruß ansehen, daß der sogenannte Weißenfelser diesem höflichen Redner auf eine so grobe und muhtwillige Art begegnet. Der Herr Professor Philippi indessen hat, unsers Erachtens, keine Ursache, sich über das Verfahren dieses Weißenfelsers zu ärgern. Er kann sich vielmehr glücklich schätzen, daß so schlechte Helden gegen ihn zu Felde ziehen. Es bringt ihm dieses einen gewissen und herrlichen Sieg, und überdem die süsse Hoffnung zuwege, daß der gefährliche Verfasser des Brontes ihn inskünftige zufrieden lassen, und sich schämen werde, in so unanständiger Gesellschaft wider ihn zu kämpfen.

No. 14.

Hamburg. Folgende Schrift eines zum Bathos gebohrnen, und durch Uebung darinn vollkommen gewordenen Redners und Poeten, iſt uns, nach dem ſie viele Zeit auf Reiſen zugebracht, um irgendwo unter die Preſſe zu kommen, und endlich, was ſie geſucht, gefunden hat, zu Geſichte gekommen. Sie hat den Titel: Der Marquiſinn von Sabler hundert vernünftige Maximen, mit 366 moraliſchen Bildniſſen erläutert; ihrer Fürtrefflichkeit wegen aus dem Franzöſiſchen überſetzet, und mit einer Zuſchrift an Ihro Hochwohlgebohrne, die Frau von Ziegler, kaiſerliche gekrönte Poetinn, und der deutſchen Geſellſchaft zu Leipzig Mitglied, begleitet, von D. Johann Ernſt Philippi, der deutſchen Wohlredenheit öffentlichen Lehrer zu Halle. Leipzig, 1734. 20 Bogen in Octav. Wenn wir, unſe-

rer bisherigen Gewohnheit nach, mit dem Herrn Professor Philippi scherzen wollten: so würden wir sagen, daß seine Uebersetzung vortrefflich wohl gerahten; daß die in den Noten, Zusätzen, Erläuterungen und Erinnerungen vorkommenden so genannten moralischen Bildnisse ihres gleichen nicht hätten; und daß dasjenige, was Theophraste und Bruyere von der Art geschrieben, gegen seine Arbeit gehalten, läppisch Zeug wäre. Wollten wir im Ernste, welches sonst noch nicht geschehen, mit ihm reden: so müßten wir bekennen, daß er kein Französisch verstehe, elend übersetzt, und in der ihm bishero gewöhnlichen abgeschmackten Schreibart sich selbst übertroffen habe. Allein weil wir von ihm nicht vermuhten können, daß er Scherz und Ernst zu unterscheiden wisse, und genug sehen, daß bey ihm beydes gleich übel angewendet seyn werde: so wollen wir auch keines von beyden gegen ihn gebrauchen. Der sel. D. Luther unterrichtet uns, wie man einem Scribenten, seines Schlages, begegnen müsse. Nach seiner Meinung verdienet er keinen Spott, keine Züchtigung, oder dergleichen etwas, sondern Mitleid und Erbarmung. „Denn," spricht er im II. Tom. Jen. pag. 136. „wie solls

ein arm Mann thun, der gern schreiben wollt und künd nichts? Er muß je so firlefanzen und mit Worten umherschweifen, daß die Leute denken, er wolle ein Buch schreiben."

No. 15.

Halle. Nachdem ein Ungenanter gegen den Professor und Dr. Philippi allhier, welcher am 30. August nach Göttingen gegangen, auch allda bereits glücklich angelanget, eine Schrift von 2 Bogen: Wahrhafter Bericht ꝛc. herausgegeben, darinn er vorgiebt, als ob ein hiesiger berühmter Medicus, H. B. (womit der Verfasser den Lesern weiß machen wollen, als ob es von hiesigem Herrn Dr. Basen komme,) den Herrn Doctor wegen harter Wunden, die er in einer Schlägerey bekommen hätte, besucht, ꝛc. so berichtet man hierdurch, zur Steuer der Wahrheit, daß alles erdichtet sey, und der Herr Professor Philippi vom 20ten Junii, da er soll tödlich darnie-

der

der gelegen haben, bis zur Abreiſe nicht nur geſund geweſen, ſondern auch das ungeſchliffene Vorbringen des namloſen Pasquillanten durch alle, ſo den Herrn Profeſſor bis zur Abreiſe geſprochen, widerleget werde.

Gleichfalls iſt es auch der Herr von Ludewig, der mit ſeinen Intelligenzzetteln den Herrn Dr. Philippi, (der zur erſten Sorte anfänglich gedachter Gelehrten gehöret) zu der feuerſpeyenden Schrift, daß der ehrliche Cicero ein groſſer Windbeutel, Rabuliſt und Charlatan geweſen ſey, verführt hat; indem jener dem Cicero ſolche Namen am erſten beygeleget, und dieſer, nach dem Geſtändniſſe in ſeiner Vorrede, ſolches windmacheriſche Angeben ausführen wollen. Wie der gute Herr Dr. Philippi ſeine Sache ausgeführet hat, ſolches iſt ihm gar nachdrücklich in ihren Nachrichten gezeigt worden. Mir kamen bey Erblickung des Titels die Gedanken ein, daß die Worte: hic Rhodus, hic ſalta! ſich auf das Kupfer beziehen müßten; weil es ſcheint, als wenn der Hr. Dr. Philippi ein Blaſebalgballet tanzen wollte.

Doch er will kein Tänzer, ſondern ein Händler ſeyn. An ihrem Orte rufen die Püſterhändler ihre Waare auf der Straſſe herum, und tragen ſie unter dem Arme; wenn aber D. Philippi bey ihnen aufgezogen käme, wie er auf dem Titel ſtehet, und daß die Bälge um ihn herum flögen, er bekäme tauſendmal gröſſern Zulauf, als in Halle und Göttingen. Wir müſſen jetzo in Halle ſeiner männlichen und heroiſchen Beredſamkeit entbehren. Weil er auf eine ganz neue Art die Windbeuteleyen aus einer Rede des Cicero gezogen, und derſelbe dadurch klärlich erwieſen, daß er ſich auf das Windmachen ſonderlich verſtehet: ſo wäre es vielleicht nicht uneben, wenn ihm aufgetragen würde, daß er auch aus den übrigen Autoribus claſſicis die darinn ſteckenden Windbeuteleyen zeigte, und ein Opus ventoſum ſchriebe, worinn die Winde der Autorum claſſicorum geſammlet ſtünden. Aber unſer Wunich wird wohl unter den piis deſideriis beſtecken bleiben, ſintemal mir eine neue Schrift von der Gewißheit ſeines Todes, und daß er zu Göttingen als ein Geſpenſt herumgehe, zu Geſichte gekommen, mit der Ueberſchrift: Beſcheidene Beantwortung der Einwürfe, welche einige Freunde des Herrn Dr.

Johann Ernſt Philippi, weiland wohlverdienten Profeſſor der deutſchen Wohlredenheit zu Halle, wider die Nachricht von deſſen Tode gemacht haben. Halle, 1735. in Octav von 2 Bogen. Plin. Poſt ſepulturam quoque viſorum exempla ſunt. Gegen den ehmaligen Bericht eines Medici, daß der Herr Profeſſor Philippi den 21ſten Junius Abends um 6 Uhr 53 Minuten wirklich dieſes Zeitliche geſegnet, haben einige Freunde deſſelben eine Schrift herausgegeben, ſich ſeiner als die ſtrengſten Renomiſten mit Hauen, Stechen, Schlagen und Schelten angenommen, den Bericht des Medici für erlogen und erdichtet ausgeſchrieben, auch unter andern unrichtigen Berichten des Herrn Kohls der Welt mit Schmähworten kund machen laſſen, der Herr Profeſſor Philippi lebe. Weil nun der Herr Verfaſſer des Berichts eines Medici gar zu grob und ehrenrührig gemißhandelt worden: ſo hat er billig nicht geſchrieen, ſondern auf eine beſcheidene, angenehme und ſowohl ernſt- als ſcherzhafte Weiſe ſeine Läſterer widerleget, und gezeiget, daß der Herr Profeſſor Philippi dennoch todt ſey, und daß ſeine Freunde den Beweis: er lebe! ſchlecht geführet. Man kann mit Grunde der Wahrheit ſagen, daß er ſeine grimmigen und

plumpen Läſterer zu Schanden und Spott gemacht, die ihn ärger tractirt, als wenn er geſagt hätte, der Herrn Profeſſor Philippi habe ſeinen Vater ermordet und ſeine Mutter genohtzüchtiget, da er doch nur geſchrieben, der Herr Profeſſor Philippi ſey auf ſeinem Bette ſanft und ſelig mit den erbaulichſten Gedanken eingeſchlafen. Denn ſterben iſt ja kein Schelmſtück, und es ſind viel tauſend wackere Leute vor ihm geſtorben. Es wird ferner gewieſen, 1) daß es kein Beweis ſey, wenn die unbekannte Rotte der Freunde des Herrn Profeſſor Philippi, bloß mit den auserleſenſten Schelmworten ſage: er lebe! 2) daß der Autor des Berichts eines Medici kein Feind des Herrn Profeſſor Philippi ſey, und aus keinem feindſeligen Gemühte der Welt eröffnet, daß Herr Profeſſor Philippi todt ſey, indem er weder ſein Erbe noch ſein Nachfolger im Amte zu ſeyn verlange; 3) daß es nicht genug ſey, wenn Herr Profeſſor Philippi ſelbſt ſage: er lebe! weil teſtis in propria cauſa nichts gilt; da er doch kein Wort ſeines Lebens wegen bis anhero geſprochen; 4) daß der Brief, den er nach ſolcher Zeit ſoll geſchrieben haben, auch nichts beweiſet, weil er kann erdichtet ſeyn, und viele Briefe nach dem Tode gelehrter Leute

heraus kommen; 5) wenn es heisse, Herr Professor Philippi ginge zu Göttingen herum, so ist die Meinung des Herrn Verfassers, der Teufel habe darunter sein Spiel, es sey des Herrn Professor Philippi Gespenst, das endlich verschwinden und einen Gestank hinter sich lassen werde. — — — Ich kann ihnen, M. H. zum Beschlusse noch dieses benachrichtigen, daß ein Gespräch im Reiche der Todten zwischen dem Herrn Professor Philippi und Herrn Doctor Rodigasten bald werde aus der Presse kommen. Denn der letztere gehöret nun auch unter die Todten. Dadurch ist dieses per subscriptionem berühmten Polyhistoris Corpus Juris casuale ins Stecken gerahten. Ein grosser Verlust zur Freude der Welt! Der Herr Rodigast wird sich in der Ewigkeit über des Herrn Kohls Bericht höchlich beschweren, daß er die gelehrte Welt vergeblich getröstet, ihr das Maul aufgesperret, und vorgegeben, daß Herrn Rodigasts, Doctoris und JCti, Werk fertig und in allen Buchläden zu haben sey. Ingleichen wird der Herr Professor Philippi über Herrn Kohls neulichen gelehrten Bericht von einem Baurenknecht, der einen jungen Hund ausgespien, welcher in jener Welt kund worden, sei-

neu Argwohn empfindlich zu erkennen geben; indem er glaubt, man habe seiner gespottet, weil der Bauerknecht Philippi heißt. Ich stelle es ihnen frey, M. H. ob sie meine Gedanken ihren gelehrten Nachrichten wollen beyfügen. Geschiehet es, so warte ich bald mit mehrerm Beytrage auf ꝛc. ꝛc.

No. 17.

Hamburg. Hier ſiehet man eine Schrift unter folgendem Titel; Cicero, ein groſſer Windbeutel, Rabuliſt und Charlatan; zur Probe aus deſſen überſetzter Schutzrede, die er für den Quintius gegen den Näbius gehalten: klar erwieſen von Dr. Johann Ernſt Philippi, Profeſſor der deutſchen Beredſamkeit zu Halle. Sammt einem doppelten Anhange, 1) der gleichen Brüder, gleicher Kappen, 2) von acht Vertheidigungsſchriften gegen eben ſo viel Chartequen Hic Rhodus, hic ſalta. Halle, 1735. In Verlegung des Autoris, und in Leipzig in Commiſſion zu finden bey Jacob Born, auf dem Nicolai Kirchhof, unter der Frau Doct. Schambergerinn Hauſe, 2¾ Alphabet in Octav. Mit dem Bildniſſe des Autoris.

Erat autem *Ceſtius*, *nullius quidem ingenii*, *Ciceroni* etiam *infeſtus*, *quod illi non impune*

ceſſit. Nam cum M. Tullius, filius Ciceronis, Aſiam obtineret, homo qui nihil ex paterno ingenio habuit praeter urbanitatem, coenabat apud eum Ceſtius. M. Tullio et natura memoriam dempſerat, et ebrietas, ſi quid ex ea ſupererat, ſubducebat: ſubinde interrogabat: Quis ille vocaretur, qui in imo recumberet? et cum ſaepe ſubjectum nomen Ceſtii excidiſſet, noviſſime ſervus, ut aliqua nota memoriam ejus faceret certiorem, interroganti domino, quis ille eſſet, qui in imo recumberet? ait: *Hic eſt Ceſtius, qui patrem tuum negabat litteras ſciſſe, aſſerri protinus flagra juſſit, et Ciceronis, ut oportuit, de corio Ceſtii ſatisfecit.* Seneca Suaſor. VII.

No. 18.

Extract eines Schreibens aus Göttingen vom 29ſten Januar 1735.

Hamburg. Der Herr Profeſſor Philippi iſt noch hier, und hat endlich ſeinen ſo lange verſprochenen Tractat: Cicero ein groſſer Windbeutel, auf ſeine eigene Koſten drucken laſſen. Der ganze Titel dieſes Werks lautet alſo: Cicero, ein groſſer Windbeutel, Rabuliſt, und Charlatan; zur Probe aus deſſen überſetzter Schutzrede, die er für den Quintius gegen den Näbius gehalten: klar erwieſen von Dr. Johann Ernſt Philippi, Profeſſor der deutſchen Beredſamkeit zu Halle. Sammt einem doppelten Anhange: 1) der gleichen Brüder, gleicher Kappen, 2) von acht Vertheidigungsſchriften, gegen

eben ſo viel Chartequen. *Hic Rhodus, hic ſalta!* Halle, 1735. In Verlegung des *Autoris*, und in Leipzig in Commiſſion zu finden bey Jacob Born auf dem Nicolai Kirchhof, unter der Frau D. Schambergerinn Hauſe, anderthalb Alphabet in Octav. Der Herr Profeſſor Philippi weiß ſich recht groß mit dieſer Schrift, und er hat es auch Urſache. Alles, was er bishero geſchrieben, iſt für nichts dagegen zu achten. In der ziemlich langen Vorrede handelt er gar umſtändlich von der Art ſeiner Schrift, und drücket in derſelben den Character eines Windbeutels, Rabuliſten und Charlatans vortreflich aus. Er beſchreibt den letzten nach der lebendigen Erfahrung, ſo er in dieſem Stücke hat: „Ein Charlatan iſt ein gelehrter Gaukler, der bey ſeiner vorgegebenen Wiſſenſchaft viel lächerliches an ſich hat, das er ſelbſt nicht dafür erkennet, S. 35, und verſpricht S. 37, die Charlatanerie nach D. Swifts Lehrart in Form einer Wiſſenſchaft vorzutragen.“ Es iſt zu wünſchen, daß er ſein Verſprechen halten möge; denn ſeine Lehrſätze von der Charlatanerie werden vortreflich, und, in ihrem Geſchlechte, eben ſo kräftig ſeyn, als die Lehren eines wiedergebohrnen

Predigers, weil er ſie unſtreitig mit ſeinem Exempel unterſtützen wird. Die Ueberſetzung der Oration pro Quintio iſt eben ſo ſchön, als diejenige ſo er neulich von denen Maximen der Marquise de Sablé herausgegeben. Der Herr Profeſſor Philippi hält es ſich für ſchimpflich, einen Wortklauber abzugeben, und, nach Art der gemeinen Ueberſetzer, den Sinn ſeines Originals genau auszudrücken. Er überſetzet heroiſch und männlich; und daher findet man in ſeiner Ueberſetzung unterſchiedene Stellen, die zwar an ſich vortreflich, aber doch ganz was anders ſagen, als Cicero ſagen wollen, und daher manchem Anlaß geben können, zu denken, der Herr Profeſſor Philippi verſtehe kein Latein. Denn ſo überſetzet er, zum Exempel, S. 61. die Worte: ad me ventum eſt, qui, ut *ſumma haberem cetera*, temporis quidem certe vix ſatis habui, ut rem tantam, tot controverſiis implicatam, poſſem cognoſcere, alſo: „und iſt alſo dieſe Sache an mich gekommen, der ich, nun andere wichtige Angelegenheiten abzuwarten, in Wahrheit kaum ſo viel Zeit übrig gehabt u. ſ. w." Da doch ein jeder leicht ſiehet, daß Cicero mit den Worten: ut ſumma haberem cetera, nicht auf ſeine vie-

ten Geſchäfte, ſondern auf die eloquentiam und gratiam ziele, worinn, wie er vorher ſchon geſagt, Nävius und ſein Advocat Hortenſius ihm und ſeinem Clienten ſo ſehr überlegen. Mancher, der auch ſonſt eben kein Wortklauber iſt, wird ſich alſo kaum des Lachens enthalten können, wenn er ſiehet, daß der Herr Profeſſor Philippi über die ſo wunderbar überſetzten Worte des Cicero nachfolgende Anmerkung macht: Ut ſumma haberem cetera. „Hierinne liegt eine Ruhmſucht. Denn Cicero will ſo viel ſagen, als: Sehet doch, wie ſehr ich mir alles übrige angelegen ſeyn laſſe; was würdet ihr euch alſo von mir verſprechen können, wenn ich nur genugſame Zeit gehabt?" not. β. Und S. 72 verdollmetſchet er die eben nicht dunkelen Worte des Cicero: Nam qui ab adolescentulo quaestum sibi instituisset sine impendio, *postaquam nescio quid impendit*, et in commune contulit, mediocri quaestu contentus esse non poterat, auf eine gar beſondere Weiſe, alſo: „Denn da er als ein junger Kerl ohne Mühe ſich was erworben, nachher weiß nicht was vorgehabt, und in gemeiner Claſſe eingeleget ꝛc." und macht dabey die poßirliche Anmerkung: „Cicero will ſagen: der Narr hatte, ich

weiß nicht was vor Chimeren im Kopf: ſo verdreußt es alſo den Cicero, daß dieſer Windbeutel ſich durch ſeine Windbeuteley zum Hochmuhte verleiten laſſen, mithin ſtraft er an andern, was bey ihm ſelbſt, obwohl in einer andern Art der Windbeuteley, zutraf." not. 57.

Einem Manne, der es ſo weit in der lateiniſchen Sprache gebracht, muß es ungemein artig laſſen, wenn er einen Criticum abgeben will. Der Herr Profeſſor Philippi thut es; aber auf eine ganz beſondere Art. Er verbeſſert Stellen, die keiner Verbeſſerung bedürfen, und wenn der Text verdorben iſt, ſo macht er übel ärger. Wenn Cicero ſpricht: denunciat (Alphenus) esse procuratorem esse: istum (Naevium,) aequum esse famae fortunisque P. Quinti consulere, et adventum ejus exspectare. Das iſt: Alphenus ſagt, er wolle den Quintius vor Gericht vertreten, und Nävius müſſe den ehrlichen Mann nicht ſo gleich um Ehre und Gut bringen, ſondern deſſen Ankunft erwarten: ſo macht der Herr Profeſſor Philippi S. 86. folgende critiſche Anmerkung: „Es iſt im Lateiniſchen wohl verdruckt: istum aequum esse famae fortunisque consuiere. Daher muß es heißen: istius aequum etc. (not. 81.)

durch welche Verbeſſerung aber der gute Cicero zu einem römiſchen Philippi gemacht wird, wenn er hergegen gleich darauf heißt: „Wenn er (Nävius) aber dieſes nicht thun wollte (nämlich des Quintius Ankunft erwarten;) ſondern ſich feſt vorgenommen, den Quintius auf ſolche Art (nämlich durch die übereilte und unrechtmäßige Verkaufung ſeiner Güter) dahin zu bringen, daß er eingehen müſſe, was er (der Nävius) haben wollte: ſo wolle er (Alphenus) ihm weiter keine gute Worte geben, ſondern er (Nävius) könne nur, wenn es ihm beliebte, zum Richter wandern, da wollte er ihm ſchon zur Antwort kommen." Quod si facere nolit, atque *inhibuerit* ejusmodi rationibus illum ad suam conditiones perducere, sese nihil precari, et, si quid agere velit, judicio defendere: ſo ſieht der Herr Profeſſor Philippi nicht, daß hier das inhibuerit nichts heiße, und dafür entweder imbiberit, oder instituerit geſetzt werden müſſe; ſondern macht eine trotzige und lehrreiche Anmerkung. „Der Notenſchreiber," ſpricht er," germartert ſich über das Wort inhibuerit ejusmodi rationibus illum ad suas conditionibus perducere, und ſetzet einer ſo, der andere ſo; aber man muß nur ſehen, von wem die

Rede, nämlich: Si Naevius inhibuerit Procuratorem Alphenum, ne rationali modo Quintium disponere posset, se eum in jus vocare." (not. 83.) Man lernet hieraus zweyerley: 1) daß Alphenus den Quintum durch vernünftige Vorstellungen zum Vergleich bringen wollen, wovon doch Cicero nicht ein Wort saget, und 2) daß in jus vocare, und judicio defendere einerley sey, welches man sonst nicht gewußt. Man kann sich also leicht vorstellen, wie schön eine Uebersetzung, die auf solche Gründe gebauet, gerathen seyn müsse, und darf sich nicht wundern, daß ein über die gemeinen Notenschreiber so weit erhabener Criticus, als der Herr Professor Philippi, oft durch die kleinesten Druckfehler, die einen mäßigen Schulknaben kaum im Lesen aufhalten können, ganz irre gemacht werde. Ich finde davon zwey klägliche Exempel. Cicerero spricht: „Nävius müsse, wenn er als ein ehrlicher Mann leben wolle, vieles lernen, und sich vieles abgewöhnen, welches beydes einem Manne von seinen Jahren schwer ankomme." Si vult virorum bonorum instituto vivere, multa oportet discat, atque dediscat, quorum illi aetati *utrumque* difficile est. Der Herr Professor Philipi lieset für utrumque, virumque; weil

weil etwan das e nicht recht ausgedruckt geweſen, und macht S. 123. folgende Anmerkung: „In der Ausgabe der Reden Cicero vom Freiglo, welche ich hier zum Grunde geleget, heißt es Tom. I. p. 31. quorum illi aetati virumque difficile eſt. Die Critici mögen ſich den Kopf zerbrechen, wie es heiſſen ſoll. Ich hoffe ſeine Gedanken errahten zu haben, die Worte mögen heiſſen, wie ſie immer wollen.“ Aber er hat ſie nicht errahten, und folglich ſehr ſchlecht ausgedrücket. Bald darauf hat der Herr Profeſſor Philippi das Unglück, daß er ein e für e anſiehet. Cicero ſagt: Litterae P. Quintii, tot teſtes, (L. Albius, et familiares Albii et Quintii,) quibus omnibus cauſa juſtiſſima, *cur ſcire potuerint*, nulla, cur mentiantur etc. So viele Zeugen, die alle einen guten Grund ihrer Wiſſenſchaft angeben können, und nicht die geringſte Urſache haben zu lügen, u. ſ. w. Aber der Herr Profeſſor Philippi lieſet für ſcire, le ire, und bringet alſo Dinge in ſeine Ueberſetzung, die ſich weder mit dem vorhergehenden noch folgenden reimen, und dem Cicero nimmer in den Sinn gekommen. „Auch des Quintius eigene Briefe, heißt es S. 125. ſind ſo viel Zeugen, darinn die gerechteſte Urſache enthalten, warum ſie ha-

den die Reiſe vornehmen können; hingegen iſt keine vorhanden, als ob er ſich heimlich davon gemacht, und es anders vorgegeben ꝛc." Er iſt damit noch nicht zufrieden, ſondern macht eine Anmerkung, die alle Leſer in Beſtürzung ſetzen wird. „Cur ſe ire potuerint, ſagt er not. 233. iſt ein beſonderer Idiotiſmus im Lateiniſchen, der ſich nach den Worten im Deutſchen gar nicht ausdrücken läſſet, wenn man ſagen wollte: warum ſie ſich gehen könnten." Es legt der Herr Profeſſor Philippi durch dieſe Anmerkung ſeine tiefe Einſicht in die lateiniſche Sprache eben ſo deutlich an den Tag, als er in ſeiner Ueberſetzung überhaupt ſeine Stärke in der deutſchen gewieſen, um welche er ſich auch nur dadurch unſterblich verdient gemacht, daß er S. 249. das Wort Dictator durch Machtſprecher überſetzet.

Ich komme auf die Anmerkungen, in welchen der Herr Profeſſor Philippi dem Cicero ſeine Fehler zeigen will. Sie ſind kurz und nachdrücklich. Wenn ihm eine Stelle in der Rede des Cicero nicht gefällt, ſo ſpricht er gerade weg: das iſt ein Windſtreich, ein Luftſtreich, oratoriſcher Wind, ein Fehlſchluß, ein rabuliſtiſch Stückgen, ein Galimathias u. ſ. w. Er ruft: o Blendwerk! Blend-

werk! ſtellt ſich, als wenn ihm bey dem Geſchwätz des Cicero übel wird, und ſchilt ihn für einen Harlequin, Windbeutel und Marktſchreyer. Ich bekenne, dieſes iſt luſtig zu leſen: nur iſt zu bedauren, daß oft Religionsſpöttereyen mit unterlaufen. Ich rechne dahin, wenn der Herr Profeſſor Philippi, um den Cicero recht zu beſchimpfen, ſpricht: er rede Catechismus- und Canzelmäßig. (not. 23. 24. 123.) Wenn er von der geiſtlichen Beredſamkeit überhaupt ſehr höhniſch urtheilet, und um den uſum conſolatorium lächerlich zu machen, ſagt, es ſey der beſte Troſt, daß man daraus ſchlieſſen könne, die Predigt werde bald aus ſeyn. (not. 114. 116. 163.) Wenn er auf dem Kupferblatte, und ſonſt die Worte Chriſti: der Wind bläſet, wo er will ꝛc. und, ihr irret und wiſſet die Schrift nicht, freventlich mißbrauchet. (not. 153. 352.) Und wenn er endlich (not. 287.) mit denen Worten des Catechismus: es bedeutet, daß der alte Adam ꝛc. ſein Gepötte treibet, indem er auf die Frage: was bedeutets alſo? antwortet: es bedeutet, daß der alte Cicero ꝛc. welches gewiß ſo profan klinget. Doch man muß dieſes für was erträgliches halten an einem Manne, der in der Vorrede (S. 9. 10.) eine lange Stelle

aus einem atheiſtiſchen Manuſcript, deſſen Verfaſſer Gott bekannt, ohne die geringſte Widerlegung anführet, ja noch dazu wegen der ſchönen Schreibart lobet, und dabey beklaget, daß die Schwachheit und der blinde Eifer vieler Leſer ihm nicht zulaſſe, die ganze Handſchrift, die er ein Meiſterſtück nennet, ans Tageslicht zu ſtellen. (S. 11.) Ueberdem iſt der Herrn Profeſſor Philippi ein Juriſt. Man könnte dieſes, wenn man es auch ſonſt nicht wüßte, zur Noht aus einigen Stellen ſeiner Anmerkungen ſchließen. Denn ſo wundert er ſich, (not. 244.) warum Nävius den Quintium nicht ex l. ſi contendat provociret, und ſpricht (not. 263.) Nävius habe vor Notarien und Zeugen proteſtiret, daß Quintius ausgetreten. Ich glaube wohl, daß viele gemeine Rechtsgelehrte über dieſe Anmerkungen ſpotten, und ſagen werden, es ſey lächerlich zu glauben, daß man zu Rom Notarien gehabt, und zu verlangen, daß Nävius ſeinen Gegner aus einem Geſetze provociren ſollen, welches zu ſeiner Zeit noch nicht vorhanden geweſen, und in welchem die gemeine Praxis gar nicht gegründet: Allein ich glaube auch, daß der Herr Profeſſor Philippi dieſe Spötter ſchon abfertigen wird. Er weiß ſeine

Feinde ſchon zu putzen. Selbſt in dieſen Anmerkungen, die nur bloß gegen den Cicero gemacht zu ſeyn ſcheinen, verſetzt er ihnen manchmal eines, und das auf die ſcharfſinnigſte Art. Zum Exempel not. 50. putzt er den Advocaten, der in dem Proceſſe, welchen der Herr Profeſſor Philippi mit einem gewiſſen Manne in M., von dem er erſchrecklich gemißhandelt worden, gehabt, die Diſtinction unter Philippi vor dem Fall, und nach dem Fall angebracht. Dieſer Advocat muß (not. 339.) nochmals herhalten, woſelbſt auch der Herr Profeſſor Philippi einer gewiſſen Regierung vom vierten Range, wie er ſpricht, ſeine Ungnade ankündiget, und ihr nur noch eine kleine Friſt zur Buſſe giebt. Not. 235. hat der Herr Profeſſor Philippi mit einigen liebloſen Leuten zu thun, die ihm nicht ein Paar Ellen Sammet und Atlas borgen, und nicht leihen wollen, da ſie nichts zu hoffen gehabt; welches unchriſtlich. Der Herr Profeſſor Philippi aber iſt höflich, und ſagt nur, das wären Grobiansſtreiche. S. auch not. 112. 203. 396. Indeſſen muß man geſtehen, daß er, wenn ihm ſeine Feinde zu mächtig, ſich in ſeinem Eifer klüglich zu mäßigen wiſſe. Ich berufe mich auf not. 371. und 389. b. da er mit der gröſſe-

ſten Behutſamkeit von einer gewiſſen Rügeſache redet, und inſonderheit auf not. 275. woſelbſt er bey Gelegenheit der Worte des Cicero: Tametſi nolo eam rem commemorando renovare, cujus omnino rei memoriam omnem tolli funditus ac deleri arbitor oportere, in chriſtlicher Gelaſſenheit ſpricht: „Dies denke ich auch bey einer gewiſſen Affaire, davon ich nicht ſagen darf, daß mir zu viel geſchehen.“ Was dieſes indeſſen für eine Affaire ſey, kann man einigermaßen aus der 85ten Anmerkung ſchlieſſen, die alſo lautet: „Accepta inſigni injuria, wie jener, der einem groſſen Herrn ein wohlgeſetzt Gedicht überreichen wollte, und ihm dieſer dafür ins Geſicht ſchlug.“ Denn ob gleich der Herr Profeſſor Philippi, damit niemand denken möge, er rede von ſich ſelber, ſagt, das Gedicht ſey wohlgeſetzt geweſen: ſo ſieht man doch wohl, daß er auf das bekannte groſſe Unglück ziele, ſo ihm im vorigen Sommer begegnet. Er iſt desfalls wahrhaftig zu beklagen. Allein gleichwie nichts in der Welt ſo ſchlimm iſt, das nicht worzu gut wäre: ſo haben wir auch dieſem Unglücke des Herrn Profeſſor Philippi die wichtige Anmerkung zu danken, daß die Kopfſtöſſe die gefährlichſten. (not. 87.) Viele

ſchöne Anmerkungen, die der eben angeführten nichts nachgeben, übergehe ich mit Stillſchweigen. Nur gedenke ich noch der zßten, weil ſie denjenigen, ſo der Herr Magiſter Sievers über die Worte: Habt ihr nichts zu eſſen? und ſein Nachahmer über das Wort: Rotten, gemacht haben, ſehr ähnlich, und der zßten, weil ſie gleichfalls erbaulich iſt. Jene lautet alſo: „Jam a ſuis penatibus praeceps ejectus heißt hier nicht, als ob die Hausgötter ihn aus dem Gute gejaget hätten: denn die armen Teufel rührten ſich nicht; alſo iſts ſo viel, als daß er ſie mit dem Rücken anſehen müſſen.“ Und dieſe: „Es lagen damals die Marianiſche und Syllaniſche Partey einander in den Haaren. Ich gedenke dabey mit zwey Worten, daß in Deutſchland jetzo auch eine Marianiſche Partey ſey, von dem Vornamen einer gewiſſen vornehmen Dame alſo benannt; zu ſolcher gehört auch die ſcherzhafte Geſellſchaft in Leipzig, wie auch die Geſellſchaft der ſchönen Püßen, und die Bockshorniſche Bande. Ich gehöre zu keinen von dieſen dreyen.“

Von des Lucius Philippus Beantwortung der Rede des Cicero ſage ich nichts mehr, als daß ſie denen übrigen Reden des Herrn Profeſſor Phi-

lippi vollkommen gleiche. Wenn man nicht wüßte, daß dieſer berühmte Redner Urheber davon ſey: ſo könnte man es aus dem Schluſſe derſelben deutlich abnehmen, als welcher recht philippiſch iſt. „Wie gut aber wäre es," heißt es daſelbſt S. 223, „wenn durch dero viel vermögende Vermittelung, hochanſehnlicher Herr Stadtrichter, und Herren Beyſitzer, die Sache gänzlich in Güte verglichen, und ſofort abgethan werden könnte: ſo wollten wir einander, als redliche Römer, die Hände geben, zuſammen nach Hauſe gehen, mit einander ein Freudenmahl anſtellen, und dabey die Geſundheit unter andern einander zubringen: Es lebe der Herr Oberrichter Aquilius, und deſſen Beyſitzer! Es lebe der ganze römiſche Rath! Es lebe die edele, die römiſche, die höchſtſchätzbare Freyheit!"

Wer ſich die Mühe geben will, die Rede des Cicero mit der Beantwortung zuſammen zu halten, wird leicht ſehen, ob der Herr Profeſſor Philippi Urſache gehabt, auf dieſen römiſchen Redner ſo entſetzlich loszuziehen. Ich kenne hier Leute, die da glauben, er habe daran ſehr übel gethan. Und in der That kömmt es wunderlich heraus, daß der Herr Profeſſor Philippi ſich gegen den Cicero auflehnet, und einen Redner, der ſeines

gleichen ſchwerlich hat, zu einem Windbeutel, Narbuliſten und Charlatan macht, bloß darum, weil er ſeinem Clienten redlich gedienet, und deſſen Noht, wie es ſeine Pflicht erforderte, lebhaft, nachdrücklich und beweglich vorgeſtellet. Allein der Herr Profeſſor Philippi muß doch ſeine Urſachen gehabt haben, warum er den Cicero ſo herum genommen. Ich bilde mir ein, daß ich ſie errahten Die Rede des Cicero iſt ſehr ſatyriſch. Der Herr Profeſſor Philippi klagt faſt in allen Anmerkungen darüber. Iſt dieſes nicht genug, den Herrn Profeſſor Philippi in Harniſch zu bringen? Sie wiſſen, mein Herr, wie barbariſch die Spötter mit ihm umgegangen. Sie wiſſen es um ſo viel beſſer, weil Sie ſelbſt oft ſeiner nicht geſchonet. Was iſt demnach natürlicher, als daß der Herrn Profeſſor Philippi einen tödtlichen Haß gegen alle Spötter heget, und da er mit denen Lebendigen nicht auskommen kann, an denen Todten Rache übet? Er ſoll überdem ſchon lange einen heimlichen Groll auf den Cicero gehabt haben, weil er ſich einbildet, dieſer Römer habe ihn in einigen Stellen ſeiner Schriften angezapfet. So glaubt er, zum Exempel, er ſey der homo ineptus et loquax, ſed (ut ſibi videtur) ita doctus, ut

etiam magiſter aliorum eſſe poſſit, von welchem Cicero *in Orat. pro Flacco* redet. Er bildet ſich ein, Cicero meine ihn, wenn er in eben dieſer Oration ſchreibt: Habebat *rhetor iſte* adoleſcentes quosdam locupletes, quos dimidio redderet ſtultiores, quam acceperat, ubi nihil poſſent discere, niſi ignorantiam litterarum, und die Redensart: infatuare aliquem mercede publica, der ſich Cicero Philip. 3tia bedienet, könne auf nichts anders zielen, als auf die beſondere Art, mit welcher er ſeine auſſerordentliche Profeſſur verwaltet. Was ihn aber am meiſten wider den Cicero erbittert, iſt die Stelle *de Nat. Deor. Lib. I.* da Cicero ihn, wie er glaubt, hominem ſine arte, ſine litteris, inſultantem in omnes, ſine acumine ullo, ſine autoritate, ſine lepore genennet. Da nun Cicero ſich kein Gewiſſen gemacht, einen Menſchen vor ſeiner Gebuhrt ſo grob und höhniſch durchzuziehen, ſo muß ers auch haben, daß ihn der Herr Profeſſor Philippi nach ſeinem Tode weidlich wieder ſtriegelt. Der doppelte Anhang faſſet eine Wiederlegung aller Gegner des Herrn Profeſſor Philippi in ſich, und Sie, mein Herr, bekommen ihr Theil auch darinn. Viele der hieſigen Gelehrten, die es mit dem Herrn Profeſſor

Philippi gut meinen, glauben, er habe beſſer gethan, wenn er ſeine alten, ihm gar nicht rühmlichen Händel, einmal ruhen laſſen. Aber ich bin anderer Meinung. Eben dieſer doppelte Anhang wird denen Feinden des Herrn Profeſſor Philippi das Maul ſtopfen. Die Schreibart, und die ganz eigene Art zu denken und zu ſchlieſſen, der ſich der Herr Profeſſor Philippi in demſelben bedienet, muß nothwendig zu ſeiner künftigen Sicherheit dienen, und ſeine Verfolger überführen, daß er unüberwindlich. Sie werden ſich alſo, wo ſie nicht die einfältigſten Leute von der Welt ſind, nicht weiter die unnütze Mühe geben, gegen den Herrn Profeſſor Philippi zu ſchreiben, ſondern bedenken, was Seneca Epiſt. 94. ſagt: Si quis furioſo praecepta det, *quomodo loqui debeat* quomodo procedere, quomodo in publico ſe gerere, quomodo in privato, erit ipſo, quem monebit inſanior. Billis nigra curanda eſt, et ipſa furoris cauſa removenda. Ich verbleibe ꝛc. ꝛc.

No. 19.

Daß es ein höchſtgefährliches Ding ſey, ſich einer Sache anzumaßen, welcher man nicht gewachſen iſt, zeigt unter andern das Exempel des Herrn Profeſſer Philippi, auf welchen, wegen ſeiner zu leicht befundenen Fähigkeit, alle Wetter zuſammen zu ſchlagen ſcheinen. Denn kaum hatte derſelbe Zeit gehabt in der Vortrefflichkeit und Nohtwendigkeit der elenden Scribenten, (einer Schrift, welche, wegen ihrer ſinnreichen Erfindung und lebhaften Ausführung, denen mit ſo allgemeinem Beyfalle aufgenommenen Schriften des berühmten Dr. Swifts im geringſten nichts bevor giebt) über ſeine armſelige Gelehrſamkeit und erfolgte Fatalitäten ſeine vielleicht zur Beſſerung (wo noch eine zu hoffen iſt) nicht undienliche Betrachtungen anzuſtellen: ſo kommet ſchon wieder eine andre Schrift hervor, welche

mit dem guten Herrn Profeſſor nicht allzuſäuberlich verfähret. Sein gröſter Troſt in ſeinem Unglücke mag wohl freylich das Socios habuiſſe malorum ſeyn; und wer weiß, ob nicht hin und wieder ſelbſt noch Profeſſores (zum wenigſten einer ganz in der Nähe) anzutreffen, welche mit dem Herrn Philippi um den Rang der Unvernunft und Prahlererey, abſonderlich in ausgegebenen marktſchreyeriſchen Zetteln, ſtreiten könnten, wenn ſelbige nur, bey jetzigen für dergleichen Leute ſo bedrängten Zeiten, das Haupt ohne Schande und Spott empor heben dürften. Doch wir laſſen dieſes an ſeinen Ort geſtellet ſeyn, und melden nur, daß der Titel der erwehnten neulich herausgekommenen Schrift folgender ſey: Wohlmeynender Rath, welchen dem S. T. Herrn Dr. Johann Ernſt Philippi, geweſenen öffentlichen auſſerordentlichen Lehrers der deutſchen Beredſamkeit auf der Univerſität Halle, imgleichen Churſächſiſchen immatriculirten Advocaten, als er nach unverhoffter Geneſung ſich von Halle wegbegab, in einem tröſtlichen Sendſchreiben ertheilet, deſſen aufrichtiger Freund und Bruder, Thomas Mar-

kewitſch, Carniolanus. Nürnberg, 1734. in Octav, 2 Bogen. Der Verfaſſer iſt vor der Hand noch unbekannt, ſo viel aber aus der Schrift erhellet, ein groſſer Gönner des berühmten neuberiſchen Comödiantentruppes. Der wohlmeinende Raht beſtehet darinn, daß der Herr Profeſſor den ihm ſo feindſeligen Lehrſtuhl verlaſſen, und ſeine Geſchicklichkeit und Gaben unter dem müllerischen Truppe, welcher in dieſer Schrift mit dem Herrn Philippi cauſam communem hat, auf der Schaubühne, zur Beförderung der Unvernunft, dem höchſt unvernünftigen Pöbel zur Bewunderung vor die Augen legen möge. Wir erwarten, wozu ſich bey ſo verweifelten Umſtänden der Herr Philippi entſchlieſſen werde; glauben aber indeſſen, daß derſelbe ſeinen rühmlichen Zweck, auch poſt fata zu leben, ſchon ziemlichermaßen erreichet habe.

No. 20.

Göttingen. Von dort aus hat eine unbekannte Hand uns drey Stücke einer Schrift, die wöchentlich alle Donnerstage daselbst ausgegeben wird, übersandt. Sie hat den Titel: Der Freydenker, und beträgt jedesmal einen halben Bogen in Quart. Es scheinet dieser neue Sitten- und Vernunftlehrer wohl durch nichts, als den innerlichen Ruf, welchen er im Magen fühlet, zur Ausgabe dieser Blätter bewogen zu seyn:

. . . Paupertas impulit audax.

Horat. Lib. II. Epist. II.

Das Schöne und Erhabene in den Wissenschaften überhaupt, das Heilsame und Brauchbare in allen Ständen, der Wachsthum guter Künste, der Flor der Handlung, die Kunst reich und glücklich zu werden, samt denen richtig befundenen

Vorſchlägen, allen Mängeln im gemeinen Weſen je mehr und mehr abzuhelfen, ſoll, wie das erſte Blatt verſpricht, der Vorwurf ſeiner Betrachtung ſeyn. Allein aus den beyden folgenden Blättern ſollte man faſt argwohnen, daß ihn dieſes Verſprechen ſchon gereue, wenigſtens findet man von allen dieſen ſchönen Sachen nichts darinn. Das erſte Blatt lobet die Freyheit zu denken, das andere rühmet die Denkfreyheit, und das dritte preiſet die freye Denkungskraft. Folgende tröſtliche Denkſprüchlein können es zeigen. So ſtehet vor dem erſten Stücke:

Es läßt ſich der Verſtand gar nicht in Bande legen;
Hingegen durch Vernunft und Wahrheit leicht bewegen.

Vor dem andern:

Wenn manche den Verſtand in enge Grenzen ſchränken;
Soll uns nichts höher ſeyn, als immer frey zu denken.

Und endlich vor dem dritten:

Die freye Denkungskraft geht über die Gewalt,
Sie ziehet, ſie neigt, ſie lockt; man ſey jung oder alt.

Nun ſagt zwar Horaz:

. . . . . Citharoedus
Ridetur chorda qui ſemper oberrat eadem.

Allein

Allein einem Freydenker iſt nichts unanſtändig. Wir glauben, er werde in den künftigen Stücken von der Art frey zu denken, und von der freyen Art zu denken, eben ſo gründlich, als in dem gegenwärtigen, handeln, wo ihn nicht der Beytrag gelehrter und erfahrner Männer, auf den er, bey ſeinem Unvermögen, ſich und den Leſern im erſten Blatte vertröſtet, den einmal eingeſchlagenen Weg zu verlaſſen nöhtiget. Was für ein Begriff eigentlich mit dem Worte Freydenker oder Denkfreyheit verknüpft werden ſolle, findet man nicht erkläret. Es bedingt ſich der Freydenker nichts weiter aus, als daß man ihn nicht für einen Freygeiſt halten möge, welches auch hoffentlich geſchehen wird, daferne nur nicht die im dritten Stücke vorkommende Stelle, da er die Wiederbringung aller Dinge lehret, ſolches hindert. So viel ſonſt die Art zu denken und zu ſchreiben, die in dieſen Stücken herrſchet, urtheilen läſſet: ſo kann der Freydenker nichts, als einen Menſchen, bedeuten, der von dem Joche vernünftiger Regeln frey iſt, und ohne Abſicht und Ordnung denket und ſchreibet. Dieſe Erklärung mag gelten, bis eine richtigere gegeben worden. Bis dahin halten wir die unſrige für angenommen, und

glauben, nach denſelben berechtigt zu ſeyn, dem Freydenker ſeinen Rang zu beſtimmen, welcher unmittelbar über die Claſſe der elenden Scribenten iſt, die, wenn ſie ſchreiben, gar nicht denken. Um indeſſen allen Verdacht der Partenlichkeit zu vermeiden: ſo kann man nicht umhin, an dieſen Blättern billig zu rühmen, daß ſie zwar auf ſchlechtem Papier, doch mit groſſen Lettern und anſehnlich breitem Rande weitläuftig gedruckt, und wie im erſten Stücke die erſte Seite, ſo in beyden andern die lezten Seiten faſt ganz ledig zu finden ſind. Vortheile, die, bey Schriften dieſer Art, in der That vernünftigen Leſern viel wehrt ſeyn müſſen.

No. 21.

Hamburg. Man hat uns abermal drey Stücke des Freydenkers zuzusenden beliebet, deren Inhalt wir, so viel es die Menge derer etwas regellos durch einander laufenden Gedanken zuläßt, anzeigen wollen. Das vierte Stück enthält drey Briefe. Im ersten erzehlet Herr Duldreich ein Histörgen von einem atheistischen Papageyen, welches der Freydenker mit einem etwas freygeistigen Urtheile begleitet. Im zweyten fraget Herr Gradezu, was der Freydenker für einen Beruf habe? Er antwortet hierauf aber, welches mit seiner Erlaubniß gesagt, nicht so gründlich, als es von uns Nummero 20. geschehen. Der dritte Brief des Herrn Rechtliebs bittet um Nachricht des göttingischen Universitätswesens, welche, nebst der Anzeige, wie der mit ihm zu führende Briefwechsel beschaffen seyn und eingerichtet werden solle, ver-

ſprochen wird. Auch dieſes Stück faſſet alſo, wie jeder ſiehet, wenig oder nichts in ſich, was mit der im erſten Stücke vorgegebenen Abſicht übereinkomme. Im fünften Stücke verſpricht er den Mißbrauch der Freydenkerey in Betrachtung zu ziehen. Nach wenig Worten, die, wenn man tief nachdenkt, dahin zu zielen ſcheinen, fängt er aber an, den richterlich entſchiedenen Streit zu beſchreiben, welchen er mit ſeiner zornigen Wirthinn, die er Frau Furia nennet, über einige Kleinigkeiten gehabt, da ſie ihm die Aufwartung entzogen, ein Geſchirr genommen, keine reine Vorhänge wieder geben wollen ꝛc. welches er unſittigliche Handlungen nennet. Hierauf erinnert er ſich des erſtgedachten Mißbrauchs der Freydenkerey wieder, giebt einige allgemeine Anmerkungen, worunter dieſe, daß ſie der Vernunft unterworfen ſeyn müſſe, wohl die beſte, weil ſie ſonſt von der Thorheit oder Raſerey nicht zu unterſcheiden; gleichwohl aber, welches wir mit aller Beſcheidenheit erinnern, finden wir nicht, daß der Herr Freydenker bey ſeinen Aufſätzen ſich durchgehends gar genau nach derſelben gerichtet. Das ſechſte fängt mit einem Briefe des Herrn Belfumeurs, Mitglieds der aufgeräumten Geſellſchaft, an, der ihm

vorwirft, er habe in den drey erſten Stücken gar zu ernſthaft zu moraliſiren angefangen, und ihn bittet, eine Liſte der Materien, die er das ganze Jahr durch zu liefern gedenke, mitzutheilen. Was den erſten Punct betrift, ſo erkläret er ſich darauf etwas nachdenklich, und giebt ſodann eine Liſte von 53 Materien, die im Freydenker nach und nach ausgeführet werden ſollen. Diejenigen, welche wir darunter vor andern ausgearbeitet zu ſehen wünſchen, ſind: Der Vorſchlag, ohne einzige Koſten in Zeit von 15 Jahren eine Armee von mehr als 50000 Mann auf die Beine zu bringen; das ſittliche und unſittliche Studentenleben; das moraliſche Portrait der liebenswürdigen Anglicana, einer Braut des Freydenkers; Merkwürdigkeiten bey der neuen göttingiſchen Univerſität, aus einem darüber vom Anfange gehaltenen Tagebuche ꝛc. Warum das vierte und fünfte Stück allein von Patriotenſtadt datiret worden, wiſſen wir nicht; ſo viel iſt uns gemeldet, daß dieſe Schrift zwar in Göttingen ohne Cenſur zu Papier gebracht, aber zu Allendorf, einem Orte im Heßiſchen, gedruckt werde. Wer der Verfaſſer ſey, halten wir unnöthig zu ſagen, weil in ganz Deutſchland nur ein Mann, auf den der Verdacht fallen kann. In-

deſſen können wir nicht unerinnert laſſen, daß der Verleger vielleicht beſſer thun würde, wenn er dieſe Blätter nicht ſo hoch, als er thut, im Preiſe hielte. Wer kann mit gutem Gewiſſen für ein Blatt dieſes Schlages vier Pfennige geben?

No. 22.

Hamburg. Von dem Freydenker ſind uns abermal drey Stücke zugeſandt. Dieſe Erſtlinge des gegenwärtigen Jahres haben in der That einen Vorzug vor denen vom vorigen. Nicht darinn, daß ſie etwa Dinge in ſich faſſeten, die vernünftiger, nutzbarer, ſinn- oder lehrreicher wären, als in denen vom vorigen Jahr vorkommen; ſondern weil ſie noch mehr von dem Endzwecke abgehen, den der Verfaſſer im erſten Stücke ſich vorgeſetzet zu haben vorgegeben. Der Inhalt derſelben, den wir aufrichtig mittheilen, ſoll es zeigen. Im ſiebenden Stücke, welches das erſte von dieſem Jahre, wird dem Leſer ein Neujahrswunſch verſprochen; aber nicht gegeben. Im achten werden zwo Fabel erzehlet, die aber ſo beſchaffen ſind, daß auch kein Eſop noch Fontaine davon die Deutung zu geben im Stande ſeyn würde. Das neunte erzeh-

let der Zufall, da ein Schwermüthiger sich selbst Leid gethan. Dies soll der Inhalt gedachter Stücke freylich seyn; wie aber ein Freydenker ganz anders verfähret, als ein anderer vernünftiger Mensch: so kann der Leser aus obigen kaum den zwanzigsten Theil desjenigen erkennen, was wirklich darinn zu finden. Sollte man wohl gedenken, daß in dem siebenden Stücke würde erzehlet seyn, wie alt der Freydenker, und welcher Tag eigentlich sein Geburtstag? Gleichwohl berichtet er dies nicht nur von sich, sondern auch von seinem Vater, und macht aus der Anmerkung, wie viel dieser älter, als er, so viel besonders, daß er es nicht mehr thun können, wenn er das Gegentheil behaupten wollen. Was demjenigen begegnet, der in seinem Namen in Göttingen das Neujahr wünschen müssen, möchte wohl kein Mensch darinn suchen, und dennoch wird er es finden, und zwar so umständlich, daß er Ursache haben wird zu sagen, was gehen mich die Kleinigkeiten an? Was sollen die Umständereyen? Die Vorschläge, durch den Postillion oder Nachtwächter die Neujahrswünsche ablegen zu lassen, sind freylich sinnreich und neu; allein wir zweifeln, ob sie jemand klüger halten werde, als den Schluß des ganzen siebenden Stü-

ckes. Denn weil der Freydenker am neuen Jahrestage eine Predigt gehöret, worinn von dem Paradieſe gedacht worden: ſo nimmt er daher Gelegenheit, ſeinen Leſern in folgenden Worten den Neujahrswunſch, oder vielmehr Neujahrsgeſchenke, doch nur, weil es hypothetice unmöglich, vel quaſi zu ertheilen: „Ach! möchte Eden noch ſtehen, ich wollte gehen, eilen, rennen, und aus ſolchen einige der beſten Früchte holen, mein Herz zu einer Schaale nehmen, und in ſolche die geſammlete Früchte meinem allergnädigſten Könige, Miniſtern, der löblichen Univerſität, Einem Hochweiſen Rahte, der geſammten Bürgerſchaft, und allen meinen Leſern, ſo viel ich derer wüßte, überreichen. O! ſtünde annoch dieſer Garten Edens: ſo würde kein Neid, keine Schlange, ja nicht einmal ein Cherub vorhanden ſeyn, die da verwehren könnten, Aepfel von dem Baume des Lebens abzubrechen, und von denen übrigen unzähligen Arten Früchten eine Sammlung der vornehmſten Gattungen anzuſtellen, meine Schaale damit anzufüllen, und zu ſagen: Hier überreiche ich ihnen, preiswürdigſte Häupter, und auserwählte Freunde, etwas von denen Früchten der Unſterblichkeit! Sie gehören zwar nicht mir allein zu; aber doch

erlaubet die Herrlichkeit Edens, sie zu brechen, zu sammlen, und mit treuem Herzen aufzutragen!" welche tröstliche Worte er zu Anfange des Stücks in folgende Reimlein gezwungen:

Wenn ich an Edens Pracht und dessen Früchte denke:
Holt ich sehr gern daraus für jeden ein Geschenke!

In dem achten Stücke kommt nun eben, ausser denen Fabeln, deren Deutung Gott, und vielleicht dem Verfasser, bekannt, nichts vor: was aber bey dem neunten Stücke noch merkwürdig, versparen wir bis künftig anzumerken, weil der Herr Freydenker sein Urtheil über den darinn erzehlten Zufall auch bis in eines der nächstfolgenden Stücke versparet hat.

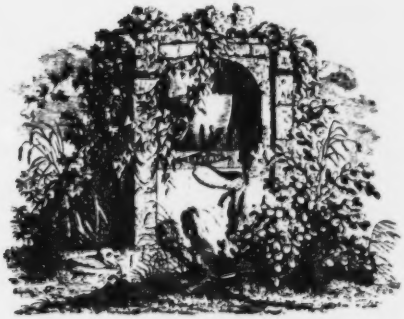
Ende des zweiten Theils.

Bayerische Staatsbibliothek München

Christian Ludwig Liscov's

Schriften.

Herausgegeben
von
Carl Müchler.



Dritter Theil.

Berlin.
In der Himburgischen Buchhandlung
1806.

Inhalt

des dritten Theils.

Seite.

Die Vortrefflichkeit und Nothwendigkeit der einzelnen Scribenten, gründlich erwiesen von * 5

Anmerkungen in Form eines Briefes über den Abriß eines neuen Rechts der Natur, welchen der Herr Professor Manzel zu Rostock in einer kleinen Schrift der Welt mitgetheilt hat . 139

Ern. Joh. Fried. Manzelii primae Linae Iris Naturae vere talis secundum sanae rationis principia ductae . . 339

Anmerkungen 417

Approbation 438

Christian Ludwig Liscov's

Schriften.

Dritter Theil.

Die

Vortrefflichkeit

und

Nohtwendigkeit

der

elenden Scribenten

gründlich erwieſen

von

* * *

Horatius.

Dicam inſigne, recens, adhuc
Indictum ore alio * * *

1736.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Vorbericht.

Ich finde für nöhtig, meinen Lesern gleich anfangs zu sagen, daß sie in meiner Schrift lauter neue und unerhörte Sachen finden werden. Ich sage dieses mit aller ersinnlichen Sittsamkeit, und hoffe, meine Leser werden durch den Augenschein überführet werden, daß ich nicht zu viel geredet habe.

Meine Absicht ist, die Ehre der so genannten elenden Scribenten wider ihre Lästerer zu retten, und gründlich zu erweisen, daß diese Art der Schreiber die vortrefflichste und unentbehrlich sey. Es ist dieses ein wichtiges Unternehmen, welches mich unsägliche Mühe kosten wird.

Nec ſum animi dubius, verbis ea vincere magnum
Quam ſit, et anguſtis hunc addere rebus honorem. *)

Allein ich kann es unmöglich länger über mein Herz bringen, eine Art Menſchen hülflos zu laſſen, zu welcher ich, von Jugend auf, eine zärtliche Neigung bey mir geſpüret habe. Mein Herz hat es mir immer zugeſaget, daß ich einmal keine geringe Figur unter den elenden Scribenten machen würde, und dieſes giebt mir ein unſtreitiges Recht, mich dieſer geplagten Leute anzunehmen, und dieſelbe ſo nachdrücklich, als es mir immer möglich iſt, wider ihre Verfolger zu vertheidigen. Vor mir hat hieran kein Menſch gedacht, und wofern ich die Welt recht kenne: ſo wird ſich, wenn ich meinen Mund nicht aufthue, wohl keiner des Schadens Joſephs annehmen.

Man muß geſtehen, man will oder will nicht, daß es in der Welt ganz verkehrt zuge-

*) Virgilius Georg. Lib. III.

he. Wenn irgend ein wahrhaftig guter Scribent von unverſtändigen und neidiſchen Leuten angegriffen wird: ſo findet ſich gleich ein tapferer Ritter, der für einen ſolchen Mann einen Speer bricht; aber dem Jammer der elenden Scribenten ſiehet man mit Lachen zu. Niemand eilet ihnen in ihrer Noht zu Hülfe. Und es iſt doch gewiß, daß die elenden Scribenten, eben darum weil ſie elende Scribenten, und ihre Verdienſte und Vollkommenheiten nicht ſo ſichtbar ſind, einer Vertheidigung vor andern bedürfen; hingegen ein unſtreitig guter Scribent durch ſeine eigenen, und in die Sinnen fallenden Verdienſte wider den Angriff ſeiner Neider hinlänglich beſchützet wird. Solche Leute brauchen keiner Vertheidigung, und Bayle würde doch wohl Bayle bleiben, wenn man gleich einen eigenſinnigen Crouſaz, zu ſeiner eigenen Schande, wider ihn wüten lieſſe.

Indeſſen nimmt man ſich der guten Scribenten an, und ſpottet der elenden, wenn ſie verfolget werden. Ich finde darin keine Bil-

ligkeit: Aber ich wundere mich doch über dieſes unförmliche Betragen der Gelehrten nicht. Ich weiß, dieſe Herren ſind gemächlich; und es koſtet unſtreitig weit mehr Mühe, Dinge zu beweiſen, die nicht den geringſten Schein der Wahrheit haben, als gewiſſe und offenbare Wahrheiten zu behaupten. Es iſt alſo gar natürlich, daß ſich viele finden, die ſich Mühe geben, eine offenbare Unſchuld zu vertheidigen; kein einziger hingegen, der ſich angelegen ſeyn laſſe, die unſichtbare Vortrefflichkeit der elenden Scribenten ſichtbar zu machen. Jenes iſt eine ſchlechte Kunſt; dieſes aber ungemein ſchwer.

Was iſt es dann Wunder, daß bis auf den heutigen Tag noch niemand, zum Beſten der elenden Scribenten, die Feder angeſetzet hat? Die guten Scribenten, die am geſchickteſten dazu wären, werden es nimmer thun. Der Neid läßt es ihnen nicht zu. Sie ſind nur gut in Vergleichung mit den ſchlechten: und alſo erfordert es ihr eigener Vortheil, die elenden Scribenten immer verächtlicher, und

ſich, durch deren Erniedrigung, groß zu machen. Die elenden Scribenten ſelbſt legen die Hände in den Schooß, und laſſen alles über ſich ergehen, ohne einmal zu muchſen. Wer kann ihnen dann helfen? Warum ſind ſie ſo träge, ihre eigene Ehre zu retten? Ich ſollte nicht meynen, daß eine gewiſſe Schamhaftigkeit ſie abhalte, den Beweis ihrer Unſchuld und Vortrefflichkeiten zu unternehmen. Ich geſtehe, es iſt derſelbe ſchwer, und erfordert eine ziemlich harte Stirn: Allein die elenden Scribenten haben wohl eher verzweifeltere Dingen unternommen, ohne roht zu werden, und Sätze behauptet, die der Vernunft ſchnurſtracks entgegen zu laufen ſcheinen. Es wäre demnach eine unzeitige Blödigkeit, wenn Leute, die ſo oft die Grenzen der Schamhaftigkeit überſchritten haben, ſich ſchämen wollten, ſich wider ihre Verfolger zu vertheidigen, bloß darum, weil es unvernünftig und unmöglich ſcheinet. Zum wenigſten ſind ſie, wenn es auf die Ehre eines jeden unter ihnen inſonderheit ankömmt, ſo lecker nicht. Nichts iſt empfindli-

cher, rachgieriger und wütender, als ein elender Scribent. Wie groß, wie sichtbar und augenscheinlich der Fehler auch ist, den ein solcher Mensch begangen hat, so wird er doch hartnäckigt vertheidigt, und Vernunft, Billigkeit und Schamhaftigkeit mit Füssen getreten. Nur die allgemeine Nohr nimmt sich keiner zu Herzen. Soll man sich der annehmen, so ist man blöde und verzagt. Ein jeder sorget nur für sich, und daher geht es den elenden Scribenten nicht anders, als den alten Britten, dum singuli pugnant universi vincuntur. *)

Mir gehet dieser verwirrte Zustand, in welchem sich meine Brüder befinden, ungemein nahe: und ich wollte, ich weiß nicht was, darum schuldig seyn, wenn ich dieses Uebel heben könnte. Ich will sie zu dem Ende hiemit brüderlich ermahnet, und bey den Ohren des Midas beschworen haben, auf eine genauere Verbindung bedacht zu seyn. So lange wir nicht näher zusammen treten, und mit vereinigten

*) Tacitus in Vita Agricolae.

Kräften unſern Läſterern widerſtehen: ſo werden wir wohl, bis ans Ende der Welt, in der Verachtung bleiben, worin wir, durch unſere eigene Nachläßigkeit, bey andern Gelehrten gerahten ſind. Es iſt unmöglich, daß auch der elendeſte Scribent eine ſo offenbare Wahrheit in Zweifel ziehen ſollte: Aber darum befürchte ich doch, mein wohlgemeinter Rahr werde bey meinen Brüdern ſchlechten Eingang finden. Denn, wofern ich die ſchlechten Scribenten recht kenne: ſo ſtehen der, von mir vorgeſchlagenen, genauern Verbindung faſt unüberwindliche Schwierigkeiten im Wege. Soll ſie vor ſich gehen, ſo muß unter den elenden Scribenten eine gröſſere Einigkeit und Vertraulichkeit eingeführet werden. Wie iſt dieſes aber möglich, ſo lange die elenden Scribenten einander nicht recht kennen? Ja wie iſt es anzufangen, daß ſie mit einander bekannt werden? Die elenden Scribenten ſind zu allen Zeiten die Gegenfüſſer der klugen geweſen. Da nun, wie Cicero gar wohl ſaget, niemand, als ein weiſer Mann, erkennen kann, ob ein anderer

weiſe ſey: Statuere quis ſit ſapiens vel maxime videtur eſſe ſapientis; *) ſo folget unwidertreiblich, daß ein elender Scribent ganz unfähig ſey, ſeine Brüder zu kennen. Ich geſtehe, es giebt elende Scribenten, die manchmal gar wohl erkennen, daß dieſer oder jener ein elender Scribent ſey; aber dieſes ſtößt meinen Schluß nicht um: Genug, daß ſie, überhaupt zu reden, ganz wunderlich von dem Werthe der ihnen vorkommenden Schriften urtheilen; und auch ſelbſt diejenigen, die ſie für elende Scribenten halten, nicht für ihre Brüder erkennen. Denn dieſes können ſie nicht thun, weil ſie ſich ſelbſt nicht kennen. Nichts iſt gut oder ſchlecht, als in Vergleichung mit einer andern Sache. Und die böſen Scribenten ſind, dem Grade nach, eben ſo ſehr unterſchieden, als die guten. Es iſt alſo gar natürlich, daß ein jeder elender Scribent durch den geringſten Vorzug, den er etwan vor einem andern zu haben vermeinet, verführet

*) Cicero Acad Quaeſt. Lib. IV.

wird, ſich ſelbſt unter die guten zu zählen. Der kleine und faſt nicht zu merkende Unterſchied zwiſchen Philippi und Rodigaſt giebt dem erſten, wie er glaubt, Recht zu denken, er ſey etwas, und über einen Menſchen zu lachen, der doch ſein Bruder iſt. Man kann nicht leugnen, er kann dieſes mit eben dem Fug thun, als einer, der einen andern in einer tiefen Grube liegen ſiehet, denken kann, er befinde ſich an einem erhabenen Orte, ob er gleich nur auf ebener Erde ſtehet. Und Philippi iſt nicht der einzige, der ſo denket. Seine Brüder ſind alle ſo geſinnet. Es ſcheinet, die Natur habe zwiſchen den guten und elenden Scribenten einen eben ſo merklichen Unterſchied gemacht, als zwiſchen den Menſchen und den unvernünftigen Thieren.

Pronaque cum ſpectent animalia cetera terram,
Os homini ſublime dedit, caelumque tueri
Juſſit, et erectos ad ſidera tollere vultus. *)

*) Ovidius Metamorph. Lib. I.

Ein guter Scribent richtet allezeit seine Augen nach dem Gipfel des Parnasses. Er bemühet sich, denselben zu ersteigen, und siehet mehr auf diejenigen, welche noch hinter ihm sind. Ein elender Scribent hergegen macht es ganz anders. Sein von Natur schwerer Kopf erlaubt ihm nicht, einen Blick nach den Höhen zu thun, welche die guten Scribenten sich zu erreichen bestreben. Er schauet unter sich. Und weil er dann in den Sümpfen und Abgründen, mit welchen der Parnaß umgeben ist, eine unzählige Menge elender Creaturen erblicket, die unstreitig noch niedriger stehen, als er: so belustiget er sich an diesem Anblicke, und glaubt, er habe den Gipfel des Parnasses wirklich erstiegen. Es ist also nicht wohl möglich, daß er diejenigen, die er unter sich in den Tiefen wahrnimmt, für seines gleichen halten sollte. Die geringste Kluft, die zwischen ihm und seinem nächsten Nachbarn befestigt ist, kömmt ihm, wegen der natürlichen Blödigkeit seines Gesichts, unermeßlich

vor, und macht ihn glauben, er sey unendlich über ihn erhaben.

Der Parnaß ist just so beschaffen, als die Leibnitzische Pyramide der möglichen Welten. *) Oberwerts hat er ein Ende, unterwerts nicht. Folglich muß auch der elendeste Scribent immer noch Leute finden, mit denen es noch schlechter bestellet ist, als mit ihm, und in deren Vergleichung er Ursache hat, mit seinem Zustande vergnügt zu seyn. Ich gestehe, diese süsse Einbildung ist der Grund der Zufriedenheit, die einem jeden elenden Scribenten insbesondere sein Leid versüsset: Allein ich behaupte, daß sie dem gemeinen Besten der elenden Scribenten nachtheilig ist, eben darum, weil die Bekanntschaft, die Einigkeit, und das Vertrauen, welche unter den elenden Scribenten herrschen müssen, fals sie sich ihrer Feinde erwehren wollen, gehindert, und geschwächet werden.

Ich wünsche, daß meine wehrten Brüder

*) Essais de Theodicée pag. 618.

mit mir erkennen, daß der Unterschied, der sich zwischen den elenden Scribenten befindet, nicht wesentlich sey; daß alle, die dem Gipfel des Parnasses den Rücken zukehren, und in die Tiefe schauen, wie weit sie auch von einander entfernet sind, elende Scribenten und Brüder unter einander sind; daß der Unrath, welchen die guten Scribenten, die entweder schon den Gipfel des Parnasses erstiegen haben, oder noch zu ersteigen trachten, zum Zeitvertreib, auf die elenden Scribenten, von ihrer Höhe herabwerfen, diejenigen der elenden Scribenten, welche ihnen die nächsten sind, ja so wohl, und noch eher treffe, als diejenigen, die noch so weit von ihnen entfernet sind; und daß folglich ein jeder elender Scribent verbunden sey, sich seines Bruders, und wenn derselbe, gleich hundertmal elender ist, als er, anzunehmen. Alsdann würde es um unsere Sachen besser stehen. Wir würden auf die allgemeine Sicherheit mit gröſſerm Ernst bedacht seyn, und mit zusammengesetzten Kräften unsern Feinden die Spitze bieten.

Nichts,

Nichts, als unſere Zaghaftigkeit, und heuchleriſche Verſtellung, hat unſere Feinde bishero muhtig gemacht. Noch hat keiner vor mir das Herz gehabt, ungeſcheut zu bekennen, er ſey ein elender Scribent; ſondern alle meine Brüder, von dem vornehmſten an, bis auf den geringſten, haben allezeit, ſo oft ſie angegriffen worden, hoch betheuret, ſie wären gute Scribenten. Sie ſind ſo niederträchtig geweſen, daß ſie die Grundſätze der guten Scribenten, wider welche ſie in allen Zeilen ihrer Schriften offenbar handeln, wider ihr Gewiſſen, als wahr haben gelten laſſen: Und es iſt alſo kein Wunder, daß man ſie ſo leicht zu Boden geſchlagen hat.

Ich ſchäme mich, ſo oft ich daran gedenke, und hoffe, meine Brüder werden, durch mein Beiſpiel aufgemuntert, endlich auf andere Gedanken kommen. Es iſt einmal Zeit, daß wir die Larve abziehen, und uns in unſerm natürlichen Weſen zeigen.

Wozu nützet die Verſtellung? Warum wollen wir ferner, durch eine unmögliche Bemäntelung unſerer Schwachheiten, und durch eine ſchändliche Heucheley, uns bey unſern Widerſachern noch verächtlicher machen? Unſer Zuſtand iſt, Gott Lob! noch nicht ſo verzweifelt, daß wir Urſache haben ſollten, mit den unglückſeligen Trojanern zu ſagen:

Mutemus Clypeos, Danaumque inſignia nobis
Aptemus - - - - *)

Was haben wir zu förchten? Sind wir nicht eben ſo ſtreitbar, als unſere Feinde? Sind wir ihnen nicht an Anzahl überlegen?

Vix hoſtem alterni, ſi congrediamur, habemus **)

---

*) Virgilius Aeneid. Lib. II.

**) Virgilius Aeneid. Lib. XII.

Ich habe neulich nur so ungefehr einen Ueberschlag gemacht, und gefunden, daß wir drey Viertheil von der gelehrten Welt ausmachen. Wollte man gar genau rechnen, so würde noch mehr herauskommen. Ich scheue mich also im geringsten nicht, den guten Scribenten hiemit öffentlich den Krieg anzukündigen, und meine verfolgten Brüder wider sie zu vertheidigen. Ich werde ihnen nicht heucheln; sondern getrost die Wahrheit sagen. Ich werde die Vortrefflichkeit der elenden Scribenten in ein so helles Licht setzen, daß sich hinfort, wie ich glaube, niemand wird gelüsten lassen, diese unvergleichlichen Männer zu beschimpfen. Und die guten Scribenten werden, fals sie sich selbst nicht muhtwillig verblenden wollen, durch meine Schrift überzeuget werden, daß nicht wir, sondern sie, des rechten Weges verfehlen, und daß es eine Thorheit sey, mit unsäglicher Mühe, auf dem rauhen Gipfel eines unfruchtbaren Berges, dasjenige Vergnügen zu su-

chen, deſſen wir in den anmuhtigen Thälern, und ſtillen Tiefen, woſelbſt wir unſere Wohnung aufgeſchlagen haben, ohne alle Arbeit genieſſen.

Die guten Scribenten haben die Gewohnheit, daß ſie allemal eine richtige und vollſtändige Beſchreibung von derjenigen Sache geben, die ſie abhandeln wollen, und aus dieſer Beſchreibung alsdann die Schlüſſe machen, die zu ihrem Zwecke dienlich ſind. Sie wiſſen ſich recht groß mit dieſem Verfahren, weil ſie glauben, daß, auf ſolche Art, alle Zweydeutigkeit am beſten vermieden werde, und ihre Schriften denjenigen Grad der Vollkommenheit erlangen, den ſie haben müſſen, wenn man ſie loben ſoll.

Ich will ihnen dieſe angenehme Einbildung gerne laſſen: Aber ich glaube, ihr eigen Gewiſſen wird ihnen ſagen, daß ihre Art zu ſchreiben höchſt mühſam ſey, und ſie nicht nur vieler Freyheiten beraube, ſondern ihnen auch manche, zur

Zeit der Anfechtung unentbehrliche, Ausflucht beschneide. Meine vortrefflichen Brüder zum wenigsten haben es zu allen Zeiten für eine unerträgliche Laß, und schändliche Sclaverey gehalten, daß ein Scribent allemal verbunden seyn sollte, seinen Lesern deutlich zu sagen, was er haben wolle; und ich hätte also, wenn ich arg wollte, völlige Freyheit, nicht zu sagen, was ich durch einen elenden Scribenten verstehe: Allein weil ich besorgen muß, daß unsere Widersacher daher Anlaß nehmen möchten, meine Schrift, ihrer Gründlichkeit und Vortrefflichkeit ungeachtet, bey der Welt, als ein verworrenes Gewäsche, auszuschreyen; so will ich mich, diesesmal, meines Rechts begeben, und eine Beschreibung eines elenden Scribenten zum Grunde meiner Abhandlung legen, mit welcher alle Welt zufrieden seyn wird. Ich bitte aber meine Brüder um Vergebung, daß ich dem löblichen Herkommen, welches bey uns so viel gilt, als ein Gesetze, entgegen handele. Sie können glauben, daß ich mich, bloß zu ihrem Besten, so tief herunter lasse, und ich verspreche heilig, mich, in andern Fällen, so zu bezeigen, als es einem elenden Scribenten von Rechts und Gewohnheits wegen, gebühret. Ich

ſchreite hierauf, ohne fernere Weitläuftigkeit zur Sache ſelbſt.

Wer unter die guten Scribenten gerechnet ſeyn will, der muß vernünftig, ordentlich, und zierlich ſchreiben: In deſſen Schriften alſo weder Vernunft, noch Ordnung, noch Zierlichkeit anzutreffen iſt, der iſt ein elender Scribent.

Ich glaube nicht, daß jemand an dieſer Beſchreibung was auszuſetzen haben wird; ſie muß nohwendig allen meinen Leſern gefallen, und mich in ihren Augen zu einem Wunder machen, weil ich ſo ehrlich bin, und ungeſcheut bekenne, was meine Brüder bisyero ſo mühſam haben zu verbergen geſuchet. Zwar ſehe ich vorher, daß unſere Verfolger über meine Aufrichtigkeit lachen, und ſich einbilden werden, es ſey unmöglich, nach einer ſo offenherzigen Bekenntniß, das geringſte zur Vertheidigung der elenden Scribenten vorzubringen: Allein ich bin auch verſichert, daß ihnen die Luſt zu lachen wohl vergehen wird, wenn ich ihnen deutlich beweiſen werde, daß eben die Mängel, welche ſie den elenden Scribenten vorwerfen, und welche ich nicht zu leugnen begehre, meine Brüder, und mich, vortreflich, und unentbehrlich machen. Dieſer Beweis wird ihnen

durch die Seele gehen, und ihres Spottens und Läſterns ein Ende machen. Zu dem Ende nehme ich alles, was ſie uns, auch in der gröſten Hitze ihres Eifers, vorwerfen können, für wahr und ausgemacht an.

Ich bekenne aufrichtig, daß die elenden Scribenten ohne Vernunft ſchreiben. Dieſes iſt das ſchwere Gebrechen, welches uns in den Augen unſerer Feinde ſo lächerlich und verächtlich macht. Aber eben das Geſchrey, ſo die Verächter elender Schriften darüber erregen, daß die elenden Scribenten ihre Vernunft nicht gebrauchen, beweiſet die Unbilligkeit dieſer Leute. Ich bitte meine Leſer, unpartheyiſch zu urtheilen: Ob es billig ſey, uns elende Scribenten um eines Fehlers willen auszuhöhnen, den wir nicht nur mit unſern Feinden, ſondern mit dem ganzen menſchlichen Geſchlechte, gemein haben? Laſſen ſich die Menſchen in ihren Handlungen wohl von der Vernunft regieren? Folgen ſie nicht allemal den thörichten Begierden ihres Herzens? Sie wollen glücklich ſeyn: Sie wollen vergnügt und lange leben: Sie wiſſen es auch gar wohl, wie ſie es anfangen müſten, wenn ſie dieſen Zweck erlangen wollen. Aber dennoch machen ſie ſich vorſetzlich

ſelbſt unglücklich, verkürzen ihr Leben, und ſind ihnen ſelbſt die fruchtbarſte Quelle alles Mißvergnügens, welches ihnen daſſelbe ſaur machet. Man kann alſo, ohne Verletzung der Wahrheit, ſagen, daß die Menſchen ihre Vernunft nicht gebrauchen. Dieſes iſt ein Satz, den die Thorheiten, die Eitelkeiten, die Laſter, und der Aberglaube, worinn das menſchliche Geſchlecht verfallen iſt, hinlänglich beweiſen. Die Schriften der Geſchichtſchreiber, Poeten, und Weltweiſen, ſind voll von Klagen über dieſes Verderben: Und man hat ſchon lange angemerket, daß, wer recht vernünftig handeln wolle, gerade das Gegentheil von demjenigen thun müſſe, was der gröſte Hauſe vornimmt. Der Vorſchlag iſt gegründet; aber es haben ſich doch zu allen Zeiten wenige gefunden, die Luſt gehabt hätten, demſelben zu folgen. Ich wundere mich darüber eben nicht; denn es wird dazu ein Eigenſinn erfordert, den wenig Leute haben. Man muß ſehr wunderlich ſeyn, und eine unerträgliche Einbildung von ſich ſelbſt haben, wenn man ſich der ganzen Welt entgegen ſetzen, und ſich bereden will, man ſey alleine klug, und der Reſt des menſchlichen Geſchlechts raſe.

Wie kann man es also den elenden Scribenten verargen, daß sie ihre Vernunft nicht gebrauchen? Sie können es nicht thun, ohne die Ehrerbietung zu verletzen, die man dem größten Haufen schuldig. Ich wollte nichts sagen, wenn die Vernunft im menschlichen Leben unentbehrlich wäre: Aber so sehe ich nicht, wozu sie nütze.

Es ist gar zu bekannt, daß die Weisheit, wodurch die Welt regieret wird, sehr geringe sey. Parva est sapientia, qua regitur mundus. Es kömmt alles auf die Vorsehung an. Wir sehen, daß die klügsten Anschläge oft zurücke gehen, unvernünftige hergegen einen guten Fortgang haben, zum deutlichen Beweise, daß es wahr sey, was der Prediger sagt: „Daß zum Laufen nicht hilft schnell seyn, zum Streit hilft nicht stark seyn, zur Nahrung hilft nicht geschickt seyn, zum Reichthum hilft nicht klug seyn. Daß einer angenehm sey, hilft nicht, daß er ein Ding wohl könne, sondern alles liegt es an der Zeit und Glück.“ *) Die tägliche Erfahrung kann auch einen jeden überführen, daß auch die wichtigsten Geschäfte in der menschlichen Gesellschaft ohne

*) Pred. Salom. IX. 11.

Vernunft verrichtet werden können. Salomon sagt: *) daß der Unverstand unter den Gewaltigen sehr gemein sey: und von ihren vornehmsten Bedienten spricht ein heidnischer Poet:

Rarus . . . ferme sensus communis in illa
Fortuna. . . . . **)

Diese Regel hat unstreitig ihre Ausnahme: Aber so viel ist doch gewiß, daß nicht allemal die Klügsten am Ruder sitzen. Wir sind so gut, und glauben es. Ihre Gewalt, die äusserliche Pracht, und die ernsthaften und gravitätischen Gebehrden, wodurch sie sich ein Ansehen machen, prägen uns eine besondere Ehrerbietung ein, und verführen uns, sie für weise zu halten, weil sie groß sind; sollten wir aber diese Herren genauer kennen: so würden wir inne werden, daß ihre Klugheit an dem glücklichen Ausgange ihrer friedlichen und kriegerischen Verrichtungen den geringsten Antheil habe, und derselbe gutentheils dem Glücke zuzuschreiben sey. Es gereichet dieses den Grossen dieser Welt so wenig zur Schande, daß man vielmehr daraus ihr Vertrauen auf Gott abneh-

*) Pred. Salom. X. 5.

**) Juvenalis Sat. VII.

men, und es als den einzigen Beweis ihres Christenthums ansehen kann.

Können nun die Regenten, in Krieg- und Friedenszeiten, ihr Amt ohne Vernunft, mit Ruhm, führen: so können es die Gottesgelehrten noch weit füglicher thun; weil sie berufen sind, die Welt durch thörichte Predigten selig zu machen. Sie haben mit Geheimnissen zu thun, darinn sich die Vernunft nicht mischen muß, und predigen einen Glauben, dem dieselbe, ohne Ausnahme, zu gehorchen verbunden ist. Die Rechtsgelehrten und Advocaten gründen sich auf willkührliche Gesetze, und einen hochstunvernünftigen Schlendrian: sie brauchen also der Vernunft so wenig, als die Aerzte, die es in ihrer Kunst gemeiniglich auf eine zweifelhafte Erfahrung, und auf ein ungewisses Glück, ankommen lassen, Urin besehen, Recepte verschreiben, und zufrieden sind, wenn sie ihre Patienten, canonicamente, e con tutti gli ordini, *) zur Ruhe bringen. Die Weltweisen scheinen der Vernunft mehr benöthigt zu seyn: Allein sie haben sich, ohne Nachtheil ihrer Ehre, derselben doch allemal wenig bedienet. Cicero

*) Aristippe de Mlr. de Balzac, p. 96.

sagte schon zu seiner Zeit, es sey keine Thorheit zu erdenken, die nicht einer von denen Weltweisen behauptet habe: *) und heutiges Tages, da wir so schöne Compendia Philosophiae haben, müßte einer ein Narr seyn, wenn er ohne Noth seine Vernunft abnutzen wollte. Hat er nur so viel Gedächtniß, daß er eines dieser heilsamen Bücher auswendig lernen kann, und Mauls genug, wieder her zu beten, was er gelernet hat, so ist er geborgen.

Da man nun ohne Vernunft ganze Völker regieren, Länder erobern, Schlachten gewinnen, Seelen bekehren, Rechtshändel entscheiden, Pillen drechseln, Recepte verschreiben, und ein Weltweiser seyn kann: so möchte ich wohl wissen, warum es dann nicht erlaubt seyn sollte, ohne Vernunft ein Buch zu schreiben? Es wäre viel, wenn die Vernunft zu einer Sache von so weniger Wichtigkeit unentbehrlich seyn sollte, da man doch ohne dieselbe die größten Thaten verrichten kann. Ich glaube es nicht, und halte es für eine

*) Cicero de Divinat. Lib. II. nescio quomodo nihil tam absurde dici potest, quod non dicatur ab aliquo Philosophorum.

Himmel-schreyende Unbilligkeit, daß man uns elenden Scribenten eine Last auflegen will, die niemand mit einem Finger anzurühren Lust hat.

Wenn unsere Feinde es redlich mit der Vernunft meynten: so würden sie, ohne Unterschied, wider alle diejenigen eifern, welche sich durch ihre Thaten als Verächter derselben bezeigen, und nicht bloß uns arme Leute aus der unzähligen Menge dieser Verächter auskippen, um an uns ihren Eifer auszulassen. Allein so hat alle Welt die Freyheit, die Vernunft so geringe zu achten, als es ihr beliebt; nur uns will man es nicht vergönnen. Unvernünftige Thaten läßt man ungeahndet hingehen; aber eine unvernünftige Schrift zu machen, ist eine unvergebliche Missethat. Auf eine solche Schrift sind alle Pfeile der guten Scribenten gerichtet, die sich doch sonst, wie die Erfahrung lehret, eben kein Gewissen machen, die Vernunft, für deren Ehre sie eifern, in ihrem Leben und Wandel aufs gröbste zu verletzen. Wo dieses nicht Mücken seigen und Cameele verschlucken ist, so weiß ichs nicht.

Indessen haben wir eben nicht Ursache, uns über diese Unbilligkeit zu betrüben. Denn eben dieses widersinnige Betragen unserer Feinde muß

zu unſerer Rechtfertigung dienen. Sie geben einestheils dadurch zu erkennen, daß es nicht allemal nöthig ſey, ſeine Vernunft zu gebrauchen, und können alſo unmöglich eine gute Urſache anführen, warum ſie es von uns, als eine unumgängliche Nothwendigkeit, fordern; und anderntheils kann man daraus, daß ſie zu Thorheiten von anderer Gattung, als die unſern, ſtill ſchweigen, und bey Gelegenheit dieſelbe mit machen, deutlich abnehmen, daß ihr eigen Gewiſſen ihnen ſage, wie ſchädlich es ſey, der Vernunft in allen Stücken zu folgen.

Einer, der das Unglück hat, ſo weit zu verfallen, beraubet ſich ſelbſt alles Vergnügens, deſſen ein Menſch hier auf Erden genieſſen kann. Denn die tiefe Einſicht, welche er, durch einen unmäßigen Gebrauch ſeiner Vernunft, in den wahren Wehrt aller irdiſchen Dinge bekömmt, benimmt ihm gewiſſe Vorurtheile, ohne welche man nicht glücklich ſeyn kann. Montaigne ſagt: *) Un ame garantie de prejugé, a un merveilleux avancement vers la tranquilité. Und daher ſehen wir auch, daß der Pöbel, der ſich be-

*) Eſſais de Montaigne Liv. II. Chap. 12. p. 513.

gnüget, alles nur von aussen anzusehen, mit dem gemeinen Laufe der Welt zufrieden ist, und die Mühseligkeit des menschlichen Lebens, worüber die Vernünftler so herzbrechend seufzen, kaum empfindet. Zu dieser glücklichen Zufriedenheit kann ein Mensch, der seiner Vernunft Gehör giebt, nicht gelangen. Die Eitelkeiten und Thorheiten der Welt müssen ihm nothwendig Verdruß und Ekel erwecken. Alle Ehre, aller Vortheil und alles Vergnügen, so die Welt geben kann, ist in seinen Augen gar zu verächtlich, als daß er darnach trachten sollte. Er spricht: Die Welt vergeht mit ihrer Lust. Die ganze Ordnung der Natur ist ihm zuwider. Er tadelt dieselbe und zweifelt, ob die Natur, mütterlich, oder als eine Stiefmutter, mit uns gehandelt habe, parens melior homini, an tristior noverca fuerit? *) Ja seine Schwermuht und Verzweifelung steiget bisweilen so hoch, daß er behauptet, das beste sey, gar nicht gebohren werden, oder doch bald wieder sterbrn. **)

Alle

*) Plinius Hist. Nat. Lib. VII. in procem.

**) Plinius l. c. multi extitere, qui non nasci optimum censerent, aut quam ocyssime aboleri.

Alle dieſe traurigen Gedanken rühren aus dem Gebrauche der Vernunft her. Wie kann aber mit dieſen Einfällen die Glückſeligkeit beſtehen, nach welcher alle Menſchen trachten? Mich deucht, diejenigen, die ein glücklicher Mangel von Nachdenken vor ſolchen ſchwermüthigen Grillen ſichert, haben nicht Urſache, Leute zu beneiden, die mit einer ſo verdrießlichen Weisheit begabet ſind.

Ich verlange zum wenigſten nicht an ihrer Stelle zu ſeyn; was ſie auch von ihrer Glückſeligkeit ſchwatzen. Denn das Mittel, wodurch ſie glücklich werden wollen, iſt im höchſten Grade lächerlich. Sie ſagen, man könne nicht füglicher und eher zur Gemüthsruhe, oder zu einer beſtändigen Zufriedenheit, gelangen, als wenn man ſich bemühe, ſeine Begierden einzuſchränken, und zu dämpfen. Aber kömmt dieſer Vorſchlag wohl viel klüger heraus, als wenn ich einem, der Kopfſchmerzen hat, rathen wollte, er ſolle ſich den Kopf abhauen laſſen? Und könnte man wohl beſſer von der Schädlichkeit der Vernunft überführet werden, als wenn man ſiehet, was ſie vor verzweifelte Lehren giebt?

Ich bitte meine Leſer, ſich mit mir das Elend und die Verwirrung vorzuſtellen, die nothwendig

erfolgen würden, wenn die Begierden gedämpfet wären, und die Vernunft freye Hände hätte. Das ganze menſchliche Geſchlecht würde dadurch in eine Art von Schlafſucht verfallen. Ich geſtehe, es unterbliebe alsdann viel Böſes: Allein es würde auch wenig Gutes ausgerichtet werden; weil man gar nichts thun würde. Si la raiſon dominoit ſur la terre, ſagt einer von unſern ärgſten Feinden, il ne s'y paſſeroit rien. On dit que les Pilotes craignent au dernier point ces mers pacifiques, où l'on ne peut naviger, et qu'ils veulent du vent, au hazard d'avoir des tempêtes. Les paſſions ſont chez les hommes les vent qui ſont neceſſaires pour mettre tout en mouvement, quoi-qu'ils cauſent ſouvent des orages. *)

Der Endzweck aller menſchlichen Handlungen iſt Ehre, Vortheil und Luſt. Wenn der Menſch ohne Ehrgeiz, Geldgeiz und Wolluſt wäre: ſo würde er ſtille ſitzen, und die Hände in den Schooß legen. Ich begreife alſo nicht, wie es möglich ſey, daß kluge Leute ſich ſo groſſe Vortheile von dem Siege der Vernunft über die Affecten ver-

*) Fontenelle, Dialogues des morts, p. 151.

ſprechen können; da es doch ſo offenbar iſt, daß ohne die Affecten nicht eine tugendhafte That verrichtet werden kann. Montaigne nennet ſie mit Recht: des piqueures et ſollicitations acheminans l'ame aux actions vertueuſes; *) und ſcheut ſich nicht, zu behaupten, daß eben die Unordnung, welche die Affecten in unſerm Verſtande anrichten, uns tugendhaft mache. Par la diſlocation que les paſſions apportent à nôtre raiſon, nous devenons vertueux. **)

Ich möchte wohl wiſſen, ob ſich, wenn die Begierde nach Ehre und Reichthum von der Vernunft unterdrücket und gänzlich aus der Menſchen Herzen ausgerottet wäre, jemand finden würde, der Luſt hätte, für das Beſte des Staats und der Kirche zu wachen? Ob wohl jemand ſo treuherzig ſeyn würde, daß er ſein Leben für ſein Vaterland wagte? Ja ob wohl, welches zur Beſchämung unſerer Feinde das meiſte thut, die guten Scribenten ſich die Mühe geben würden, die Welt durch ihre herrlichen Schriften zu erbauen. Ich glaube es nicht, und bin, was die guten

*) Montaigne l. c. p. 431.

**) Ibid. p. 432.

Scribenten insonderheit anlanget, feste versichert, daß sie, wenn die Hoffnung des Lobes sie nicht zum Schreiben reizte, Zahnstöcher aus ihren Federn machen, und wir nimmer das Vergnügen haben würden, eine Zeile von ihnen zu sehen.

Und dennoch schämen diese Leute sich nicht, von uns zu verlangen, daß wir die Vernunft gebrauchen sollen, die sie selbst, so oft sie schreiben, aus den Augen setzen müssen, die alle Tugend aufhebet, allen tapfern und zum Besten des Staats und der Kirche nöthigen Unternehmungen entgegen, und gar so schädlich ist, daß man, ohne Gefahr zu irren, sagen kann, sie würde, wenn sie einmal über die Affecten die Oberhand bekommen sollte, die allergefährlichste Veränderung, so jemals in der Welt geschehen ist, verursachen, und das unterste zu oberst kehren. Denn wenn die Menschen sich nicht mehr von ihren Affecten regieren ließen, sondern bloß der Vernunft folgten: so wäre es um die Thorheiten geschehen, denen wir einzig und allein unsere Verfassungen und gute Ordnungen zu danken haben. So bald ein jeder ungezwungen thut, was er zu thun schuldig ist, und freywillig, wie es die Vernunft erfordert, die Regeln der Gerechtigkeit, der Ehr-

barkeit und des Wohlstandes beobachtet, braucht man weder Strafe, noch Belohnung, noch Ermahnung; folglich weder Regenten noch Lehrer. Ein allgemeiner und immerwährender Gebrauch der Vernunft führt einen beständigen Frieden mit sich, und schließt allen Krieg, allen Streit und alle Uneinigkeit aus. Man braucht also weder Soldaten, noch Richter, noch Advocaten. Fällt die Begierde nach Reichthum weg, so liegt aller Handel und Wandel. Und wie viele Menschen sind nicht in der Welt, die sich bloß von der Wollust und dem thörichten Hochmuthe anderer nähren? Alle diese ehrlichen Leute würden aber an den Bettelstab kommen, wenn das menschliche Geschlecht klug werden, und der Vernunft zu folgen anfangen sollte.

Mich deucht, es erhellet hieraus deutlich, daß keine Republik bey dem Gebrauche der Vernunft bestehen könne, und daß eine gänzliche Dämpfung der Affecten und Ablegung der Thorheit den Unterschied zwischen Obrigkeit und Unterthanen aufhebe, und alle Stände der bürgerlichen Gesellschaft zu Grunde richte. Was soll man also von solchen Leuten denken, die so sehr auf den Gebrauch der Vernunft dringen? Läßt es doch nicht

anders, als wenn ihnen alle Ordnung und alle gute Verfassungen zuwider sind. Wollte man ihnen Gehör geben, und sie raten lassen: so würden sie uns in kurzen zu vollständigen Hottentotten machen.

Ich sage dieses nicht, um unsere Feinde, die guten Scribenten, in übeln Ruf zu bringen, und sie als gefährliche und dem gemeinen Wesen schädliche Leute vorzustellen. Was sie mir auch vor Blöße geben: so sey es doch ferne von mir, daß ich das Unrecht, welches sie uns elenden Scribenten zufügen, auf eine so grausame Art rächen sollte. Ich bin gewiß von ihnen versichert, daß sie so böse Absichten nicht haben, und glaube, daß sie vor den entsetzlichen Folgen ihrer Lehre selbst erschrecken. Sie würden am allerwenigsten ihre Rechnung dabey finden, wenn wir uns entschließen sollten, unsere Thorheiten abzulegen, und Hottentotten zu werden. Denn die Hottentotten schreiben nicht, und lesen keine Bücher, sie mögen auch so gut geschrieben seyn, als sie wollen. Und man könnte also den guten Scribenten keinen ärgern Possen thun, als wenn man, wie sie es haben wollen, die Vernunft aufs höchste triebe. Ich glaube nicht, daß sie dieses Unglück

jemals erleben werden. Denn was man auch von dem menſchlichen Geſchlechte ſagt: ſo habe ich doch eine viel zu gute Meynung von demſelben, als daß ich glauben ſollte, es werde ſo einfältig ſeyn, und ſich entſchlieſſen, klug zu werden, und die Thorheiten abzulegen, bey denen es ſich allemal ſo wohl befunden hat. Wenn demnach auch die Abſichten der guten Scribenten noch ſo böſe wären, ſo hätte man doch keine Urſache darwider zu eifern; weil nicht zu beſorgen iſt, daß die Welt ihrem verführeriſchen Geſchwätze Gehör geben werde.

Meine Widerſacher können alſo glauben, daß alles, was ich bisher wider ſie geſchrieben habe, nicht auf ihre Verunglimpfung ziele. Ich bin zufrieden, wenn meine Leſer nur erkennen, daß die Vernunft ſchädlich ſey. Ich habe dieſes, deucht mich, klärlich erwieſen, und getraue es mir, gegen unſere Feinde zu behaupten, wenn ich auch gleich zugäbe, daß die bürgerliche Geſellſchaft durch einen unmäßigen Gebrauch der Vernunft nicht aufgehoben werde. Denn es bleibt doch allemal gewiß, daß die Vernunft eine Eigenſchaft iſt, die einen Menſchen ſehr ungeſchickt macht,

ein Glied der bürgerlichen Gesellschaft und der wahren Kirche zu seyn.

Ein Bürger muß gehorchen, und ein Christ muß glauben. Wer seiner Vernunft nachhänget, der taugt zu beyden nicht. Gens qui jugent, sagt Montaigne, *) et contrerollent leurs juges, ne s'y soumettant jamais deuëment. Combien et aux loix de la Religion, et aux loix politiques, se trouvent plus dociles, et aisés à mener, les esprits simples et incurieux, que ces esprits surveillans, et pedagogues des causes divines et humaines? Wie viel Böses kann also die Vernunft in dem Staate und der Kirche nicht stiften? Wer über die Befehle der Obrigkeit grübelt, und sie vor den Richterstuhl seiner Vernunft stellet, muß sie nothwendig schlecht beobachten, wenn sie ihm unvernünftig scheinen. Daher entstehet dann ein Ungehorsam und eine Widerspenstigkeit gegen die Obrigkeit, die endlich zu einer offenbaren Rebellion ausschlagen und einen ganzen Staat umkehren kann. Man kann also sagen, daß die Vernunft die einzige Quelle aller Rebellionen sey, und noch ist kein Rebelle gewesen, der

*) l. c. pag. 513. 514.

nicht ſeinen Aufſtand dadurch zu beſchönigen geſuchet hätte, daß die Befehle ſeiner Obern ungerecht und folglich unvernünftig wären.

Wer ſich zu klug dünket, ſeinen geiſtlichen Führern einfältiglich und blindlings zu folgen, der iſt nicht geſchickt zum Reiche Gottes, geräht auf Irrwege, und verfällt endlich in das abſcheuliche Laſter der Ketzerey. Und geſetzt, er verfällt ſo weit nicht, ſo iſt doch auch der geringſte Widerſpruch einem Geiſtlichen verdrießlich; denn da dieſe ehrwürdigen Perſonen von der Wahrheit ihrer Lehren, und die Aufrichtigkeit und Unſchuld ihrer Abſichten überzeuget ſind: ſo muß es ſie nohtwendig ſchmerzen, wenn man ſie mit vernünftigen Einwürfen ängſtiget, und alles, was ſie ſagen, meiſtert. Die Vernünftler thun dieſes. Wie übel würden alſo unſere Lehrer nicht dran ſeyn, wenn alle ihre Zuhörer ihrer Vernunft zu vielen Willen lieſen? Sie würden mit Furcht und Zittern die Canzel betreten, und ihr Amt mit Seufzen thun; welches uns doch nicht gut iſt.

Nicht allein aber die Geiſtlichen würden bey einem allgemeinen Gebrauche der Vernunft übel fahren; ſondern es würden auch andere Profeßionen ihre Rechnung nicht dabey finden. Man be-

denke nur z. E. ob, wenn die Menſchen ihre Vernunft allemal zu Rahte zögen, die Richter und Advocaten wohl das liebe Brodt haben würden? Ein jeder würde lieber einen geringen Schaden leiden, und ſich mit ſeinem Widerſacher in der Güte vertragen, als ſich in einen langwierigen Proceß einlaſſen, der, wie es die Erfahrung lehret, allemal zum Verderben beyder Partheyen gereichet.

Wären die Leute klug, ſo würden die Aerzte ſchmal beiſſen müſſen.

Si tout le monde avoit l'eſprit de ſe conduire
Remede et Medecin ſeroit peu de faiſon.*)

Ein Kranker würde ſeine Natur walten laſſen, und mit Mr. de Freſny **) ſprechen: Quand un malade laiſſe tout faire à la nature, il hazarde beaucoup: quand il laiſſe tout faire aux medecins, il hazarde beaucoup auſſi: mais hazard pour hazard, j'aimerois mieux me confier à la nature, car au moins on eſt ſûr, qu'elle agit de bonne foi, comme elle peut, et qu'elle ne trouve pas ſon compte à faire durer les maladies. Dieſe Gedanken ſind vernünftig; aber wür-

*) Je ne ſai quoi, pag. 151.

**) Amuſement ſerieux et comique, pag. 49.

den nicht die Aerzte, wenn alle Leute so dächten, ihren Patienten, die sie vorangeschicket haben, in kurzer Zeit, für Hunger, in jene Welt folgen müßen?

Ich überlasse meinen Lesern vor sich selbst nachzudenken, was andere Handthierungen, die ich hier, Weitläuftigkeit zu vermeiden, mit Stillschweigen übergehe, vor Vortheil von dem Gebrauche der Vernunft zu hoffen haben? Und frage nunmehr unsere Verfolger: Ob der Mangel der Vernunft, den sie in unsern Schriften wahrnehmen, ein solcher Hauptmangel sey, daß wir desfalls verdienten, ausgezischet zu werden? und ob es nicht vielmehr an uns zu loben sey, daß wir eine Kraft der menschlichen Seele, die im gemeinen Leben nichts nützet, in dem Staate und in der Kirche so vielen Unfug anrichtet, und alle gute Ordnungen und Verfassungen aufhebet, so viel an uns ist, zu unterdrücken bemühet sind? Läßt es ihnen ihre Hartnäckigkeit und eingebildete Weisheit nicht zu, diese Frage so zu beantworten, als es die Wichtigkeit der Gründe, mit welchen ich das Verfahren meiner Brüder gerechtfertiget habe, zu erfordern scheinet: so hoffe ich doch, sie werden sich eines bessern besinnen, wenn ich ihnen

vorſtelle, daß wir elende Scribenten, wenn man unſere Schriften recht anſiehet, nichts mehr thun, als daß wir einfältiglich dem guten Rahte folgen, den einige der guten Scribenten, ſchon vor langer Zeit, der Welt gegeben haben.

Einer der beſten Scribenten, den ich, zu Beſchämung meiner Widerſacher, ſchon öfters angeführet habe, ſagt ausdrücklich: Die Vernunft ſelbſt erforderte, daß man dem menſchlichen Verſtande ſo enge Gränzen ſetze, als nur immer möglich iſt. On a raiſon de donner à l'eſprit humain les banieres les plus contraintes qu'on peut. *) Er will, daß man dieſes auch in Anſehung der Wiſſenſchaften, und folglich auch der Schriften thun ſoll, in welchen man die Wiſſenſchaften vorträgt. En l'étude, fährt er fort, comme au reſte il lui faut compter et regler les marches, il lui faut tailler par art les limites de ſa chaſſe. **) Ja er bekennet aufrichtig, daß die Vernunft ein gefährliches Werkzeug in der Hand desjenigen ſey, der ſich derſelben nicht mit Vernunft, das iſt, ordentlich und mäßig, zu

*) Montaigne l. c. p. 413.

**) Ibid. p. 413. 414.

gebrauchen weiß. C'eſt un outrageux glaive à ſon poſſeſſeur même que l'eſprit, à qui ne ſçait s'en armer ordonnement et diſcretement. *) Und räht dahero, man ſolle ſie, ſo viel als immer möglich iſt, im Zaum halten. Et n'y a, fährt er fort, point de beſte, à qui il faille plus juſtement donner des orbieres pour tenir ſa veuë ſujette, et contrainte devant ſes pas, et la garder d'extravaguer ny ça ny là, hors les bornieres que l'uſage et les loix luy tracent. **)

So wollen es unſere Feinde ſelbſt haben! ſo machen wirs; und machen es ihnen doch nicht recht. Wir müßten aber ſehr einfältig ſeyn, wenn wir, da numehro ihr Eigenſinn und ihre Unbilligkeit ſo klar am Tage lieget, uns groß bekümmern wollten, ob ihnen unſere Aufführung gefalle oder nicht. Laß ſie ſagen, was ſie wollen. Wir können mit dem Zeugniße unſers Gewiſſens zufrieden ſeyn, welches uns ſaget, daß wir auf dem rechten Wege ſind. Und wie könnte man auch ſicherer gehen, als wenn man denen folget, die ihr Amt verbindet, für die Seelen zu ſorgen,

*) Montaigne l. c. p. 414.

**) ibid.

und die also am geschicktesten sind, von den Kräften der Seele zu urtheilen, und uns Regeln zu geben, wie dieselben ohne Gefahr gebrauchet werden können? Diese Seelsorger nun sehen die Vernunft, eben wie Montaigne, als ein wildes, unbändiges, reissendes und gefährliches Thier an, dem man Zaum und Gebiß ins Maul legen muß, und mit welchem nicht auszukommen ist, wofern es nicht an eine starke Kette geschlossen wird.

Es ist wahr, sie sind über die Länge dieser Kette sehr uneinig: Allein darinn stimmen sie doch alle überein, daß die Vernunft angeschlossen seyn müsse. Nur mit diesem Unterscheid.

Einige wollen, die Kette müsse fein lang seyn, damit die Vernunft, bey einer mäßigen Freyheit, ihre Bande desto geduldiger trage. „Ein Kettenhund, sprechen sie, der gar zu kurz angebunden ist, giebt sich so leicht nicht zufrieden, als einer, dem die Länge der Kette, an welcher er liegt, die Freyheit lässet, herumzugehen, und seine Gefangenschaft erträglich macht. Er stellet sich ungebehrdig, heult, schreyt, springt, bemühet sich, die Kette zu zerreissen, und hält übel Haus, wenn er los kömmt. Mit der Vernunft ist es eben so, und hat man Exempel, daß sie, wann man sie gar zu

kurz gebunden gehabt, ihre Fesseln zerbrochen, alles, was ihr vorgekommen, niedergerissen hat, und so unbändig geworden ist, daß man sie hernach nimmer wieder hat zähmen können."

Andere hergegen behaupten: „Man müsse die Vernunft so kurz, als möglich, binden. Denn sonst sey man nimmer vor derselben sicher, eben so wenig als vor einem Kettenhunde, der gar zu weit herumgehen kann. Es sey wahr, die Vernunft liebe die Freyheit, und thue sehr übel, wenn sie gar zu hart gefesselt sey. Es sey auch gefährlich umgehen mit ihr, wenn sie in der Wut los käme. Aber es sey zu allem Raht. Man könne ihr ja, im Falle der Noht, einen Knebel ins Maul stecken, so müßte sie ihr Schreyen wohl laßen; und sie an allen Vieren so fest binden, daß sie sich nicht rühren könnte: so wäre es nicht möglich, daß sie sich los risse. Ja die Vernunft sey so gar ungeduldig nicht, als man vorgäbe. Sie könnten wenigstens versichern, daß sie von der ihrigen, wie kurz sie auch angebunden sey, so wenig beunruhiget würden, daß sie kaum merkten, daß sie noch lebe. Sie berufen sich desfals auf ihre Reden und Schriften, die so beschaffen sind, daß man schweren sollte, sie hätten keine Vernunft."

Ich bin viel zu wenig, zu entſcheiden, welche Partey Recht hat. Es thut auch zu meinem Zwecke nichts, dieſes auszumachen. Denn die Kette, an welche die Vernunft geleget werden muß, mag nun lang oder kurz ſeyn ſollen; ſo gewinnen wir elenden Scribenten allemal dabey: weil doch immer ausgemacht bleibt, daß die Vernunft, und deren Gebrauch, nicht frey ſeyn müſſe: woraus ganz ungezwungen folget, daß es uns nicht könne verarget werden, wenn wir eine ſo gefährliche Kraft der Seele, ſo viel möglich, in ihren Schranken halten.

Wenn es mir indeſſen erlaubt iſt, meine unvorgreifliche Meynung zu ſagen: ſo halte ich dafür, daß man dieſe Schranken ſo enge machen müſſe, als nur immer thunlich iſt, und daß diejenigen der Wahrheit am nächſten kommen, welche glauben, man müſſe die Vernunft fein kurz anſchließen. Ich bin auch verſichert, daß es nicht übel gethan ſeyn würde, wenn man ſie beſtändig geknebelt, und an allen Vieren gebunden, liegen laſſen wollte. Ja, wenn ich aufrichtig ſagen ſoll, wie mirs ums Herze iſt: ſo halte ich dafür, das ſicherſte ſey, ihr das Genicke zu brechen; denn ſo könnte ſie gar nichts Böſes mehr anrichten,

und

und man wäre aller Mühe und Sorge auf einmal los.

Es hat mir dahero sehr wohl gefallen, daß mein vornehmer Gönner, und in Midas herzlich geliebter Bruder, Philippi, den heroischen Entschluß gefasset hat, eine Anatomie des menschlichen Verstandes anzustellen. Das feindselige Gemüht, welches er bishero gegen die Vernunft von sich hat blicken lassen, macht mich hoffen, seine Absicht sey, dieselbe vom Leben zum Tode zu bringen. Ich wünsche, daß er bey seinem guten Vorhaben bleiben möge. *) Denn da eine Anatomie ohne Zerschneidung nicht geschehen kann: so muß die Vernunft nohtwendig drauf gehen, und ihm unter den Händen sterben. Er wird also die Ehre haben, daß er ein Ungeheuer gedämpfet, welches bishero so vielen Schaden gethan hat;

*) Dieser Wunsch ist nicht erfüllet worden. Aber was Philippi versprochen hat, das hat mein lieber Bruder, Johann Ambrosius Hillig, Meister der freyen Künste und Pfarrer zu Zschaitz, in seiner Anatomie der Seelen mit solchem Nachdrucke ins Werk gerichtet, daß, wer sein Büchlein liest, nohtwendig bekennen muß, die Vernunft habe an ihm ihren Mann gefunden, und sey nimmer so gemishandelt worden.

und dieſes wird ihm weit rühmlicher ſeyn, als wenn er, ich weiß nicht wie viele, Rieſen erleget hätte. Er kann ſich nicht beſſer um das menſchliche Geſchlecht verdient machen, als wenn er demſelben zu demjenigen Grade der Vollkommenheit verhilft, welchen er, durch die Beſiegung und Dämpfung ſeiner Vernunft, ſchon lange erreichet hat, und wir elenden Scribenten inſonderheit werden ihm unendlich verbunden ſeyn. Denn uns geſchicht, durch die Tödtung der Vernunft, der größte Gefallen; weil wir ihrentwegen ſo viel leiden müſſen. O wie glücklich wären wir, und die ganze Welt, wenn dieſes Unthier vertilget würde! Und kann man demnach die Blindheit unſerer Feinde gnug beſeufzen, die ſo viel Weſens aus einer Kraft unſerer Seele machen, die nimmer das geringſte Gutes, wohl aber unſäglich viel Böſes geſtiftet hat?

Ich geſtehe, die Vernunft iſt eine Gabe Gottes: Aber der Ausgang hat gewieſen, daß ſie ein ſchädliches Geſchenk geweſen iſt. Wenigſtens haben ſich Leute gefunden, die geglaubt, es wäre beſſer, wenn uns Gott die Vernunft nicht gegeben hätte. Haud ſcio, ſagt Cicero,*) an me-

*) de natura Deorum Lib. III.

lius fuerit, humano generi morum iſtum celerem cogitationis, acumen, ſolertiam, quam rationem vocamus, quoniam peſtifera ſit multis, admodum paucis ſalutaris non dari omnino, quam tam munifice, et tam large dari. Er führet dieſes noch weitläuftiger aus; und ich weiß nicht, ob er groß Unrecht hat. Denn die Vernunft hat dem Menſchen nimmer viel Vortheil gebracht. Kaum war der erſte Menſch erſchaffen, ſo verleitete ihn ſeine Vernunft zu derjenigen Sünde, wodurch er ſich und ſeine Nachkommen unglücklich machte. Eva fing an zu grübeln, und da war es um ſie und um alle geſchehen. Sie würde es wohl gelaſſen haben, wenn ſie entweder keine Vernunft gehabt hätte, oder nur ſo geſinnet geweſen wäre, als ich und meine vortreflichen Brüder. Und dennoch lachet man uns aus.

Nachdem die Vernunft in der Mutter aller Lebendigen den erſten Schnitzer begangen hat, iſt ſie immer weiter verfallen; und unſere Feinde bekennen ſelbſt, daß ſie durch den Fehltritt, wozu ſie unſere Stammmutter verleitet hat, im Grunde verderbet worden iſt. Sie muß alſo, nach ihrem eigenen Geſtändniſſe, nichts nützen. Ich weiß wohl, unſere Feinde ſagen, man müſſe ſich be-

ſtreben, ſie auszubeſſern, und wieder zu der erſten Vollkommenheit zu bringen; aber man hat nunmehro beynahe 6000 Jahre daran curiret, und noch iſt niemand, der das Herz hätte, zu ſagen, daß die Mittel, die man gebrauchet hat, angeſchlagen haben, oder daß es ſich zur Beſſerung anlaſſe. Ich gebe alſo einem jedem zu bedenken: Ob es nicht klüger gehandelt ſey, wenn man ſich an eine Eigenſchaft der Seele, die in einem ſo verzweifelten Zuſtande iſt, weiter nicht kehret, als wenn man in alle Ewigkeit ſeine Schande daran curiret, und unmögliche Dinge möglich machen will?

Dieſes thun unſere Feinde: Aber ſihen denn dieſe überklugen Herren nicht, daß ſie wider den Strohm ſchwimmen? Sie wollen die Vernunft ausbeſſern, und zu ihrer urſprünglichen Vollkommenheit bringen; das iſt, ſie wollen ihr wieder zu derjenigen Herrſchaft verhelfen, welche ſie ehedeſſen über die Begierden gehabt haben ſoll. Ich will ſo höflich ſeyn, und glauben, daß alles wahr ſey, was man von dieſer Herrſchaft der Vernunft über die Affecten ſagt; ob es gleich unſern Feinden ſehr ſchwer fallen würde, zu beweiſen, daß die Vernunft, ſo lange Menſchen in der Welt ge-

weſen ſind, nur einen einzigen actum poſſeſſionis verrichtet habe: Aber unſere Feinde geben doch ſelbſt zu, daß die Vernunft durch ihre eigene Schuld dieſe Herrſchaft verlohren habe. Sie iſt derſelben entſetzet; weil ſie übel regieret hat, und muß jetzo, zur Strafe, den Affecten gehorchen. So will es die Natur haben. Was bemühen ſich denn unſere Feinde, die Vernunft, der Natur zum Trotz, wieder auf den Thron zu ſetzen, von welchem ſie, ihres übeln Verhaltens wegen, geſtoßen worden? Ich verſichere ſie, ihre Bemühung iſt vergebens; und wenn ſie die Vernunft ſelbſt fragen, ſo wird ſie ihnen ſagen, daß ſie ſich nach der verlohrnen Hoheit nicht ſehne, ſondern mit ihrem jetzigen Zuſtande wohl zufrieden ſey, und das ſüße Joch der Affecten mit Luſt trage. Denn die Vernunft ſiehet wohl, daß ſie zum Regiment nicht tauge. Sie weiß wohl, daß, wie ich ſchon oben erwieſen habe, alles in der Welt umgekehret werden würde, wenn ſie die Oberhand bekommen ſollte. Und wenn ſie denn gleich dieſes nicht erkennete, ſondern die lächerliche Bemühung ihrer unbeſonnenen Verehrer billigte: ſo bleibt es doch allemal wahr, daß es ein ſtrafbarer Frevel ſey, wenn man die Natur meiſtert,

die doch eine so weise und liebreiche Mutter ist, und besser weiß, was zu unserm Frieden dienet, als wir selbst.

Wenn demnach unsere Feinde, die guten Scribenten, nicht die eigensinnigsten und wunderlichsten Leute von der Welt wären, so würden sie uns nimmer die kindliche Ehrerbietung, welche wir gegen die Natur hegen, zur Sünde deuten, und mit der größten Unbescheidenheit von uns verlangen, mit ihnen wider die Natur zu murren. Sind sie denn just so gesinnet, als die bösen Geister, die sich ein Vergnügen daraus machen, wenn sie die Menschen zur Sünde verleiten, und eben so unglücklich machen können, als sie selbst sind? Sie haben den natürlichen Brauch der Vernunft in den unnatürlichen verkehret. Man lasset ihnen ihren Willen: Aber warum wollen sie uns denn nicht erlauben, nach unserm Gewissen zu handeln? Warum rechnen sie es uns als eine grosse Thorheit an, daß wir, wie es die Pflicht eines jeden vernünftigen Menschen erfordert, mit der Ordnung der Natur zufrieden sind?

Denn darinn bestehet eigentlich unser Verbrechen. Wie gerne wir auch gänzlich von der Vernunft befreyet wären, so können wir dieselbe doch

nicht völlig dämpfen; und es ſcheinet eben ſo unmöglich, ganz ohne Vernunft, als ganz ohne Sünde zu ſeyn. So lange wir mit dem Leibe dieſes Todes umgeben ſind, werden wir uns wohl mit dieſer verdrießlichen Eigenſchaft ſchleppen müſſen. Wie es indeſſen die Pflicht eines Chriſten erfordert, daß er die Sünde nicht herrſchen laſſe: ſo muß auch ein jeder Menſch ſich ſorgfältig hüten, daß er der Vernunft nicht gar zu viele Gewalt über ſeine Handlungen einräume. Dieſes thun wir elende Scribenten, und bilden uns ein, das ſicherſte ſey, der Natur zu folgen. Da nun die Vernunft ihr Fürſtenthum verlohren hat, und mit den Ketten der Affecten gebunden iſt: ſo muß man ſie, will man gute Dienſte von ihr haben, von dieſen Banden nicht los machen, ſondern immer in den Schranken halten, welche die Natur derſelben geſetzet hat. Man muß ſie alſo, wenn man ſie ja gebrauchen will, nur als ein Werkzeug, zu Ausführung ſeiner Abſichten, gebrauchen. Denn da die Vernunft den Begierden unterworfen iſt; unſere Abſichten aber aus unſern Begierden herfließen: ſo folget unwiedertreiblich, daß die Vernunft ſich nach unſern Abſichten richten müſſe:

nicht aber wir in unſern Abſichten nach der Vernunft uns zu richten verbunden ſind.

So denken wir elende Scribenten, ſo denket das ganze menſchliche Geſchlecht mit uns. Nur einige mißvergnügte und eigenſinnige Köpfe wollen klüger ſeyn, als die ganze Welt, und lachen uns aus, weil wir unſere Vernunft nicht nach ihrer Phantaſie gebrauchen. Aber laß ſie lachen. Wir können uns damit tröſten, daß wir ihnen keine rechtmäßige Urſache dazu geben. Wir ſehen die Vernunft als ein Werkzeug an, und bedienen uns derſelben bisweilen zu Erreichung unſerer Abſichten. Iſt dieſes übel gehandelt, ſo weiß ich nicht, was man von dem Verfahren unſerer Gottesgelehrten ſagen ſoll, die in ihrer Kunſt die Vernunft nicht anders als ein Werkzeug gelten laſſen. Sie brauchen dieſelbe, die Widerſprecher zu ſtrafen, und zum Vortrage ihrer Lehren: Aber es ſey ferne von ihnen, daß ſie ihren Eifer wider die Ketzer, und ihre Lehren nach der Vorſchrift der Vernunft einrichten, und dem Urtheile derſelben unterwerfen ſollten. O wie wohl thäten unſere Feinde, wenn ſie mit uns dem Beiſpiele dieſer ehrwürdigen Männer folgten, und daraus lerneten, worinn eigentlich der rechte Gebrauch

der Vernunft beſtehe! Könnten ſie ſich ſo weit überwinden, ſo würden ſie uns den Mangel der Vernunft, den ſie in unſern Schriften bemerken, nicht mehr ſo hoch aufmutzen, und ſich entſehen, uns ferner Schuld zu geben, wir brauchten die Vernunft gar nicht. Wir brauchen ſie; aber auf unſere Weiſe, mit Maaße, in gehöriger Ordnung, bloß zu Erreichung unſers Endzwecks.

Wenn die Begierde, berühmt zu ſeyn, uns zum Schreiben reizet: ſo ſagt uns unſere Vernunft, daß wir ohne Feder, Dinte und Papier unſern Zweck nicht erreichen können; und noch hat man kein Exempel, daß ein elender Scribent ſich ein Gewiſſen gemacht habe, in dieſem Fall ſeiner Vernunft zu folgen. Wir ſind ſo wunderlich nicht, daß wir ſtatt der Feder die Miſtgabel ergreifen ſollten. Wenn Sievers ſchreibt, ſo ſchreibet er mit Dinte, und tunkt ſeine Feder nicht in Waſſer. Selbſt Manzel *) und Rodigaſt, die al-

*) Ein Profeſſor zu Roſtock, mein groſſer Gönner. Er hat ſich durch viele herrliche Schriften bekannt gemacht, die niemand lieſet. Man kann ſie bey Fritſchen in Roſtock, und ſonſt nirgends, zu halben und ganzen Pfunden, um ſehr civilen Preis, haben.

lerelendesten Scribenten unserer Zeit, verrichten ihre gelehrte Nothdurft auf Papier. Ich thue es auch, und Philippi weiß wohl, daß er seine herrlichen Werke in die Druckerey und nicht zum Seifenwürzhändler, schicken, oder Fidibus davon machen muß, wofern er will, daß die Welt sich daran belustigen soll. Wie könnte er dieses aber wissen, wenn er ein Gelübde gethan hätte, der Vernunft in keinem Stücke Gehör zu geben? Und wer siehet also nicht, daß die Vernunft mehr Theil an unsern Schriften hat, als unsere Feinde glauben? Wären wir so gar albern, als unsere Feinde uns ausschreyen: so würde die gelehrte Welt keine Zeile von unsern Händen sehen. Aber so verachten wir die Vernunft, so lange sie sich in ihren Schranken hält, und als eine Dienerinn unserer Begierden aufführet, gar nicht. Wir folgen ihr willig, wenn sie uns einen Rath giebt, der zur Beförderung unserer Absichten dienet. So bald sie sich aber ein mehrers herausnimmt, unsern Begierden widerspricht, und über unsere Absichten urtheilen will: so legen wir ihr ein ewiges Stillschweigen auf, und thun ihr allen ersinnlichen Verdruß an.

Wenn die Vernunft zu Philippi sagt: Schicke

deine Schriften nach Hamburg, damit ſie daſelbſt den Verleger finden, den du an denen Orten, da man dich kennet, vergebens ſucheſt; ſo ſpricht er: Wahrlich, das iſt ein guter Rahte, und thut, was die Vernunft haben will. Sagt ſie aber zu ihm: Schreibe nicht; du taugſt nicht dazu; die Leute lachen dich nur aus: ſo wird er unwillig, hält beyde Ohren zu, und denket, ſeine Vernunft ſey von ſeinen Feinden beſtochen. Sie ſoll ſich, wie man ſagt, neulich die Freyheit genommen haben, ihm dieſes plumpe Compliment zu machen; aber er hat ſie ſo zugerichtet, daß ſie inskünftige ihr Maul wohl halten wird: Du haſt wohl daran gethan, allerliebſter Bruder; denn wie übel würden wir nicht daran ſeyn, wenn wir unſerer Vernunft, die nur gemacht iſt zu gehorchen, eine Herrſchaft über unſere Begierden einräumen, und ihr geſtatten wollten, von unſern Abſichten und dem Wehrte unſerer Schrift zu urtheilen?

Ich habe mich begnüget, bisher zu erweiſen, daß der Vernunft dieſes nicht zukomme, und wir alſo nichts lächerliches begehen, wenn wir dieſelbe, bey Verfertigung unſerer Schriften, nicht zu Rahte ziehen. Aber ich will weiter gehen, und getraue mir, zu behaupten, daß eben die

Verachtung der Vernunft, woraus unſere Feinde ein ſo groſſes Verbrechen machen, der Grund unſerer Vortreflichkeit und derjenigen Vorzüge ſey, die uns ſo weit über unſere Feinde erheben.

Ein ſehr altes ſcytiſches Sprichwort ſagt, daß es eine gröſſere Kunſt ſey, aus einem ledigen, als aus einem vollen Glaſe zu trinken; und mich deucht, daß alſo, wenn die Vernunft zu Verfertigung einer Schrift ſo unumgänglich nöthig iſt, als die guten Scribenten wollen, einer, der ohne Vernunft ein Buch ſchreiben kann, weit vortreflicher, und mehr zu bewundern iſt, als einer, der, wenn er etwas zu Papier bringen will, allemal ſeine Vernunft zu Hülfe nehmen muß. Man muß nicht meynen, daß die Bücher, die ohne Vernunft geſchrieben werden, nicht ſo wohl gerahten, als diejenigen, die mit Verſtand gemacht ſind. Denn es giebt Bücher, die unſtreitig ohne Zuthun der Vernunft verfertiget, und doch ſo wohl gerahten ſind, daß ſelbſt unſere Feinde darüber erſtaunen. Iſt es möglich, ſchreyen ſie gemeiniglich, daß ein vernünftiger Menſch dergleichen Zeug ſchreiben könne? Ja, ich habe mit meinen Ohren gehöret, daß einer, dem die höchſt unvernünftigen Gedanken eines gewiſſen elenden Scri-

benten, über den Spruch: Viele ſind berufen ꝛc. zu Geſichte kamen, in Beyſeyn vieler Leute hoch betheuerte, es ſey ihm, wann er auch Engelsverſtand hätte, und ſein Leben damit zu retten wüßte, unmöglich, ſo zu ſchreiben. Unſere Feinde geſtehen alſo ſelbſt, daß einem Menſchen, der ſeine Vernunft nicht gebrauchet, vieles möglich ſey, welches ein vernünftiger Menſch nicht thun kann, und daß wir die beſondere Geſchicklichkeit beſitzen, ohne Vernunft Thaten zu thun, wozu ein mehr als englischer Verſtand erfordert wird. Sie halten dieſes für etwas ſchweres, ja für eine Sache, die ihnen ſchlechterdings unmöglich iſt. Ich verſichere ſie aber, daß es uns nicht nur möglich, ſondern gar etwas leichtes iſt, ohne Vernunft ganz wunderbare Bücher zu ſchreiben. Sollten unſere Feinde wiſſen, wie geſchwinde wir mit unſern Schriften fertig werden, und wie wenig Mühe und Nachdenken wir darauf wenden: ſo würden ſie erſt über unſere Geſchicklichkeit erſtaunen; ſie würden, von dem Glanze unſerer Vortreflichkeit gerühret, vor uns niederfallen, und, ohne Zeitverluſt, ihre Vernunft ins Meer werfen, da es am beſten iſt.

Denn eben dieſe Vernunft iſt es, welche ihnen

ihre Arbeit so mühsam macht. Wir zähmen sie, und legen ihr ein Gebiß ins Maul, und eben darum wird uns unsere Arbeit so leichte. Unsere Feinde machen sich ein Gewissen, den Regeln der gesunden Vernunft, die doch so schwer zu beobachten sind, entgegen zu handeln. Sie können nicht schreiben, wenn sie nicht vorher denken. Sie bilden sich ein, sie müßten die Sache, wovon sie schreiben wollen, aus dem Grunde verstehen, und verderben die edle Zeit mit der unnützen und lächerlichen Ueberlegung, ob sie auch der Materie, welche sie abhandeln wollen, gewachsen sind, bloß darum, weil ein alter Grillenfänger, der, aus vorsetzlicher Bosheit, den Menschen das Schreiben schwer machen wollen, gesaget hat:

Sumite materiam vestris, qui scribitis, æquam
Viribus, et versate diu, quid ferre recusent,
Quid valeant humeri. . . . *)

Von allem diesen Ungemach sind wir frey. Wir erkennen die Schädlichkeit der Vernunft, und kehren uns also wenig an ihre Regeln. Unsere Absicht ist, ein Buch zu schreiben. Diesen Zweck erreichen wir, wenn wir so viel Papier, als dazu

*) Horatius de Arte poetica.

nöthig iſt, mit Buchſtaben bemahlen. Ob der Sinn, der aus dieſen Buchſtaben heraus kömmt, wenn man ſie zuſammen ſetzet, vernünftig iſt, oder nicht, daran iſt uns wenig gelegen. Wollten wir alles nach der Vernunft abmeſſen: ſo müßten wir denken; und das Denken greift den Kopf an, nimmt viel Zeit weg, und nützet doch, wenn man die Wahrheit ſagen ſoll, nichts. So oft unſere Feinde unſere Schriften leſen, ſprechen ſie: Der Menſch kann nicht denken; und dennoch können ſie unmöglich leugnen, daß dieſer Menſch, der nicht denken kann, ein Buch geſchrieben habe; weil ſie es in Händen haben. Sie müſſen alſo, ſie mögen wollen oder nicht, geſtehen, daß man ſchreiben könne, ohne vorher zu denken.

Wir thun es, und befinden uns wohl dabey. Es iſt leichter, und natürlicher, mit den Fingern zu ſchreiben, als mit dem Kopfe. Wer das letzte thut, iſt einem Gaukler ähnlich, der auf dem Kopfe tanzet. Dieſes mögen wir nicht von uns geſaget wiſſen, und brauchen alſo unſere Finger, wenn wir ſchreiben, und nicht den Kopf. Wenn unſere Feinde die Gemächlichkeiten, welche dieſe Schreibart mit ſich führet, einzuſehen fähig wären: ſo würden ſie uns gewiß beneiden. Nur

zweene ſind, ſo viel mir wiſſend, ſo weit gekommen, daß ſie dieſes erkannt haben; und haben daher kein Bedenken getragen, uns glücklich zu preiſen, und den guten Scribenten vorzuziehen. Der eine iſt ein Engländer, und beweiſet gar gründlich, daß das Denken nichts nütze, und derjenige, der ſich deſſelben ganz und gar enthält, nothwendig am beſten ſchreiben müſſe. Er ſpricht:

Here ſome would ſcratch their Heads, and try
What they ſhould write, and How, and Why.
But I conceive, ſuch Folks are quite in
Miſtakes in Theory of Writing.
If once for Principle 'tis laid
That Thought is Trouble to the Head.
I argue thus: The World agrees
That He writes well, who writes with Eaſe.
Then He, by Sequal logical,
Writes beſt, who never thinks at all. *)

Der kratzt den Kopf, ſinnt Zweifels-voll,
Was, wie, warum er ſchreiben ſoll;
Doch merk ich ſelbſt aus ſeinem Fleiß,
Daß er vom Schreiben wenig weiß.
Denn hält man dieſen Satz bewährt,
Daß Denken nur den Kopf beſchwert;

So

*) Priors Poems, T. 1. p. 12.

So folgt auch: Es geſteht die Zeit,
Der ſchreibt gut, dem's nicht mühſam fällt.
Draus macht ſelbſt die Vernunft den Schluß,
Daß der, ſo niemals denkt, am beſten ſchreiben muß.

Mich deucht, dieſer Beweis iſt unumſtößlich. Der andere iſt ein Franzoſe, und, O bienheureux Ecrivains, rufet er aus, Mr. de Saumaiſe en Latin, et Mr. de Scuderi en François! J'admire vôtre facilité, et j'admire vôtre abondance. Vous pouvez écrire plus de Calepins, que moi d'Almanachs. Bienheureux, fährt er fort, les Ecrivains qui ſe contentent ſi facilement, qui ne travaillent que de la memoire et des doigts, qui ſans choiſir écrivent tout ce qu'ils ſavent. *) Iſt es nicht ewig Schade um die ehrlichen Männer, daß ſie, da ſie ſo viele Erleuchtung hatten, ſich nicht beſtrebet haben, uns gleich zu werden? Sie haben übel bey ſich gehandelt. Ich beklage ſie, und halte ſie, als Zeugen der Wahrheit, ungemein hoch. Sollten ſie jetzund noch leben, da meine vortrefliche Schrift zum Vorſchein kömmt; ſo würden ſie unſtreitig ganz umgekehret, und neue Menſchen werden.

*) Balzac Liv. 25. Lett. 12.

Ich kehre wieder zu meinem Zweck, und sage, daß wir, wenn wir schreiben wollen, die Prüfung unserer Kräfte, mit welcher sich unsere Feinde quälen, für eben so unnütz halten, als Vernunft und Nachdenken. Wir brauchen so vieler Umstände nicht. Wir haben die besondere Gabe von der Natur, daß wir schreiben können, was wir nicht gelernet haben, und von Sachen urtheilen können, die wir nicht verstehen. Wir schreiben ganze Bücher von der Möglichkeit einer ewigen Welt, und handeln die schwersten Fragen aus der Weltweisheit, auf eine ganz eigene Weise, ab, ob wir gleich nichts davon begreifen. Philippi kann unbesehens von den Schriften urtheilen, die für und wider die wolfische Philosophie herausgekommen sind. Sievers, der kaum seinen Catechismus weiß, ist doch geschickt, andere zu lehren, was der seligmachende Glaube sey, und Rodigast kann die ungeheuresten Werke aus dem Lateinischen ins Deutsche übersetzen, ob er gleich weder Latein noch Deutsch verstehet, und niemand, ja vielleicht er selbst nicht, weiß, was er vor eine Sprache redet. Hätte dieses edle Kleeblatt elender Scribenten sich lange besinnen, und seine Kräfte untersuchen wollen, ehe es die Feder

anſetzte: ſo will ich wetten, wir würden noch nicht wiſſen, ob es in der Welt ſey. Allein wir elende Scribenten ſind ſo mißtrauiſch gegen uns ſelbſt nicht; weil wir wiſſen, daß uns, auch bey der größten Schwachheit, alles möglich iſt.

Dieſe vortreffliche Eigenſchaft erhebet uns unendlich über unſere Feinde. Ein guter Scribent muß ſeine beſten Jahre mit einem verdrießlichen Lernen verderben; weil er die abergläubige Einbildung hat, man könne jonſt nicht ſchreiben. Wir hergegen fangen ganz frühe an zu ſchreiben, und warten nicht bis die böſen Tage kommen, und die Jahre herzu treten, da man ſagt: Sie gefallen mir nicht. Wir können gleich, ohne alle Vorbereitung, zum Werke ſchreiten; und ehe ein guter Scribent mit der Einſammlung der Sachen fertig iſt, die er zu ſeinem Zwecke nöthig achtet, haben wir uns zehenmal in Kupfer ſtechen laſſen, und den beſten Platz in den Buchläden eingenommen. Ein guter Scribent mag ſeine Zeit noch ſo wohl angewandt und ſich zum Schreiben ſo geſchickt gemacht haben, als er immer will: ſo wird er doch allezeit geſtehen, daß einige Materien ihm zu hoch ſind, und ſelbſt von denen, die er verſtehet, nicht ohne vorhergegangene Ueberlegung und

mit Furcht und Zittern ſchreiben. Uns iſt keine Materie zu hoch. Wir wiſſen alles, ob wir gleich nichts wiſſen. Wir ſchreiben drauf loß und kehren uns an nichts. Und daher hat die Welt von uns die beſten Dienſte. Wir entdecken eine unſägliche Menge der gefährlichſten Irrthümer, die unſere Feinde gemeiniglich überſehen, und das in Schriften, die wir nicht geleſen haben, und die wir, wenn wir ſie leſen, kaum verſtehen. Wir ſind die eifrigſten Vertheidiger der Wahrheit und ein Schrecken der Ketzer. Wir entdecken ſie, wie ſehr ſie ſich auch verbergen; und ob wir gleich nicht wiſſen, was Ketzer und Ketzerey iſt: ſo kann uns doch keiner entwiſchen; weil wir, wie die Hunde, die das Capitolium bewacheten, den ſicherſten Weg gehen, *) und alles, was uns verdächtig vorkömmt, anbellen. Unſere Feinde verdenken es uns, daß wir ſo oft einen unnützen Lerm erregen. Sie wollen, daß man mit Behutſamkeit

*) Cicero Orat. pro Sex. Roſcio Amerino. Canes aluntur in Capitolio, ut ſiniſcent, ſi fures venerint. Ad fures internoſcere non poſſunt, ſignificant tamen ſi qui nocta in Capitolium venerint, et quia id eſt ſuſpicioſum, tamerſi beſtiæ ſunt, tamen in eam partem potius peccant, quæ eſt cautior.

und Verſtand eifere; aber eben dadurch verrathen ſie ihre Schwäche, und geben uns das Zeugniß, daß wir ohne Nachdenken und Verſtand eine der wichtigſten Pflichten eines Wahrheit- und Ordnung-liebenden Menſchen beobachten können, welches gewiß nichts geringes iſt.

Alles, was ich bisher geſaget habe, iſt unſtreitig und klar. Aber, da mir die Hartnäckigkeit und Bosheit unſerer Feinde bekannt iſt; ſo ſehe ich vorher, daß ſie mit einem höhniſchen Gelächter ſagen werden: „Sie machten uns unſere Vortrefflichkeit nicht ſtreitig. Sie glaubten gerne, daß wir ohne Vernunft, ohne Nachdenken und ohne vorhergegangene Prüfung unſerer Kräfte ſchreiben könnten. Allein unſere Schriften würden denn auch darnach. Wir hätten wenig Ehre davon. Niemand wollte ſie kaufen, niemand läſe ſie, und wer ſie läſe, lachte darüber und ziſchte uns aus.“ Dieſer Einwurf kann vielen erſchrecklich vorkommen; mir aber nicht. Denn ein elender Scribent kann auch gründliche Einwürfe mit Nachdruck widerlegen, und ſeinen Feinden zeigen, daß ſie Unrecht haben, wenn er ihnen gleich zugiebt, ſie hätten Recht. Ich ſehe dieſes als eine Kleinigkeit an, und will es eben nicht mit unter

unſere Vortrefflichkeiten zählen. Ein billiger Leſer wird vor ſich ſchon wiſſen, was er davon denken ſoll. Ich darf mich auch für dieſes mal ſo nicht angreifen; ſondern begnüge mich, unſern Feinden mit aller Beſcheidenheit zu ſagen, daß ihr Einwurf nichts bedeute, und alles, was ſie ſagen, grundfalſch ſey,

Wir ſind mit der Ehre, welche uns unſere Schriften bringen, wohl zufrieden. Sind wir nicht ſo glücklich, daß wir den Beyfall der guten Scribenten erhalten: ſo müſſen wir uns damit tröſten, daß es allezeit noch ſo billige Gemüther giebt, die das verächtliche Urtheil, welches die guten Scribenten von unſern Schriften fällen, für verdächtig halten, weil es von unſern Feinden herrühret, und ſich dadurch nicht abſchrecken laſſen, unſere Schriften zu leſen. Unſere Schriften mögen alſo beſchaffen ſeyn, wie ſie wollen, ſo finden ſie doch allemal einen Verleger, Käufer und Leſer.

- - ils trouvent pourtant quoiqu'on en puiſſe dire
Un Marchand pour les vendre, et des Sots pour les lire. *)

*) Boileau, Sat. 2.

Man frage nur die Buchhändler: Ob nicht die Postillen, Romane, Briefsteller, poetische Handbücher, und Trichter, Reimregister, Notariatkünste, Complimentirbüchlein, der Eulenspiegel, und dergleichen schöne und nützliche Werke, den besten Abgang haben? Wie begierig sind nicht Happels und Menantes Schriften gekauft worden? Und Uhsens wohl-informirter Redner ist wenigstens neunmal aufgeleget. Hübners Oratorie hat eben das Glück gehabt; und ich muß mich also wundern, wie unsere Feinde so unverschämt seyn, und sagen können, daß niemand unsere Schriften kaufen wolle, und das um so viel mehr, weil sie selbst am hitzigsten darauf sind, und nicht allein unsere Schriften mit Lust lesen, sondern auch durch ihre sinnreiche Spöttereyen dieselben bekannt, und andere, sie zu sehen, begierig machen. Wir haben also das Vergnügen, daß selbst unsere Feinde unsern Namen herrlich machen müssen. Sollten sie sich entschliessen, uns in Ruhe zu lassen: so würde unser Ruhm nicht halb so weit erschallen.

Indessen würde es uns doch niemals an einer Menge Verehrer und Bewunderer gebrechen. Unsere Schriften sind so beschaffen, daß sie dem Pö-

bel nohtwendig gefallen müſſen: weil ſie nach ſeinem Begriffe eingerichtet ſind. Wir entfernen uns nicht um einen Finger breit von den gemeinen Vorurtheilen. Wir verſteigen uns nicht ſo hoch in unſern Betrachtungen, ſondern halten uns herunter zu dem Niedrigen. Dieſes macht unſere Werke dem größten Haufen verſtändlich, und erwirbt uns ſeinen Beyfall. Die guten Scribenten ſind ſo glücklich nicht. Ihre Schriften ſind den meiſten zu hoch: weil ſie mit Vernunft gemacht ſind. Sie werden alſo von wenigen geleſen, und von noch wenigern gelobet: weil niemand leicht an Sachen, die er nicht verſtehet, Geſchmack findet. Tantum quisque laudat quantum se posse sperat imitari. *) Die guten Scribenten ſind naſeweiſe und wollen alle Welt meiſtern. Sie tadeln die gemeinen Thorheiten, und haben das Herz, die Wahrheit zu ſagen, die doch ſo bitter iſt. Dieſes ſetzt kein gut Geblüt zwiſchen ihnen und den meiſten ihrer Leſer, und bringt ihnen keinen andern Vortheil, als daß man ſie für eigenſinnige Grillenfänger hält, und auslachet.

*) Cicero in Oratore.

Hos populus ridet multumque toroſa juventus
Ingeminat tremulos naſo criſpante cachinnos. *)

Ja man ſiehet ſie für gefährliche, unruhige Köpfe an, und haſſet ſie. Die guten Scribenten ſind viel zu klug, als daß ſie dieſes nicht merken ſollten. Sie wiſſen es, und ſind ſich, wenn ſie ſich recht beſinnen, ſelbſt desfals gram. Sie erkennen auch, daß aller Haß, den der größte Hauſe gegen ſie, und die Verachtung, welche er gegen ihre Schriften blicken läſſet, bloß daher rühret, weil ſie ihre Vernunft, wider die Gewohnheit des menſchlichen Geſchlechts, gar zu ſehr gebrauchen, und es iſt kein Zweifel, daß ſie, insgeheim, die Vernunft, als eine Quelle ihres Unglücks, oft verfluchen. Cicero wenigſtens hat gegen einen ſeiner beſten Freunde, im Vertrauen, aufrichtig geſtanden, daß er was darum geben wollte, wenn er der ſeinen mit Ehren los wäre. Fama, ſpricht er," **) ingenii mihi eſt abjicienda; quod ſi poſſem, non recuſarem. Aber dennoch ſind ſie viel zu halsſtarrig und hochmühtig, als daß ſie ihr Elend öffentlich bekennen ſollten.

---

*) Perſius Sat. 2.

**) Lib. IX. Epiſt. ad Atticum Ep. 16.

Stellt man ihnen vor, wie groß die Menge dererjenigen sey, welche sich an den Schriften elender Scribenten ergnicken, und wie klein hergegen das Häufstein derer, welche die ihrigen lesen; so sprechen sie: „Sie bekümmerten sich um den Beyfall des einfältigen und ungelehrten Pöbels wenig, und waren zufrieden, wenn auch nur ein oder zweene rechtschafene gelehrte Männer von ihrer Arbeit ein gutes Urtheil fällten. Wenn von der Güte einer Schrift die Frage sey, komme es auf die Mehrheit der Stimmen nicht an, und sey es eben ein gewisses Kennzeichen der Stümper, sich auf den Beyfall des gemeinen Volks und der Ungelehrten zu berufen."

Es ist ein Glück für die guten Scribenten, daß sie sich selbst so artig zu trösten wissen; aber ich befürchte, diese Trostgründe werden, zur Zeit der Anfechtung, den Stich nicht halten: denn sie sind von Herzen schwach. Ich will nicht sagen, daß es ziemlich liederlich herauskömmt, wenn die guten Scribenten sprechen, sie bekümmerten sich wenig darum, was die Leute von ihnen urtheilten: ehrliebende Gemühter sind ganz anders gesinnet, und suchen, so viel möglich, auch den geringsten zu gefallen; sondern ich will nur anmerken, daß

es ein unerträglicher Stolz sey, den Beyfall des Pöbels so geringe zu achten, und diejenigen für Stümper zu schelten, die sich groß damit wissen. Die guten Scribenten stehen unstreitig in dem Wahn, als wenn die ungelehrten ganz und gar ungeschickt sind, von ihren herrlichen Schriften zu urtheilen; aber sie könnten leicht inne werden, wie irrig diese Einbildung sey, wenn sie nur belieben wollten, zu bedenken, daß insgemein dafür gehalten wird, ein Frauenzimmer könne nicht so gut von der Schönheit eines andern Frauenzimmers urtheilen, als eine Mannsperson. Die Ursache ist: weil ein jedes sich für das schönste hält, und andere neben sich verachtet. Die Gelehrten gleichen, in diesem Fall, den Weibern vollkommen, und es ist kein einziger, wie elend es auch um ihn bestellet ist, der sich nicht in seinem Herzen klüger dünken sollte, als alle seine Brüder. Es muß also nohtwendig Haß und Neid, zwo Leidenschaften, die vor andern einem unparteyischen Urtheile entgegen sind, unter den Gelehrten herrschen. Die Ungelehrten sind von diesen Affecten frey, und urtheilen folglich unparteyisch von den Schriften, die ihnen vorkommen. Sollte dann ihr Urtheil nicht höher zu schätzen

seyn, als das Urtheil einiger neidischen Gelehrten, die nichts, als ihre eigene Arbeit, hoch halten, und, natürlicher Weise, alles, was sie nicht gemacht haben, tadeln müssen? Mich deucht, wer sich dem Ausspruche so unparteyischer Richter nicht unterwerfen will, der läßt ein schlechtes Vertrauen zu seiner Sache von sich blicken, und muß kein gut Gewissen haben.

Dieser Verdacht wird also nicht gehoben, wenn gleich die guten Scribenten sprechen wollten: die Ungelehrten verstünden die Schriften der Gelehrten nicht, und könnten also nicht davon urtheilen. Denn diese Ausflucht würde sich auf nichts gründen, als auf den lächerlichen Wahn, daß man allemal die Sache, von der man urtheilet, verstehen müße. Ich bilde mir ein, daß ich diese Grille schon überflüßig widerleget habe. Wir elenden Scribenten urtheilen von vielen Sachen, die wir nicht verstehen: der Pöbel kann die Kunst auch; und sind die guten Scribenten so geschickt nicht, so ist es ein Unglück vor sie: Aber sie werden so gut seyn, und von der Fähigkeit anderer nicht nach ihrer eigenen urtheilen. Ich sollte nicht meynen, daß die guten Scribenten mir einwerfen werden: sie wüßten wohl, daß es Leute gäbe, die

verwegen genug wären, von Sachen zu urtheilen, die sie nicht verstehen: allein es müßte so nicht seyn. Denn dieses wäre ein verzweifelter Satz, wodurch die Gelehrten mit den geringsten und verächtlichsten Handwerksleuten in eine Classe würden gesetzet werden. Bey diesen muß niemand, als die Aeltesten einer Zunft, von der Arbeit eines jungen Meisters urtheilen. Die Gelehrten wissen von einer solchen Verfassung nichts, und es wäre ihnen auch in der That schimpflich, wenn sie sich Leuten gleich stellen wollten, die in ihren Augen so verächtlich sind.

Da nun ein jeder, er mag es verstehen oder nicht, von den Schriften der Gelehrten zu urtheilen nicht nur geschickt: sondern auch befugt ist: so möchte ich wohl wissen, was uns hindern sollte, auf den Beyfall des größten Haufen zu trotzen? und ob es nicht ein lächerlicher Hochmuht sey, daß unsere Feinde sich so wenig darum bekümmern? Diese Leute müssen ganz besondere Creaturen seyn. Es ist keiner, ausser sie, zu finden, der nicht wünschen sollte, von den meisten gelobet zu werden.

. . . An erit, qui velle recuſet
Os populi meruiſſe? . . . *)

Dem vortrefflichen Redner Demoſthenes, den unſere Feinde ſo hoch halten, that es gewiß ganz ſanfte, als eine geringe Frau zu Athen ihrer Freundinn, doch ſo, daß er es hörer, ins Ohr ſagte: Das iſt der Demoſthenes. **) Und mein Freund Sievers würde längſt vor Kummer, wie ein Schämen, vergangen ſeyn, wenn nicht das Lob der alten Weiber, und das gütige Urtheil der Karrenſchieber, Laſtträger, und anderer ehrlichen Männer, Pöbelvolks, ihn in ſeinem ſchweren Leiden aufrichtete, und ſeine Gebeine fett machte. Er hat Urſache, ſich groß damit zu wiſſen, und ſich desfals einzubilden, er ſey ein ſtattlicher Scribent, und die es anders ſagen, boshafte Läſterer: denn wer wollte ſo vielen ehrlichen und unparteyiſchen Perſonen beyderley Geſchlechts nicht glauben?

---

*) Perſius, Sat. 1.

**) Cicero Tuſcul. Quæſt. Lib. V. Demoſthenes, . . . illo ſuſurro delectari ſe dicebat aquam ferentis mulierculæ, ut mos in Græcia eſt, inſuſurrantique alteri: Hic eſt ille Demoſthenes.

. . . egregium cum me vicinia dicat
Non credam? . . . *)

Und muß man alſo nicht über die Frechheit unſerer Feinde erſtaunen, die ſich nicht ſcheuen, der uns bewundernden Menge ins Angeſicht zu widerſprechen, und, ob ſie gleich übereinſtimmet ſind, dennoch von der übeln Meynung, welche ſie von uns hegen, nichts fallen laſſen wollen?

Daß ſie ſprechen: die Mehrheit der Stimmen gelte in dieſem Falle nicht; kann gewiß ihr Verfahren nicht rechtfertigen. So reden die Ketzer auch, und haben doch Unrecht, weil ſie Ketzer, das iſt, überſtimmet ſind. Unſere Feinde müſſen gewiß auch nicht reiner Lehre ſeyn; denn wie wäre es ſonſt möglich; daß ſie auf ſo gottloſe Gedanken verfielen? Wenn die Frage von der Güte einer Schrift, oder von der Wahrheit eines Satzes iſt: ſo hat die Mehrheit der Stimmen keine Statt; ſagen ſie: Heiſſet dieſes aber nicht offenbar der Kirche Chriſti, die es zu allen Zeiten, in weit wichtigern Fällen, auf die Mehrheit der Stimmen hat ankommen laſſen, eine entſetzliche Thorheit und Ungerechtigkeit verwerfen? Es iſt ein

*) Perſius, Sat. 4.

Glück vor uns, daß die heiligen Kirchenväter klüger gewesen sind. Hätten unsere Feinde vor 13 oder 1400 Jahren gelebet, und etwas zu sagen gehabt: so wäre kein einziges Concilium gehalten worden, und die Ketzer würden freye Hände gehabt haben, den Weinberg der christlichen Kirche, nach Belieben, zu verwüsten.

Ich erschrecke, wenn ich daran gedenke, und bitte unsere Widersacher, in sich zu gehen, und einmal zu erwegen, wohin ihr Haß gegen uns sie verleite. Sie sehen wohl, daß sie, so lange sie vernünftig schreiben, den Beyfall des grössesten Haufens nicht erlangen können. Sie machen es also, wie der Fuchs in der Fabel, und verachten das, was ihnen nicht werden kann. Sie stossen in Unmuht Worte heraus, die erschrecklich sind, und machen dadurch ihren Geruch bey den Unpartenischen, welche sie gar verächtlich den Pöbel nennen, noch stinkender. Ich bedaure sie desfals, ob ich gleich wohl weiß, daß sie über mein Mitleiden nur lachen werden: Denn ich bin versichert, es werde sie einmal gereuen, daß sie die Ehrerbietung, welche sie dem grössesten Haufen schuldig sind, aus den Augen gesetzet haben. Sie werden gewiß die Lästerworte, die sie wider den

Pöbel

Pöbel reden, um ſo viel ſchwerer zu verantworten haben, je beſſer ſie wiſſen, daß die Stimme des Volks ſo viel gelte, als die Stimme Gottes. Vox populi, vox Dei. Und überdem müſſen ſie ſich nicht einbilden, daß die Menge, die uns und unſern Schriften hold iſt, aus lauter elenden, geringen und nichtswürdigen Leuten beſtehe. Sie können glauben, daß ſich viele vornehme und angeſehene Männer aus allen Ständen darunter befinden: Denn Gott giebt denen, welche er, in ſeinem Zorn, groß machet, nicht allemal, mit der Würde, ſo viel Verſtand, als man nöthig hat, wenn man an guten Schriften ein Vergnügen finden will, und man hat ſchon lange angemerket, daß diejenigen, welche die wichtigſten Aemter verwalten, und die gröſſeſten Ehrenſtellen bekleiden, wie viel ſie auch ſonſt auf ſich halten, doch gemeiniglich ſo beſcheiden geweſen ſind, daß ſie ſich in ihren Urtheilen wenig oder gar nicht von dem Pöbel entfernet, ſondern ſich zu allen Zeiten nicht ſo ſehr durch den guten Geſchmack, als durch die Kleidung, von demſelben zu unterſcheiden geſuchet haben. Mirari quidem non debes, ſagt Seneca, *)

*) Epiſt. CXIV.

corrupta excipi, non tantum a corona sordidiore, sed ab hac turba quoque cultiore: Togis enim inter se illi, non judiciis distant.

Es ist also eine unverantwortliche Grobheit, daß unsere Feinde von dem Pöbel so verächtlich reden, unter welchem sich doch Leute befinden, denen sie alle Ehrerbietung schuldig, und die im Stande sind, die Verachtung, welche man gegen ihr Urtheil bezeuget, mit Nachdruck zu rächen. Ich wünsche nicht, daß die guten Scribenten dieses jemals erfahren mögen: Aber es sollte mir eine Freude seyn, wenn diese Herren, durch meine gegründeten Vorstellungen, endlich einmal begriffen, daß unsere Schriften den meisten gefallen; daß der Beyfall des größten Haufens nicht zu verachten sey; daß derjenige, der sich darauf beruft, kein Stümper ist; daß wir elenden Scribenten mit Recht darauf trotzen, und daß uns dieser Beyfall des Pöbels einen grossen Vorzug vor unsern Feinden giebt, und unsere Vortrefflichkeit eben so unstreitig macht, als der Ausspruch des Orakels die Weisheit des Socrates.

Ich habe dieses handgreiflich erwiesen: allein was wirds helfen? So lange unsere Feinde noch sehen, daß viele elende Scribenten in der dusser-

ſten Verachtung leben, und ihre Schriften entweder gar nicht abgehen, oder nur von Leuten gekauft werden, die darüber lachen und ſpotten, werden ſie immer dabey bleiben, daß eine Schrift, die ohne Vernunft gemacht iſt, ihrem Urheber wenig Ehre bringe. Nun könnte ich zwar dieſes mit eben dem Fug leugnen, als meine Brüder leugnen, daß ſie elende Scribenten ſind: allein ich mache mir ein Gewiſſen, dem Augenſcheine zu widerſprechen. Es iſt, leider! mehr als zu wahr, daß viele meiner Brüder von aller Mühe, die ſie auf ihre Schriften wenden, nicht ſo viel haben, daß auch nur ein einziger ihre Arbeit lobe. Es iſt unſtreitig, daß eine gute Anzahl elender Schriften nimmer des Tages Licht ſiehet, und von den Motten verzehret wird. Viele brauchen die Buchhändler zu Maculatur, und einige haben gar das Unglück, daß ſie, wenn ſie kaum aus der Preſſe kommen, nach dem Gewürzladen geſchickt werden.

. . . in vicum vendentem thus et odores,
Et piper, et quicquid chartis amicitur ineptis. *)

Aber dieſes widrige Schickſal elender Schriften, an welchem ſich unſere Feinde ärgern, kann un-

*) Horatius Lib. II. Ep. I.

möglich das, was ich von den Vorzügen, und von der Vortrefflichkeit der elenden Scribenten geschrieben habe, umstossen und unwahr machen. Keine Regel ist ohne Ausnahme: und wenn ich sage, daß alles, was unvernünftig ist, dem Pöbel am besten gefalle: so begehre ich nicht zu leugnen, daß nicht bisweilen eine unvernünftige Schrift von dem größten Haufen anders, als es billig seyn sollte, aufgenommen werde. Ich weiß wohl, was solchen Schriften öfters zu begegnen pfleget; aber alles, was ihnen begegnet, sind Unglücksfälle, nach welchen man, ohne Unbilligkeit, von ihrem innerlichen Wehrte nicht urtheilen kann, und worüber die guten Scribenten sich um so viel weniger zu kützeln Ursache haben, je gewisser es ist, daß ihre Schriften denselben eben so wohl unterworfen sind, als die unsern. Es ist noch eine grosse Frage: Ob mehr schlechte als gute Schriften verlohren gegangen? Und mißbraucht man unsere Blätter zu Pfefferteuten: so hat man wohl eher in den Schriften des Livius Käse gewickelt.

Gesetzt aber, es widerführe dieses Unglück unsern Schriften nur allein. Gesetzt, es fiele dadurch alles, was ich von dem Vorzuge, den die elenden Scribenten, in Anzehung der Anzahl ih-

rer Bewunderer, vor den guten haben, bisher geschrieben, gänzlich übern Haufen: so würde doch dadurch der wesentlichen Vortrefflichkeit meiner Brüder nicht das geringste abgehen; weil dieselbe sich nicht auf die Gedanken, die andere von uns haben, sondern auf unsere eigene Empfindung, und auf die gute Meynung, welche wir von uns selbst hegen, gründet. Unsere Feinde betrügen sich, wenn sie meynen, daß ich unsere Vortrefflichkeit in dem Beyfalle des größten Haufens suche.

Was ich davon geschrieben habe, das hat keinen andern Zweck, als sie zu überführen, daß der Mangel der Vernunft uns nicht so verächtlich mache, als sie sich einbilden; sondern uns vielmehr die Hochachtung des uns gleichgesinnten Pöbels, und folglich der meisten Menschen, erwerbe. Aber glauben sie denn, daß wir ohne diese Hochachtung nicht glücklich seyn können? Ich gestehe, es ist eine angenehme Sache, von vielen gelobet zu werden; allein mich deucht, wir würden doch wohl bleiben, wer wir sind, wenn wir gleich von aller Welt ausgezischet, und unsere Schriften von niemand gelesen, oder von allen, die sie lesen, getadelt würden. Der Mangel der

Vernunft, der uns das Schreiben so leicht, und unsere Schriften dem Pöbel so angenehm machet, würde uns auch, auf dem Fall, Dienste thun, wenn der Pöbel sich zu unsern Feinden schlüge, und wir würden in unserm Unglücke gröſſer seyn, als bey glücklichen Tagen.

Unsern Feinden kann dieses nicht unglaublich vorkommen: denn sie kennen unsere Groſsmuht, unsere Geduld, unsere Gelassenheit. Wir haben ihnen, seit der Zeit, daß sie uns geängstiget haben, so viele ausnehmende Proben davon gegeben, daß sie darüber erstaunet sind. Was würden sie also nicht sagen, wenn sie sehen sollten, wie wenig wir uns daraus machen würden, wenn gleich alle, die uns sonst noch hochgehalten, mit ihnen auf uns los stürmeten? Sie hielten es nicht aus, wenn ihnen dergleichen begegnete, daß weiß ich wohl; aber ich kann versichern, daß wir dieses Unglück, wie groß es auch seyn mag, nicht einmal empfinden würden.

Wie wenig Verstand wir auch haben, so begreifen wir doch, daß es närrisch sey, seine Glückseligkeit in Dingen zu suchen, die auſser uns sind. Unser Wahlspruch ist:

. . . . . ne te quæsiveris extra. *).

Und die Natur, die wohl vorhergesehen hat, daß wir wegen unserer Schriften viele Anfechtungen haben würden, hat uns dergestalt wider die Anläufe unserer Feinde gewaffnet, daß alle Pfeile der Spötter, wie spitzig und scharf sie auch sind, uns nicht die geringste schmerzhafte Empfindung verursachen können. Eine innerliche Empfindung unserer Vollkommenheiten ersetzet den Mangel eines fremden Lobes, mit welchem sich unsere Feinde so groß wissen, und tröstet uns kräftiglich, wann man unser spottet.

Ridentur, mala qui componunt carmina: verum
Gaudet scribentes, et se veneratur, et ultro
Si taceas, laudant, quicquid scripsere, beati. **)

Unsere Schriften führen also, wie die Tugend, ihre Belohnung mit sich, und wir haben nicht nöthig, den Lohn unserer Arbeit von andern zu erwarten. Ein gewisser Lehrer der römischen Kirche hat hierüber gar artige Gedanken. Er meynt, Gott bezeige sich eben so gnädig und gerecht gegen uns, als gegen die Frösche. Denn wie er

*) Persius Sat. 1.

**) Horat. Lib. II. Ep. 1.

dieſen die Gnade gebe, daß ſie ſich ſelbſt an ihrem, eben nicht gar angenehmen, Geſang beluſtigten: ſo habe er es, in Anſehung unſerer, ſo weislich gefüget, daß wir, da niemand unſere Verdienſte erkennen will, eine ungemeine Zufriedenheit mit uns ſelbſt hätten. Selon la juſtice, ſpricht er, tout travail honnête doit être recompenſé de louange ou de ſatisfaction. Quand les bons Eſprits font un ouvrage excellent, ils ſont recompenſés par les applaudiſſemens du Public. Quand un pauvre Eſprit travaille beaucoup pour faire un mauvais ouvrage, il n'eſt pas juſte ni raiſonnable qu'il attende des louanges publique: car elles ne lui ſont pas dûes: Mais à fin que ſes travaux ne demeurent pas ſans recompenſe, Dieu lui donne une ſatisfaction perſonelle, que perſonne ne lui peut envier ſans une injuſtice plus que barbare. Tout ainſi que Dieu qui eſt juſte, donne de la ſatisfaction aux Grenouilles de leur chant: autrement le blâme public, joint à leur mecontentement, ſeroit ſuffiſant pour les reduire au deſeſpoire. *)

*) Le P. François Garaffe, Somme Theolog. Liv. II. p. 419.

Leute, für die der Himmel so sonderlich gesorget hat, können sich leicht über die Verachtung, welche die böse Welt gegen sie bezeiget, zufrieden geben, und unsere Feinde können dahero, wofern es ihnen beliebet, leicht die Ursache ergründen, warum ihre Spöttereyen, durch welche sie uns wehe thun wollen, so fruchtlos sind. Unsere Zufriedenheit mit uns selbst macht ihre boshafte Bemühung vergeblich: und ich werde also nicht zu viel sagen, wenn ich behaupte, daß dieselbe die grösseste unserer Vortreflichkeiten, und der Grund unserer Glückseligkeit sey.

So lange wir mit uns selbst zufrieden sind, und an unserer Arbeit ein Vergnügen finden, wird alles, was unsere Feinde gegen uns vornehmen, viel zu wenig seyn, uns unglücklich zu machen, und unsere Gemühtsruhe zu stöhren. Cicero nennet die Anhänger des Epicurus glücklich, und giebt keine andere Ursache davon, als weil sie sich es einbildeten. Sunt enim, spricht er,*) et boni viri, et, *quoniam sibi ita videntur*, beati. Da wir nun eben diese Einbildung haben, so möchte ich den sehen, der uns den geringsten

*) De Oratore. Lib. III.

Verdruß erwecken könnte. Ein elender Scribent iſt weit über die Läſterungen und Spöttereyen ſeiner Neider erhoben.

Celſior exſurgit pluviis, auditque ruentes
Sub pedibus nimbos, et rauca tonitrua calcat. *)

Man ſtelle ihm ſeine Einfalt, ſeine Unwiſſenheit, ſeine Thorheit und Ungeſchicklichkeit ſo deutlich und lebhaft vor, als man immer will: er wird doch dabey bleiben, daß die Natur an ihm ihr Meiſterſtück bewieſen habe, und ſich an ſeinen Schriften, die andere ohne Ekel nicht leſen können, auf ſeine eigene Hand beluſtigen.

Ich ſehe nicht, was wider einen ſolchen Menſchen auszurichten iſt? Er iſt unüberwindlich, und die guten Scribenten thun thöricht, daß ſie ſich bemühen, ihn auf andere Gedanken zu bringen. Die Klagen, welche die guten Scribenten über unſere Hartnäckigkeit führen, zeigen deutlich, daß ſie die Eitelkeit ihres Beginnens ſelbſt erkennen. Sie müßen alſo auch wider ihren Willen geſtehen, daß Leute, die ſo ſehr von ſich eingenommen ſind, daß man ihnen auf keinerley Weiſe die ſüße Einbildung von ihrer Vortrefflichkeit, und

*) Claudianum de Mall. Theodof Conſul. v. 106.

die daher fließende Zufriedenheit mit ihrem Zustande rauben kann, die allerglückseligsten Creaturen sind. Ist es nun nicht, wie der Pater Garasse sagt, barbarisch gehandelt, wenn man seinen Nebenchristen sein Glück nicht gönnet? Dieses heißet die Bosheit aufs höchste treiben; und unsere Feinde sollten sich also schämen, von uns zu verlangen, daß wir die Vernunft gebrauchen sollen. Es ist dieses ein Ansinnen, so nicht höflicher und christlicher heraus kömmt, als wenn ich einen ersuchen wollte, er möchte doch so gut seyn, und sich von einem Felsen herabstürzen; und könnten unsere Feinde uns zu der Thorheit verleiten, so wäre es um uns geschehen, und würden wir hinfort keine fröhliche Stunde haben.

Denn mit dem Gebrauche der Vernunft kann die Zufriedenheit, die uns so glücklich macht, und uns für unsern Feinden einen so grossen Vorzug giebt, unmöglich bestehen. So bald wir der Vernunft zu viel Willen lassen, nimmt sie sich Freyheiten heraus, die unerträglich sind. Sie hat die böse Gewohnheit, daß sie allen, die ihr zu viel Gehör geben, den vermaledeyten Rath giebt, sie sollten suchen, sich selbst kennen zu lernen. Das wäre uns elenden Scribenten eben recht. Der

Mangel der Selbſterkenntniß iſt der einzige Grund unſerer Zufriedenheit. und wir müßten alſo weit närriſcher ſeyn, als unſere Feinde glauben, wenn wir nicht mit aller Macht unſere Vernunft, die ſo verführeriſch iſt, im Zaum hielten.

Wenn meine drey Freunde, Sievers, Philippi und Rodigaſt, ſich ſelbſt kenneten: ſo wären ſie längſt in Verzweifelung gerathen, und hätten ſich vielleicht ſchon ſelbſt Leid angethan. Aber ſo leben ſie noch, und ſind luſtig und guter Dinge. Ihre Feinde wundern ſich darüber; aus keiner andern Urſache, als weil ſie die Vortreflichkeiten und Vorzüge der elenden Scribenten nicht gebührend einſehen. Hätten ſie aber die Alten geleſen: ſo würde ihnen die Unempfindlichkeit und Zufriedenheit, welche die erwehnten drey Männer mitten in ihrem Unglücke, eben wie Sadrach, Meſach, und Abed Nego in dem feurigen Ofen von ſich blicken laſſen, nicht die geringſte Verwunderung verurſachen.

Plinius *) hat ſchon lange angemerket, daß die Eſel keine Läuſe haben; und wem es gegeben iſt, den heimlichen Sinn dieſer nach dem Buchſtaben

*) Hiſt. Nat. Lib. XI. c. 33.

ungegründeten Anmerkung zu faſſen, der ſiehet wohl, daß Plinius nichts anders ſagen wolle, als daß ein elender Scribent von jenen Mängeln nicht die geringſte Empfindlichkeit habe. Ich halte für unnöthig, die Gründlichkeit meiner myſtiſchen Auslegung weitläuftig zu beweiſen. Es iſt gar zu bekannt, daß es eine alte Gewohnheit iſt, von den elenden Scribenten unter dem Bilde eines Eſels zu reden, und da jedermann weiß, daß die Erkenntniß unſerer Vergehungen, mit einem Worte, das Gewiſſen genennet wird; das Gewiſſen aber in dem Ruf iſt, daß es beiſſe: ſo iſt leicht zu begreifen, was zwiſchen demſelben und einer Laus vor eine Aehnlichkeit ſey. Ich halte mich dabey nicht auf; ſondern bitte nur meine Leſer, mit mir zu erwegen, was die vortreffliche Eigenſchaft, die wir, wie Plinius zeuget, und die Erfahrung lehret, beſitzen, vor Vortheile mit ſich führet.

Die Erkenntniß der Fehler gebiehret Reue. Die Reue iſt nichts anders, als eine Art von Traurigkeit, und folglich ein verdrießlicher Affect. Sie kann ohne Zerknirſchung, und ohne einen Abſcheu vor uns ſelbſt nicht begriffen werden. Sie macht alſo einen Menſchen mißvergnügt mit

seinem Zustande; und wer mit seinem Zustande nicht zufrieden ist, kann nimmer glücklich seyn. Unsere Feinde empfinden mit ihrem Schaden, daß das, was ich hier schreibe, die Wahrheit ist. Je mehr Verstand sie haben, je tiefer sehen sie ihre Fehler ein, und diese verdrießliche Einsicht macht ihnen das Leben rechtschaffen sauer. Ich darf ihnen nicht vorstellen, mit wie vielen Schmerzen sie ihre geistlichen Kinder empfangen und zur Welt bringen. Sie wissen es besser, als ich es ihnen sagen kann: sie leugnen es auch nicht. Und wenn denn endlich ein guter Scribent von seiner gelehrten Bürde nach einer schweren Geburt entbunden wird: so ist er nicht einmal so glücklich, als die Affen, die ihre Jungen, ihrer Häßlichkeit ungeachtet, zärtlich lieben; sondern er entdecket an den Kindern seines Verstandes, wie schön sie auch sind, so viele Gebrechen, daß er sie kaum vor Augen sehen mag.

Et toûjours mécontent de ce qu'il vient de faire
Il plaît à tout le monde, et ne sauroit se plaire. *)

Ein elender Scribent hergegen empfängt mit Lust, gebiehret ohne Schmerzen, und erdrücket seine

*) Boileau Sat. II.

Jungen faſt für Liebe, nicht anders als die Affen. Man lache über dieſe Aufführung, ſo viel man will: ſo wird man doch nicht in Abrede ſeyn können, daß ein elender Scribent weit glücklicher ſey, als ein guter. Es iſt nicht nöthig, daß ich mir die Mühe gebe, dieſes durch viele Gründe darzuthun. Unſere Feinde ſind ſo billig, daß ſie es ſelbſt erkennen. Boileau beneidet den Pelletier:

J'envie en écrivant le ſort de Pelletier. *)

Und Horaz ſagt ausdrücklich, er möchte lieber ein elender Scribent ſeyn, und ſeine Fehler nicht erkennen, als einer der beſten, und dabey mißvergnügt mit ſich ſelbſt ſeyn:

Prætulerim ſcriptor delirus inerſque videri,
Dum mea delectent mala me, vel denique fallant:
Quam ſapere, et ringi . . . **)

Was brauchen wir weiter Zeugniß? Unſere Feinde ſelbſt machen uns unſere Vortrefflichkeit und Glückſeligkeit nicht ſtreitig. Aber dennoch ſind dieſe mit ſo beſonderer Klugheit begabte Creaturen ſo verblendet, und ſo übel berathen, daß ſie die Selbſterkenntniß für nöthig halten. Meine Leſer

*) Boileau Sat. II.

**) Horatius Lib. II. Ep. 2.

mögen urtheilen, ob ein ſo widerſinniges Betragen mit der tiefen und abergläubigen Ehrerbietung, welche die guten Scribenten gegen die Vernunft hegen, beſtehen könne?

Ich weiß wohl, es mangelt den guten Scribenten nimmer an Ausflüchten. Sie werden ſprechen: ob gleich die Erkenntniß ihrer Fehler im Anfange verdrießlich wäre; ſo habe ſie doch eine gute Wirkung, und treibe ſie an, die erkannte Fehler auszubeſſern, und nach der Vollkommenheit zu trachten, die ein ſo unausſprechliches Vergnügen mit ſich führe, daß dadurch einem Scribenten, die auf die Ausbeſſerung ſeiner Fehler gewandte Mühe, mehr als doppelt belohnet würde. Aber alles dieſes heißt nichts geſagt.

Ein Scribent iſt ein Menſch, und muß alſo Fehler haben. Wer ſich darüber nicht zufrieden geben kann, dem weiß ich keinen beſſern Rath, als daß er ſeine Menſchheit ablege, und ſich entweder um eine Stelle unter den Seraphinen bewerbe, oder gar vergöttern laſſe. In dieſer Sterblichkeit nach einer Vollkommenheit trachten, iſt lächerlich und vergebens. Und wenn es denn ja möglich wäre, dieſe eingebildete Vollkommenheit zu erlangen: ſo weiß ich doch nicht, ob es der

Mühe

Mühe wehrt seyn würde, desfals seiner Natur Gewalt anzuthun, und sich mit einer verdrießlichen Ausbesserung einiger, der Menschheit so wesentlichen, Fehler zu quälen? und ob man nicht auf eine gemächlichere Art derjenigen Vortheile theilhaftig werden könne, welche sich unsere Feinde von der Vollkommenheit, oder gänzlichen Befreyung von allen Mängeln versprechen?

Wofern ich nicht irre, so bestehet aller Vortheil, den die Vollkommenheit geben kann, in dem unaussprechlichen Vergnügen, dessen ein Mensch, der sich keiner Fehler bewußt ist, nothwendig genießen muß. Wir elenden Scribenten sind uns nun unserer Fehler nicht bewußt; weil wir sie nicht erkennen, und besitzen also wirklich diejenige Glückseligkeit, nach welcher unsere Feinde mit so vieler Mühe ringen. Ist dieses nicht gemächlich? und kann man sich wohl des Lachens enthalten, wenn man siehet, wie wunderlich sich die guten Scribenten gebehrden? Sie kommen mir wahrlich nicht anders vor, als der König Pyrrhus, der sich einbildete, er könne sich mit seinen Freunden nicht recht lustig machen, wenn er nicht vorher Italien, Sicilien, Carthago, und ich weiß nicht was für Länder mehr bezwungen hätte.

Bayerische Staatsbibliothek München

Man ſtellte ihm vor, er dürfe desfalls nicht einen Fuß aus ſeinem Königreiche ſetzen; und wenn unſere Feinde nur einmal bedenken wollten, wie vergnügt wir unſer Leben zubringen, ohne unſere Fehler zu erkennen: ſo würden ſie leicht begreifen, daß die Mühe, welche ſie ſich geben, um zu einem Glücke zu gelangen, das in ihren Händen ſtehet, höchſt unnütze ſey. Ich ſage wenig: denn wenn man ihre Aufführung recht anſiehet, ſo iſt ſie im höchſten Grade lächerlich.

Sie ſuchen durch die Erkenntniß ihrer Fehler glücklich zu werden: da doch die Glückſeligkeit darinn beſtehet, daß man ſich keiner Fehler bewußt iſt. Kann man wohl wunderlicher zu Werke gehen? Sprechen ſie; Sie blieben bey der Erkenntniß ihrer Fehler nicht ſtehen, ſondern bemüheten ſich, durch die Ablegung derſelben, die Vollkommenheit zu erreichen, die allein einen Scribenten vergnügt machen kann? ſo antwortete ich: daß es unmöglich ſey, auf ſolche Art vergnügt und glücklich zu werden. Ich beruſe mich desfalls auf die Erfahrung. Wäre es möglich: ſo müßte die Zufriedenheit eines Scribenten, der es in der Ausbeſſerung ſeiner Fehler weit gebracht, und der Vollkommenheit ſehr nahe gekommen iſt,

gröſſer ſeyn, als eines andern, der es nicht ſo hoch gebracht, und weiter von der Vollkommenheit entfernet iſt. Aber ſo ſehen wir täglich das Gegentheil. Montaigne *) ſagt: es gehe den Gelehrten wie den Aehren, die ſo lange aufrecht ſtehen und ſich brüſten, als ſie leer ſind; ſo bald ſie aber von Körnern ſchwer werden, das Haupt ſinken laſſen: und er hat Recht. Ein unvollkommener Scribent iſt bey allen ſeinen Fehlern vergnügt, und mit ſich ſelbſt zufrieden. Je näher hingegen ein Scribent der Vollkommenheit kömmt, je mehr Fehler entdeckt er an ſich; je leckerer, je verdrießlicher, je mißvergnügter mit ſich ſelbſt wird er. Die Urſache iſt dieſe: Weil die Vollkommenheit, nach welcher die guten Scribenten ſtreben, eine leere Einbildung, und ein ſüſſer Traum gar zu hochmüthiger Leute iſt. Die beſcheidenſten unſerer Feinde ſtimmen hierinn mit mir überein. Sie

*) Liv. II. Chap. 12. pag. 302. 303. Il eſt advenu aux gens veritablement ſçavans, ce qui advient aux eſpics de bled, ils vont s'élevant et hauſſant la teſte droite et fiere, tant qu'ils ſont vuides; mais quand ils ſont pleins et groſſis de grain en leur maturité, ils commencent à s'humilier et baiſſer les cornes.

bekennen, daß alle ihre Arbeit, ihr Wachen, ihr Leſen, ihr Nachdenken ihnen keinen andern Vortheil gebracht hat, als daß ſie ihre Schwachheit erkennen, und begreifen gelernet haben, daß unſer Wiſſen Stückwerk ſey. Wie dieſe verdrießliche Entdeckung geſchickt ſey, einen Menſchen vergnügt zu machen, das begreife ich nicht. Ich halte vielmehr dafür, daß, natürlicher Weiſe, die Verzweifelung ihr auf dem Fuſſe folgen müſſe, und ein guter Scribent, wann er ſich lange gequälet hat, ſtatt der Zufriedenheit, die er ſuchet, nichts, als einen ewigen Abſcheu für ſich ſelbſt, zur Belohnung ſeiner Mühe, erlangen könne.

Wie eine ſchöne Gelegenheit hätte ich hier nicht, unſere Feinde auszuhöhnen und lächerlich zu machen? Ich könnte über ihre eingebildete Weisheit ſpotten, und ihnen deutlich zeigen, daß ſie nichts weniger, als weiſe, ſind. Denn die vornehmſte Eigenſchaft eines weiſen Mannes iſt die Zufriedenheit mit ſich ſelbſt. Niſi ſapienti ſua non placent, ſagt Seneca, *) omnis ſtultitia laborat faſtidio ſui. Dieſe Vorrückung ihrer Thorheit würde ihrem Hochmuht ſehr empfindlich

*) Epiſt. IX.

seyn. Allein ich will ihr Unglück nicht gröſſer machen; ſie ſind ohnedem hoch genug betrübet. Ich bin zufrieden, wenn nur meine Leſer erkennen, daß unſere Feinde, die guten Scribenten, ſehr unvernünftig handeln, wann ſie uns den Mangel der Vernunft zur Sünde deuten, der doch die Quelle unſerer Vortreflichkeiten iſt, und in uns eine Zufriedenheit wirket, zu welcher auſſer uns wenig Menſchen in dieſem Jammerthal zu gelangen das Glück haben.

Ich bilde mir ein, dieſes mit ſtattlichen Gründen überflüßig erwieſen zu haben, und ſchreite dahero zu dem andern Hauptfehler elender Schriften, der, wie unſere Feinde meynen, in dem Mangel der Ordnung beſtehen ſoll. Da es mir leichter geworden, als ich anfangs ſelbſt geglaubet habe, den Mangel der Vernunft, den man uns vorwirft, zu rechtfertigen: ſo wird es mir wenig Mühe koſten, unſern Feinden zu zeigen, daß ſie gar keine Urſache haben, unſere Schriften zu verachten, weil ſie eben nicht allemal die ordentlichſten ſind.

Die Ordnung im Schreiben iſt, wie jedermann geſtehet, willkührlich. Es iſt alſo kein Scribent befugt, dem andern vorzuſchreiben, wie er ſein

Buch einrichten ſolle; eben ſo wenig als ein Bürger das Recht hat, ſeinen Nachbarn über die Einrichtung ſeiner Haushaltung zur Rede zu ſtellen. Da nun dieſes unſtreitig iſt: ſo nehmen ſich unſere Feinde zu viel heraus, wenn ſie ſich unterſtehen, über die Ordnung oder Unordnung unſerer Schriften zu richten. Ihr Urtheil kann in dieſem Fall nicht gelten, ich will nicht ſagen, weil ſie parteyiſch ſind; ſondern auch nur deswegen, weil das, was man Ordnung nennet, etwas ſehr zweydeutiges und ungewiſſes iſt.

Die Ueberforſcher *) ſagen, die Ordnung ſey eine Uebereinſtimmung des Mannigfaltigen. Dieſes Mannigfaltige kann auf vielerley Art und unzählige mal verſetzet werden, und es bleibt doch allemal eine gewiſſe Uebereinſtimmung in demſelben übrig. Da nun das Mannigfaltige auf unterſchiedliche Art übereinſtimmen kann: ſo ſtehet es bey einem jeden, was er für eine Uebereinſtimmung der andern vorziehen will, und keiner iſt befugt, mich einer Unordnung zu beſchuldigen, wenn ich etwa das Mannigfaltige von einer an-

*) Metaphyſici. Vid. Amos Comenius in Orbe ſenſualium picto.

dern Seite angeſehen habe, als er. Soll dieſes nicht wahr ſeyn: ſo müßte in der Muſik nur eine einzige Melodey ſtatt haben. Denn die Melodey iſt nichts anders, als eine harmonirende Menge unterſchiedener Töne. Hätte nun in dem Mannigfaltigen nur eine einzige Uebereinſtimmung ſtatt: ſo müßte auch in der Muſik nur eine einzige Harmonie unterſchiedener Töne die rechte ſeyn, und alle andere Miſchungen dieſer Töne übel klingen. Dieſes iſt lächerlich. Folglich kann ein jeder das Mannigfaltige, mit dem er zu thun hat, mengen, wie er will, und diejenige Uebereinſtimmung deſſelben wählen, die ihm die beſte ſcheinet.

Es wäre viel, wenn bloß den elenden Scribenten dieſes nicht frey ſtehen, und ein jeder Spötter berechtiget ſeyn ſollte, ihre Schriften unordentlich zu ſchelten, wenn ſie das Mannigfaltige, woraus ſie beſtehen, nicht nach ſeiner Phantaſie gemiſchet haben. Die elenden Scribenten ſchreiben Bücher. Ein Buch iſt eigentlich nichts, als eine Menge mit Buchſtaben beſchriebener Blätter. Wenn unter dieſen Buchſtaben eine Uebereinſtimmung iſt, ſo iſt das Buch, welches ſie ausmachen, ein ordentliches Buch. Unter den Buchſtaben iſt eine Uebereinſtimmung, wenn ſie nur

ſo zuſammen geſetzet ſind, daß verſtändliche Worte herauskommen. Dieſe Worte können nun in allen Sprachen wieder unzähligemal verſetzet werden; ohne Nachtheil der ſo nöhtigen Uebereinſtimmung des Mannigfaltigen; und es ſtehet alſo in eines jeden Belieben, wie er die Worte der Sprache, in welcher er ſchreibt, unter einander mengen will. Da dieſes nun in eines jeden Freyheit ſtehet: ſo handelt derjenige unvernünftig und tyranniſch, der ſich die Macht zueignet, einen Scribenten, wegen dieſer willkührlichen Vermengung der Worte, zur Verantwortung zu ziehen: wofern man nicht wider alle Vernunft behaupten will, es könne die nöhtige Uebereinſtimmung des Mannigfaltigen nur durch eine einzige Art aller möglichen Wortmiſchungen erhalten werden, und folglich nur ein einziges ordentliches Buch in der Welt ſeyn.

Ich habe das Vertrauen zu unſern Feinden, daß ſie ſich ſchämen werden, ſo entſetzlich zu ſchwärmen. Aber mit was vor Fug können ſie dann unſere Schriften für unordentlich ausſchreyen? Beſtehen dieſe Schriften nicht aus verſtändlichen Worten? Ich ſollte es meynen: denn ſonſt würden ſie doppelt unvernünftig handeln, wenn ſie

von der Ordnung ſolcher Schriften urtheilen wollten, in welchen ſie kein Wort verſtehen. Haben wir nicht eben die Macht, die Worte nach unſerm Gutdünken zu miſchen, die ſie haben? Und hätten wir alſo nicht auch das Recht, ihre Schriften für unordentlich zu halten, wenn die Vermiſchung der Worte, die ſie erwählet, uns nicht anſtünde? Aber wir ſind ſo unbillig nicht. Wir laſſen einem jeden ſeine Freyheit, und verlangen von unſern Feinden ein gleiches.

Es iſt ſchwerlich zu vermuhten, daß ſie uns dieſe Gnade wiederfahren laſſen werden; wie gründlich ich auch gezeiget habe, daß unſere Forderung billig iſt. Denn ſie ſind gar zu ungerecht und eigenſinnig. Ich will alſo dieſe Forderung fahren laſſen, und ihnen, jedoch unſern Rechten unverfänglich, zugeben, daß in unſern Schriften die größte Unordnung herrſche. Mich deucht nicht, daß dieſer Fehler ſo groß iſt, als ihn unſere Feinde machen, und ihre eigene Aufführung beſtärket mich in dieſer Meynung. Es iſt bey ihnen gar nichts ſeltenes, daß ſie Schriften mit Luſt leſen, und bis in den Himmel erheben, die doch ganz unordentlich geſchrieben ſind. Wenn dieſe Schriften Leute zu Urhebern haben, denen ſie gewogen

sind: so wissen sie den Fehler, den sie uns als eine greuliche Missethat anrechnen, nicht genug zu preisen. Sie nennen die Unordnung, die sie in solchen Schriften wahrnehmen, eine angenehme Unordnung, und bewundern die Höflichkeit des Verfassers, der dem Ekel seiner Leser so geschickt vorbeuget, und für ihre Belustigung so sehr sorget, daß er sich oft mit ihnen von der ordentlichen Landstrasse entfernet, und sie in so lustige Gegenden und auf so angenehme Auen führet, daß sie, für Lust entzückt, und für Freude ausser sich, die Beschwerlichkeiten der Reise nicht merken, und sich nicht nach der Herberge sehnen. Wenn wir armen Leute hergegen, aus gutem Herzen, unsern Leser queer Feld ein führen, und ihm eine Ehre anthun wollen: so bekömmt es uns eben so übel, als wenn der Esel, nach dem Exempel des Hündgens, seinem Herrn liebkosen will. Man nennet unsere Höflichkeit eine Ausschweifung, und uns elende Schwärmer, die nicht wissen, wo sie zu Hause sind. Ob dieses billig gehandelt seh, weiß ich nicht: das weiß ich, daß meine Leser über das ungerechte Verfahren unserer Feinde erstaunen werden; aber sie werden sich noch

mehr wundern, wenn ſie folgendes zu bedenken belieben wollen.

Die Poeſie, welcher unſtreitig der Rang über die ungebundene Beredſamkeit gebühret, hat nichts vortreflichers, als die Ode und das Heldengedicht. In beyden muß aber eine gewiſſe Unordnung herrſchen, wofern ſie gut ſeyn ſollen. Eine Ode, in der man keine Fußtapfen eines entzückten Geiſtes findet, taugt nicht viel. Sie muß voller Ausſchweifungen ſeyn, und mit einer angenehmen Verwirrung prangen. So bald hängen ihre Strophen nicht, auf eine gemeine Weiſe, ordentlich zuſammen, ſo wird ſie platt und abgeſchmackt. Ein Heldengedicht, in dem eine gemeine hiſtoriſche Ordnung beobachtet worden, wird ſeinem Urheber wenig Ehre bringen. Will er, daß man ihn unter die Dichter zähle: ſo muß er ſchwärmen, und alles unter einander mengen. Er kann anfangen, wo er will, nur bey Leibe nicht von vorne: Sed per ambages, deorumque miniſteria, et fabuloſum ſententiarum tormentum praecipitandus eſt liber ſpiritus: ut potius furentis animi vaticinatio appareat; quam religioſae orationis ſub teſtibus fides. *)

*) Petronius.

So reden unsere Feinde, und so machen sie es auch. Sollten sie sich dann nicht schämen, unsere Schrift wegen einer Unordnung zu verachten, die sie selbst zu den wichtigsten und grössesten Werken des menschlichen Verstandes so nöhtig halten? Müssen sie nicht selbst gestehen, daß die Unordnung unserer Schriften uns von dem gemeinen Haufen derer, die in ungebundener Rede schreiben, merklich unterscheide, und eine Eigenschaft sey, wodurch unsere ungereimten Werke der Ode und dem Heldengedichte, welches unstreitig die vollkommensten Gebuhrten des menschlichen Witzes sind, ungemein ähnlich werden? Ihre Unbilligkeit fället so sehr in die Sinne, daß ich mich schäme, desfals ein Wort mehr zu sagen. Sie mögen sehen, wie sie ihr Verfahren gegen Unparteyische rechtfertigen.

Es wird ihnen dieses um so viel schwerer fallen, je offenbarer es ist, daß unsere Schriften den ihrigen, was die Ordnung anlanget, nichts nachgeben. Man sehe nur unsere Bücher an, und sage mir, ob sie nicht eben so aussehen, als diejenigen, welche unsere Feinde machen. Der Anfang kommt erst; dann folgt das Mittel, und das Ende schliesset die Reihe. Ich habe noch nicht erlebet, daß

einer meiner Brüder sein Buch mit einem andächtigen Soli Deo Gloria angefangen, und mit einem gläubigen Quod Deus bene vertat, beschlossen; und biete unsern Feinden Trotz, mir einen namhaft zu machen, der sich so weit vergangen habe. Wie sehr wir uns auch sonst von unsern Feinden unterscheiden: so richten wir doch unsere Bücher eben so ein, als sie. Sievers, mein würdiger Bruder, von dem man sagen kann, daß er der Vernunft und ihren unmäßigen Verehrern zum Possen geschrieben, und Philipp, der Streitbare, eine Zierde und Krone der elenden Schreiber, haben Büchlein ausgehen lassen, die so wohl eingerichtet sind, daß man, ehe man sie lieset, schweren sollte, sie wären von guten Scribenten gemacht. Wann man sie aufmachet: so erblicket man zuerst das liebliche Antlitz des vortreflichen Verfassers, dessen Vor- und Zunamen, Vaterland, Alter und Würde: oder ein ander wohl oder übel ausgesonnenes Kupfer: Dann kömmt die Vorrede eines berühmten Mannes, die das Lob des Verfassers in sich halten soll, ob sie gleich bisweilen, wie es meinem lieben Bruder Sievers wirklich begegnet ist, zu seiner Schande gereichet; oder eine demühtige Zueignungsschrift. Hierauf

folget die Vorrede des Verfaſſers, und dann das Werklein ſelbſt. Nach dem Werklein kommen die Regiſter, und zuletzt ein Verzeichniß der Schriften des Verfaſſers. Das weiſſe Blatt, das dann noch folget, rechne ich nicht mit: weil es der Buchbinder nur hinzu gethan hat. Doch kann man auch daraus abnehmen, daß ein elendes Buch einem guten ſo ähnlich ſiehet, als ein Ey dem andern. Iſt nun aber eine beſſere Ordnung zu erdenken, als diejenige, ſo meine beyden Brüder, die ich eben jetzo genennet, in ihren Büchern beobachtet haben? Und ſo machen wirs alle. Was wollen unſere Feinde mehr?

Ueber die Ordnung der Buchſtaben und Worte in unſern Schriften laſſe ich mich mit ihnen nicht ein: Denn ich habe ſchon oben aus der Metaphyſik erwieſen, daß es in eines jeden Belieben ſtehe, wie er die Worte und Buchſtaben, die er zur Verfertigung ſeiner Schrift gebrauchet, miſchen wolle. Doch kann ich wohl ſo viel ſagen, daß wir, ohne Ruhm zu melden, eben ſo gut, als unſere Feinde, wiſſen, wo ein jeder Buchſtabe hingehöret.

Wann wir aber ſchreiben, ſo ſetzen wir das A zuerſt, und das X zuletzt; und ſo machen wir

es in allen andern Wörtern. Was die Ordnung der Wörter unter ſich anlanget: ſo bilde ich mir ein, wir thun genug, wenn wir ſie ſo ſetzen, daß die meiſte Zeit, ein Verſtand herauskömmt. Können unſere Leſer unſern Sinn manchmal nicht erreichen: ſo müſſen ſie es entweder ihrer Einfalt zuſchreiben; oder denken, daß wir ſelbſt nicht gewußt, was wir haben wollen: und dann wäre es eine Unbeſcheidenheit, von uns zu verlangen, daß wir ſagen ſollen, was wir nicht gewußt haben.

Aus dieſem allen könnte ich nunmehro den Schluß machen, daß unſere Schriften ſo ordentlich geſchrieben ſind, als es immer ſeyn kann; wenn ich nicht vorher ſähe, daß unſere halsſtarrigen Feinde ſagen werden, es ſey noch zu frühe. Die Grillenfänger werden ſprechen: es komme in einer Schrift hauptſächlich auf die Gedanken an: wir aber dächten ungemein unordentlich, und unſere Gedanken kämen alle über Kopf zu Papier. Dieſer Einwurf bedeutet nichts, und iſt, mit aller Beſcheidenheit zu ſagen, im höchſten Grade elend. Ich könnte nur darauf antworten, es ſey, ihrem eigenen Geſtändniſſe nach, unmöglich, daß wir unordentlich dächten; weil ſie ſagten, wir könnten gar nicht denken. Denn quicquid non eſt

ſimpliciter tale, illud non eſt cum addito tale. Allein ich will ſie ſo ſchimpflich nicht abfertigen. Ich bitte ſie nur, mir zu ſagen, woher ſie dann wiſſen, daß die Gedanken in unſern Schriften nicht in gehöriger Ordnung ſtehen? Sie können ja unſere Gedanken nicht ſehen; weil ſie unſichtbar ſind, und alſo nicht anders, als nach den Zeichen, mit welchen wir ſie andeuten, von denſelben urtheilen. Dieſe Zeichen ſind die Worte, aus welchen unſere Bücher zuſammen geſetzet ſind. Da nun dieſe Worte, wie ich ſchon gezeiget habe, ſo ordentlich von uns geſetzet werden; und überdem kein Scribent dem andern von der Art ſeiner Wortmiſchung Rede und Antwort zu geben verbunden iſt: ſo ſehe ich nicht, wie die Gedanken, welche durch die Worte angedeutet werden, in unſern Schriften unordentlich unter einander gemenget ſeyn können, und was unſere Feinde vor Recht haben, über die von uns beliebte Ordnung, wenn ſie ihnen nicht anſtehet, zu ſpotten.

Zwar muß ich bekennen, daß wir in der Wahl unſerer Gedanken eben nicht ſonderlich lecker ſind. Wir ſchreiben ſie hin, wie ſie uns einfallen. Aber ich weiß auch, daß dieſes etwas ſehr gemächliches und löbliches, ja ein klarer Beweis

unſerer

unſerer Vortreflichkeit iſt. Ich verdenke es unſern Feinden nicht, daß ſie, wann ſie ſchreiben wollen, ſich mit einer abergläubigen Wahl der ihnen beyfallenden Gedanken quälen, und nicht ſchlüßig werden können, welchen Einfall ſie zuerſt zu Papier bringen wollen. Denn ihre Gedanken ſind nicht alle gleich gut. Allein ſie werden dann auch ſo gut ſeyn, und nicht von uns verlangen, daß wir uns eben ſo quälen ſollen. Wir haben dieſes nicht nöhtig: weil unſere Gedanken alle gleich gut ſind, und alſo wenig daran gelegen iſt, welcher zuerſt oder zuletzt hingeſchrieben werde. Dieſes giebt uns einen beſondern Vorzug vor unſern Feinden, und erleichtert uns die Gebuhrt ungemein. In den Köpfen der guten Scribenten gehet es nicht anders her, als in dem Leibe der Rebecca. Die Gedanken ſtoßen ſich darinn, wie die Kinder in dem Bauche dieſer Erzmutter. Ja das Gedränge der Gedanken, von denen immer einer eher als der andere heraus will, iſt ſo groß in dem Gehirn dieſer Unglückſeligen, daß es nicht zu verwundern wäre, wenn viele in der Gebuhrt darauf gingen, wie die Thamar.

Wir haben dergleichen Zufälle nicht zu beſorgen. Unſere Gedanken ſind einander vollkommen

gleich. Sie leben in Friede, und ſtreiten ſich nicht um den Rang. Sie drängen ſich nicht, ſondern gehen ohne alle Ceremonie, wie ſie die Reihe trifft, aus Mutterleibe hervor. Soll dieſes eine Unordnung heiſſen: ſo müſſen unſere Feinde glauben, daß, auſſer den öffentlichen Proceßionen, keine Ordnung zu finden, und z. E. in einer Geſellſchaft recht guter Freunde nichts als Verwirrung und Unordnung anzutreffen ſey. Sie werden ſo wunderlich nicht ſeyn, daß ſie dieſes ſagen; warum aber bilden ſie ſich dann ein, daß unſere Schriften darum unordentlich ſind, weil wir keine Rangordnung unter unſern Gedanken eingeführet haben? Da unſere Gedanken alle gleich gut ſind, ſo kann es unſern Schriften nicht an Ordnung gebrechen, und wenn wir die Gedanken noch ſo wunderlich durch einander werfen. Ja unſere Schriften werden dadurch um ſo viel künſtlicher. Man ſehe ſie von vorne, von der Seite, oder von hinten zu an: ſo wird man allezeit eine Ordnung darinn finden. Und daher ſagen unſere Feinde ſelbſt, man könne ſie, ohne Gefahr ſich zu verwirren, von hinten zu ſo gut, als von vorne, leſen. Sie haben Recht; aber es ſtehet ihnen ſehr übel, daß ſie dem ungeachtet doch über die Un-

ordnung unſerer Schriften klagen. Wer meine Gründe, mit welchen ich die Ungereimtheit dieſer Klagen dargethan habe, gebührend einſiehet, wird mit Händen greifen, wie unmöglich es ſey, daß ſich die geringſte Unordnung in unſern Schriften einſchleiche. Denn da unſere Gedanken einander vollkommen gleich: ſo kann es nicht fehlen, es muß eine Uebereinſtimmung unter ihnen ſeyn, ſie mögen auch gemenget ſeyn, wie ſie wollen. Ja ich bin gut dafür, daß, wenn man die Schriften meiner beyden Freunde, Siebers und Philippi, in Stücke zerhacken, die Stücke in einen Hut ſchütten, und, nachdem man ſie vorher wohl umgerüttelt, von einem ſiebenjährigen Knaben blindlings heraus ziehen laſſen wollte, ein Werk zum Vorſchein kommen würde, das, wo nicht beſſer, doch allemal ſo gut ſeyn würde, als alles, was dieſe beyden Männer jemals geſchrieben haben. Die Urſache iſt aus dem vorigen klar.

Nachdem ich alſo nunmehro auch den ungegründeten Vorwurf einer erdichteten Unordnung von den elenden Scribenten ſo gründlich und vortreflich abgelehnet habe: ſo gehe ich mit einer, einem elenden Schreiber anſtändigen Zufriedenheit weiter, und beleuchte dasjenige, was die gu-

ten Scribenten wider unsere Schreibart einzuwenden haben. Da die guten Leute in allen Stücken so lecker und von so verwöhntem Geschmacke sind: so ist es nicht zu verwundern, daß ihnen unsere Schreibart nicht zierlich genug ist. Sie rümpfen die Nase, wann sie unsere Schriften lesen, und drücken ihren Ekel durch die bittersten Worte aus. Sie klagen, unsere scheußliche Schreibart verursache ihnen ein Bauchgrimmen, und gebehrden sich so übel, daß man fast davor erschrecken sollte. Allein ich kenne diese Herren, und muß ihres Ekels und ihrer Verdrehungen lachen. Ich glaube auch, daß alle diejenigen, die mir die Ehre thun, meine Schrift bis hieher zu lesen, schon begreifen werden, daß diese Zärtlichkeit unsere Feinde mehr schände, als uns der Vorwurf, den sie uns machen, und wenn er gleich noch so gegründet wäre.

Ein weiser Mann befleißiget sich in allen Dingen der Mäßigkeit, und siehet also die gar zu grosse Bemühung, zierlich zu schreiben, für eine Schwachheit an, die sich vor ihn nicht schicket. Unsere Vorfahren, die alten Deutschen, waren gewiß ganz andere Leute, als wir, und ihre Tugenden setzen selbst diejenigen in Verwunderung,

die am weiteſten von der Vollkommenheit unſerer Väter abgewichen. Man ſehe aber die Schreibart dieſer vortreflichen Männer an; wie ungekünſtelt, wie rauh iſt ſie nicht? Und dieſes aus keiner andern Urſache, als weil ihre Sitten von aller Ueppigkeit und Zärtlichkeit entfernet waren: Talis hominibus fuit oratio, qualis vita. *)

Wenn wir daher ſonſt nicht wüßten, wie ſehr wir aus der Art geſchlagen ſind: ſo könnte man es, zur Noht, aus der mühſamen Künſtelung in der Schreibart abnehmen, die zu unſern Zeiten, leider! ſo ſehr überhand genommen hat. Denn dieſes iſt, nach des Seneca Anmerkung, ein ſicheres Kennzeichen eines verdorbenen Staats. Si diſciplina, ſpricht er, **) civitatis laboravit; et ſe in delicias dedit, argumentum eſt luxuriae publicae, orationis laſcivia. Er ſetzt eine Urſache hinzu, die gewiß bündig iſt. Non poſſe, fährt er fort, alius eſſe ingenio alius animo color. Si ille ſanus eſt, ſi compoſitus, gravis, temperans, ingenium quoque *ſiccum* ac ſobrium eſt. Das Zeugniß eines Mannes, der ſelbſt

*) Seneca Epiſt. 114.

**) Ebend.

ſo zierlich geſchrieben hat, muß nothwendig bey unſern Widerſachern viel gelten, und ich hoffe alſo, ſie werden ſich dadurch bewegen laſſen, inskünftige von unſerer unzierlichen und trockenen Schreibart etwas milder zu urtheilen.

Dieſes um ſo viel eher von ihnen zu erhalten, will ich ihnen nachfolgende Stelle aus ihrem Seneca zur Ueberlegung mittheilen, aus welcher ſie lernen können, wie wenig ein Mann, deſſen Urtheil ſie ſo viel trauen, auf die Zierlichkeit, um deren Mangel ihnen unſere Schreibart ſo ſcheußlich vorkommt, gehalten hat. Cujuscumque, ſagt er, *) orationem videris ſollicitam et politam, ſcito animum quoque non minus puſillis occupatum. Magnus ille remiſſius loquitur et ſecurius; quæcumque dicit plus habent fiduciæ, quam curæ. Noſti complures juvenes, barba et coma nitidos, de capſula totos: nihil ab illis ſperaveris forte, nihil ſolidum. Oratio vultus animi eſt, ſi circum tonſa eſt, et fucata, et manufacta, oſtendit illum quoque non eſſe ſincerum, et habere aliquid fracti. Non eſt ornamentum virile, concinnitas. Güldene Worte!

*) Epiſt. 115.

Iſt es nicht, als wenn der vortrefliche Seneca den Vorſatz gehabt hätte, uns wider unſere unbilligen Verfolger zu vertheidigen? Er hat es ſo nachdrücklich gethan, daß ich es nicht beſſer zu machen weiß. Unſere Feinde können von ihm lernen, wie eitel und weibiſch ihre Bemühung, und wie unanſtändig einem rechtſchaffenen Manne eine zierliche Schreibart ſey. Sie werden demnach ſo gütig ſeyn, und die Unzierlichkeit der unſrigen nicht weiter verachten. Wir haben es ihnen ſo oft geſagt, daß wir männlich ſchreiben, und nun hören ſie von einem Scribenten, den ſie gewiß keiner Partenlichkeit beſchuldigen können, daß eine männliche Schreibart keinen Zierat leide. Wenn ſie dadurch nicht bekehret werden, ſo iſt alle Hoffnung an ihnen verlohren.

Sie irren ſich, wofern ſie ſich einbilden, daß unſere Schreibart durch den Mangel der Zierlichkeit alle Annehmlichkeit verliehre, und aufhöre, ſchön zu ſeyn. Sie findet doch ihre Liebhaber, und iſt um ſo viel ſchöner, je natürlicher und ungekünſtelter ſie iſt. Ein geputztes und geſchminktes Geſicht fällt ſehr in die Augen; aber das ſind die rechten Schönheiten, die auch ungeputzt gefallen. Die Schönheit unſerer Schreibart hat dieſe

Eigenſchaft. Unſer Styl iſt auch bey ſeiner natürlichen Scheußlichkeit ſchön. Er iſt, wie die Möpſe, ſpecioſus ex horrido,*) und wir würden ihn verderben, wenn wir daran künſteln wollten.

Ja wenn wir gleich dieſes thäten: ſo wäre doch noch Gefahr dabey, ob wir es unſern Feinden zu Dank machen würden. Wir ſind mit dieſen eigenſinnigen Leuten übel daran. Schreiben wir natürlich und männlich: ſo iſt es ihnen nicht recht; ſchreiben wir zierlich und künſtlich: ſo lachen ſie uns aus. Diejenigen aus unſerm Mittel, welche man die böſen Poeten nennet, erfahren es täglich. Dieſe zierlichen Herren putzen ſich ungemein heraus, weil ſie ſo oft zur Hochzeit gehen. Ihre Schriften ſind prächtig geſchmücket, und eine jede Zeile derſelben pranget mit Gold, Silber und Erz, dazu auch Edelgeſtein. Sie gleichen dem Wagen des Phöbus.

Aureus axis erat, temo aureus, aurea ſummæ
Curvatura rotæ; radiorum argenteus ordo,
Per juga chryſolithi, poſitæque ex ordine gemmæ
Clara repercuſſo reddebant lumina Phœbo. **)

*) Seneca Epiſt. 44.

**) Ovid. Metam. Lib. II.

Und wer ſie mit gläubigen Augen anſiehet, der findet darinn einen Vorſchmack des neuen Jeruſalems. Aber dem allen ungeachtet kommen ſie unſern Feinden eben ſo lächerlich vor, als die Precieuſes ridicules beym Moliere. Und ſo höhniſch dieſe wunderlichen Leute denenjenigen meiner Brüder, die, wie ich, in ungebundener Rede ſchreiben, ihre unzierliche Schreibart vorwerfen, ſo übel ſind ſie mit der Zierlichkeit meiner lieben Brüder, der böſen Poeten, zufrieden. Es iſt ein Elend anzuſehen, wie ſie mit dieſen armen Leuten, die gewiß keine Koſten ſparen, ihre Leſer zu vergnügen, haushalten. Sie laſſen ihnen nicht für einen Heller Ehre, und haben dieſe prächtigen Schreiber ſo weit herunter gebracht, daß man kaum glauben ſollte, ſie ſtammten in gerader Linie von dem Könige Midas glorwürdigſten Andenkens her, wenn nicht ihre hohe Abkunft dadurch auſſer allen Streit geſetzt würde, daß alles, was ſie anrühren, Gold wird.

Da ſich nun unſere Feinde ſo offenbar in ihren Urtheilen widerſprechen: ſo verdienen ſie nicht, daß man ſich groß an ſie kehre. Sie wiſſen nicht, was ſie haben wollen. Bald ſchreiben wir ihnen zu zierlich; bald nicht zierlich genug. Es iſt uns

alſo nicht zu verdenken, wenn wir ſie immerhin ſchwatzen laſſen, und feſte dabey bleiben, daß es eine Thorheit ſey, zierlich zu ſchreiben, wenn man keine Verſe macht. Denn ich begehre kein Joch auf meiner Brüder, der böſen Poeten, Hälſe zu legen, oder ihrer Verſchwendung Ziel und Maaſſe zu ſetzen. Dieſe Herren können mit den Schätzen, welche ihnen nicht ſauer zu verdienen, haushalten, als ſie wollen. Je reichlicher und freygebiger ſie ihre Koſtbarkeiten ausſpenden, je lieber iſt es mir. Ich ſage nur, daß ich und meines gleichen elende Scribenten beſſer thun, wenn wir uns der gekünſtelten und zierlichen Schreibart, in welcher unſere Feinde ihr Vergnügen ſuchen, gänzlich enthalten.

Denn gewiß die gar zu ängſtliche Sorgfalt, mit welcher die guten Scribenten ihre Worte ausſuchen, und ihre Schriften ſchmücken, ſtehet einem weiſen Mann, der ſich mit Kleinigkeiten nicht aufhält, ganz und gar nicht an: und inſonderheit hat ein elender Scribent nicht nöhtig, daß er ſich ſo viel Mühe giebt. Wir können ohnedem glücklich ſeyn. Sind wir nur großmähtig, und kehren uns an der Leute Reden nicht: ſind wir nur mit uns ſelbſt zufrieden, und dünken uns groß,

eben darum, weil wir Eigenſchaften beſitzen, die andern lächerlich vorkommen; bilden wir uns nur ein, daß wir um ſo viel gelehrter ſind, je weniger Luſt wir haben, etwas zu lernen: ſo iſt unſere Glückſeligkeit feſte genug gegründet. Seneca, der uns ſo ſehr genau gekannt haben muß, ſagt es ausdrücklich. Ad hanc, ſpricht er,*) tam ſolidam felicitatem, quam tempeſtas nulla concutiat, non perducent te apte verba contexta, et oratio fluent leniter. Eant ut volent, dum animo compoſitio ſua conſtet, dum ſit magnus, et opinionum ſecurus, et ob ipſa, quae aliis diſplicent, ſibi placens; qui profectum ſuum vita aeſtimet, et tantum ſcire ſe judicet, quantum non cupit, quantum non timet.

Seneca faſſet in dieſen Worten alles, was ich von den Vortrefflichkeiten der elenden Scribenten, und von ihrer Glückſeligkeit geſagt habe, kürzlich zuſammen. Es iſt glaublich, daß der ehrliche Mann das Elend der guten Scribenten erkannt, und, ob es ihm ſelbſt gleich unmöglich geweſen, ſich aus demſelben herauszureiſſen, doch wenigſtens ſeinen Freund, an den er ſchreibt, für Scha-

*) Epiſt. 115.

den warnen, und ihm den rechten Weg zur wahren Glückseligkeit eines Scribenten zeigen wollen.

Dieses ist auch meine Absicht in Ansehung unserer Widersacher, und ich bilde mir ein, daß ich dieselbe wohl ausgeführet habe. Ich habe gründlich gezeiget, daß die Mängel, welche die guten Scribenten in unsern Schriften entdecken, uns nicht schimpflich sind. Ja ich habe eben aus diesen Mängeln unsere Vortreflichkeiten so ungezwungen hergeleitet, daß, wer mein Büchlein liesset, darüber erstaunen muß.

Es wird mir dahero etwas gar leichtes seyn, die Nohtwendigkeit der elenden Scribenten, meinem Versprechen gemäß, eben so gründlich, als ihre Vortreflichkeit, zu behaupten. Ich will es mit wenigem thun, und frage unsere Feinde: Ob die Buchhandlung und Druckerey nicht ehrliche, und dem gemeinen Wesen nützliche Handthierungen sind? Sie können nicht anders als Ja antworten. Sie müssen also auch gestehen, daß diejenigen, welche eine so nützliche Profeßion treiben, Leute sind, die verdienen, daß man ihnen alles Gutes gönne, und ihre Nahrung befördere. Ich möchte aber gerne wissen, was die armen Buchführer und Buchdrucker wohl anfangen woll-

ten, wenn keine elende Scribenten in der Welt wären? Wir sind diejenigen, die ihnen am meisten zu verdienen geben: von uns leben sie, und müßten also betteln gehen, wenn wir aufhören sollten zu schreiben. Von den Werken der guten Scribenten würden sie das liebe Brodt nicht haben. Ich will setzen, es sind in Deutschland nur 6000 Personen, die von der Druckerey und Buchhandlung leben. Nun nehme man die Verzeichnisse der neuen Bücher, die alle Meße herauskommen, nur von 10 Jahren her, und mache den Ueberschlag, wie viel gute darunter sind. Ich habe es gethan, und, nach einer genauen Ausrechnung, gefunden, daß, ein Jahr ins andere gerechnet, ohngefehr drey gute Bücher des Jahrs zum Vorschein kommen. Was ist das aber unter so viele? Und würde also nicht eine grosse Menge ehrlicher Leute Hungers sterben müssen, wenn die elenden Scribenten, nach dem Wunsche unserer Feinde, vom Erdboden vertilget wären?

Den Tag sollen sie nimmer erleben: Aber man siehet doch daraus, was unsere Verfolger vor böse, schädliche Leute, und wie liebloß sie gegen ihren Nächsten sind. Doch wie kann man von den guten Scribenten verlangen, daß sie ihren Nächsten

lieben ſollen, da ſie ſich ſelbſt nicht lieben? Sie kennen ihren eigenen Vortheil nicht. Sie wollen uns ausrotten. Allein wie übel würden ſie nicht daran ſeyn, wenn ſie ihren boshaften Zweck erreichen ſollten? Wir machen ihnen durch unſere Schriften ſo manche fröhliche Stunde; woran wollten ſie ſich dann wohl beluſtigen, wenn wir nicht ſchrieben? Das Vergnügen, deſſen ſie in dieſer Welt genieſſen, haben ſie einzig und allein uns zu danken. Ja ſie würden nicht ſeyn, was ſie ſind, wenn wir nicht wären. Man nennet ſie jetzund gute Scribenten: Aber müßten ſie dieſen Ehrentitel nicht fahren laſſen, wenn es keine ſchlechte gäbe? Dieſes wäre ſchon arg genug; aber der Untergang der elenden und lächerlichen Schreiber würde noch weit mehr Böſes nach ſich ziehen.

Unſere Feinde ſind reich an luſtigen und ſinnreichen Einfällen. Sie ſpotten gerne, und wir ſind diejenigen, die ihnen Gelegenheit geben, ihre Einfälle an den Mann zu bringen, und ihre Tadelſucht zu vergnügen. Wie würde es demnach um ihre Geſundheit ſtehen, wenn ſie uns nicht hätten? Wo wollten ſie mit ihren Einfällen hin? Sie dürfen nicht denken, ich ſcherze: denn es iſt

kein Kinderſpiel mit einem verhaltenen Spaß. Er verurſachet viele Quaal, und ein verhaltener Wind iſt nicht ſo gefährlich. Es iſt mir die Zeit meines Lebens nur ein einziges mal begegnet, daß ich einen Einfall hatte, der für einen Einfall eines böſen Scribenten noch ſo ziemlich ſinnreich war; aber ich mußte ihn bey mir behalten: und da weiß ich, wie mir zu Muhte geweſen. Ich wollte meinem ärgſten Feinde die Schmerzen nicht gönnen. Da nun ein einziger Spaß, den ich nicht zu rechter Zeit los wurde, mir ſo viel Ungemach verurſachen konnte; was würden denn die guten Scribenten, die ſo fruchtbar an artigen Einfällen ſind, nicht für Quaal empfinden, wenn wir ihnen nicht Gelegenheit gäben, ſich zu erleichtern. Ihre Einfälle brennen ihnen auf dem Herzen, und Ennius ſoll ſchon zu ſeiner Zeit geſagt haben, daß ein weiſer Mann eher Feuer im Maul halten, als einen ſinnreichen Einfall verſchweigen könnte: flammam a ſapiente facilius ore in ardente opprimi, quam bona dicta teneat. *) Unſere Feinde würden alſo ganz gewiß berſten, wenn wir nicht wären. Warum wünſchen ſie denn un-

*) Cicero de Oratore. Lib. II.

ſern Untergang, mit welchem der ihrige ſo genau verknüpfet iſt?

Geſetzt aber, es wäre möglich, daß ſie uns überlebten: ſo würde doch die gelehrte Welt wenig Gutes mehr von ihnen haben. Denn wir ſind eben diejenigen, welche die ſinnreichſten und artigſten Schriften, an welchen ſich die Welt ſo ſehr beluſtiget, von ihnen heraus locken. Wo wollten aber ſo viele ſtattlichen Satyren herkommen, wenn unſere Feinde niemand hätten, über den ſie ſpotten könnten? Und was würde alſo die kluge Welt nicht an uns verlieren? Es iſt wahr, wir können ihr mit guten Schriften nicht aufwarten; aber die Alten haben ſchon angemerket, daß, obgleich der Eſel eben nicht die beſte Stimme habe, und zur Muſik ganz ungeſchickt ſey, man doch aus ſeinen Knochen die ſchönſten Flöten machen könne. *) Und unſere Schriften, wie elend ſie auch ſind, geben doch Anlaß zu vielen gründ-

*) Plutarchus in Convivio ex verſ. Xylandri, ut mirari ſubeat, animal craſſiſſimum, et a Muſica alieniſſimum, tamen oſſa tenuiſſima et maxime canora ſuppeditare.

gründlichen Widerlegungen und ſinnreichen Spottſchriften, deren die gelehrte Welt nohtwendig entbehren müßte, wenn niemand wäre, der elend und lächerlich ſchriebe.

Dieſes iſt der geringſte Vortheil, den die Welt von uns hat; weil er ſich eigentlich nur auf die Gelehrten erſtrecket. Der Nutzen, den wir dem ganzen menſchlichen Geſchlechte bringen, iſt wichtiger, und beweiſet unſere Nohtwendigkeit noch kräftiger. Wir ſind diejenigen, welche die Vernunft, die der Ruhe des Staats und der Kirche ſo nachtheilig iſt, mit Macht unterdrücken. Wir ſind Beſchützer der gemeinen Meynungen, und der Vorurtheile, die zu einem ruhigen, ſtillen und vergnügten Leben ſo unentbehrlich ſind. Wir vertheidigen die väterlichen Weiſen, und ſäubern die Kirche von Ketzern. Es iſt wahr, unſere Feinde thun dieſes lezte auch; aber ſehr ſelten: und wann ſie es thun, ſo thun ſie es mit Vernunft: und das taugt nicht. Ohne uns würde es alſo wunderlich in der Welt hergehen, und unſere Feinde alles umkehren. Wer hätte ſich wohl den gefährlichen Neuerungen des Pufendorfs, Thomaſius, Leibnitzens, und ihrer Anhänger, widerſetzen wollen, wenn wir nicht vor den Riß ge-

treten wären? Und dieſes einzige iſt genug zu beweiſen, wie nothwendig wir der Welt ſind. Unſere Verdienſte ſind ſo groß, daß wir die Ehrerbietung des ganzen menſchlichen Geſchlechts verdienen: allein niemand will ſie erkennen. Man lohnt uns mit Undank, und es iſt, leider! ſchon dahin gekommen, daß über uns und unſere Schriften lachen, für ein ſicher Merkmal eines ſcharfen Verſtandes gehalten wird. Wie indeſſen den Frommen alles zum Beſten dienen muß: ſo hat auch unſer ſchweres Kreuz, welches niemand, als wir, zu ertragen fähig iſt, ſeine Vortheile; Und mich deucht, es iſt ungemein geſchickt, unſere Nothwendigkeit auſſer Zweifel zu ſetzen.

Ich habe ſchon oft geſagt, daß unſere Feinde, die guten Scribenten, weil ſie ihre Vernunft gebrauchen, mit dem, ſo in der Welt vorgehet, ſchlecht zufrieden ſind. Sie entdecken allenthalben Thorheiten, wenigſtens bilden ſie ſichs ein, und es iſt ihnen unmöglich, daß ſie über das, was ihnen thöricht vorkömmt, nicht lachen und ſpotten ſollten. Wenn ſie demnach keine elenden Scribenten hätten, an welchen ſie ihre Bosheit auslaſſen könnten, ſo würde kein ehrlicher Mann vor ihnen ſicher ſeyn. Sie würden, weil ſie doch

immer etwas zu meiſtern haben müſſen, alles anfallen, was in der Welt groß und ehrwürdig iſt, und durch ihre Satyren den Staat und die Kirche beunruhigen. Wir können uns alſo rühmen, daß wir unſere eigene Wohlfahrt für das gemeine Beſte aufopfern, und ohne Prahlerey ſagen, daß wir einem Staate unentbehrlich ſind.

Ich wünſche von Herzen, daß alle chriſtliche Obrigkeiten das, was ich hier ſchreibe, in reiflicher Erwegung ziehen mögen, und flehe inſonderheit Ihro Kaiſerliche Majeſtät und alle Churfürſten, Fürſten und Stände des heiligen römiſchen Reichs demüthigſt an, hocherleucht zu ermeſſen, wie würdig ſolche Leute ihres Schutzes ſind, die dem Staate und der Kirche ſo lange zu einer Vormauer wider die unruhige Schaar der Naſeweiſen gedienet haben. Es wäre, deucht mich, nachgerade Zeit, daß man auf eine Vergeltung unſerer wichtigen Dienſte gedächte; oder uns nur wenigſtens vor unſern Feinden einigermaßen Ruhe ſchaffte, und dieſen böſen Leuten ein Gebiß ins Maul legte. Womit haben wir es denn verdienet, daß man, da andere ehrliche Leute wider die Läſterer Schutz finden, uns der Willkühr unſerer Verfolger überläſſet? Es dienet dieſes zur Sicherheit anderer.

Ich weiß es wohl. Allein warum ſollen wir denn die Sünden unſerer Mitbürger tragen? Ich finde darinn keine Billigkeit, und zweifele nicht, daß meine gegründete Vorſtellungen die Wirkung haben werden, die ich wünſche.

Sollten aber, über Verhoffen, die Groſſen dieſer Welt, durch das leidige Geſchwätz unſerer Feinde verführet, in dem Wahn ſtehen, unſer Jammer verdiene nicht, daß ſie ihn zu Herzen nehmen, und das Verbrechen unſerer Feinde ſey eben ſo groß nicht, daß es nöhtig, mit dem Schwerdte darein zu ſchlagen: ſo wende ich mich zu denen, die das geiſtliche Schwerdt führen, und erſuche ſie ganz ergebenſt, wider das boshafte Verfahren unſerer Feinde denjenigen Eifer zu bezeugen, den ihr Amt von ihnen erfordert. Ich verlange dieſes eben von den klugen Geiſtlichen nicht. Denn dieſe Herren halten es, zu ihrer Schande, öffentlich mit den Spöttern. Sondern ich bin zufrieden, wenn nur die tummen ihre Stimme, wie eine Poſaune, erheben, und mit ihrer gewöhnlichen Beredſamkeit wenigſtens dem gemeinen Mann einbläuen wollen, daß es eine groſſe Sünde ſey, über lächerliche Dinge zu lachen. Sie dürfen nicht denken, daß es ſchwer, ja

gar unmöglich ſey, einen ſo albernen Satz zu behaupten. Sie können glauben, daß der P. Girard in einer Schrift, die man, nach ſeinem Tode, unter ſeinen Papieren gefunden, mit 666 wichtigen Gründen dargethan hat, daß es eine weit größere Sünde ſey, eine Satyre zu ſchreiben, als bey ſeiner Köchinn zu ſchlafen. Und ich bin von ihrer Geſchicklichkeit ſo überführet, daß ich feſtiglich glaube, ſie können wohl mehr, als das. Ich hoffe demnach, ſie werden die Güte haben, und wider unſere Feinde, die gewiß auch ihre Freunde nicht ſind, mit dem Munde eben ſo tapfer, als ich mit der Feder, ſtreiten. Dieſes wird meiner Schrift den rechten Nachdruck geben, und zu ihrer eigenen Sicherheit gereichen.

Beſchluß.

Hiermit beurlaube ich mich von dem geneigten Leſer, und ſchmeichele mir mit der angenehmen Einbildung, es ſo gemacht zu haben, daß er mit mir zufrieden ſeyn wird.

Von meinen Widerſachern kann ich mir dieſes nicht verſprechen: Denn die muß, natürlicher Weiſe, ein ſo unvermuhteter und ſcharfer Angriff in die äuſſerſte Beſtürzung ſetzen. Es kann ihnen unmöglich gefallen, daß ich ſie ſo gewaltig zu Boden geſchlagen habe. Wenn ſie wären wie andere Leute: ſo würde dieſe Niederlage ſie zu Friedensgedanken bringen. Allein da mir ihr harter Sinn und unbezwinglicher Heldenmuht bekannt iſt: ſo kann ich dieſes ohne Thorheit nicht hoffen. Doch glaube ich, den Sieg, den ich in dieſer Schrift über ſie befochten habe, werde wenigſtens ſo viel bey ihnen wirken, daß ſie, nur auf einige Minuten, einen Stillſtand der Waffen mit uns eingehen, und meine Friedensvorſchläge anhören.

In dieſer Zuverſicht hebe ich meine Augen empor, und erſuche ſie aufs freundlichſte, dasjenige;

was ich, im Namen meiner Brüder, gegen sie vorgenommen habe, bloß als eine Nothwehr, und nicht als ein Zeichen eines feindseligen Gemühts, anzusehen. Ich versichere sie, daß wir nichts, als ihr Bestes, suchen, und unsere Absicht keine andere sey, als sie zur Erkenntniß ihres Elendes zu bringen. Es schmerzet uns sehr, daß sie mit so vieler Mühe nach einer Vollkommenheit trachten, die unmöglich zu erhalten ist, und sich durch diese lächerliche Bemühung immer weiter von der Zufriedenheit entfernen, die uns so glücklich macht.

Ich gebe ihnen zu bedenken, ob sie nach der Vernunft, die sie so hoch achten, ohne Sünde Leute hassen können, die so liebreich gegen sie gesinnet sind? und ob es nicht vor sie sowohl, als vor uns, besser wäre, wenn wir im Friede mit einander lebten? Wir spinnen bey dem unglücklichen Kriege, in welchen wir verwickelt sind, beyderseits keine Seide, und haben keinen andern Vortheil davon, als daß die Ungelehrten uns auslachen, und aus den Wahrheiten, die wir uns einander sagen, den schimpflichen Schluß machen, daß alle Gelehrten nicht klug sind. Da nun dieses Urtheil der ungelehrten Zuschauer unsers Kampfs sie mehr schmerzen muß, als uns, die wir aufrichtig

unsere Einfalt gestehen: so wäre es, nach meiner Meynung, wohl von ihnen gehandelt, wenn sie die Feindseligkeiten einstellten und Friede machten.

Wir, unsers wenigen Orts, sind geneigt dazu. Aber da wir uns nun in einem so glückseligen Zustande befinden, daß wir uns für hochst vollkommen halten, und glauben, wir hätten noch Recht übrig: so ist es unmöglich, daß wir den ersten Schritt thun. Ja wenn es gleich möglich wäre: so müßten wir doch besorgen, sie möchten es als einen Eingriff in ihre Rechte ansehen, und, wenn wir nachgeben wollten, uns in dem Verdacht haben, wir hielten uns für klüger, als sie: denn der Klügste giebt allemal nach. Es sey ferne von uns, daß wir ihnen, zu diesen Gedanken Anlaß geben sollten. Dadurch würde die Verbitterung noch gröser werden.

Wir haben, ob sie gleich unsere Feinde sind, so viele Hochachtung gegen sie, daß wir ihnen die Ehre des Nachgebens nicht streitig machen. Und käme uns ja die Lust an, ihnen dieselbe zu rauben: so würde doch unser natürliches Unvermögen unsere thörichte Bemühung fruchtlos machen. Denn wollten wir nachgeben: so müßten wir zu ihnen hinauf steigen; und dieses leidet unser ausseror-

deutlich schwerer Kopf, nicht. Wir erwarten also von unsern Feinden, daß sie zu uns herunter kommen, und das von Rechts wegen. Denn fallen ist leichter, als steigen.

. . . Facilia descensus averni;
At revocare gradum, superasque evadere ad auras
Hoc opus, hoc labor est . . . *)

Unsere Feinde brauchen nichts mehr, als daß sie den Kopf zwischen die Beine nehmen, und sich der natürlichen Schwere ihrer Körper, wie wir, überlassen.

Dieses ist der einzige Vorschlag, den ich ihnen thun kann. Nehmen sie ihn an, so ist ihr Glück gemacht. Der Fall, zu welchem ich ihnen rathe, wird ihnen vortheilhafter seyn, als ihr mühsames Klettern. Dieses bringet ihnen nichts, als Mißvergnügen: durch den glücklichen Sturz, zu welchem ich sie aufmuntere, versinken sie hergegen in ein unergründliches Meer der süßesten Zufriedenheit, und erreichen, ohne Mühe, den Grad der Vollkommenheit, nach welchem sie auf eine verkehrte Art, und folglich vergebens, trachten.

Verwerfen sie aber meinen höchst billigen Vor-

*) Virgilius Aeneid. Lib. VI.

ſchlag: ſo muß zwar alle Hoffnung zum Frieden gänzlich verſchwinden; allein ich hoffe doch, daß der Glimpf, den ich in dieſer Schrift gegen ſie gebrauchet habe, und die liebreiche Art, mit welcher ich ihnen, ob ich gleich über ſie geſeget, den Frieden anbiete, ihren Grimm in etwas mildern, und ſie überzeugen werde, daß ſie unrecht thun, wenn ſie ſo unſchuldige, ehrliche und fromme Leutlein, als wir ſind, ſo heftig verfolgen.

Erlange ich dieſes nur: ſo ſoll mich die Mühe, die ich auf dieſe Schrift gewendet habe, nicht verdrieſſen: weil ich alsdann verſichert ſeyn kann, daß meine Brüder nicht ermangeln werden, einem ſo tapfern Vertheidiger, als ſie an mir haben, ihre Erkenntlichkeit zu bezeigen.

Anmerkungen

in

Form eines Briefes

über den

Abriß eines neuen Rechts der Natur,

welchen der

(S. T.) Herr Professor Manzel

zu Rostock

in einer kleinen Schrift,

die den Titel führet:

Primæ Lineæ Juris Naturæ
vere talis secundum sanæ rationis
principia ductæ,

der Welt mitgetheilet hat.

Kiel, 1735.

CICERO

de Natura Deorum, Lib. III.

Mihi . . . unum satis erat, ita nobis majores nostros tradidisse. Sed tu auctoritates omnes contemnis, ratione pugnas. Patere igitur rationem meam cum tua ratione contendere.

Neue Vorrede des Verfaſſers.

Die Schrift, von welcher ich in dieſer Vorrede handeln werde, iſt zwar nicht ſatyriſch, als die vorigen. Ich glaube aber nicht, daß ſie darum dieſe Sammlung verunzieren wird. Sie iſt wider den Abriß eines neuen Rechts der Natur gerichtet, den der Herr Profeſſor Manzel zu Roſtock im Jahre 1726 unter dem Titel: Primæ lineæ juris naturæ vere talis ſecundum ſanæ rationis principia ductæ, ans Licht gabe.

So bald mir dieſe Schrift des Herrn Manzels zu Geſichte kam, entſchloß ich mich, meine Gedanken darüber zu Papier zu bringen. Allein es blieb dabey, und ich hatte derſelben faſt ganz vergeſſen, als ſie mir im Jahre 1729 von ungefehr wieder in die Hände fiel. Ich fand

noch eben so viel daran auszusetzen, als vor dem, und machte Anmerkungen darüber, denen ich die Form eines Briefes gab. Ich that es bloß zum Zeitvertreib, und war nicht gesonnen, diese Anmerkungen jemals drucken zu lassen. Ich würde es auch nimmer gethan haben, wenn ich nicht im Jahre 1783 mit dem Herrn Prof. Manzel bey einer andern Gelegenheit, in Streit gerahten wäre.

Es schrieb dieser rostockische Lehrer im Anfange des gedachten Jahrs eine Disputation, die den Titel hatte: Dissertatio circularis januariana de Jurisprudentia salutis civium æternæ rationem habente. Er behauptete darinn einen Satz, den ich, wie gottselig er auch scheinet, für Grund böse und für eine Quelle der schädlichsten Unordnungen halte, und ich nahm mir daher die Freyheit, dem Herrn Manzel einige Einwürfe zu machen, welche ich in das 22ste Stück der niedersächsischen Nachrichten von 1735 setzen ließ. Ich glaubte nicht, daß dem Herrn Professor Manzel dieses zuwider seyn würde, und das um so viel weniger, weil ich mich aller De-

ſcheidenheit gegen ihn bedienet hatte. Allein ich betrog mich ſehr in der guten Meynung, die ich von ihm hatte. Er mußte vielleicht in meinen Einwürfen nicht die Demuht und Lehrbegierde finden, die er an den ſittſamen Jünglingen gewohnt war, die gedungen ſind, ſich von ihm überwinden zu laſſen; und welche er gemeiniglich ſpatzierend, mit einem majeſtätiſchen Lächeln, zu Boden zu ſchlagen pfleget. Vielleicht hatte ich ihm Dinge vorgeſaget, die ſchwerer zu beantworten waren, als die Dubiola, welche drey oder vier arme Sünder, welche er ordentlicher Weiſe mit vieler Behutſamkeit aus dem kleinen Häuflein ſeiner Schüler zu Opponenten ausſuchet, mit Furcht und Zittern von ihrem Zettel abgeleſen hatten. Das verdroß ihn, und ſeine Empfindlichkeit ging ſo weit, daß er ſich bey dem Rahte von Hamburg über den Verfaſſer der niederſächſiſchen Nachrichten beſchwerete. Wäre er vor Eifer nicht ganz auſſer ſich geweſen: ſo würde er wohl begriffen haben, daß es eine Unbeſcheidenheit ſey, eine Obrigkeit, die wichtigere Geſchäfte hat, mit ſolchen Kleinigkeiten zu be-

helligen, und ihr zuzumuhten, daß sie mit ihrem Schwerdte die Händel eines armseligen und stolzen Scribenten ausmachen solle, die dieser sich mit seiner Feder nicht auszumachen getrauet: allein so glaubt er, man würde seinen Jammer zu Herzen nehmen. Ich weiß nicht, was er für Antwort bekommen hat; das weiß ich, daß alle Wirkung, die seine Klagen hatten, diese war, daß man den Verfasser der niedersächsischen Nachrichten befragte: Ob er den Aufsatz, über welchen sich der Herr Professor Manzel beschwerete, selbst, oder ob ihn ein anderer gemacht habe? Und ob er nicht wisse, wer der Urheber sey? Er antwortete: Der Aufsatz sey ihm zugeschickt; er wisse aber nicht, wer ihn gemacht habe Damit war man zufrieden. Der Herr Verfasser der niedersächsischen Nachrichten fürchtete sich auch so wenig vor dem Herrn Professor Manzel, daß er sich nicht scheuete, einen andern Aufsatz, den ich in seinem Namen verfertiget hatte, in das 27te Stück seiner Nachrichten zu rücken, in welchem dem Herrn Professor Manzel die Thorheit seines Verfahrens deutlich genug vorgeworfen wird.

Ich

Ich war inzwischen bey allen diesen Bewegungen, die sich der Herr Manzel gab, ganz stille, und erwartete in aller Gelassenheit, was endlich daraus werden würde. Ich suchte mich aber nicht zu verbergen; sondern gab dem Herrn Verfasser der niedersächsischen Nachrichten die Erlaubniß, meinen Namen zu nennen! ja ich freuete mich recht, als ich hörete, daß der Herr Professor Manzel einem gewissen Doctor in Hamburg aufgetragen hatte, mich durch Notarien zu beschicken, und gar zu verklagen; allein meine Freude war vergeblich. Es hat sich weder Doctor noch Notarius bey mir gemeldet. Ich glaube auch nicht, daß der Herr Professor Manzel jemalen gewillet gewesen ist, die Sache so weit zu treiben.

Indessen erhellete aus seiner Aufführung so viel, daß er nicht widerleget seyn wollte. Aus welchem Grunde er verlangte, in diesem Falle etwas vor andern Gelehrten voraus zu haben, das habe ich nimmer begreifen können. Vielleicht hat er gemeynet, man habe das Recht gegen ihn zu schreiben verjessen; weil man sich

desselben in so langer Zeit nicht bedienet hatte. Allein er hätte bedenken sollen, daß dieses Recht, juristisch zu reden, eine res meræ facultatis sey, wider welche keine Verjährung Statt hat; ja daß es fast unmöglich gewesen, sich desselben zu bedienen: weil er, auf gewisse Maasse, dam geschrieben hatte, und seine Schriften ausser Rostock nicht bekannt waren. Er hatte also die lange Ruhe, die er genossen hatte, bloß seiner Dunkelheit und der schlechten Figur zu danken, die er in der gelehrten Welt machte.

Es würde ihn auch niemand von den andern Gelehrten so leicht darinn gestöhret haben, wenn ich mich nicht über ihn her gemacht hätte. Die Gelehrten sind, wenn sie gegen andere schreiben, in der Wahl ihrer Gegner ungemein lecker. Sie schreiben darum, daß sie in der gelehrten Welt berühmt seyn wollen, und wählen sich daher gemeiniglich solche Gegner, die es schon in einem so hohen Grade sind, daß sie auch andere durch ihren Glanz erleuchten können. Mit mir und meines gleichen verhält es sich ganz anders. Wir sehen die gelehrte Welt

in einer gewissen Entfernung an, und können eigentlich nicht unterscheiden, was in derselben groß oder klein ist. Ich verlange überdem nicht berühmt zu seyn, und gebe nichts um einen Ruhm, den ich meinem Feinde zu danken habe. Ich will lieber andere durch meine Widerlegung bekannt und berühmt machen, als durch die Widerlegung grösserer Männer berühmt werden. Mich deucht, ich habe mehr Ehre davon, daß man meiner dunkeln Gegner unbekannte Schriften um meiner Widerlegung willen, als daß man meine Widerlegung um der Schriften willen meiner angesehenen Gegner, lieset. In dem ersten Fall erweise ich meinem Nächsten eine Wohlthat, in dem andern empfange ich sie.

Der Herr Professor Manzel, dem ich eine solche Wohlthat durch meine Einwürfe gegen seine Disputation erwiesen hatte, würde also weit vernünftiger gehandelt haben, wenn er dieses erkennet, und sich nicht auf eine so unanständige Art entrüstet hätte. Allein so meynete er, es wäre ein strafbarer Frevel, wenn man sich die Freyheit nähme, ihm zu widersprechen. Gerade

als wenn er nicht irren könnte, oder, wenn er gleich irrete, jedermann doch aus Ehrfurcht vor ihn auch seine Irrthümer anzubeten schuldig sey.

Dieser Stolz verdroß mich, und machte, daß ich meine Anmerkungen über sein wunderliches Recht der Natur, die ich fast vergessen hatte, herausgab. Ich hoffte, er würde daraus erkennen, wie viel ihm noch fehle, ehe er die tiefe Ehrerbietung, welche er zu fordern schien, verlangen könnte; oder doch wenigstens begreifen, daß man ihn nicht sonderlich fürchte. Allein meine Hoffnung schlug fehl. Er blieb bey der guten Meynung, die er von sich hatte, und ließ eine Art von Manifest in das 49te Stück der bambergischen Berichte von 1735 rücken, in welchem er von meinen Anmerkungen aufs verächtlichste redete, mich einen Luci fugam nennete, und sich nicht undeutlich merken ließ, er glaube, daß ich aus Furcht meinen Namen verhehlet hätte. Ich benahm ihm diese vornehme Einbildung durch eine kurze und nachdrückliche Antwort auf sein trotziges Manifest, welche ich in das 45te Stück der niedersächsischen Nachrichten

von 1735 ſetzen ließ. Dabey iſt es geblieben, und ich habe mich weiter um den Herrn Profeſſor Manzel nicht bekümmert.

Weil ich mir vorgenommen habe, in dieſer Vorrede meinen Leſern auch von meiner Schrift gegen ihn Rede und Antwort zu geben: ſo habe ich ſeiner nohtwendig erwehnen müſſen. Es iſt mir leid, daß ich nicht ſo viel Gutes von ihm habe ſagen können, als ich wohl gewünſchet hätte. Er kann glauben, daß alles, was ich von ihm geſaget habe, nicht den geringſten Haß gegen ſeine Perſon, ſondern bloß die Liebe zur Wahrheit zum Grunde hat. Ich hege keinen Widerwillen gegen ihn, und wünſche nichts ſo ſehr, als Gelegenheit zu haben, ihm zu dienen, und ihm wirkliche Proben meiner Freundſchaft zu geben. Allein ſeine Schriften gefallen mir nicht. Ich habe dieſes mit den meiſten gemein, die ſie geleſen haben. Nur unterſcheide ich mich darinn von andern, daß ich aufrichtig ſage, was ſie alle gedenken. Ich that es mit ſo vieler Höflichkeit, daß ich glaubte, der Herr Profeſſor Manzel würde meine Freyheit nicht

übel nehmen. Ich redete ernsthaft mit ihm; da ich hergegen mit andern, die vielleicht gerechter waren, als er, nur meinen Muhtwillen trieb. Er ward aber dennoch böse, und gebehrdete sich ärger, als alle meine andern Gegner. Diese Aufführung kam mir um so viel wunderlicher vor, je weniger ich dem Herrn Professor Manzel Gelegenheit dazu gegeben hatte. Sie war so unordentlich, und einem Gelehrten so unanständig, daß ich mich nicht habe entbrechen können, ihm in dieser Vorrede ohne Heucheley meine Meynung darüber zu sagen. Will er mir dieses übel nehmen: so muß ich es geschehen lassen. Ich werde zufrieden seyn, wenn er nur endlich begreifet, was eine gar zu grosse Empfindlichkeit vor schlimme Folgen hat, oder wenigstens andere gar zu empfindliche Scribenten sich an seinem Exempel spiegeln, und einen bescheidenen Widerspruch mit Geduld ertragen lernen.

Von dem Inhalte meiner Anmerkungen über das neue Recht der Natur des Herrn Professor Manzels muß ich noch etwas sagen. Ich weiß nicht, ob es viel oder wenig seyn wird; doch

will ich es ſo kurz machen, als es mir immer möglich iſt.

Es hatte der Herr Profeſſor Manzel ſein Recht der Natur auf den Stand der Unſchuld gegründet, und ſich viele Mühe gegeben, aus der Vernunft zu beweiſen, daß der erſte Menſch höchſt vollkommen erſchaffen worden; aber ſeine Vollkommenheit durch einen gewaltſamen Zufall verlohren habe. Seine Gründe kamen mir ſehr ſchwach vor. Ich widerlegte ſie, und zeigte, daß die ihr ſelbſt gelaſſene Vernunft von dem Stande der Unſchuld nichts wiſſe; ja daß ihr derſelbe unbegreiflich, und der gewaltſame Zufall, durch welchen der erſte Menſch um ſeine urſprüngliche Vollkommenheit gekommen ſeyn ſollte, gar unmöglich vorkomme. Es ſcheinet alſo, als wenn ich den Stand der Unſchuld und den Fall des erſten Menſchen leugne. Gleichwie ich mich aber deutlich genug erkläret habe, daß meine Abſicht nicht ſey, das, was unſere Kirche aus der Schrift davon lehret, in Zweifel zu ziehen: ſo hoffe ich, daß rechtſchaffene Gottesgelehrte, welche die Blindheit und das Verderben der

Vernunft gebührend einsehen, und wissen, wie nöthig es sey, dieselbe unter den Glauben gefangen zu nehmen, sich an meiner Schrift nicht ärgern werden. Sollten sich, wie es zu diesen demonstrativischen Zeiten leicht seyn kann, sonst einige finden, die es mir verargen, daß ich die schöne Harmonie nicht einsehe, welche sie sich zwischen Vernunft und Offenbahrung eingeführet zu haben einbilden: so bitte ich diese Herren, zu bedenken, daß diese hohe Einsicht nicht jedermanns Ding sey, so wenig als der Glaube. Ich rühme mich keiner Philosophie, durch welche ich auch die Tiefe der Gottheit ergründen könnte, und will lieber mit unsern reinesten Gottesgelehrten nicht sehen, und doch glauben, als diesen philosophischen Christen zu gefallen sagen, daß ich sehe, was ich doch nicht sehe.

Ich schäme mich dieser Aufführung um so viel weniger, weil der Herr Probst Reinbeck selbst, wie sehr er auch sonst bemühet ist, den Religionswahrheiten und den Geheimnissen unsers Glaubens den Anstrich einer philosophischen

Gründlichkeit zu geben, nicht für gut befunden hat, in seinen Betrachtungen über die augsburgische Confession, die Lehren von dem Stande der Unschuld und dem Falle des ersten Menschen aus der Vernunft herzuleiten. Er bekennet aufrichtig, daß die blosse Vernunft nicht auf den rechten Grund kommen könne,*) und leget, wenn er vom Ebenbilde Gottes und vom Falle des ersten Menschen handelt, die Erzehlung Mosis zum Grunde.**)

Ich weiß wohl, er saget, nach der guten Meynung, die er von der menschlichen Vernunft hat, an unterschiedenen Orten,***) daß die Vernunft nicht anders muhtmaßen könne, als daß Gott den Menschen gut und ohne sündliche Neigungen erschaffen habe; daß sie aus dem grossen Verderben des menschlichen Geschlechts nohtwendig schliessen müsse, es sey ein grosser Verfall

*) S. die XXIIte Betracht. §. 1.

**) S. die XVIte und XXIIte Betracht.

***) S. die IIte Betrachtung §. 17. 18. und die XXIIte Betrachtung §. 1.

vorgegangen, und daß alles, was Moſes von der Herrſchaft des Menſchen über die Thiere ſagt, der Vernunft gemäß ſey. Allein er wird mir erlauben, ihm zu ſagen, daß er der Vernunft gar zu viel Ehre erweiſet. Sie iſt, ſo viel ich ſie kenne, nicht im Stande, aus eigenen Kräften, zur Erkenntniß dieſer wichtigen Wahrheiten zu gelangen; ja ſie iſt gar ſo blind und verkehrt, daß ihr dieſe Wahrheiten, wenn man ſie ihr aus der Offenbahrung vorträgt, ganz unwahrſcheinlich vorkommen.

Sie ſiehet wohl, daß die Menſchen, durch ihre unordentlichen Begierden, ſich ſelbſt und andern ſchaden; aber ſie hält dieſe Unvollkommenheit des Menſchen für eine Frucht der nohtwendigen und an ſich unſchuldigen Neigungen, die ihm von der Natur zu ſeiner Erhaltung eingepräget ſind, und für eine ganz natürliche Folge ſeiner Einſchränkung. *) Sie ſiehet alſo das,

*) S. die XXIIIte Betrachtung §. 18. woſelbſt Hr. Reinbeck aus der nohtwendigen Einſchränkung einer Creatur ſehr gründlich beweiſet, daß es

was Herrn Reinbeck ein Verderben nennet, als ein Ungemach an, wider welches man ſich eben ſo wohl, als wider Hitze und Kälte, durch Kunſt verwahren muß, ohne vor ſich darauf zu verfallen, daß man vor Zeiten dieſer Mühe überhoben geweſen ſey. Ich geſtehe, es wäre beſſer, daß man von dieſem Ungemache frey wäre, und die Vernunft erkennet es auch; aber darum glaubt ſie nicht, daß das menſchliche Geſchlecht ſich jemals in einem ſo beglückten Zuſtande befunden habe, ſo wenig als ſie ſich einbildet, daß die Erdkugel vor Alters mit Canälen, wie der Globus mit Strichen, durchſchnitten geweſen, und daß es in der ganzen Welt ausgeſehen habe, als in Holland, obgleich dieſe Einrichtung unſtreitig beſſer iſt, als die jetzige.

Sie iſt viel zu beſcheiden, als daß ſie von der Natur verlangen ſollte, ſich in ihren Wirkungen nach der Phantaſie eigennütziger Men-

---

Gott unmöglich geweſen ſey, den Menſchen ſo zu erſchaffen, daß er nicht ſündigen könnten. Man ſiehet leicht, was daraus folget.

schen zu richten. Sie machet einen Unterscheid unter Natur und Kunst, und erwartet nicht von jener, was ihr nur diese geben kann. Sie siehet, daß alle Werke der Natur roh sind, und einer Ausarbeitung und Zubereitung bedürfen. Die Kunst muß der Natur zu Hülfe kommen, und der Mensch würde sich kümmerlich behelfen müssen, wenn er mit dem, was die Natur ihm fertig liefert, zufrieden seyn wollte. Er hat alle Bequemlichkeiten dieses Lebens seinem eigenen Witze und seiner Bemühung zu danken. Die Natur giebt ihm den Stoff zu allem, was er nöthig hat; aber Kleider und Hausgerat, Häuser und Paläste wachsen doch nicht, man muß sie machen und bauen. Dieses weiß die Vernunft. Wie sollte sie demnach auf die Gedanken gerathen, daß jemalen eine Zeit gewesen sey, da die weisen Leute gewachsen, wie die Pilze? Es würde ihr nicht schwerer fallen, zu glauben, daß die Natur vor Zeiten Pasteten hervorgebracht habe. Weisheit und Tugend sind Früchte der Kunst, des Nachdenkens und der Erfahrung. Die Natur giebt uns die Fähigkeit dazu,

und weiter nichts. So denket die Vernunft, und iſt alſo weit von den Muhtmaßungen entfernet, die Herr Reinbeck ihr beyleget.

Ich will indeſſen nicht leugnen, daß Leute geweſen ſind, welche, ohne von unſerer Bibel das geringſte zu wiſſen, von dem Verderben des menſchlichen Geſchlechts und deſſen Urſachen Muhtmaßungen gehabt haben, die mit der Geſchichte Moſes überein zu kommen ſcheinen. Allein ich bin verſichert, daß man dieſe Muhtmaßungen mehr gewiſſen Vorurtheilen und Offenbahrungen, daran es in der Welt niemalen gefehlet hat, als der ſich ſelbſt gelaſſenen Vernunft dieſer Leute, zuſchreiben müſſe.

Die Scrupel über das Verderben des Menſchen, und die Mühe, die man ſich giebt, die Urſache deſſelben auszugrübeln, haben ihren Grund in dem Begriffe, den man ſich gemeiniglich von Gott machet. Man glaubt, Gott regiere die Welt auf menſchliche Weiſe, und ſehe die Fehler der Menſchen als wahre Verbrechen an, die er, kraft ſeiner Gerechtigkeit, willkührlich ſtrafe. Da es nun aber unbillig zu ſeyn

ſcheinet, den Menſchen wegen einer Unvollkommenheit zu ſtrafen, die ihm angebohren iſt, und bey welcher niemand zu kurz kömmt, als er ſelbſt; ſo ſpricht man: Der Menſch ſey vollkommen von Gott erſchaffen worden; habe ſich aber muhtwillig, durch eine Uebertretung, in das Verderben geſtürzet, in welchem er ſich jetzo befindet.

Es ſind dieſes alles unſtreitige Wahrheiten. Allein, gleichwie die Vernunft vor ſich nicht im Stande iſt, zu erkennen, daß Gott die Fehler des Menſchen, als Uebertretungen ſeiner Geſetze, willkührlich ſtrafen werde: ſo würde man ihr auch zu nahe thun, wenn man den Satz, durch welchen man ſich bemühet, dieſes Verfahren der Gottheit zu rechtfertigen, auf ihre Rechnung ſchreiben wollte; und dieſes um ſo viel mehr, weil derſelbe, ſo viel die Vernunft davon verſtehet, einen wahren Widerſpruch in ſich faſſet. Denn nichts iſt ſo unbegreiflich, als ein vollkommener Menſch, ohne alle Neigung zur Sünde, der dennoch muhtwillig ſündiget.

Ich habe dieſes in meinen Anmerkungen

deutlich gewieſen. Weil ich aber ſehe, daß Herr Reinbeck in den Gedanken ſtehet, *) man könne aus gewiſſen erdichteten Umſtänden, durch welche er die Lücken in der Erzehlung Moſis ausfüllen will, wenn man ſie gleich nicht als gewiß annehmen wollte, wenigſtens ſo viel ſchlieſſen, daß es ſehr wohl möglich geweſen, daß Eva, auch im Stande der Unſchuld, auf die Art, als er die Sache vorſtellet, habe irre gemacht werden können: ſo nehme ich mir die Freyheit, ihm zu ſagen, daß die Zuſätze, durch welche er die Erzehlung Moſis wahrſcheinlicher machen will, bey mir dieſe Wirkung nicht gehabt haben.

Er meynet: **) „Die Schlange habe mit der Eva, auf eine ganz ungewöhnliche Weiſe, von allerhand hohen Dingen zu reden angefangen. Eva habe ſich darüber gewundert, und die Schlange gefraget: Wo ſie zu dieſen Einſichten und zu der Sprache gekommen ſey? Die Schlange habe geantwortet: Sie habe von der Frucht

*) S. die XXIIte Betr. § 14.

**) Ebend. §. 13.

des verbotenen Baumes gegessen, und dadurch sey ihre Natur ganz verändert, und sie aus einem unvernünftigen Thiere eine vernünftige Creatur geworden. Da nun Eva, habe sie hinzu gesetzet, schon eine vernünftige Creatur sey: so solle sie es einmal versuchen, und auch von der Frucht dieses Baumes essen, so würde sie noch zu einer höhern Stuffe der Erkenntniß gelangen. Eva habe darauf versetzet: dieses sey ihr von Gott verboten; worauf die Schlange gesaget: Das könne sie sich nicht einbilden, Eva habe es ja nicht selbst gehöret, der Mann könne vielleicht Gott, oder sie ihren Mann nicht recht verstanden haben. Eva habe geantwortet: Sie und ihr Mann dürften von den Früchten aller Bäume essen; aber nicht von der Frucht des Baumes mitten im Garten: wenn sie dieses thäten, so müßten sie sterben. Darauf habe die Schlange gesaget: ihr werdet nicht sterben. Uns Thieren hat Gott das grüne Kraut zur Speise verordnet. Ich habe diese Ordnung überschritten, und lebe doch noch, und bin glücklicher als vorher. Dadurch sey Eva bewogen worden von dem

dem Baume zu eſſen, um zu mehrer Klugheit zu gelangen, und Gott gleich zu werden."

Es bleibt aber meiner Vernunft noch immer unbegreiflich, wie Eva, bey aller ihrer Weisheit, ſo einfältig ſeyn können, daß ſie ſich mit einem Thiere in eine Unterredung eingelaſſen, von dem ſie verſichert war, daß es nicht ſprechen konnte. Wir, die wir uns einer ſo hohen Weisheit nicht rühmen können, merken gleich daß der Teufel durch die Schlange geredet habe, obgleich Moſes nicht ein Wort davon ſagt. Wie iſt es möglich geweſen, daß Eva dieſes nicht gemerket hat? Sie hat unſtreitig gewußt, daß ein Teufel wäre; ſie hat gewußt, daß es ein böſer und liſtiger Geiſt ſey, der dem Menſchen ſein Glück mißgönne, und mit dem ſie ſich alſo ohne Gefahr nicht einlaſſen könne. Es iſt nicht glaublich, daß der gütige Gott den erſten Menſchen eine ihnen ſo unumgänglich nöhtige Wahrheit ſollte verborgen haben. Warum macht alſo Eva, die ſonſt eine ſo gute Chriſtinn war, kein Kreuz vor ſich, und geht davon? Sie thut es nicht. Aber iſt es möglich, daß ſie die läppiſche

Urſache, welche ihr die Schlange von ihrer ungewöhnlichen Weisheit giebt, für wahrſcheinlich genug gehalten habe, ihr Glauben beyzumeſſen? Sie kannte ja die Natur der Thiere, und wußte alſo, daß es unmöglich ſey, daß aus einer unvernünftigen Beſtie eine verſtändige Creatur würde. Iſt es möglich, daß der kahle Scrupel, welchen die Schlange der Eva wider das göttliche Verbot beyzubringen ſucht, dieſe gute Frau ſo irre gemacht haben könne? Laß es ſeyn, daß Gott dem Adam noch vor der Erſchaffung der Eva verboten habe, von dem Baume mitten im Garten zu eſſen: iſt es darum glaublich, daß Eva von dieſem Verbot nicht eben ſo ſtark überzeuget geweſen ſey, als ihr Mann; es ſey nun, daß ſie es nur von dieſem oder von Gott ſelbſt gehöret habe? Kann man ohne Sünde gedenken, daß Gott juſt die Eva am ſchlechteſten wider den Angriff des Teufels gewaffnet habe; da er doch vorher wußte, daß der Verſucher ſich eben an das Weib machen würde? Wann endlich die Schlange die Eva durch ihr Exempel zur Uebertretung des göttlichen Verbots

zu verführen ſucht, und ihr ſagt, ſie habe die von Gott gemachte Ordnung überſchritten, und ſey doch nicht geſtorben: ſo weiß ich nicht, wie die mit ſo ausnehmender Weisheit ausgerüſtete Eva dadurch habe verführet werden können? Wußte ſie dann nicht, daß die Schlange, als ein Thier von der Ordnung, die Gott, in Anſehung der Nahrung ſeiner Geſchöpfe, gemacht hatte, nicht die geringſte Wiſſenſchaft haben konnte? Wußte ſie nicht, daß die Thiere, weil ſie keinem Geſetze unterworfen ſind, nicht ſündigen, und folglich nicht geſtraft werden können? und daß es ſich mit ihr, als einer mit Freyheit begabten Creatur, ganz anders verhalte? Wo bleibt die Weisheit, die man ſonſt dem erſten Menſchen beyleget, wenn man dieſes von ihr glaubt? Ja wo bleibt ſie, wenn man ihr nachredet, ſie habe noch klüger, als ſie war, und Gott gleich werden wollen? Die erſten Menſchen waren vollkommen glücklich: ſie waren folglich auch vollkommen mit dem Grade ihrer Weisheit zufrieden. Wie konnte demnach in Eva eine Begierde entſtehen, klüger zu werden? Es iſt

dieſes eben ſo unmöglich, als daß ſie ſollte getrachtet haben, Gott gleich zu werden. Sie hatte eine viel zu groſſe Erkenntniß Gottes, als daß man dieſes mit Grunde von ihr muhtmaßen könnte. Iſt ſie aber dennoch auf dieſe Thorheit verfallen: ſo wird man der Vernunft nicht verdenken, daß ſie alles, was man ſonſt von den hohen Einſichten und von der vortrefflichen Erkenntniß des erſten Menſchen ſagt, für falſch und erdichtet hält.

Man ſiehet demnach, daß die Zuſätze des Herrn Reinbecks den Fall des erſten Menſchen nicht wahrſcheinlicher machen, als die Complimenten, welche der Erzbiſchof von Vienne, Alcimus Avitus, der Schlange in den Mund leget,*) und daß die Vernunft, was man ihr

*) Dieſe Complimenten lauten alſo:

O felix, mundique decus pulcherrima virgo,
Ornat quam roſeo præfulgens forma pudore.
Tu generi ventura parens, te maximus orbis
Exſpectant matrem, tu prima et certa voluptas
Solamenque viri, ſine qua nec vivere poſſit,

auch für gute Worte giebt, dennoch dabey bleibet, daß der Fall einer so vollkommenen, weisen und heiligen Creatur, als der erste Mensch gewesen seyn soll, einen Widerspruch in sich fasset, und unmöglich ist.

Die Herrschaft über die Thiere, die man dem ersten Menschen beyleget, will ihr eben so wenig in den Kopf. Sie glaubt, daß man

---

Ut major, sic jure tuo subjectus amori,
Cui juncta es, pulchram reddas, ut tempore prolem.
Vobis digna datur paradisi in vertice sedes
Vos subjecta tremit famulans substantia mundi etc.

Eva ist nicht weniger höflich. Sie antwortet der Schlange:

Suavibus, o pollens, colubet dulcissime, verbis,
Non, ut vere, Deus nobis jejunia suasit,
Nec prohibet largo curari corpora pastu
Ecce vides epulas, totus quas porrigit orbis,
Omnibus iis licite genitor promptissimus uti
Præstitit, et totas esu laxavit habenas.

durch die Wunderdinge, welche man davon erzehlet, das Paradies dem Lande der Fabeln gleich machet, und Herr Reinbeck trauet ihr zu viel zu, wenn er meynet, daß sie wider die unglaublichen Folgen, die man aus der kurzen Erzehlung Mosis ziehet, nichts zu erinnern habe.

Er nimmt *) die offenbar hyperbolische Beschreibung, die Jesaias in seinem eilften Capitel

---

Hæc sola est nemoris medii, quam perspicis, arbor
Interdicta cibis, hæc tantum tangere nobis
Poma nefas: dives præsumit cætera victus.
Quod si libertas temerarit noxia legem,
Jurans terribili prædixit voce creator,
Quadam nos statim luituros morte reatum.
Quio vero mortem appellet, *doctissime serpens*,
Fande libens, *rudibus nobis incognita res est*.
Alcimus Avitus Lib. II.

Wenn man die ersten Menschen so dumm machet: so wird, deucht mich, ihr Fall viel wahrscheinlicher, als wenn man ihnen, ich weiß nicht was vor eine hohe, Weisheit beyleget.

*) S. die XVIte Betracht. §. 21.

von einer glückſeligen Zeit macher, welche, wenn man ſeine Weiſſagung nach dem Buchſtaben verſtehet, niemalen geweſen iſt, noch ſeyn wird, im eigentlichen Verſtande, und findet darinn eine Abbildung des Standes der Unſchuld, und der Herrſchaft des Menſchen über die Creaturen. Ich kann mir aber kaum einbilden, daß er von der Vernunft verlangen wird, eine Abbildung für wahrſcheinlich zu halten, durch welche die erſte Welt ohne alle Urſache in ein Schlaraffenland verwandelt wird. Ich will eben nicht ſagen, daß es ſchlechterdings unmöglich ſey, daß alle Thiere, wie dieſe wunderbare Abbildung des Standes der Unſchuld vorausſetzet, und Herr Reinbeck auch behauptet, *) anfangs alle zahm geweſen: allein eine Sache wird dadurch nicht gleich glaubwürdig, daß ſie nicht ſchlechterdings unmöglich iſt. Die Mythologie iſt voll von Dingen, die man nicht ſchlechterdings für unmöglich halten kann: aber iſt darum das, was

*) S. die XVIte. Betr. §. 23.

davon fabuliret wird, der Vernunft gemäß und wahrscheinlich?

Ich habe in meinen Anmerkungen wider den Herrn Professor Manzel eine ziemlich gute Ursache von dem Unterscheide der wilden und zahmen Thiere gegeben. Allein jetzo möchte ich doch lieber sagen, daß alle Thiere, ja der Mensch selbst, ursprünglich wild gewesen. Dieses stimmet mit meiner Vernunft um so viel besser überein, je deutlicher sie bemerket, daß alles, was die Natur hervor bringet, wild ist. Ein Weinstock, der nicht gepfleget wird, trägt Heerlinge; die Früchte der Bäume, die wild wachsen, sind unschmackhaft und widerlich. Der Mensch muß ihnen, durch seine Wartung, Kunst und Pflege, zu Hülfe kommen. Mit den Thieren verhält es sich nicht anders. Sie lieben von Natur ihre Freyheit, und hassen den Zwang. Will der Mensch Dienste von ihnen haben: so muß er sie, durch Kunst, bändigen und abrichten. Spricht man, es sey dieses im Stande der Unschuld nöthig gewesen: so muß man auch behaupten, daß der Unterscheid unter Natur und Kunst im

Stande der Unschuld keine Statt gehabt habe. Welches ein Satz ist, der uns bald dahin bringen wird, daß wir glauben, die Vögel hätten im Stande der Unschuld schöne Arien und geistliche Gesänge gepfiffen; die Pferde wären wohl zugeritten gewesen, und die Hunde hätten alle Künste, die wir ihnen nun mit Mühe beybringen müssen, mit auf die Welt gebracht. Denn alles dieses ist der Vernunft eben so gemäß, als der buchstäbliche Sinn der Weissagung Jesaias, in welcher Herr Reinbeck ein Bild des Standes der Unschuld findet.

Ich zweifle sehr, daß dieser berühmte Mann Lust habe, so weit zu gehen. Allein, da er einmal voraus setzet, daß die Herrschaft, welche Gott dem Menschen über die Thiere gegeben, hauptsächlich das Vergnügen desselben zum Endzweck gehabt habe: so muß es ihm nicht sauer ankommen, zu glauben, daß die Thiere im Stande der Unschuld von Natur abgerichtet gewesen; und dieses um so viel mehr, weil sonst nicht abzusehen ist, wie es möglich gewesen, daß sie, wie er dafür hält, dem Menschen, auf sei-

nen Wink und auf sein Wort, willigen Gehorsam geleistet.

Dieser willige Gehorsam setzet eine Geschicklichkeit voraus, welche heutiges Tages auch unsern zahmesten Thieren fehlet, und welche um so viel unglaublicher wird, je grösser man sie nohtwendig machen muß, wenn man die Herrschaft des Menschen über die Thiere behaupten will. Herr Reinbeck sagt z. B. *) „Adam habe durch seine ihm anerschaffene Herrschaft verwehren können, daß die Raupen die fruchtbaren Bäume nicht verderbet, und die Heuschrekken und Feldmäuse die Frucht auf dem Felde nicht weggefressen hätten. Er siehet dieses als einen Vorzug an, der den Adam weit über alle unsere heutigen Potentaten erhebet." Und darinn hat er ganz Recht. Allein, ob das, was er sagt, der Vernunft gemäß sey, das weiß ich nicht. Meine Vernunft wenigstens findet vieles daran auszusetzen.

*) S. die XVIte Betr. §. 19.

Herr Reinbeck ſagt: *) „Gott habe vor dem Fall eine Eintheilung der Speiſen vor Menſchen und Vieh gemacht, und jenen das Kraut, das ſich beſaamet, und die fruchtbaren Bäume; dieſem aber das übrige grüne Kraut zur Speiſe verordnet.“ Nun möchte ich wiſſen: Ob die Thiere dieſe von Gott, in Anſehung der Nahrung, zum Beſten des Menſchen, gemachte Ordnung allezeit genau beobachtet haben, oder nicht? Iſt es das erſte! ſo haben ſie es gethan, entweder, weil ſie von Natur an den, zu des Menſchen Nahrung beſtimmten, Dingen keinen Geſchmack gefunden; oder ſie haben die Begierde, auch von dieſen Dingen zu eſſen, beſieget und gedämpfet. Auf den erſten Fall würde der Menſch nimmer mit den Raupen, Heuſchrecken und Feldmäuſen das geringſte zu theilen, und keine Gelegenheit gehabt haben, ſeine Herrſchaft über dieſelbe auf die Art, als Herr Reinbeck meynt, zu beweiſen. Höchſtens würde ſeine Herrſchaft über dieſelben ungefehr ſo viel bedeu-

*) S. die XVIte Betr. §. 19.

tet haben, als diejenige, kraft welcher wir noch heutiges Tages den Hunden verwehren, Heu und Stroh zu freſſen. Haben ſie aber ihre Begierde nach der, vor den Menſchen ausgeſetzten, Speiſe beſieget: ſo iſt es entweder darum geſchehen, weil ſie die göttliche Verordnung nicht überſchreiten mögen; oder ſie haben es aus Ehrerbietung gegen den Menſchen gethan. Jenes ſetzt bey den Thieren Freyheit, Gewiſſen und Gottesfurcht; und dieſes einen ſo hohen Grad der Erkenntniß voraus, daß die Vernunft darüber erſtaunen muß. Man muß nothwendig ſagen, daß z. B. die Raupe, ein Thier, welches Herr Reinbeck ſo einfältig beſchreibt, *) daß man Urſache hat, zu zweifeln, ob es von ſich ſelbſt etwas wiſſe, gewußt habe, daß ein Thier in der Welt ſey, welches der Menſch heiſſe; daß dieſer Menſch ein Herr der andern Thiere ſey, und daß kein Thier an demjenigen, was ſein Beherrſcher ſich zur Speiſe ausgeſetzet habe, ſich vergreifen müſſe. Ja man muß behaupten, daß

*) S. die XVIte Betr. §. 53

eine Raupe, eine Heuſchrecke, eine Feldmaus die Fähigkeit gehabt habe, das, was dem Menſchen zur Speiſe beſtimmet, von der Nahrung der Thiere zu unterſcheiden.

Da nun aber dieſes alles unglaublich iſt, und die Herrſchaft des Menſchen über die Thiere unnütze macht: ſo kann ich mir nicht einbilden, daß Herr Reinbeck ſagen werde, die Thiere hätten die Ordnung, welche Gott in Anſehung der Speiſe gemacht hatte, allezeit genau beobachtet. Er muß alſo ſagen: die Thiere hätten ihrem Triebe, von allen Dingen, daran ſie einen Geſchmack fanden, ohne Unterſcheid zu eſſen, gefolget, und die göttliche Ordnung, die ihnen unbekannt war, vielfältig überſchritten; allein der Menſch habe, kraft der ihm anerſchaffenen Herrſchaft über die Thiere, dieſem Eingriffe durch ein bloſſes Verbot vorbeugen und ſteuren können.

Ich bekenne, dieſes wäre ein herrliches Vorrecht geweſen; aber es iſt zu allem Unglück ſo groß, daß es unbegreiflich wird. Ich will nicht ſagen, daß Herr Reinbeck, ſo bald er den Thie-

ren einen Trieb beyleget, auch von den Dingen zu essen, die zur Speise des Menschen bestimmet waren, dasjenige umstösset, was er von der göttlichen Eintheilung der Speisen schreibet. Denn daß Gott von einer Creatur, die keinen Verstand und freyen Willen hat, etwas verlangen, und derselben doch einen Trieb lassen sollte, seiner Absicht entgegen zu handeln, das sind Dinge, die nicht mit einander bestehen können. Eine solche Creatur muß nohtwendig ihrem Triebe folgen, und ist ganz und gar unfähig, sich nach Regeln zu richten, von welchen sie nichts weiß. Ich will auch nicht sagen, daß es, wenn die Thiere die von Gott in Ansehung der Speise gemachte Ordnung überschritten haben, nicht wahr seyn könne, daß sie, wie Herr Reinbeck meynt, sich nicht unterstehen dürfen, dasjenige, was ihre Herren sich zur Speise ausesseten, anzutasten; sondern ich frage nur, durch was für Künste der Mensch die Raupen von seinen Bäumen, und die Heuschrecken und Feldmäuse von seinem Acker vertrieben habe? Ein Wink, ein einziges Wort war, nach des Herrn Reinbecks

Meynung, genug dazu. Aber ſahen dann die Raupen allemal dieſen Wink? höreten ſie dieſes Wort, wußten ſie, daß man mit ihnen redete? verſtanden ſie die Sprache des Menſchen? begriffen ſie, was er von ihnen haben wollte? urtheilten ſie, daß ſie ſchuldig wären, ihm, als ihrem Herrn, zu gehorchen? Ich glaube nicht, daß man dieſes ſagen wird. Wie kann man aber, ohne dieſes alles vorauszuſetzen, den willigen Gehorſam der Raupen begreifen?

Ich befürchte nicht, daß Herr Reinbeck mir hier einwerfen wird: „Es ſey nicht nöhtig, daß man, um den Gehorſam der Raupen begreiflich zu machen, ihnen eine ſo groſſe Erkenntniß und eine Ueberlegung zuſchreibe, der ſie nicht fähig zu ſeyn ſcheinen. Die Thiere thäten weit wunderbarere Dinge ohne Verſtand, und ohne Schlüſſe zu machen: Und es ſey alſo genug, daß man ſage, Gott habe die Maſchine der Thiere ſo eingerichtet gehabt, daß ſie, auf den Wink des Menſchen, thun und laſſen müſſen, was er ihnen befohlen, oder verboten habe.“ Denn dieſes kann er nicht thun, ohne eine vorher be-

ſtimmte Harmonie zwiſchen dem Willen des Menſchen und dem Cörper der Thiere zu behaupten, und alſo einen Satz der wolfiſchen Philoſophie, den er nicht annimmt, höher zu treiben, als Herr Wolf ſelbſt. Ueberdem iſt Herr Reinbeck auch viel zu ſcharfſinnig, als daß er nicht einſehen ſollte, daß unter den ordentlichen Handlungen der Thiere, und unter dem willigen Gehorſam, den ſie dem erſten Menſchen geleiſtet haben ſollen, ein groſſer Unterſcheid ſey. Die ordentlichen Handlungen verrichten die Thiere ohne Vernunft, und ohne Ueberlegung: denn ſie ſind ihrer Natur und ihren Begierden gemäß. Aber wenn ſie ihrer Natur Gewalt anthun ſollen: ſo verhält es ſich ganz anders. Die Verrichtung ſolcher Thaten, die ihnen zuwider und unnatürlich, und die Unterlaſſung anderer, die ihnen angenehm, und ihrem natürlichen Triebe gemäß ſind, hat allemal eine gewiſſe Erkenntniß und Furcht zum Grunde. Die Furcht aber iſt keinem Thiere angebohren. Sie gründet ſich auf eine unangenehme Erfahrung, welche die Natur nicht geben kann.

Man

Man muß alſo den Raupen nicht nur die Fähigkeit beylegen, den Willen des Menſchen aus ſeinen Worten zu erkennen; ſondern ihnen auch die Kräfte zuſchreiben, aus Ehrfurcht gegen ihren Herrn, ihre natürlichſte und vielleicht einzige Neigung zu bezwingen. Thut man dieſes nicht: ſo wird das Verbot des erſten Menſchen ſo unkräftig und lächerlich, als das Geſchrey unſerer Knaben, die im Sommer hinter den Schmetterlingen herlaufen, und ſie mit höflichen Worten zu bereden ſuchen, daß ſie ſich ſetzen, und von ihnen greifen laſſen ſollen: Und thut man es, ſo wird alles, was man von der Herrſchaft des Menſchen über die Thiere ſaget, eben ſo wahrſcheinlich, als die Fabeln, die man von den Unterredungen des heiligen Franciſcus mit ſeiner Gevatterinn, der Ameiſe und der Schwalbe, in dem bekannten Libro conformitatum lieſet.

Was ich von den Raupen geſaget habe, das ſage ich auch von den Heuſchrecken und Feldmäuſen. Die Geſchicklichkeit zu gehorchen, ohne welche alles Befehlen vergeblich iſt, fehl-

ihnen ſo wohl, als den Raupen. Inſonderheit begreife ich nicht, wie der erſte Menſch den Feldmäuſen ſeinen Willen bekannt gemacht habe; weil dieſe Thiere in der Erde wohnen, und ſich ſelten ſprechen laſſen. Aber vielleicht ſagt man, er habe, kraft der ihm anerſchaffenen Herrſchaft, dieſes Ungeziefer zwingen können, vor ihm zu erſcheinen, und es alsdann aus ſeinem Gebiete verbannet; welches eine Kunſt iſt, die unſere Ratzenfänger mit ihm gemein zu haben glauben.

Ich will darüber mit niemand ſtreiten; ſondern frage nur noch: Wozu dann dem Menſchen eine ſo ausſchweifende Zaubergewalt *) über

*) Dieſes Ausdrucks bediene ich mich darum, weil, nach der Beſchreibung, die Herr Reinbeck in ſeiner XVIten Betr. §. 17. 18. von der Herrſchaft giebt, kein König in der Welt, ja Gott ſelbſt nicht, ſondern bloß die Feen, die ſchöne Meluſine und der Zauberer Merlin ſich einer wahren Herrſchaft rühmen können. Er meynet, eine eigentliche Herrſchaft erfordere allezeit einen willigen Gehorſam, und könne mit Furcht und Schrecken nicht beſtehen; da doch

die Thiere genützet habe? Herr Reinbeck meynt:*) Die Herrschaft des Menschen über die Thiere habe zu des Menschen Sicherheit, Bequemlichkeit und Vergnügen gedienet. Aber genieſſen wir dieſer Vortheile nicht noch heutiges Tages ohne dieſe Herrſchaft? Wir wiſſen uns ſchon Sicherheit zu ſchaffen. Es fehlet uns nicht an Thieren, die uns die Arbeit erleichtern, und diejenigen, die wir nur zu unſerer Beluſtigung um uns haben, die werden uns aus allen Ecken der Welt in Ueberfluß zugeführet. Es iſt wahr, wir haben nicht mehr das Herz, uns in die Tiefe des Meers zu wagen, und mit den Wallfiſchen zu ſpielen; allein, zu allem Glücke haben

---

die Herrſchaft eigentlich in der Macht beſtehet, andere zu zwingen, daß ſie ihren Willen dem meinigen unterwerfen und thun müſſen, was mir, und nicht was ihnen, gut dünket. Ich habe nicht Zeit, dieſes weitläuftiger auszuführen. Die Sache iſt auch an ſich klar genug.

*) S. die XVIte Betr. §. 23. 24. 25.

wir mit dem hohen Grade der Geſchicklichkeit zu ſchwimmen, und auf den Grund zu tauchen, welche Herr Reinbeck dem erſten Menſchen zuſchreibet,*) auch die Luſt zu dieſer Art des Zeitvertreibes verlohren. Ich bekenne, der Menſch hätte im Stande der Unſchuld mit Löwen und Tiegern fahren können, als die Cybele und Bachus. Eva würde keine Flöhe gehabt, und keine Fliege ſich an Adams Naſe gewaget haben: Allein das ſind Bequemlichkeiten, die kein vernünftiger Menſch begehret, und folglich iſt es der Vernunft nicht gemäß, daß man denket, der erſte Menſch habe nicht glücklich ſeyn können, wenn er nicht als ein Sybarit gelebet. Es ſcheinet ſich nicht mit der Ernſthaftigkeit der Natur zu reimen, daß ſie mit dem Menſchen dergeſtalt ſollte geſpielet haben. Und hat ſie es gethan: ſo iſt es kein Wunder, daß nicht viel Gutes aus ihm geworden iſt. Man hat ihn in der Jugend verzärtelt. Aber die Natur iſt unſchuldig in dieſem Stücke. Sie iſt eine weiſe

*) S. die XVII. Betr. §. 26.

Mutter, die keine Affenliebe zu ihren Kindern träget. Sie hat sie von jeher hart genug gehalten.

Doch macht sie es nicht so arg, daß man Ursache hätte, sie für eigensinnig zu halten, und zu glauben, es sey ihr zuwider, daß eine Creatur sich der andern zu ihrer Erhaltung bediene. Es scheinet, als wenn Herr Reinbeck so ungleiche Gedanken von ihr hege. „Was übrigens, spricht er,*)" Moses von der dem ersten Menschen anvertrauten Herrschaft über die Creaturen meldet, solches ist der Vernunft nicht allein gleichfalls gemäß; sondern es würden auch die Menschen sich immer befahren müssen, daß sie vor Gott, in einem und dem andern Stücke, als unbefugte Eigenthümer dieser und jener Creatur möchten angesehen werden, wenn es anders seyn sollte. Denn da man Gott unstreitig für den rechten Eigenthumsherrn aller Creaturen halten muß: so würde daraus, daß Gott den ersten Menschen auf den Erdboden gesetzet,

*) S. die IIte Betr. §. 17.

noch nicht schlechterdings folgen, daß denn auch der Mensch sich aller Creaturen auf demselben ohne Unterscheid gebrauchen dürfe, wenn nicht die Vergünstigung von Seiten Gottes mit Gewißheit zum Grunde geleget werden könnte."

Er hat also die Herrschaft des Menschen über die Creaturen, von welcher Moses redet, zur Beruhigung unsers Gewissens für unumgänglich nöthig. Er glaubt, wir würden, ohne Furcht und Zittern, kein Huhn schlachten können, wenn wir nicht der Vergünstigung von Seiten Gottes gewiß wären. Aber ich bekenne, dieses ist mir zu hoch. Mich deucht, die Vernunft ist gar nicht geschickt, uns ein so enges Gewissen zu geben, und kein Volk unter der Sonne wird jemalen, so lange es Gott nicht mit Calmüken heimsuchet, auf solche Scrupel verfallen. Wäre dieses nicht: so müßten die Hottentotten schon lange vor Hunger gestorben seyn, oder vor Unruhe ihres Gewissens nicht zu bleiben wissen; wovon doch die Reisebeschreibungen nichts melden. Allein, so ist, zu allem Glücke vor die armen Hottentotten, essen, was

einem ſchmeckt, und was man am bequemſten haben kann, eine Sache von ſo dringender Nothwendigkeit, daß man nicht lange Zeit hat, zu überlegen, ob ſie recht oder unrecht ſey. Ein ſich ſelbſt gelaſſener Menſch wird auch, wenn er ja eine ſolche Ueberlegung anſtellet, mit aller ſeiner Vernunft nichts mehr herausbringen, als daß das Recht einer jeden lebendigen Creatur auf alles, was ſie zu ihrer Nahrung und Erhaltung dienlich erachtet, ſich ſo weit erſtrecke, als ihre Macht, und ſich nicht die geringſte Sorge machen, daß ihn Gott wegen des Gebrauchs der Creaturen zur Verantwortung ziehen werde. Denn was er ſich auch etwan von dem oberſten Weſen vor Begriffe machet: ſo wird er ſich doch nimmer einbilden können, daß daſſelbe dem Menſchen die Sorge für ſeine Erhaltung, ſeine natürlichen Begierden, und die Kräfte, dieſe Begierden zu vergnügen, umſonſt eingepflanzet und gegeben habe, und ſo eigenſinnig ſey, daß es nicht leiden könne, daß der Menſch thue, was er nicht laſſen kann, wofern er leben will. Er ſchlieſſet demnach, daß Gott ihm dem Gebrauch

der Creaturen frey gegeben habe, und bedarf nicht, daß er durch eine besondere Offenbahrung von dieser Vergünstigung vergewissert werde.

Es ist auch unmöglich, daß er auf die Gedanken gerahte, diese Vergünstigung erstrecke sich nicht auf alle Creaturen ohne Unterscheid. Denn dieses würde eben so viel seyn, als wenn er glauben wollte, es sey ihm der Gebrauch aller Creaturen ohne Unterscheid verboten, weil er, ohne Offenbahrung, unmöglich errahten könnte, was es vor Creaturen sind, deren Gebrauch ihm von Gott nicht vergönnet, und folglich sich entweder, wenn er sicher gehen wollte, aller enthalten, und todt hungern, oder, wenn er sich nur einer einzigen bediente, nohtwendig sündigen müßte. Ich gestehe, wenn die Vernunft den Menschen auf solche Grillen führete: so wäre sie die allerschädlichste Gabe, die ihm Gott, in seinem Zorn, geben können: Allein, so glaube ich nicht, daß sie jemalen einen Menschen verleiten wird, sich einzubilden, daß Gott dem Menschen, durch eine heimliche Ausnahme einiger Creaturen, einen so gefährlichen Fallstrick

geleget habe. Ein ſolches Verfahren wäre ſo tückiſch, daß man es, ohne Sünde, von Gott nicht vermuthen kann.

Man muß alſo ſagen, daß ein ſich ſelbſt gelaſſener Menſch nicht anders gedenken kann, als daß das Recht, ſich aller Creaturen, nach Belieben, zu bedienen, ihm angebohren ſey; obgleich Herr Reinbeck anderer Meynung iſt. Er ſpricht: "Es folge daraus, daß Gott den erſten Menſchen auf den Erdboden geſetzet, noch nicht ſchlechterdings, daß denn auch der Menſch ſich aller Creaturen auf demſelben ohne Unterſcheid gebrauchen dürfe." Die Urſache iſt, weil man Gott unſtreitig für den rechten Eigenthumsherrn aller Creaturen erkennen müſſen. Ich bekenne, dieſes hat einigen Schein; denn was einem andern zugehöret, deſſen kann ich mich, ohne ſeine Erlaubniß, nicht anmaßen. Aber eben daher würde ſchlechterdings folgen, daß der Menſch ſich keiner einzigen Creatur gebrauchen dürfe. Da nun Herr Reinbeck ſich nicht getrauet hat, dieſen Schluß zu machen: ſo ſiehet man, daß ſein Argument zu viel, und folglich nichts beweiſet.

Ueber dem ist es ein ganz unphilosophischer Ausdruck, wenn Herr Reinbeck Gott den rechten Eigenthumsherrn aller Creaturen nennet. Eigenthum ist eine menschliche Erfindung, die Noth und Geiz zum Grunde hat. Da nun Gott von beyden frey ist: so kann man ihm auch kein eigentlich so genanntes Eigenthum zuschreiben. Gott verlanget nicht Dinge vor sich allein zu besitzen, deren er nicht bedarf, und das mit Ausschliessung seiner Geschöpfe, die ohne diese Dinge nicht leben können. Die Ursache, warum wir Menschen andre von dem Gebrauche unsers Eigenthums ausschliessen, ist diese: weil uns dadurch etwas abgehet, und wir Gefahr laufen, endlich selbst Mangel zu leiden. Gott darf dieses Letzte nicht besorgen, und sein Eigenthum ist so beschaffen, daß es auch durch den unumschränktesten Gebrauch nicht verringert werden kann. Ja es ist von besonderer Art, daß eben der scheinbare Abgang, den es leidet, das meiste zu seiner Erhaltung beyträget. Denn das Eigenthum Gottes bestehet aus den Creaturen, die er erschaffen hat. Will nun Gott sein Eigen-

thum erhalten, ſo muß er ſeine Creaturen erhalten. Dieſe können aber auch nicht erhalten werden, wofern es einer jeden nicht erlaubet iſt, ſich anderer, die zu ihrer Nahrung und Erhaltung dienlich ſind, zu gebrauchen. Gott muß alſo einer jeden Creatur den Gebrauch der andern frey gehen. Der Gebrauch der Creaturen iſt nichts anders, als der Gebrauch des göttlichen Eigenthums. Da nun dieſer Gebrauch, ob er gleich den Untergang vieler Creaturen mit ſich führet, dennoch zur Erhaltung der Creaturen nöthig iſt: ſo iſt auch der ſcheinbare Abgang, den Gott an ſeinem Eigenthum leidet, eine Sache, ohne welche daſſelbe nicht erhalten werden kann.

Man ſiehet alſo, daß aus dem Satze, daß Gott der rechte Eigenthumsherr aller Creaturen iſt, nicht folge, was Herr Reinbeck daraus erzwingen will. Man ſiehet, daß es mit dem Eigenthum Gottes eine ganz andere Bewandniß habe, als mit einem menſchlichen Eigenthum, und daß folglich Gott, wenn man ihn ja einen Eigenthumsherrn nennen will, ein ganz unei-

gentlicher Eigenthumsherr sey: weil er das Seine Preis gegeben hat, und Preis geben muß, wofern er nicht in kurzen um alles kommen will.

Doch alles dieses thut eigentlich nichts zu meinem Zwecke. Meine Absicht war nur, anzumerken, daß Herr Reinbeck hier einen ganz andern Begriff von der Herrschaft des Menschen über die Creaturen giebt, als in den Stellen seiner Betrachtungen, die ich schon untersuchet habe. Hier ist sie nichts, als die Erlaubniß, sich der Creaturen zu gebrauchen; und darinn bin ich völlig mit dem Herrn Reinbeck einig. Ich gebe ihm gerne zu, daß, wenn Moses nichts anders sagen wollen, als was er von der Herrschaft des Menschen über die Creaturen sagt, alles der Vernunft so gemäß sey, daß alle Welt es würde geglaubet haben, und wenn er es gleich nicht gesaget hätte.

Scimus, et hoc nobis non altius inseret
Ammon - *)

*) Lucan. Lib. IX. v. 575.

Aber es wundert mich, warum Herr Reinbeck entweder bey dem vernünftigen Begriffe von der Herrschaft des Menschen über die Creaturen nicht geblieben ist, oder, wenn er diesen Begriff für unzulänglich gehalten, dennoch an dem Orte zum Grunde geleget hat, da er die Ungläubigen überreden will, daß alles, was die Offenbahrung lehret, der Vernunft gemäß sey. Ich kann aus diesem Verfahren nicht anders schliessen, als daß er sich nicht getrauet hat, die unbegreiflichen Dinge, die er uns hernach von der Herrschaft des Menschen über die Creaturen erzehle, für vernünftig auszugeben, und daher, aus theologischer Klugheit, an dem Orte, da er die Offenbahrung von ihrer schönen Seite zeiget, die Ungläubigen durch so harte und unverdauliche Wahrheiten nicht erschrecken wollen. Die Ungläubigen werden sagen, Herr Reinbeck handele also nicht aufrichtig mit ihnen, sondern suche durch eine falsche Vorstellung ihren Beyfall zu erschleichen; aber ich sage nur, daß Herr Reinbeck durch diese Aufführung die Einwürfe, die ich ihm mache, schon zum voraus stillschweigend für gründlich erkläret hat.

Zuletzt möchte ich noch wohl wissen: Warum der Mensch die ihm anerschaffene Herrschaft über die Thiere nicht habe? Ich weiß wohl, man saget, er habe sie durch den Sündenfall verlohren; allein damit bin ich nicht zufrieden. Ich will nicht sagen, daß die Vernunft die Möglichkeit dieses Falles, der den Verlust dieser Herrschaft nach sich gezogen haben soll, nicht begreifet; sondern ich frage nur: Wie es möglich gewesen, daß: dieser Fall eine so unglaubliche Folge gehabt? Es gründet sich die Herrschaft des Menschen über die Thiere nicht auf eine gewisse Eigenschaft des Menschen; oder auf die zahme Natur der Thiere. Es müßte also durch den Fall des Menschen auch die Natur der Thiere geandert seyn. Wer kann das fassen? Der Wolf wohnte bey den Lämmern, und die Löwen spielten mit den Kälbern in größter Eintracht und Vertraulichkeit; aber auf einmal fährt der Wolf zu, und frißt das Lamm, und der Löwe zerreisset das Kalb. Und warum das? Aus keiner andern Ursache, als weil der Mensch von einem Apfel gegessen hatte. Dieses ist der Vernunft zu hoch.

Es ist leicht gesagt, daß Gott die Natur der Thiere geändert habe, um den Menschen zu strafen, und ihn der Herrschaft über die Thiere und der daraus fließenden Bequemlichkeiten zu berauben; aber der Beweis ist schwer. Die Vernunft kann sich in eine Strafe nicht finden, die nur die Unschuldigen trifft, und welche der Sünder nicht fühlet. Was kann das Schaf davor, daß Adam gesündiget hat? Warum muß es desfalls ein Raub des Wolfes seyn?

Quid meruere boves, animal sine fraude doloque
Innocuum - - - -? *)

Der Ochse hat gewiß nicht vom verbotenen Baume gegessen; und dennoch frißt ihn der Löwe. Der Mensch indessen, der allein gesündigt hat, empfindet von alle dem Ungemache, das mit der Veränderung der Natur der Thiere verknüpfet ist, nichts. Gott hat ihn, sagt man, dadurch strafen und seiner Herrschaft über die Thiere berauben wollen; aber er weiß seine

*) Ovid. Lib. XV. Metam. v. 120. 121.

Herrſchaft ſchon zu behaupten. Die nützlichſten unter den Thieren ſind ihm entweder getreu verblieben, oder er hat ſie auch wieder unter ſein Joch gebracht; und die übrigen, die wirklich wild bleiben, die fürchten ihn in der That, noch mehr, als er ſie. Sie ſind froh, wenn ſie nur Friede haben können. Allein der Menſch läſſet ihnen keine Ruhe.

Sectamur ultro, quos opimus
Fallere et effugere eſt triumphus. *)

Er findet in ihrer Verfolgung ein unausſprechliches Vergnügen, deſſen er nohtwendig entbehren müßte, wenn dieſe Thiere nicht wild wären. Man kann alſo mit Wahrheit ſagen, daß der Menſch die Jagd, die königliche Luſt, bloß ſeiner Uebertretung zu danken hat. Was ihm eine Strafe ſeyn ſollte, das muß ſeine Glückſeligkeit vermehren. Er jagt.

- - - et fruitur Diis
Iratis - - - **)

Wenn

*) Horat. Lib. IV. Od. 4.

**) Juvenal Sat. I. v. 49. 05.

Wenn man dieſes recht bedenket: ſo weiß ich nicht, ob man die gänzliche Umkehrung der Natur der Thiere, durch welche der Menſch um ſeine Herrſchaft über dieſelbe gekommen ſeyn ſoll, als eine Strafe anſehen, und für eine Folge des Falles halten kann? Es bleibt alſo noch immer die Frage übrig: Warum der Menſch die Herrſchaft über die Thiere, die er urſprünglich gehabt haben ſoll, nicht noch habe? Ich glaube nicht, daß man ſie ſo bald beantworten wird.

Es iſt auch, die Wahrheit zu ſagen, nicht nöthig. Einem Chriſten, der von der Wahrheit und Göttlichkeit der heiligen Schrift überzeuget iſt, liegt wenig daran, ob die Einwürfe, welche die Vernunft wider die Glaubenslehren macht, gehoben werden, oder nicht. Sein Glaube ſtehet dennoch feſte; und wenn er alles geduldig angehöret hat, was ihm ſeine Vernunft wider die Möglichkeit des Falles, und von der Unwahrſcheinlichkeit der Herrſchaft des Menſchen über die Thiere, in ſo ferne ſie in den Worten Moſis gegründet iſt, vorſchwatzet; ſo macht er

den Schluß: Es müsse der Fall möglich seyn, weil er wirklich geschehen ist, und alles, was Moses von der Herrschaft des Menschen über die Thiere sagt, wahr seyn; eben darum, weil es Moses sagt.

So habe ich es in meiner Schrift wider den Herrn Professor Manzel gemacht, und bin auch noch der Meynung, daß dieses das beste ist, was man thun kann. Ich streite also mit dem Herrn Reinbeck nicht darüber: Ob der Mensch gefallen, und das, was Moses von dessen Herrschaft über die Thiere sagt, wahr ist? sondern nur über die Frage: Ob die Vernunft die Möglichkeit des Falles erkennen, und das, was Moses von der Herrschaft des Menschen über die Thiere sagt, in dem Sinn, welchen man gemeiniglich seinen Worten giebt, verdauen könne? Beydes hatte ich in meiner Schrift gegen den Herrn Professor Manzel geleugnet. Da ich nun sehe, daß Herr Reinbeck es mehr mit meinem Gegner, als mit mir hält: so habe ich für nöthig erachtet, zu verhindern, daß der Herr Professor Manzel sich auf den Beyfall eines so

berühmten Mannes nicht zu viel einbilde. Die Einwürfe, die ich wider einige Stellen der vortrefflichen Betrachtungen des Herrn Reinbecks über die augsburgische Confeßion mache, rühren also nicht aus einem Kützel her, einem Manne zu widersprechen, dessen grosse Gaben ich verehre und dessen Schriften ich mit Lust und Nutzen lese; sondern blos aus einer unschuldigen Begierde, einen Satz zu behaupten, den ich für wahr halte. Ich besorge auch gar nicht, daß der Herr Probst Reinbeck meine Freiheit übel nehmen werde. Er kann versichert seyn, daß dieselbe der besondern Hochachtung, die ich vor ihn hege, nicht den geringsten Eintrag thut, und allenfalls meinen Widerspruch als eine Schutzschrift wider diejenigen ansehen, die ihm Schuld geben, daß er der Vernunft, zum Nachtheil der Theologie, zu viel einräume.

Wenn sich übrigens der Herr Professor Manzel über den Beyfall des Herrn Reinbecks gefreuet hat: so hat er Ursache, sich zu betrüben daß dieser berühmte Mann nicht in allen Stücken seiner Meynung ist. In unserm Streit über die Frage: Ob der Mensch

im Stande der Unschuld auch im Beyschlafe eine Lust würde empfunden haben? hält er es offenbar mit mir. Ich will seine Worte hieher setzen; nicht so wohl, den Herrn Professor Manzel zu kränken, als zur Beschämung der Heuchler, die es mir etwan verdenken möchten, daß ich von einer so kützlichen Materie so weitläuftig und frey gehandelt habe.

„ Es lysset sich zwar, (spricht Herr Reinbeck,*)" von dem, was im Stande der Unschuld bey dem Gebrauche des Ehestandes vor Empfindlichkeiten sich würden gefunden haben, nicht so völlig reden; so sind auch sehr viele Menschen so geartet, daß, wenn in Sachen des Ehestandes, zur Rettung der Ehre des Schöpfers und seiner Stiftung, etwas beygebracht wird, sie sich anstellen, als ob sie überaus zarte Ohren hätten, und leicht geärgert werden könnten, ob sie schon sonst die gröbesten Sauzoten von den offenbahresten Werken des Fleisches unter einander vertragen können. Man will aber nur dabey zu

(* S. die XVIIte Betr. §. 11.

bedenken geben, daß, überhaupt von Empfindlichkeiten zu reden, nicht alle angenehme Empfindungen an sich selbst sündlich sind; sondern daß dieselbe der Schöpfer in der Natur, durch die Einrichtung theils der sinnlichen Gliedmaßen, theils auch der sichtbaren Creaturen ausser dem Menschen, geleget habe. Man nehme, zum Exempel, den Genuß der Speise und des Tranks. Wer kann mit Grund behaupten, daß die Annehmlichkeit bey dem Essen und Trinken an sich selbst sollte sündlich seyn? Sie würde sich ja auch im Stande der Unschuld gefunden haben, indem Moses ausdrücklich bezeuget, daß Gott der Herr aus der Erde allerley Bäume habe aufwachsen lassen, lustig anzusehen und gut zu essen, 1 Buch Mose Cap. 2. v. 9. Die Sündlichkeit stecket nicht in dem, was von der Einrichtung des Schöpfers, die in der Natur geschehen ist, herrühret; sondern, wenn man darunter wider die Absicht des Schöpfers handelt, an den bloßen Sinnlichkeiten hangen bleibet, die Seele dadurch verschlimmert, den Verstand verdunkelt, den Willen verkehret, und

also außer den Schranken gehet. Geschiehet dieses letztere, so ist Essen und Trinken eben auch sündlich; geschiehet es nicht, so saget der Apostel Paulus, daß man auch zur Ehre Gottes essen und trinken könne, 1 Cor. 10. V. 31. Man mache die Zueignung auf den Gebrauch des Ehestandes: so wird man wenn man will, schon finden, was unverwerflich und was zu verwerfen sey. „

Die Heuchler finden in dieser Stelle ihre Abfertigung, und ich habe also nicht Ursache, mich vor ihrer Censur zu fürchten.

Vorrede des Herausgebers.

Geneigter Leſer!

Ich theile dir die Widerlegung einer Schrift mit, die nunmehr beynahe ſchon zehn Jahre ruhig und unangefochten in den Buchläden gelegen. Du wirſt dich unſtreitig darüber wundern, und nicht begreifen können, was ein ſo ſeltſames Verfahren vor Urſachen habe. Wiſſe demnach daß die Widerlegung, die ich dir zu überliefern die Ehre habe, älter iſt, als du vielleicht glaubeſt. Sie iſt wirklich im Jahre 1726, ſo bald die Schrift, wider welche ſie gerichtet iſt, zum Vorſcheine gekommen war, auf Veranlaſſung

eines gelehrten mecklenburgiſchen Cavaliers, zu Papier gebracht. Da aber weder dieſer gelehrte Edelmann, noch der Verfaſſer, jemalen die Abſicht gehabt, dieſelbe drucken zu laſſen: ſo würde ſie wohl nimmer des Tages Licht geſehen haben, wenn ſie mir nicht neulich von ungefähr in die Hände gefallen wäre. Ich hatte die Schrift des Herrn Profeſſor Manzels geleſen, und der in ſelbiger verſprochenen weitern Ausführung eines ganz neuen Rechts der Natur mit Schmerzen entgegen geſehen. Ich faſſete daher ſogleich den Entſchluß, die mir ſo unverhofft zu Handen gekommene Anmerkungen über dieſelbe ans Licht zu ſtellen, was auch diejenigen, welche dieſe Anmerkungen der Welt ſo lange vorenthalten, dazu ſagen möchten; und ich bilde mir ein, ich thue nicht übel, daß ich meinen Vorſatz ins Werk richte.

Meiner Meynung nach hat ſich der Verfaſſer der Widerlegung ſeiner Arbeit nicht zu ſchämen, und der Herr Profeſſor Manzel keine Urſache, es übel zu nehmen, daß eine Schrift gegen ihn gedruckt wird, die ihm zu allerhand

erbaulichen Betrachtungen Anlaß geben kann. Es hat der Herr Professor Manzel in der Vorrede zu seiner Schrift alle Gelehrten ersuchet, ihm von seinem neuen und wahren Rechte der Natur ihre Meynung zu sagen. Niemand hat sich bisher die Mühe geben wollen, und dadurch, glaube ich, ist der Herr Professor Manzel abgehalten worden, sein neues Recht der Natur weiter auszuführen. Ich hoffe demnach, es werde ihm sehr angenehm seyn, endlich einmal zu erfahren, was andere von seiner Schrift denken. Zwar muß ich gestehen, der Verfasser der Anmerkungen, die ich jetzo zum Drucke befordere, ist mit dem Herrn Professor Manzel in den wenigsten Stücken einig, und schreibt ziemlich frey: Allein Herr Professor Manzel weiß zu leben, und hat bey aller Welt den Ruhm, daß er einen höflichen und bescheidenen Widerspruch gar wohl vertragen könne.

Wer Recht oder Unrecht habe, will ich nicht entscheiden. Ich überlasse es dem geneigten Leser; und damit derselbe desto besser von der Sache urtheilen könne, habe ich für dienlich er-

achtet, die Schrift des Herrn Profeſſor Manzels, welche, ob ſie ſchon wenig Käufer gefunden hat, dennoch durch allerhand Zufälle, denen Schriften ſolcher Art unterworfen ſind, faſt ganz unſichtbar geworden war, der Widerlegung anzuhängen. Die Urſachen, warum ſie nicht ins Deutſche überſetzt, wird der geneigte Leſer beim Durchblättern ſelbſt finden.

Uebrigens kann ich leicht gedenken, daß jedermann, und inſonderheit der Herr Profeſſor Manzel, begierig ſeyn wird, zu wiſſen, wer ſein Widerſacher ſey. Allein es iſt mir nicht erlaubt, ſeinen Namen zu nennen. Ich habe ſo ſchon genug zu verantworten, daß ich ſeine Arbeit ohne ſein Vorwiſſen und wider ſeinen Willen, drucken laſſe. Gehabe dich wohl, geneigter Leſer!

Hochwohlgebohrner ꝛc.

Ich bin Ew. Hochwohlgebohren sehr verbunden, daß Sie mir die Schrift des Herrn Professor Manzels haben schicken wollen, von welcher Sie neulich erwehnten: Allein es gefällt mir nicht, daß Sie meine Meynung von derselben zu wissen verlangen. Ew. Hochwohlgebohren sind weit geschickter als ich, von der Stärke und Schwäche einer solchen Schrift, und ich viel zu wenig, von der Arbeit des Herrn Manzels zu urtheilen. Indessen, da ich besorgen muß, Ew. Hochwohlgebohren möchten diese Entschuldigung nicht gelten lassen, und meine Bescheidenheit für verstellet halten: so habe ich Dero Befehl gehorsamen, und meine wenigen Gedanken von dem neuen Rechte der Natur des Herrn Professor Manzels zu Papier bringen wollen.

Ew. Hochwohlgebohren mögen urtheilen, ob ich den Sinn des Herr Manzels allemal recht getroffen habe. Ich weiß es nicht, und gestehe gerne, daß ich mich in das neue Recht der Natur, so derselbe einführen will, noch nicht zu finden weiß. Ich lese zwar in der Vorrede, daß seine Absicht sey, der Verwirrung vorzubeugen, welche aus vielen Ursachen, die er namhaft machet, im Rechte der Natur entstehet: Ich bekenne auch, daß dieses ein Vorhaben sey, das unstreitig Lob verdienet; allein zu geschweigen, daß mancher denken möchte, die Verwirrung des Rechts der Natur sey so gar groß nicht mehr, nachdem man angefangen, ohne Absicht auf einiges Menschen Ansehen, bloß aus der allgemeinen menschlichen Natur die natürlichen Gesetze herzuleiten, und die Regeln der Gerechtigkeit, des Wohlstandes und der innerlichen Tugend sorgfältig von einander zu unterscheiden: so weiß ich nicht, ob es dem Herrn Manzel mit der Verbesserung derjenigen Wissenschaft, die wir das Recht der Natur nennen, ein Ernst sey; indem er dieselbe fast gar verwirft, und des Namens, welchen sie bishero geführet hat, unwürdig schätzet. His hactenus positis, sagt er §. 9, satis elucescit, communiter trac-

tatum jus naturale, quod ſcilicet accommodatur ad praeſentem mundi ſtatum, abuſive ita appellavi. Man kann, wofern ich nicht irre, hieraus abnehmen, daß der Herr Profeſſor Manzel ganz ein anderes Jus Naturae, als bishero gebräuchlich geweſen iſt, im Sinne habe, und nichts weniger, als den compilatoribus ſyſtematum et compendiorum Juris naturae, wie er diejenigen, die vom Rechte der Natur geſchrieben haben, gar verächtlich nennet, mit ſeinen Einſichten auf den rechten Weg zu helfen gewillet ſey.

Nun will ich zwar nicht unterſuchen, ob dieſes neue Recht der Natur, welches der Herr Profeſſor dem alten vorziehet, ſo ſehr von demſelben unterſchieden ſey. Ew. Hochwohlgebohren mögen ſelbſt urtheilen, ob die Beſchreibung, die der Herr Profeſſor §. 6. von dem wahren Rechte der Natur giebt, ſich nicht gar wohl auf unſer altes Jus Naturae paſſe. Noch weniger will ich hart darauf dringen, daß es unmöglich andere Regeln der Gerechtigkeit, als die bishero im Gebrauche geweſen ſind, geben könne, und daß alſo die diſtinctio inter aequum ſive naturale in ſenſu vulgari, et inter id quod juris naturae vere talis in primis fundamentis eſt, welche der Herr

Profeſſor §. 11. machet, nicht viel beſſer heraus komme, als wenn einer inter calidum in ſenſu vulgari et inter id quod calidum eſt ſecundum Phyſicam vere talem et paradiſiacam in primis fundamentis einen Unterſcheid machen wollte. Nur möchte ich wiſſen, was dann ein Recht der Natur, das nicht auf unſern Zuſtand gerichtet iſt, vor Nutzen habe? Wenn der Herr Profeſſor Manzel in einem Collegio juris publici die LL. XII. Tabb. zum Grunde legen wollte: ſo würde auch der Einfältigſte von ſeinen Zuhörern über ihn lachen. Warum aber will er dann eine Wiſſenſchaft, die unſere Glückſeligkeit zum Endzweck hat, auf einen Stand der Unſchuld gründen, von welchem die Vernunft nichts weiß, und der von unſerm jetzigen Zuſtande, nach ſeiner Meynung noch mehr unterſchieden iſt, als der Zuſtand der alten Römer von der jetzigen Verfaſſung des deutſchen Reiches? So machte es Alberti zu Leipzig; aber er legte wenig Ehre ein: und dieſes hätte dem Herrn Profeſſor Manzel eine Warnung ſeyn können. Zwar ſagt der Herr Profeſſor Manzel §. 12, daß er es mit dieſem paradiſiſchen Weltweiſen nicht halte; allein Strimeſius, welchem der Herr Manzel zu folgen ſchei-

net, hat nicht mehr Gehör gefunden, als der gute Alberti, ob er gleich den Stand der Unschuld nicht aus der Schrift, sondern aus der Vernunft und den heidnischen Poeten herleitete. Es kömmt nicht darauf an, ob man den Stand der Unschuld aus der Bibel, oder aus dem Ovidius beweiset; die Frage ist; Ob derselbe geschickt sey, einen guten Grund des Rechts der Natur abzugeben?

Und wenn ich ja diesen beglückten Zustand der ersten Menschen zum Grunde des Rechts der Natur legen wollte: so möchte ich ihn doch lieber nach Anleitung der Schriften Moses, als nach der Vernunft, betrachten. Denn die Vernunft weiß von dem Stande der Unschuld nichts; und irret der Herr Professor nicht, wenn er sagt: er sehe schon vorher, was er sich für eine Last auferge, indem er sich unterstünde, denselben aus der sich selbst gelaßenen Vernunft zu erweisen. Er hätte demnach, meines Erachtens, besser gethan, wenn er sich nicht eines so schweren Beweises unterfangen hätte, der, wenn er gleich noch so wohl gerahten wäre, in der Weltweisheit nicht den geringsten Nutzen schaffen kann. Nun aber werden Ew. Hochwohlgebohren, wenn Sie die Gründe, durch welche der Herr Professor seinen

Stand der Unschuld aus der Vernunft beweisen will, genau betrachten, wohl sehen, daß sein Beweis ungemein schwach sey. Es ist ein Jammer anzusehen, wie er sich drehet; und doch muß er oft zu der Schrift seine Zuflucht nehmen. Ich will das, was er schreibt, etwas genauer beleuchten.

Vorher aber muß ich Ew. Hochwohlgebohren bitten, mich nicht für einen Ketzer zu halten, wenn Sie in dieser meiner Untersuchung etwan einige Dinge antreffen, die mit den gemeinen Lehren von dem Zustande der ersten Menschen nicht übereinstimmen. Sie werden so gütig seyn, und mir die Freyheit gönnen, die sich der Herr Professor Manzel herausgenommen hat. Er dichtet, er abstrahirt von der Offenbarung, und sagt uns, was ihm nach seiner Vernunft von dem Stande der Unschuld dünket. Ich mache es eben so, ausser daß ich nicht dichte; sondern nur seine Fictiones verwerfe. Wir sind beyde orthodox, ob wir gleich etwas sagen, das mit den Meynungen unserer Gottesgelehrten streitet.

Nachdem ich also allem ungleichen Verdacht vorgebauet habe: so schreite ich zum Hauptwerke, und folge dem Herrn Professor Manzel auf dem Fuße nach.

Sei-

Seine Absicht ist, aus der Vernunft zu beweisen, daß die Menschen nicht in dem Zustande leben, in welchem sie von Gott erschaffen sind. Er setzet zu dem Ende (§. 20.) zum Grunde, " daß Gott, als das allervollkommenste Wesen, nichts als vollkommene, ja höchst vollkommene Dinge erschaffen können: und auch, wie aus allen Dingen um, neben, unter und über uns zu sehen, nichts, als was höchst vollkommen, erschaffen habe. Da nun der Mensch aber unter allen erschaffenen Dingen allein in dem größten Elende und in der erbärmlichsten Unvollkommenheit lebet, meynt er berechtiget zu seyn, daraus zu folgern, daß der Mensch seine erste Vollkommenheit durch einen gewaltsamen Zufall (casu violento) verlohren habe. "

Ew. Hochwohlgebohren sehen, daß ich dieses Argument des Herrn Professors Manzels so kräftig vortrage, als es mir möglich; ob ich mich gleich an seine Worte und die Art seines Vortrages nicht binde. Damit Sie nun die Richtigkeit desselben desto besser begreifen mögen, will ich einige Anmerkungen darüber machen.

I. Die erste soll diese seyn: Daß es noch eine große Frage ist, ob aus der Vollkommenheit Got-

tes folge, daß Gott nur vollkommene Dinge erschaffen könne. Ich glaube es nicht. Denn, wenn Gott etwas schaffet: so macht er keine Götter, sondern Creaturen. Ich denke nicht, daß der Herr Professor dieses leugnen wird. Er muß also auch gestehen, daß einer Creatur nothwendig etwas fehlen muß von dem, das in der Gottheit anzutreffen ist. Wem etwas fehlet, der ist nicht höchst vollkommen; (perfectissimus) folglich ist eine Creatur, ihrem Wesen nach, unvollkommen.

II. Aus dieser Anmerkung fliesset eine andere: daß es nämlich sehr übel geschlossen ist, wann man aus der Unvollkommenheit einer Creatur Anlaß nimmt zu muhtmaßen, es müsse dieselbe durch einen sonderlichen Zufall ihre ursprüngliche Vollkommenheit verlohren haben. Die Unvollkommenheit ist eine Eigenschaft der Creatur, die aus ihrem Wesen fliesset. Wenn sie vollkommen wäre: so würde unter ihr und dem Schöpfer kein Unterscheid seyn. Dieser allein ist vollkommen. Das ist: Er kennet, was Raum, Zeit, Macht und Wissen anlanget, keine Gränzen. Hergegen ist die Ausdehnung, die Daurung, Macht und Erkenntniß aller Creaturen in gewissen Schranken eingeschlossen. Je enger dieselben

ſind, je unvollkommener iſt eine Creatur. Ueberhaupt aber ſind die Einſchränkungen, die das Weſen einer Creatur erfordert, der Grund aller Unvollkommenheiten, welche wir an den erſchaffenen Dingen wahrnehmen. Wenn demnach eine Creatur unvollkommen iſt: ſo befindet ſie ſich in dem Zuſtande, darinn ſie ihrem Weſen nach ſeyn muß. Die Gröſſe der Unvollkommenheit, ſo wir an einigen Creaturen wahrnehmen, darf uns nicht ſtutzen machen. Wir haben nicht Urſache zu denken, das Verderben einer gewiſſen Art von Geſchöpfen ſey gar zu groß, als daß es aus dem erſten Zuſtande derſelben flieſſen könne. Denn da einmal ausgemacht iſt, daß die Einſchränkungen der Creaturen dieſelbe unvollkommen machen; dieſe Einſchränkungen aber ihre Grade haben: ſo folget, daß auch die aus dieſen Einſchränkungen entſtehende Unvollkommenheit bald gröſſer, bald kleiner ſeyn müſſe. Sie kann aber nimmer ſo groß ſeyn daß man die Urſache, warum ſie vorhanden, auſſer der nohtwendigen Einſchränkung, in welcher die Creatur erſchaffen worden, zu ſuchen nöhtig habe.

III. Hiernächſt deucht mich, daß es dem Herrn Manzel, wenn ich ihm ja die Folge, wider wel-

che ich bisher gestritten habe, zugeben wollte, schwer, ja unmöglich fallen würde, eine vernünftige Ursache von dem Elende und der Unvollkommenheit des Menschen zu geben. Er spricht: was seinen Ursprung von einem höchst vollkommenen Wesen hat, das muß selbst höchst vollkommen seyn. Allein, sage ich, der Mensch ist es nicht. Woher kömmt das? Herr Manzel antwortet: Er hat seine Vollkommenheit durch einen Zufall verlohren. Diese Antwort kann ich nicht für hinlänglich halten, so lange mir die Möglichkeit dieses Zufalles nicht gezeiget wird. Wenn der Herr Professor sich nicht anheischig gemacht hätte, den Stand der Unschuld aus der Vernunft zu beweisen: so könnte er sich nur auf die Schrift berufen, und sagen, der Verlust unserer ursprünglichen Vollkommenheit müsse möglich seyn, weil wir ihn erlitten. Ab esse ad posse valet consequentia. Allein daß darf er nicht thun. Was will er also machen? Die Vernunft sagt, daß der Mensch, wenn er höchst vollkommen erschaffen worden, auch höchst vollkommen bleiben müssen. Denn sie findet weder in dem Menschen, noch ausser demselben etwas, das eine solche Veränderung, als der Herr Manzel geschehen zu seyn vor-

giebt, hätte verurſachen können. Nicht in dem Menſchen: denn da der Menſch in der höchſten Vollkommenheit erſchaffen war; ſo hat er unmöglich einen Trieb zum Böſen und ein Verlangen, ſeinen Zuſtand zu ändern, haben können. Folglich hat er ſeine Vollkommenheit ſo lange behalten müſſen, bis ihn eine höhere Hand derſelben beraubet; oder bis er durch einen gewaltſamen Zufall, (casu violento) wie der Herr Manzel redet, dieſelbe verlohren.

Aber auch dieſes iſt unbegreiflich. Denn wer ſollte den Menſchen wohl wider ſeinen Willen aus ſeinem vollkommenen Zuſtand in das Elend, in welchem er ſich jetzo befindet, geſetzet haben? Niemand hat es thun können, als derjenige, der ihn erſchaffen hat. Aber iſt es wohl erlaubt, dieſes auch nur zu gedenken? Gott, der den Menſchen in der größten Vollkommenheit erſchaffen, hat gewollt, daß er vollkommen ſeyn und bleiben ſollte.

Was Gott will, daß muß geſchehen. Folglich kann auch kein unvermutheter, gewaltſamer Zufall den Menſchen um ſeine Unſchuld und Vollkommenheit gebracht haben. Denn da Gott ernſtlich gewollt, daß der Menſch vollkommen bleiben

sollte: so muß er auch die Zufälle so geordnet haben, daß sie seinem Entzwecke nicht entgegen.

Den alten Drachen, den Teufel und Satanas kann der Herr Professor Manzel hier nicht einmischen. Den kennet die Vernunft nicht. Sie weiß nicht, ob eine so boshafte Creatur vorhanden ist. Und frägt, wer dann, da doch alles von Gott höchst vollkommen erschaffen worden, diesen Verführer verführet? oder durch was vor einen gewaltsamen Zufall dieser seine Vollkommenheit verlohren hat?

Ja wenn sie auch gleich so böse Geister, als diejenigen, die wir Teufel nennen, kennete: so würde sie doch nicht verdauen können, daß dieselbe wider den Willen des allmächtigen Gottes, den Menschen gewaltsamer Weise seiner Vollkommenheit sollten beraubet haben.

Sie findet darinn eine doppelte Unförmlichkeit. Einmal, daß eine Creatur mächtiger seyn solle, als ihr Schöpfer: und zum andern, daß dem Menschen etwas gewaltsamer Weise solle entwandt seyn, welches er nicht anders, als mit Willen, hat verlieren können.

Die Vollkommenheit, so der erste Mensch verlohren haben soll, war keine Sache, die man ihm

mit Gewalt nehmen konnte. Sie ſteckte vornehmlich in der Seele, und, was noch mehr iſt, in dem Willen ſelbſt. Dieſer mußte verdorben werden. Wie aber? Durch äußerliche Gewalt? Das geht nicht an. Voluntas non poteſt cogi. Durch Verführung und liebreichen Zwang? Aber ſo wäre der Caſus, wie der Herr Manzel will, nicht violentus; ſo wäre der Menſch nicht vollkommen geweſen. Denn es iſt ausgemacht, daß, auch bey unſerm jetzigen Verderben der Teufel uns nicht verführen kann, ohne ſich unſerer Schwachheit zu bedienen. Er verführet niemand, als der verführet ſeyn will. Wer ihm widerſtehet, vor dem fleucht er. Der Menſch in ſeiner Vollkommenheit hat dieſes letzte mit weit gröſſerm Nachdruck, als wir in unſerer jetzigen Schwachheit, thun können; und die Luſt verführet zu werden, ſamt allen den Neigungen, deren ſich der Teufel bedienet, uns zu berücken, fanden ſich bey ihm nicht. Wie hat er dann verführet werden können?

Ew. Hochwohlgebohren erſehen aus dieſem allen, daß das Argument des Herrn Manzels noch viel zu ſchwach iſt, die urſprüngliche Vollkommenheit des menſchlichen Geſchlechts zu er-

weisen. Ich schreite demnach zu dem folgenden, welches §. 21. also lautet: "Ein jeder Gesetzgeber muß dahin sehen, daß seine Gebote die Kräfte derjenigen, welchen er sie giebet, nicht übersteigen, und muß kein Gesetze geben, das seine Unterthanen nicht vollkommen zu halten vermögend sind. Macht er es anders, so ist er ein Tyrann. Nun ist ausgemacht, daß Gott die Gesetze der Natur in unser Herz geschrieben; wir aber halten sie nicht, wie die klägliche Erfahrung lehret: folglich leben wir nicht in dem Zustande, in welchem wir, nach der Absicht Gottes, leben sollten."

Hier muß ich vor allen Dingen Ew. Hochwohlgebohren sagen, daß dieses Argument gar nicht so eingerichtet ist, als es seyn sollte. Die Frage ist nicht; ob die Menschen die natürlichen Gesetze beobachten? sondern, ob sie fähig sind, dieselbe zu halten? Daß die meisten Menschen dawider handeln, ist unstreitig; aber dieses thut zu Herrn Manzels Endzweck nichts. Der hätte sagen sollen, der Mensch wäre gar nicht im Stande, die Gesetze der Natur zu halten; so hätte er daher folgern können, daß der Mensch sich einmal in einem andern Zustande befunden habe. Wie er

ſeine Sachen vorgebracht hat, heißt alles, was er ſaget, nichts.

Dieſes könnte zu Abfertigung dieſes andern Arguments genug ſeyn. Allein da mir die Höflichkeit zu glauben befiehlt, daß der Herr Profeſſor Manzel beſſer und ordentlicher gedacht hat, als er geſchrieben, ſo will ich ſeinem Schluſſe die rechte Form geben, und alsdann ſehen, ob derſelbe den Stand der Unſchuld, aus welchem der Menſch gefallen ſeyn ſoll, zu beweiſen tüchtig iſt.

„Der Menſch," will der Herr Profeſſor Manzel vermuthlich ſagen, „iſt ſo gar verderbet, daß er nicht im Stande iſt, die Geſetze der Natur zu beobachten. Es iſt aber nicht zu glauben, daß ſie ihm von Gott würden gegeben ſeyn, wenn er nicht, zu der Zeit, als ſie ihm gegeben wurden, die Kräfte gehabt hätte, ſie zu halten: folglich muß er dieſe Kräfte nohtwendig verlohren haben, und befindet ſich alſo in einem andern Zuſtande, als derjenige war, in welchem er von Gott erſchaffen."

Dieſes lieſſe ſich, deucht mich hören, wenn nur erſt ausgemacht wäre, daß der Menſch nicht im Stande iſt, die Geſetze der Natur zu halten. Die Erfahrung giebt es leider zwar, daß die meiſten

Menſchen nicht erkennen wollen, was zu ihrem Frieden dienet; ſondern ihren thörichten Begierden lieber, als der Einrede der geſunden Vernunft, oder welches einerley iſt, den Geſetzen der Natur folgen: Allein, da es doch zu allen Zeiten einige, wiewohl, gegen die Menge der Thoren zu rechnen, ſehr wenige gegeben hat, welche die Regeln der Gerechtigkeit und des Wohlſtandes nicht allein genau beobachtet: ſondern auch ihre Begierden ſo gebändiget haben, daß dieſelbe die Ruhe ihres Gemühts nicht merklich ſtöhren können: ſo deucht mich, daß man, mit Beſtande der Wahrheit nicht ſagen könne, die Menſchen überhaupt wären ganz und gar untüchtig, die Geſetze der Natur zu halten. Das einzige Exempel des vortreflichen Socrates würde einem, der dieſes behaupten wollte, zeigen, daß er zu hart rede. Denn da man wohl nicht leicht ſagen wird, daß dieſer groſſe Weltweiſe aus einer Maſſa praeſervata entſproſſen: ſo bleibt es wohl gewiß, daß dasjenige, was dem Socrates möglich geweſen iſt, andern auch nicht ſchlechterdings unmöglich ſey. Werden demnach gleich die natürlichen Geſetze nicht von allen Menſchen aufs genaueſte beobachtet: ſo kann uns dieſes doch nicht bewegen, zu ſchlieſſen, wir wären nicht

in dem Stande, in welchem wir waren, als die Geſetze entſtunden, das iſt, als wir erſchaffen wurden. Genug, daß wir ſie halten können, wenn wir wollen.

Will aber der Herr Profeſſor Manzel den faſt allgemeinen Mangel dieſes Willens als eine unvollkommenheit anſehen, die, wenn ſie ſich bey dem erſten Menſchen gefunden hätte, Gott würde abgehalten haben, die Geſetze der Natur zu geben, und daher den Schluß machen, daß der erſte Menſch von derſelben frey geweſen ſey, und eine beſtändige Neigung zum Guten gehabt habe: ſo muß er wiſſen, daß dieſes ſehr übel geſchloſſen ſey. Die geſunde Vernunft ſtimmet nicht damit überein. Die ſagt, daß die Geſetze ein Zeichen unſerer Unvollkommenheit ſind, und daß dem Gerechten kein Geſetz gegeben iſt, weil er freywillig thut, was recht iſt; und dieſes letzte bekräftiget auch die Schrift. Mich deucht alſo, Gott würde uns niemalen gewiſſe Geſetze vorgeſchrieben haben, wenn wir ſo heilige, unſchuldige und vollkommene Creaturen, geweſen wären, als der Herr Manzel aus den erſten Menſchen machen will. Wozu ſollen einer Creatur, die höchſt vollkommen iſt, ihren wahren Nutzen völlig erkennet, nicht die

geringste Begierde hat nach solchen Dingen, die ihrem Nutzen entgegen sind, und also unmöglich anders, als heilig und gerecht leben kann, die besten Gesetze nützen? Ein Stein der in die Höhe geworfen worden, bedarf keiner Ermahnung, oder Anweisung, daß und wie er herunter fallen solle. So nohtwendig es nun aber ist, daß ein in die Luft geworfener Stein herunter fällt: so nohtwendig ist es auch, daß eine vollkommene, und in rechtschaffener Gerechtigkeit und Heiligkeit erschaffene, Creatur alles thut, was nöhtig ist, sich in dieser Vollkommenheit, Heiligkeit und Gerechtigkeit zu erhalten. Dieses fließet aus ihrem Wesen; und sie würde nicht vollkommen seyn, wenn sie nicht auch die Fähigkeit hätte, sich in ihrem beglückten Stande zu erhalten. Ich sehe nicht, warum Gott einer solchen Creatur Gesetze vorschreiben sollte? Gesetze verbieten das Böse, und befehlen das Gute. Das Gute thut eine vollkommene Creatur von sich selbst: und ihr das Böse untersagen, würde eben so viel seyn, als sie für unvollkommen halten; weil ein solches Verbot nohtwendig aus einer Besorge herrühren müßte, daß die vollkommene Creatur das Böse dem Guten vorziehen möchte. Eine Creatur aber, von

welcher man dieſes vermuhtet, iſt unvollkommen.

Und vor unvollkommene Creaturen gehören eigentlich die Geſetze. Die Starken bedürfen des Arztes nicht, ſondern die Kranken. Wir ſind alle geiſtlicher Weiſe krank. Was iſt es dann Wunder, daß uns Gott die Geſetze der Natur, als eine heilſame Arznen, vorgeſchrieben? Wären wir von Natur ſo beſchaffen, als es die Regeln der geſunden Vernunft erfordern: ſo bedürfen wir keiner Geſetze, die unſerm verkehrten Willen gewiſſe Schranken ſetzen, und keiner Anleitung zur Erkenntniß unſers wahren Nutzens. Die Geſetze der Natur ſchicken ſich gar wohl zu unſerer Unvollkommenheit, und es iſt nicht nöhtig, zu ſagen, wir wären zu der Zeit, als ſie uns gegeben ſind, höchſt weiſe und vollkommen geweſen.

Aber hat alſo Gott nicht tyranniſch mit uns gehandelt, daß er uns Geſetze gegeben, die unſern Neigungen ſo ſehr entgegen ſind, daß es uns ſchwer, ja faſt unmöglich fällt, dieſelbe zu halten?

Dieſes iſt der Scrupel, den ſich der Herr Profeſſor Manzel macht, und der ihn bewogen hat, um Gott von dem Verdacht einer Grauſamkeit zu befreyen, d'n Schluß zu machen, der Menſch

müſſe ſich zu der Zeit, als Gott die Geſetze der Natur gegeben, in einem beſſern und vollkommenern Zuſtande, als jetzo, befunden haben. Allein dieſer Scrupel wird ſich bald verliehren, wenn man nur die Geſetze der Natur ein wenig genauer anſiehet.

Es iſt gewiß, wenn die Geſetze der Natur willkührliche Verordnungen wären, kraft welcher Gott dem Menſchen ſich gleichgültige, und zum wahren Wohlſeyn der Menſchen nichts beytragende Dinge verböte und beföhle: ſo wäre es freylich eine Art einer Tyranney, mit denſelben eine Creatur zu beſchweren, die entweder gar nicht, oder doch wenigſtens nicht ohne groſſe Schwierigkeit, dieſelben zu halten vermögend iſt. Allein ſo ſind die Geſetze der Natur nicht beſchaffen. Es beſtehen dieſelben nicht in willkührlichen Verordnungen, auf deren Uebertretung willkührliche, und nicht aus den Thaten der Menſchen ſelbſt flieſſende Strafen geſetzet ſind. Sie ſind nichts, als eine Einſicht in die Folgen unſerer Handlungen, und ſind uns nicht gegeben, weil wir vollkommen erſchaffen worden; ſondern nur den Unvollkommenheiten zum Gegengewicht zu dienen, die aus unſerer Einſchränkung und unſerm Zuſam-

menhange mit den übrigen Creaturen entſtehen.

Sollte alſo Gott wohl einer Tyranney beſchuldiget werden können, daß er uns, als ein liebreicher Vater, vor Schaden warnet? Ich ſollte es nicht denken. Laß es ſeyn, daß die meiſten Menſchen ihren wahren Nutzen aus den Augen ſetzen, und ſich in Unglück ſtürzen: die Geſetze der Natur bleiben darum doch eine Wohlthat Gottes, und machen den Menſchen, der ſie entweder aus Schwachheit oder Bosheit, nicht hält, nicht unglücklicher, als er ſeyn würde, wenn ſie Gott nicht in ſein Herz gepräget hätte.

Der Herr Profeſſor Manzel hat alſo keine Urſache, zu ſchlieſſen, daß wir höchſt vollkommen geweſen ſind, als Gott uns die Geſetze der Natur gegeben hat.

Meynen nun aber Ew. Hochwohlgebohren, daß der Herr Profeſſor mit dieſem Begriffe von den Geſetzen der Natur nicht zufrieden ſeyn, ſondern vieles dagegen einzuwenden haben würde: ſo will ich eben ſo hart darauf nicht dringen. Ja ich will ihm zulaſſen, daß die Geſetze der Natur, die er meinentwegen für eigentliche Geſetze halten mag, nur Creaturen, die höchſt vollkommen ſind, gegeben werden können. Ich will

ihm zugeſtehen, daß wir ſie jetzo nicht halten können: Allein er wird mir dann auch eine Frage zu gute halten. Sie iſt nicht ſchwer zu beantworten.

- - - Minium eſt quod ſcire laboro.

Er kann nur ja oder nein ſagen. Ich möchte gerne wiſſen: Ob die Geſetze der Natur, die Gott dem erſten Menſchen in ſeiner Vollkommenheit gegeben hat, und die wir jetzo, wie der Herr Manzel will, nicht mehr halten können, uns noch verbinden oder nicht? Antwortet er nein: ſo muß man alle Syſtemata Juris Naturae zum Gewürzkrämer ſchicken, und nimmermehr von Recht und Billigkeit reden, ſondern nach ſeinen Lüſten leben. Der Herr Profeſſor Manzel wird auch keine gute Urſache geben können, warum er ſein Werkgen geſchrieben, und warum er ſich bemühet hat, die edle Wiſſenſchaft des Rechts der Natur auf einen beſſern Fuß zu ſetzen.

Da es nun aber nicht glaublich iſt, daß er ſo antworten wird: ſo muß er ſagen, die Geſetze der Natur verbinden uns noch, ob wir gleich nicht mehr im Stande ſind, dieſelben zu halten. Mit was vor Grunde kann er aber dieſes ſagen, da er ſelbſt meynet, es ſey eine Tyranney, jeman-

den

den Geſetze geben, die er nicht halten kann? Ich kann zwar leicht denken, daß er ſich, um vor dieſem Einwurfe ſicher zu ſeyn, unter die Canonen der Kirche retiriren, und mit der Lehre von der Erbſünde, als mit einem Schilde, waffnen wird: Allein Ew. Hochwohlgebohren ſehen wohl, daß dieſes einem Weltweiſen, der aus der bloſſen Vernunft von dem Stande der Unſchuld handeln will, nicht ſonderlich wohl anſtehet.

Die Vernunft weiß von keiner Erbſünde, von keinen Kindern des Zorns. Sie begreift wohl, daß, wenn der erſte Menſch aus ſeiner Vollkommenheit gefallen iſt, die aus dieſem Fall in ſeiner Natur entſtandene Verſchlimmerung auf ſeine Nachkommen habe können fortgepflanzet werden. Sie begreift aber nicht, wie dieſen Nachkommen des erſten Menſchen die angebohrne Unart als ein Verbrechen könne zugerechnet werden. Es iſt nicht unſere Schuld, daß wir böſe gebohren werden, und folglich, wegen unſerer angebohrnen Schwachheit, die Geſetze nicht halten können, welche dem erſten Menſchen gegeben worden, der in vollkommener Gerechtigkeit und Heiligkeit erſchaffen war. Wer uns darum ſtrafet, der bege-

het eine Ungerechtigkeit, und die wird gar schlecht bemäntelt, wenn man spricht: Wir hätten die Kräfte gehabt, denen Gesetzen, welche uns gegeben worden, die gebührende Folge zu leisten; wir hätten aber die Kräfte durch unser eigen Versehen verscherzet. Denn nicht der Herr Professor Manzel und ich, oder sonst irgend einer von allen jetzo lebenden Menschen, haben vom verbotenen Baume gegessen. Warum sollen wir dann die unordentliche Lust unserer ersten Eltern büssen? Womit haben wir verdienet, daß uns durch unmöglich zu haltende Gesetze eine Last aufgeleget wird, die uns zu schwer ist? Gott hätte unsere ersten Eltern nach Belieben, wegen Uebertretung der Gesetze, welche sie, durch ihr Versehen, nicht halten konnten, züchtigen können; uns aber muß er, falls er will, daß wir ihm gehorchen sollen, Gesetze geben, die mit dem Zustande übereinkommen, in welchem wir uns jetzo befinden, und die wir vermögend sind, zu halten. Unmögliche Dinge muß er nicht von uns fordern, sonst denken wir von ihm, was wir von einem Menschen denken würden, der einen Lahmen mit Schlägen zwingen wollte, ein Menuet zu tanzen, unter dem Vorwande, der Urältervater dieses Krüppels sey

ein geſchickter Tänzer geweſen; habe ſich aber, durch ſeine Unmäßigkeit, eine Krankheit zugezogen, die hernach auf alle ſeine Nachkommen geerbet ſey.

Und was braucht es viel Redens? Daß ein Sohn die Mißethat des Vaters nicht tragen ſolle, iſt ein Satz, der ſo feſt in der Vernunft gegründet iſt, als er klar in der Bibel ſtehet. Folglich iſt es, nach der Vernunft, eine ausgemachte Sache, daß wir nicht verdienen, mit Geſetzen beſchweret zu werden, die wir darum nicht halten können, weil unſere erſten Eltern die Kräfte verlohren haben, welche dazu erfordert werden.

Ew. Hochwohlgebohren ſehen hieraus, daß es nicht wahr ſeyn könne, daß wir nicht im Stande ſind, die Geſetze der Natur zu halten; weil daraus die ungereimte Folge flieſſet, daß entweder die Geſetze der Natur uns nicht mehr verbinden, oder daß auch Gott ungerecht mit uns verfahre, wenn er uns wegen Uebertretung derſelben ſtrafet. Da nun aber der Herr Manzel ſich auf dieſen falſchen Satz gründet: ſo fällt alles, was er ſaget, übern Haufen, nachdem ich den Grund umgeſtoſſen habe. Mich deucht, ich kann alſo mit gutem Gewiſſen zu dem dritten Argument des

Herrn Professor Manzels schreiten, und sehen, ob es mehr, als die beyden vorigen, beweiset.

„Ferner, spricht er, (§. 22.) beweiset dieses (daß wir nämlich in einem verdorbenen Zustande leben) der beständige Streit des Fleisches und des Geistes, welchen auch selbst die Heiden gefühlet, beseufzet, und nicht Gott; sondern ein böses Principium für desselben Ursache gehalten haben."

Ich merke hierbey an:

I. Daß es nicht regelmäßig geredet ist, wann der Herr Professor Manzel den Streit zwischen der gesunden Vernunft und den thörichten Begierden des Menschen einen Streit des Fleisches und des Geistes (luctam carnis et spiritus) nennet. Diese Redensart ist den Gottesgelehrten eigen, und ich möchte dieselbe nicht so entheiligen. Derjenige Streit, von welchem der Herr Manzel redet, heißet, wie bekannt, pugna rationis et appetitus sensitivi.

II. Daß dieser Streit, den wir in uns spühren, er mag nun heißen, wie er will; wohl beweise, daß wir unvollkommen und unglücklich sind: indem wir Begierden haben, die dem Verlangen, so wir überhaupt haben, lange und glücklich zu leben, gerade entgegen laufen; aber daß noch

nicht daraus folge, der erſte Menſch ſey anders beſchaffen geweſen. Und dieſe meine Anmerkung muß um ſo viel eher gelten, weil ich ſchon gewieſen habe, daß, da das Weſen einer Creatur erfordert, daß ſie unvollkommen ſey, die Unvollkommenheit, die wir jetzo an uns haben, uns nicht Recht gebe, zu ſchlieſſen, wir wären vor dieſem anders gemacht geweſen.

III. Daß es wenig zur Sache thut, ob die Heiden dieſen Streit gefühlet, und einem böſen principio zugeſchrieben, oder nicht. Ich weiß wohl, daß einige das Verderben der menſchlichen Natur als die Strafe eines, in einer andern Welt begangenen, Verbrechens angeſehen; allein dieſes beweiſet noch nicht, daß alſo wirklich eine gewaltſame Veränderung in der Natur des Menſchen vorgegangen ſey.

Die Heiden bemüheten ſich, den Urſprung der Unvollkommenheit und des Böſen in dem Menſchen zu erklären, und erdichteten, zu dem Ende, eben wie der Herr Manzel, einen Stand der Unſchuld, nach ihrer Art. Sie hatten davon ſo wenig Gewißheit aus der Vernunft, als er. Allein ſie meynten auf die Art die Ehre der Gottheit zu retten, der man es als einen Mangel der Macht, oder

Güte, auslegte, daß sie unvollkommene und elende Creaturen hervorgebracht. Die Seelen der Menschen haben sich, sagten sie, ehe sie in die Leiber verbannet worden, versündiget, und darum hat sie Gott zur Strafe an die Materie gekn.pfet. Ein Heide aber, der auf solche Art alle Scrupel heben wollte, war leicht zu widerlegen. Man konnte ihn nur fragen: Ob die Seelen, vor ihrer Verbannung in die Leiber, vollkommen oder unvollkommen gewesen? Sagte er: Sie waren vollkommen; so konnte man fragen: Warum sündigten sie dann? sagt er: Sie waren es nicht; so blieb der Scrupel da, den er, durch sein Gedichte, heben wollte, nämlich, woher die Unvollkommenheit in dem Menschen entstanden?

Ew. Hochwohlgebohren sehen also, daß der Fall, welchen die Heiden erdichtet, ein elender Behelf ist, von der Unvollkommenheit des Menschen eine Ursache zu geben; und daß folglich der Herr Professor Manzel in den Meynungen dieser Leute wenig Trost finden könne, und wenn er sich auch auf dasjenige berufen hätte, was ich eben von dem Glauben der Heiden erwehnet habe. Nun aber thut er dieses nicht einmal; sondern begnügt sich nur, anzumerken, daß die Heiden den

Streit des Fleiſches und des Geiſtes gefühlet, und einem böſen principio zugeſchrieben haben: und dieſes hat wenig zu bedeuten. Denn einestheils iſt es kein Wunder, daß diejenigen unter den Heiden, welche zwey principia glaubten, die Unvollkommenheit in dem Menſchen dem Böſen zuſchreiben; und anderntheils iſt es falſch, daß die Heiden überhaupt den Streit des Fleiſches und des Geiſtes einem böſen principio zugeſchrieben haben. Alle diejenigen, welche nicht zwey principia glaubten, gaben ihren Göttern Schuld, daß ſie ſie zu Laſtern reizeten. Und es iſt bekannt, daß faſt keine Untugend zu erdenken iſt, die nicht ihren eigenen Patron unter den Göttern gehabt hätte. Die Heiden meynten alſo, daß von den Göttern, die ihnen das Gute gaben, auch das Böſe herrühre, und bildeten ſich, wann ſie von ihren Begierden zu etwas getrieben wurden, deſſen Unbilligkeit und Schädlichkeit ſie wohl erkannten, feſte ein, dieſer Trieb ſey göttlich. So erklärte die Meda ihre unbändige Liebe zu dem Jaſon, deren Unvernunft ſie ſelbſt wohl erkannte.

Concipit interea validas Aetias ignes
Et luctata diu, poſtquam ratione furorem

Vincere non poterat; frustra Medea repugnas
Nescio quis Deus obstat, ait. . . . *)

Mr. Bayle sagt, **) die Heiden hätten diese göttliche Reizung zum Bösen als eine Strafe einer vorhergegangenen Uebertretung angesehen, und vergleicht die Begriffe, welche sie gehabt, mit dem, so unsere Gottesgelehrten vom Verluste des freyen Willens durch den Fall, und der Entziehung der Gnade Gottes lehren. Aber auch dieses kann dem Herrn Professor Manzel wenig helfen. Denn wie sehr auch die Grillen der Heiden mit den Lehren unserer Gottesgelehrten übereinstimmen: so bleibt es doch noch eine Frage, ob es unvernünftig sey, zu glauben, daß Gott eine Creatur, wie grob sie sich auch an ihm versündiget, immer mehr zur Sünde reizen solle. Diese Erklärung des Streites, den wir in uns fühlen, ist, meiner Meynung nach, nicht weit her, und man findet auch unter den Heiden selbst einige, denen sie nicht gefallen hat. Wann die Phädra beym Seneca ***) ihre rasende Liebe gegen ihren

*) Ovidius Metam. Lib. VII.

**) Diction. Histor. et Crit. Art. Ovid. not. G.

***) in Hybpolito Act. 1

Stiefsohn mit einem göttlichen Triebe bemänteln will, und spricht:

. . . quæ memoras scio
Vera esse Nutrix, sed furor cogit sequi
Pejora. Vadit animus in præceps sciens,
Remeatque frustra sana consilia appetens.
. . . . . .
Quod ratio poscit, vincit ac regnat furor
Potensque tota mente dominatur Deus.

so wird ihr gar vernünftig geantwortet: Sie irre sich sehr, wenn sie meyne, Gott reize sie zu der Thorheit, ihren Sohn zu lieben. Diese Einbildung sey eine Erfindung liederlicher Gemähter ꝛc.

Deum esse amorem, turpiter virio favens
Finxit libido: quoque liberior foret,
Titulum furori Numinis Falsi addidit
. . . . . .
Vana ista demens animus asciyit sibi
Venerisque numen finxit, atque arcus Dei.

Ob nun gleich die Heiden die Unvollkommenheit des Menschen erkannt; und da sie sich in den Streit der gesunden Vernunft mit den thörichten Begierden des Herzens nicht finden können, einen Deum ex Machina zu Auflösung dieses Räzels gebrauchet haben: so hilft doch dem

Herrn Manzel ihr Exempel nichts. Sein Stand der Unschuld, sein Fall wird dadurch nicht wahrscheinlicher; und wenn sie auch, wie er will, eine Art von alten Drachen gekannt hätten: denn es würde noch die Frage übrig bleiben, ob sie wohl geschlossen. Was will er aber also sich auf die Heiden berufen, da ich gewiesen, daß sie den innerlichen Streit, den wir fühlen, als etwas göttliches angesehen haben? Wie kann er sagen, die Heiden hätten die luctam carnis et spiritus erkannt? Der Herr Manzel siehet diesen Streit als ein Zeichen unsers Verderbens an: Das thaten aber die Heiden nicht; die hielten einen erzürneten Gott für den Urheber desselben, und mußten also die einheimische Unruhe, welche sie fühlten, mehr für ein Zeichen ihrer eigenen Unvollkommenheit, ansehen. Sie konnten unmöglich daraus folgern, daß in der menschlichen Natur eine Veränderung vorgegangen sey, aus welcher dieser innerliche Krieg der Vernunft und Begierden herrühre. Mr. Bayle ist am angezogenen Ort anderer Meynung, und meynt, die Heiden hätten von dem Fall, und dem daraus erfolgten Verlust des freyen Willens, etwas gerochen: Allein mich deucht, ich wollte mit leichter Mühe das Gegen-

theil darthun, wenn ich nicht besorgte, Ew Hoch-wohlgebohren durch meine Weitläuftigkeit verdrießlich zu fallen.

Ich wende mich also zu dem folgenden Argument des Herrn Professor Manzels, welches er (§. 23) von der güldenen Zeit hernimmt, von welcher die Heiden so viel geschwatzet haben. Ich glaube, es muß ihn recht gefreuet haben, als er gesehen, daß das Seculum aureum der Heiden und sein Stand der Unschuld einander so ähnlich sehen: weil dieses wenigstens ein Zeichen ist, daß man aus der Vernunft den Stand der Unschuld erkennnen könne. Allein, ob ich ihm gleich den Einwurf nicht machen will, den er (§. 24., schon zum voraus beantwortet hat: so weiß ich doch nicht, ob das, was die heidnischen Poeten von der güldnen Zeit gesungen haben, seine Sache gut machen kann. Ich glaube dieses um so viel weniger, weil der Herr Professor Manzel selbst gestehet, sie hätten es erdichtet. (quæ illi ipsi gentiles de aureo Finxerunt seculo.) Mich deucht, wenn das, was Ovidius von der güldnen Zeit schreibet, erdichtet ist; so kann das, was der Herr Professor von dem Stande der Unschuld sagt, auch nicht weit her seyn; weil das

beste, so er vorbringt, nichts anders ist, als was Ovidius schreibt. Indessen hätte der Herr Professor besser gethan, wenn er nicht weiter gegangen wäre, als die Heiden. Diese guten Leute wußten aus der Historie und Tradition, konnten es auch zur Noht aus der Vernunft wohl wissen, daß die Liederlichkeit, Schwelgerey, der Geiz, der Hochmuht und andere Laster in den ältern Zeiten nicht so groß gewesen, als sie diese Laster zu ihren Zeiten sahen, und daß die Alten also, gegen ihre Nachkommen zu rechnen, für weise und heilige Leute zu halten. Aber daraus schlossen sie nicht, daß die Alten nicht eben die Neigungen gehabt, die wir haben: Sie legten ihnen darum nicht eine allen menschlichen Witz übersteigende Vollkommenheit bey, die in folgenden Zeiten, ich weiß nicht durch was für einen gewaltsamen Zufall, verlohren gegangen. Und hätten sie es gethan: so hätten sie, wie der Herr Professor Manzel, unrichtig geschlossen.

Es ist nicht schwer zu begreifen, daß der erste Mensch, nebst seiner Gehülfinn, einen Augenblick nach seiner Erschaffung, nicht so lasterhaft seyn können, als wir. Er suchte, wie andere Thiere, eine Nahrung, und nahm vorlieb mit dem, so

ihm zuerst vorkam. Er hatte noch nichts geschmecket, das seinen Gaumen gekützelt und ihn verleiten können, lecker zu werden. Er war also mäßig und zufrieden, wenn er nur seinen Hunger und Durst stillen konnte. Eine solche Creatur brauchte wenig, und konnte also nicht verlangen, viel zu besitzen, der Geiz plagte sie nicht, und da sie ausser einer Republik lebte: so war sie vom Hochmuhte frey.

Allein waren darum die ersten Menschen ihrem Wesen nach vollkommner, als wir? Ich sollte es nicht meynen. Eine solche Vollkommenheit, eine solche Unschuld finden wir noch bey vielen wilden Völkern, und nehmen sie selbst an unsern Kindern und an vielen Landleuten wahr. Gleichwie nun aber die Tugend und Unschuld dieser Leute sich auf ihre glückselige Unwissenheit gründet: so kann man auch die Unschuld der ersten Menschen aus eben diesem Grunde herleiten.

Die Erfahrung hat es auch gegeben, daß die ersten Menschen nur aus Einfalt tugendhaft gewesen: denn so bald sie die Welt nur etwas besser kennen gelernet, und die Dinge, so unsere Sinne belustigen, gekostet hatten, waren sie nicht mehr

mit dem, was der Erdboden trug, zufrieden: sie künstelten an diesen Dingen, und begnügten sich nicht mehr mit der Stillung ihres Hungers und der Löschung ihres Durstes; sondern suchten ihren Geschmack zu kützeln. Sie wurden lecker, und fingen folglich an, mehr nöthig zu haben, als ihre Nothdurft erforderte, und daher entstand die Begierde, viel zu besitzen. Aus dieser Begierde entstand, da ihre Anzahl vermehret wurde, Zank und Streit; und diese Uneinigkeit gab Gelegenheit zu Aufrichtung gewisser Gesellschaften, theils um andere desto leichter zu unterdrücken, theils um sich besser zu wehren. Die Aufrichtung der Republiken führte eine Ordnung und einen Unterschied unter Obrigkeit und Unterthanen ein; und aus dieser Ungleichheit mußte nothwendig der Ehrgeiz entstehen.

Auf solche Art verschwand die erste Unschuld in einem Theile des Erdbodens eher, als in dem andern. Die alten Deutschen erhielten sich länger darinn, als die Griechen und Römer; und in den Ländern, die den Alten unbekannt gewesen, sind ganze Völker in der glückseligen Unwissenheit der ersten Menschen geblieben, bis wir sie entdecket, und durch unser böses Exempel verführet haben.

Hieraus aber ist klar, daß die ersten Menschen keine sonderliche Vollkommenheit an sich gehabt haben, die sie durch einen gewaltsamen Zufall verlohren hätten. Man siehet leicht, daß es gar nohtwendig gewesen, daß eine solche Creatur, als der Mensch anfänglich war, mit der Zeit ärger geworden, so wie sich nach und nach die ursprüngliche Unwissenheit als der Grund seiner Unschuld verlohren. Die ersten Menschen hatten alle Fähigkeit, so zu werden, als wir jezo sind. Die zu ihrer Erhaltung nöhtigen Begierden, welche sie hatten, waren hinlänglich, ohne allen gewaltsamen Zufall die Veränderung, die wir an den Menschen wahrnehmen, zu verursachen. Daß sie gleich anfangs ihre Begierden nicht mißbrauchten, das machte ihre Dummheit: sie enthielten sich vieler Fehler und Laster, die wir begehen, nicht wegen ihrer grossen Heiligkeit, sondern weil sie dieselbe nicht zu begehen wußten.

Und dieses ist die Ursache, warum Seneca den ersten Menschen den Titel weiser Leute streitig macht. Sed, sagt er,*) quamvis egregia illis vita fuerit, et carens fraude, non fuere sapien-

*) Epist. 90.

tes. . . . Non tamen negaverim fuisse alti Spiritus viros, et, ut ita dicam, *a Diis recentes*. . . . Quid ergo? *Ignorantia rerum innocentes erant*. Multum autem interest, utrum peccare aliquis nolit an nesciat.

Ich bin mit dem, was Seneca sagt, völlig zufrieden, und will dem Herrn Professor Manzel, wenn er den Stand der Unschuld eben so erkläret, gerne einräumen, daß man denselben aus der Vernunft erkennen könne. Aber da er sich einen Menschen dichtet, der ohne alle Schwachheiten, und mit einer unbegreiflichen Weisheit und Heiligkeit begabet gewesen: so muß man ihm sagen, daß die Vernunft ein solches Geschöpfe nicht kennt. Sie stellet sich die ersten Menschen als unsere Kinder vor. Diese lassen in dem Anfange ihres Lebens nicht so viele Bosheit von sich spühren, als erwachsene Leute; desfalls aber sagen wir nicht, daß sie vollkommen sind. Und die Folge giebt es auch, daß sie es nicht sind. So bald sie sich selbst erst recht fühlen, lassen sie ihre angebohrne Unart blicken, und diese wächst mit den Jahren. So ging es nun auch mit den ersten Menschen. Sie sündigten, wie ich schon gesagt,

aus Einfalt nicht, und werden gewiß nicht lange in dieſer heilſamen Einfalt geblieben ſeyn.

Wir haben von den erſten Zeiten ſchlechte Nachrichten: allein aus dem wenigen, ſo uns die Hiſtorie von den allerälteſten Zeiten lehret, können wir ohne große Kunſt ſehen, daß nichts neues unter der Sonne geſchiehet, und ſich von jeher unter den Menſchen gute und böſe gefunden haben. Der Menſch iſt von der Zeit ſeiner Schöpfung an immer ein Menſch, das iſt, ein närriſches Thier, geweſen.

Unſere Stammutter, Eva, beging, kurz nach ihrer Schöpfung, da ſie ſich noch in ihrer Unſchuld befand, eine That, von welcher ich mir in dieſen letzten Zeiten ein Kind von einem nur mittelmäßig guten Gemühte durch die bloſſe Furcht der Ruhte abzuhalten getraue. Ich weiß nicht, ob dieſe traurige Begebenheit uns, ſo lange wir ſie nach der bloſſen Vernunft betrachten, einen groſſen Begriff von der Vollkommenheit der erſten Menſchen geben kann. Was würde, ſpricht die Vernunft, die gute Eva nicht für Fehltritte begehen, wenn ſie mit aller ihrer Unſchuld in der jetzigen Welt lebte? Die Verführung iſt heutiges Tages weit gröſſer, als vor dieſem, und es iſt

glaublich, daß Adam wenig fröhliche Stunden in seinem Ehestande würde gehabt haben, wenn seine Gemahlinn, die so wenig Meister von sich selbst war, den Versuchungen unterworfen gewesen wäre, die jetzo eine junge Dame an einem Hofe, da es nur etwas lustig hergehet, auszustehen hat. Ihre Aufführung machet, daß man ihr wenig Gutes zutrauen kann:

Car bien qu'Adam fût fenme et vigoureux
Bien fait de corps et d'esprit d'agreable,
Elle aima mieux, pour s'en faire conter,
Prêter l'oreille aux fleurettes du Diable,
Que d'être femme et ne pas coquetter. *)

Ich weiß wohl, daß dieses nur ein poetischer Einfall ist: allein die Wahrheit zu sagen, das, was Eva im Paradies gethan hat, ihre grosse Neugierigkeit, und ihr unordentlicher Appetit, den selbst die Drohungen ihres Schöpfers, von dessen Macht und Wahrhaftigkeit sie mehr als zu viel überzeuget war, nicht mäßigen konnten, macht, daß ich befürchte, sie würde, wenn man sie mit aller ihrer Heiligkeit und Vollkommenheit so wie sie von Gott aus der Rippe des schlafen-

*) S. Les Poësies de Sarrasin, p. 61.

den Adams verfertiget worden, in die Umstände, darinn sich eine junge Hofdame befindet, setzen könnte, sich so aufführen, daß die Vertheidiger ihrer unbegreiflichen Vollkommenheit nichts als Schimpf von ihr haben würden: wenigstens würde sie es nicht besser machen, als unser in Sünden empfangenes und gebohrnes Frauenzimmer. Indessen thun wir ihr die Ehre, und glauben, sie habe Tugenden und Vollkommenheiten besessen, die nachmals verlohren gegangen. Und dieses ist kein Wunder. Das Alterthum hat etwas an sich, das in uns eine Art von Ehrerbietung erwecket, die uns antreibt, auch die Fehler desselben zu übersehen. Wenn wir demnach sehen, daß in alten Zeiten Laster, so bey uns nicht seltsam sind, entweder gar nicht, oder gar selten begangen worden: so gerathen wir in Verwunderung, und bilden uns ein, die Menschen, die zu den Zeiten gelebet haben, müssen ganz andere Thiere gewesen seyn, als wir. Aber wir betriegen uns sehr; wie löblich auch ihr Wandel war: so waren sie doch Menschen, wie wir. Daß uns der Unterscheid zwischen uns und ihnen so groß vorkömmt, das macht, daß wir unsere Thorheiten vor Augen sehen, und diejenigen

welche die Alten begangen haben, entweder gar nicht wissen, oder doch, aus Ehrerbietung gegen das Alterthum, nicht so hoch aufmutzen, als die Fehler des mit uns lebenden Nächsten.

Ich gebe Ew. Hochwohlgebohren zu bedenken, ob es nicht wahrscheinlich, daß alles, was die Heiden von der güldnen Zeit geschrieben haben, mehr aus einer übermäßigen Ehrerbietung gegen das Alterthum, als aus der gesunden Vernunft, hergeflossen sey, und ob also der Herr Professor Manzel durch diese Einfälle der heidnischen Poeten etwas beweisen könne? Ich zweifele an dem letzten um so viel mehr, weil selbst die heidnischen Poeten von dem Stande der Unschuld des Herrn Manzels nichts wissen, und vielleicht das, was sie von der güldnen Zeit geschrieben, selbst nicht geglaubet haben. Sie bedienten sich in diesem Stücke der Freyheit, die ihnen Horaz gegeben hat; aber welcher er sich doch selbst, in Ansehung der güldnen Zeit, nicht bedienen wollen, weil er ausdrücklich schreibt:

Quum prorepserunt primis animalia terris
Mutum et turpe pecus, glandem atque cubilia propter
Unguibus et pugnis, dein fustibus atque ita porro
pugnabant armis, quæ post fabricaverat usus:

Donec verba, quibus voces sensusque notarent
Nominaque invenere: dehinc absistere bello
Oppida cœperunt munire, et ponere leges
Ne quis fur esset, neu latro, neu quis adulter. *)

Und wenn dann gleich alle heidnischen Poeten ich weiß nicht was für abentheuerliche Dinge von der güldnen Zeit geschrieben und festiglich geglaubet hätten: so würde doch daraus nicht folgen, daß die sich selbst gelassene Vernunft uns zur Erkenntniß des Standes der Unschuld führen könne. Die heidnischen Weltweisen und Geschichtschreiber redeten von dem Zustande der ersten Menschen ganz anders. Ew. Hochwohlgebohren können dieses aus der Stelle des Seneca, welche ich schon angeführet habe, und aus dem Diodorus Siculus **) deutlich sehen.

Der Professor Manzel fährt indessen fort, seinen Stand der Unschuld §. 25. auf folgende Art zu beweisen. „Der Mensch," spricht er, „ist die vortrefflichste Creatur; er ist aber jetzo das elendeste unter allen Thieren. Es ist nicht zu glauben, daß dieses von Gott also verordnet sey: folglich

*) Horat. Lib. I. Sat. 3.

**) Lib. I. Cap. 8.

muß sich etwas begeben haben, wodurch der Mensch die ihm anerschaffene Vortreflichkeit verlohren, und sich den Zorn seines Schöpfers zugezogen hat."

Ich denke nicht, daß ich diesem Schlusse etwas von seiner Kraft benommen, ob ich gleich die Worte des Herrn Professors nicht behalten habe. Allein, wie sehr ich mich auch bemühet habe, etwas darinn anzutreffen, das mich bewegen könnte, meine Gedanken zu ändern: so habe ich doch nichts bündiges darinn finden können. Ich bekenne, es läuft wider die Vernunft, daß Gott dasjenige Geschöpfe, welches das vortreflichste unter allen seyn sollen, zu dem allergrößten Elende sollte verdammet haben. Aber wer hat uns dann gesagt, daß wir nohtwendig das allervortreflichste Geschöpfe habe seyn sollen? Dieser Satz, auf welchen der Herr Professor seinen ganzen Beweis gründet, hätte verdienet, erwiesen zu werden. So lange das nicht geschiehet, halte ich mich berechtiget, die Einbildung von unserer Vortreflichkeit für eine Frucht unsers Hochmuths, und folg'ich für ein Zeichen unserer Unvollkommenheit anzusehen.

Die Vernunft saget uns, daß Gott alle seine Geschöpfe gleich werth hatte, und für sie alle so gesorget habe, daß sie, nach dem Maasse einer Creatur, alle glücklich seyn können. Ich finde in dem Menschen nichts, das mich bewegen könnte, zu glauben, Gott müsse in Ansehung seiner eine Ausnahme machen. Ja, da ich sehe, daß der Mensch, wie der Herr Manzel sagt, so gar elend ist; so wollte ich lieber den Schluß machen: Gott habe in Ansehung seiner eine Ausnahme gemacht, die klärlich weiset, daß er nicht das vortrefflichste Geschöpfe seyn sollen.

Denn die Vortrefflichkeit eines Dinges erkenne ich aus dessen Eigenschaften. Diejenige Creatur nun, welche die vortrefflichste unter allen seyn soll, die muß die andern an Macht, Daurung, Verstand, Tugend, oder auch an künstlicher Bildung, übertreffen. Wenn ich den Menschen noch so viel betrachte, so finde ich nicht, daß man dieses von ihm sagen könne

Seine Kräfte erstrecken sich nicht gar weit, und die meisten haben keine Ursache, ihn zu beneiden. Was die Daurung anlanget, so ist es offenbar, daß viele Creaturen weit länger dauren, als der Mensch. Mit seiner Weisheit und mit

seinem Verstande brüstet sich der Mensch zwar sehr: allein auch die Thiere haben die Fähigkeit, ihren wahren Vortheil zu kennen, und bedienen sich derselben besser, als der Mensch. Daß sie nicht so tiefsinnige Schlüsse machen, und abstrahiren können; das ist mehr ein Zeichen, daß sie vortreflicher sind, als der Mensch, als daß es den Vorzug, den wir vor ihnen haben, beweisen sollte. Mit einem Blick, ohne weitläuftige Schlüsse, nützliche Wahrheiten erkennen, ist eine grössere Vollkommenheit, als mit grosser Mühe aus einigen bekannten Sätzen unbekannte herleiten. Ein Musicus, der ohne darauf zu denken, die schwersten Stücke wegspielet, hat unstreitig den Vorzug vor einem Lehrling, der sich den Kopf darüber zerbricht. Unnütze aber, oder wohl gar schädliche, Wahrheiten nicht erkennen, ist so wenig ein Fehler, darüber sich die Thiere zu betrüben hätten, als es eine Vortreflichkeit unserer Natur anzeiget, daß wir sie in dieser Art der Erkenntniß übertreffen.

Mit unserer Tugend ist es so beschaffen, daß es wohl besser diente. Ich habe noch niemalen gehöret, daß man unsere Heiligkeit und Unschuld als einen Beweis unsers Vorzuges vor andern

Creaturen gebraucht hat. Wir ſtellen uns wenigſtens die Thiere eher zum Muſter vor, als daß wir ihnen rahten ſollten, unſerm Beyſpiele zu folgen. Und was dann endlich den künſtlichen Bau unſers Cörpers betrift: ſo iſt kein Thiergen in der Welt, deſſen Bildung uns nicht ja ſo viel Gelegenheit geben ſollte, die unendliche Weisheit des Schöpfers zu bewundern, als unſer Cörper.

Da nun der Menſch nichts an ſich hat, woraus man ſchlieſſen könnte, daß er das vortreflichſte Thier ſeyn ſollen; man aber von den Abſichten Gottes nicht wohl anders, als aus dem Erfolge, urtheilen kann; ſo möchte ich wohl wiſſen, woher dann der Herr Profeſſor Manzel erfahren habe, daß der Menſch das allervortreflichſte Thier ſeyn ſollen. A priori und aus der Vernunft kann er es unmöglich wiſſen; da er aber dennoch dieſen Satz, alſo ausgemacht, voraus ſetzet: ſo mischt er fremde Begriffe in die Weltweisheit, und dieſes heiſſet nicht philoſophiren.

Wenn ich an jemand anders, als an Ew. Hochwohlgebohren ſchriebe, ſo würde ich beſorgen, man möchte mir einwerfen: Ich thäte übel, daß ich den Menſchen in ſeinem verdorbenen Zu-

ſtande betrachtete; man müßte von der Abſicht Gottes in Erſchaffung des Menſchen nach der urſprünglichen Vollkommenheit deſſelben urtheilen. Aber Ew. Hochwohlgebohren ſind nicht ſo unerfahren in der Vernunftlehre, daß Sie nicht ſehen ſollten, daß derjenige, der mir dieſen Einwurf zu machen ſich unterſtehen wollte, denjenigen logicaliſchen Schnitzer begehen würde, den man Circulum nennet. Denn der Herr Profeſſor Manzel ſetzt voraus, daß der Menſch die allervortreflichſte Creatur ſeyn ſollen, und ſucht daher zu beweiſen, er müſſe ſich ehedeſſen in einem vollkommenern und glückſeligern Zuſtande befunden haben. Er kann demnach, ohne unerträglich zu ſeyn, dieſen vollkommenen Zuſtand nicht zum Grunde legen, wenn er beweiſen will, daß der Menſch das allervortreflichſte Thier ſeyn ſollen. Denn wer wollte über einen ſo ungereimten Schluß nicht lachen? Der Menſch muß in einem vollkommenen Zuſtande erſchaffen ſeyn, weil er das allervortreflichſte Geſchöpf ſeyn ſollen; und der Menſch hat das allervortreflichſte Thier ſeyn ſollen, weil er vollkommen erſchaffen worden.

Da es nun alſo noch ſehr zweifelhaft iſt, ob der Menſch das vortreflichſte Thier ſeyn ſollen: ſo ſte-

het man klar, daß der Herr Manzel viel zu früh̃r aus unſerm Elende eine Veränderung unſers urſprünglichen Zuſtandes ſchlieſſet. Wer ſagt uns, daß der Menſch nicht ſo ſeyn ſollen, wie er iſt? Die Vernunft nicht. Die begreift wohl, daß es ein Hochmuht iſt, ſich über die andern Geſchöpfe zu erheben, da uns doch vielmehr die Empfindung unſers Elendes die Beſcheidenheit lehren ſollte.

Es iſt ein Glück vor uns, daß die Thiere nicht wiſſen, was wir für ſchöne Sachen von unſerer Vortreflichkeit ſchwatzen. Würden ſie uns nicht auslachen, wenn ſie wüßten, wie wir armſeilige Creaturen uns, bey allem unſerm Elende, brüſten?

Allein ſo ſichert uns einer von unſern Vorzügen auch vor dieſem Schimpf. Solus homo eſt riſibilis. Indeſſen iſt es gewiß, daß wir ſehr übel fahren würden, wenn wir mit ihnen über unſere Vortreflichkeit diſputiren ſollten. Der Herr Profeſſor Manzel inſonderheit würde wenig Ehre einlegen; denn der iſt ſchon ſo weit, daß er unſere Vortreflichkeit aus dem Verluſte derſelben beweiſet: weil es unſtreitig iſt, daß man das, was man verlohren hat, einmal gehabt haben müſſe. Ich finde dieſes eben ſo artig, als die

Ausflucht jenes Edelmanns, der ſeinen Adel beweiſen ſollte.

Qui prétendoit prouver ſans titre et par Raiſon
Que ſa famille et ſa maiſon
Etoient plus vieilles que Grenoble,
Il conſeſſoit qu'entre ſes mains,
Pour juſtifier ſa naiſſance,
Il n'avoit point de parchemins:
Mais il diſoit pour ſa defenſe
Que par la haine de Noé,
Avec qui ſa famille eut certain demêlé,
Ses titres en manquant de refuge
Periront tous dans le Deluge. *)

Da nun unſere Sachen in einem ſo verzweifelten Stande ſind: ſo wäre es, meiner Meynung nach beſſer, wenn wir alle vornehme Gedanken fahren ließen, und uns nicht mehr einbildeten, wir würden von der Natur nicht ſtandesmäßig gehalten. Wir ſind elend. Das iſt wahr; aber laßt uns dieſes Elend durch etwas anders, als durch ſüße Träume von einer verlohrnen Vortreflichkeit zu verſüßen ſuchen. Wir thun klüger, wenn wir mit unſerm Zuſtande zufrieden ſind, und uns bemühen, denſelben ſo erträglich zu machen, als es möglich iſt.

*) S. les nouvelles Oeuvres de Mr. le Fayo p. 73.

Es iſt kein Thier in der Welt, das nicht mit eben ſo gutem Grunde, als wir, das vortrefflichſte zu ſeyn verlangen, und alſo ſein Elend, darinn es ſich befindet, als etwas auſſerordentliches, und aus einem Verſehen ſeiner Vorfahren herrührendes, anſehen könnte. Auch die Thiere haben ihre Noht; und wenn ſonſt nichts wäre, darüber ſie ſich zu beklagen, und allerhand Gedanken zu machen Urſache hätten: ſo wäre es gewiß die Grauſamkeit des Menſchen, und alles das Böſe, ſo ſie von dieſem artigen Thiere erdulden müſſen.

Sie könnten alſo alles dasjenige, was der Herr Profeſſor Manzel zum Beweiſe der urſprünglichen Vollenkommenheit und Glückſeligkeit des Menſchen vorgebracht hat, für ſich anführen. Ich glaube wohl, wir würden ſie auslachen; allein womit wollten wir ſie widerlegen? Gewiß nicht aus der Vernunft. Die iſt nicht für uns. Sie ſiehet unſere Vortrefflichkeit nicht, wofern ſie nicht das Vergröſſerungsglas eines thörichten Hochmuhts gebrauchet.

Es würde lächerlich ſeyn, wenn wir unſere Zuflucht zur Offenbahrung nehmen, und ihnen darinn unſere Vorzüge weiſen wollten. Denn dieſes würde bey den Thieren wenig verfangen.

Sie würden unſere Offenbahrung, weil ſie von Menſchen geſchrieben iſt, als parteyiſch verwerfen, und uns eben das antworten, was der Löwe in der Fabel ſagte, als er ſahe, daß die Menſchen ſich über ein Gemählde kützelten, welches einen Löwen vorſtellete, der von einem einzigen Menſchen zur Erde geworfen war.

Je vois bien, dit-il, qu'en effet
On vous donne ici la victoire:
Mais l'ouvrier vous a deçus,
Il avoit liberté de feindre
Avec plus de raiſon nous aurions le deſſus
Si me confreres ſavoient p indre. *)

Von Menſchen haben wir eine ſolche Antwort nicht zu beſorgen, und alſo thun wir wohl, wenn wir in Beweiſung unſerer Vortreflichkeit und Vorzüge vor andern Thieren, des Standes der Unſchuld u. d. gl. uns bloß auf das feſte prophetiſche Wort gründen, und nicht, wie der Herr Profeſſor Manzel, von dieſen Dingen nach der bloßen Vernunft reden. Die weiß davon wenig oder gar nichts, und iſt geſchickter, uns Scrupel zu machen, als auf den rechten Weg zu bringen.

*) S. les Fables de Mr. de la Fontaine Liv. III. fab. 10.

Darum kann ſie ſich auch gar nicht darinn finden, wann der Herr Profeſſor Manzel (§. 26 27.) fortfähret, ſeinen Stand der Unſchuld durch eine Betrachtung derjenigen Dinge zu erweiſen, die zu des Menſchen Erhaltung dienen.

„Er meynt, da alles, was hauptſächlich dem Menſchen zur Nahrung dienet, nicht ohne mühſame Bearbeitung der Erde hervorgebracht wird, und ohne dieſe Arbeit und Mühe des Menſchen bald vergehen würde; hergegen diejenigen Dinge, damit ſich die Thiere nähren, von ſelbſten wachſen: ſo ſey es glaublich, daß eine Veränderung in der Natur vorgegangen und alſo dem Menſchen die Arbeit, die er zu ſeiner Erhaltung anwenden muß, als eine Strafe auferlegt ſey.“

„Er verſteht durch die zur Erhaltung des Menſchen unumgänglich nöthigen Dinge das Korn, als Weitzen, Rocken, Gerſten, Habern, Erbſen, Linſen, Bohnen u. d. gl. Er beweiſet aus der Offenbahrung, daß alle dieſe Dinge anfangs ohne einiges Zuthun des Menſchen gewachſen; und macht daher den Schluß, daß ſich etwas gewaltſames zugetragen habe, (violentum aliquod accidiſſe) wodurch Gott bewogen worden, ſeinen Segen einigermaſen zurückzunehmen.“

Ich muß bekennen, der Herr Professor Manzel weiß seine Völker wohl zu stellen; er stellet die besten an die Spitze. Diejenigen Argumente, die ich schon widerlegt habe, ließen sich noch einigermaßen hören; aber das, welches ich eben angeführet habe, ist sehr schwach, und hat also verdienet, post principia gestellet zu werden.

Ew. Hochwohlgebohren sehen, daß der Herr Professor selbst nicht viel Gutes von der Kraft seines Beweises vermuhtet. Er verzweifelt, und sucht Trost in Gottes Wort. Er thut wohl daran: aber er philosophirt schlecht, und ändert sein Vorhaben, den Stand der Unschuld aus der Vernunft zu beweisen. Und dieses allein könnte mich der Mühe überheben, die Schwäche seines Schlusses Ew. Hochwohlgebohren weitläuftig darzuthun: allein ich kann mich nicht enthalten, von der großen Menge der Gedanken, die mir dabey einfallen, Ew. Hochwohlgebohren nur die ersten die besten zu eröffnen. Damit ich mich nicht verirre, will ich das, was ich denke, in gewisse Anmerkungen einschließen.

I. Ist es falsch, daß dasjenige, welches zur Erhaltung unsers Lebens unumgänglich nöhtig ist, nicht von sich selbst wachse, und die Thiere

in

diesem Stücke etwas voraus haben. Denn wenn wir so gut haben wollen, als die Thiere: so dürfen wir keine weitere Mühe anwenden, uns zu ernähren, als sie. Non fuit tam inimica natura, ut cum omnibus aliis animalibus facilem actum vitæ daret, homo solus non posset sine tot artibus vivere. Nihil horum ab illa nobis imperatum est, nihil ægre quærendum, ut possit vita produci. Ad parata nati sumus, nos omnia nobis difficilia faciljum fastidio fecimus. *)

II. Wenn aus der Mühe, so eine Creatur zu ihrer Erhaltung sich machen muß, eine Veränderung in der Natur zu schliessen: so können die Thiere, eben wie wir, sprechen, sie hätten ihre vorige Unschuld verlohren. Denn obgleich dieselben weder säen noch pflügen: so müssen sie doch ihre Nahrung nicht ohne grosse Mühe suchen, und können sie in harten Wintern kaum finden: so gar, daß sie oft Hungers sterben müßten, wenn nicht der Mensch ihnen zu der Zeit, wiewohl nicht aus Liebe zu seinen Mitgeschöpfen, ihr Futter gäbe. Die Thiere haben aber unstreitig nicht

*) Seneca Epist. 90.

gesündiget; und daß sie Gott das Versehen des ersten Menschen entgelten lassen sollte, das ist eine Sache, die meinen Witz übersteiget.

III. Ist es falsch, daß der Mensch sich ohne diejenigen Früchte, die wir Korn nennen, nicht behelfen könnte. Dieses ist ein Vorurtheil, welches daher entstanden, weil jetzo das Brodt eine allgemeine Nahrung ist, der sich jedermann, vom Könige an bis auf den Bettler, bedienet. Es ist also bey gegenwärtigen Umständen sehr nöthig. Gleichwie uns aber diese Nothwendigkeit nicht bewegen kann, den Einfältigen nachzuahmen, die kein Stückgen Brodt ohne Grausen auf die Erde fallen sehen können, und daselbe mit einer abergläubigen, lächerlichen Ehrerbietnng aufheben: so sollten wir, die wir Philosophi seyn wollen, auch nicht so einfältig seyn, und sagen, man könne ohne Brodt nicht leben.

Der Mensch lebet nicht allein vom Brodte, hat Christus gesagt, und unsere Kinder beten es noch täglich vor Tische. Man hat Leute in der Wildniß gefunden, die nimmer Brodt gekostet, und doch gelebet haben: und wie viele Völker giebt es nicht, denen der Gebrauch des Brodts unbekannt ist? Es giebt in Africa Leute, die

nichts eſſen als das Fleiſch der Camele, und nichts trinken, als das geſchmolzene Fett dieſer Thiere. Und von den Grönländern und andern Völkern in dem nordlichen America iſt es gar zu bekannt, daß die gedörreten oder halb verfaulten Fiſche ihre einzige Nahrung ſind.

Da wir nun das Korn hauptſächlich zur Verfertigung des Brodts gebrauchen: ſo kann es, da das Brodt nicht unumgänglich zu unſerer Erhaltung nöhtig iſt, auch ſo gar nohtwendig nicht ſeyn. Wenn uns demnach die Bearbeitung des Ackers ſo ſauer wird: ſo können wir uns desfalls über niemand beſchweren, als über uns ſelbſt. Es iſt unſer freyer Wille. Wer nicht Luſt dazu hat, der kann Eicheln freſſen. Dieſe Frucht bedarf keiner Wartung. Iſt nun aber das Korn ſo nohtwendig nicht: ſo dürfen wir aus der Arbeit, die uns daſſelbe koſtet, nicht ſchlieſſen, es ſey auf die Natur ein Fluch geleget.

IV. Iſt es falſch, daß das Korn, wenn es auch gleich zu unſerer Erhaltung noch ſo nöhtig wäre, darum ohne unſere Bemühung wachſen müſte. Ich muß bekennen, wenn alle Menſchen ſo denken, als der Herr Profeſſor Manzel, ſo iſt der Menſch ein gemächlich Thier. Er hat vor-

nehme Gedanken. Er will nicht arbeiten. Fast sollte ich dadurch bewogen werden, zu glauben, er sey von so hoher Abkunft, als er sich ausgiebt. Der Geist seiner seligen und beglückten Vorfahren, die zur Beherrschung des Erdbodens erschaffen waren, regt sich noch in ihm. Es ist ihm, spricht er, in der Wiege nicht vorgesungen, daß es ihm so gehen werde. Aber, ohne Scherz, ist es nicht lächerlich, daß wir von aller Mühe befreyet seyn wollen, und die Nothwendigkeit der Arbeit, dadurch wir uns dasjenige verschaffen, was wir zu unsers Leibes Nahrung und Nothdurft gebrauchen, als eine Entziehung des göttlichen Segens ansehen? Da wir so gesinnet sind: so würden wir nicht zufrieden seyn, wenn auch gleich Weizen und Rocken wie das Gras wüchsen. Denn so wie der Rocken wächst, können wir ihn doch nicht essen. Er muß gemähet, gedroschen, gemahlen, das daraus verfertigte Meel mit Wasser vermischet, und durch das Feuer gar, und also zu unserer Nahrung geschickt gemacht werden.

Mich deucht, diese Arbeit ist nicht weniger mühsam, als diejenige, welche zur Bestellung des Ackers erfordert wird. Giebt demnach diese uns

Fug und Recht zu schließen, daß unsere ersten Eltern in dem Stande ihrer Vollkommenheit davon frey gewesen: so sehe ich nicht, was mich hindern sollte, zu sagen: Wenn wir in diesem beglückten Zustande geblieben; so würden wir auch von der Nothwendigkeit, das Korn einzusammlen, zu dreschen, zu mahlen, und zu unserm Gebrauche geschickt zu machen, nichts gewußt haben. Und folglich hätte der Herr Professor eben so grosse Ursache, aus der mühsamen Einsammlung und Zubereitung des Korns zu schliessen, im Stande der Unschuld würde das Meel entweder ganz fertig vom Himmel gefallen seyn, oder wie Sand auf der Erde gelegen haben, als er hat, zu muthmassen, das Korn würde im Stande der Unschuld ohne alle Bemühung des Menschen gewachsen seyn. Aus seinem Satze folget mehr, als dieses. Ja er leidet nicht einmal, daß er mit dem schon fertigen Meel zufrieden ist. Denn gesetzt, wir fänden nun das Meel so häufig als den Sand, würden wir desselben nicht bald überdrüssig werden? Würden wir nicht auf andere Dinge, die nicht so gemein sind, verfallen, und uns einbilden, wir hätten dieselbe zu unserer Erhaltung nöthig? So bald es nun einige Mühe ko-

stete, dieselben zu erlangen, würden wir eben so herzbrechend darüber seufzen, als jetzo darüber, daß wir des Pflügens nicht überhoben seyn können, und nach unserer Weisheit schliessen, vor Zeiten sey es nicht also gewesen, unsere ersten Eltern hätten alles, was wir mit Mühe suchen, ohne alle Bemühung haben können.

Diese Einbildung ist fähig, uns das Gehirn zu verrücken. Sie kann uns dahin bringen, daß wir uns einbilden, im Paradiese hätte es warme Semmel geregnet, oder es wären im Stande der Unschuld dem ersten Menschen die Tauben gebraten ins Maul geflogen. Ja wir können so weit verfallen, daß wir, weil das Kauen und Schlucken auch mühsam und oft gefährlich ist, gar denken, unsere ersten Eltern wären auch dieser Mühe überhoben gewesen.

Ich könnte diese Folgen noch weiter treiben: allein Ew. Hochwohlgebohren sehen schon, daß des Herrn Manzels Satz unrichtig ist, und daß sein Argument nichts beweiset, weil es zu viel beweiset. Es macht aus dem Paradiese ein Schlaraffenland, un veritable pais de Cocagne, abi porci cocti ambulant

Tous les mardys y ſont des mardys gras,
Des ces mardys l'année eſt compoſée:
Cailles y vont dans le plat dix à dix,
Et perdreaux tendres comme roſée:
Le fruit y pleut, ſi que c'eſt choſe aiſée,
De le cueillir ſe baiſſant ſeulement,
Poiſſons en beurre y nagent largement,
Fleuves y ſont du meilleur vin d'Eſpagne. . . . *)

V. Bitte ich Ew. Hochwohlgebohren ſich nicht einzubilden, ich handle unbillig mit dem Herrn Manzel, daß ich ſo ungereimte Folgen aus ſeinem Satze ziehe. Der Herr Profeſſor ſelbſt, wenn er meinen Brief leſen ſollte, würde nichts dagegen zu ſagen haben. Denn da er überhaupt ſagt, das Korn würde nicht ohne groſſe Arbeit und ſauren Schweiß aus der gepflügten Erde hervorgebracht, non ſine maximo labore et ſudore e terra aratris præparata producuntur: ſo kann er unmöglich diejenige Mühe, welche uns die Einſammlung und Zubereitung des Korns machet, ausgeſchloſſen haben; und das um ſo viel mehr, weil er ſo gar des Pflügens nicht vergiſſet, welches doch bey weiten nicht ſo mühſam, als das Mähen, Dreſchen u. d. g. indem es gröſtentheils

*) Sarraſin T. II. p. 153.

auf das Vieh ankömmt. Er muß also nothwendig sagen, daß auch die mühsame Einsammlung und Zubereitung des Korns in dem Stande der Unschuld eine unbekannte Sache gewesen seyn würde.

Wenn ich nun sage, es wären warme Semmel vom Himmel gefallen, oder gewisse dienstbare Geister bestellet gewesen, dem heiligen und vollkommenen Menschen diese Mühe abzunehmen, das Korn zu mähen, zu dreschen, zu mahlen, ja wohl gar den aus dem Meel verfertigten Brey dem Menschen ins Maul zu streichen: so sage ich etwas, das mit des Herrn Manzels Sätzen gar wohl übereinstimmet.

Spricht er nun, wie er dann endlich thut, der Mensch habe das Korn ohne das geringste Ungemach mit Lust mähen, dreschen und mahlen können; (licet aliqualem suam adhibuisset operam homo, tamen citra incommoditatem id factum fuisset §. 27.) so sage ich: Gehet das an, so hat der Mensch auch den Acker düngen, pflügen, besäen und egen können mit eben der Lust. Wir können also der ganzen Betrachtung des Herrn Professors füglich entbehren. Es ist nicht nöthig,

daß man ſagt, es ſey mit dem Wachſen des Korns eine Veränderung vorgegangen.

VI. Ich habe geſagt, daß es übel ſtehe, daß der Herr Profeſſor ſeine Zuflucht zur Offenbahrung genommen, da er geſehen, daß er ſonſt nicht forkommen würde. Nun will ich noch hinzuthun, daß auch die Offenbahrung ihn wider meine Einwürfe nicht ſichere. Ich gebe ihm zu, daß das Korn nicht ausgeſchloſſen werde, wann Gott ſagt: Die Erde laſſe aufgehen Gras und Kraut, das ſich beſaame, u. ſ. w. Was wird aber dann daraus? Daß die Erde nun für ſich kein Korn mehr hervorbringet, beweiſet nicht, daß ſich etwas gewaltſames begeben habe, weswegen Gott ſeinen Segen einigermaſſen zurück genommen. Violentum aliquod accidiſſe, propter quod Deus benedictionem hanc ſuam aliquantulum retractaverit. (§. 27.) Dieſes war nicht mehr nöhtig, weil Gott den hervorzubringenden Gewächſen ſchon die Kraft beygeleget hatte, ſich durch den Saamen fortzupflanzen.

Was macht ſich dann der Herr Profeſſor vor Scrupel? Ja, ſpricht er, die Erde bringt doch für ſich kein Korn mehr hervor. Ich antworte: Sie ſoll nicht, und kann auch nicht. Nicht dar-

um, weil ſie verflucht iſt; ſondern einestheils, weil, da Gott dem Korn die Kraft gegeben, ſich zu beſaamen, eine Hervorbringung deſſelben ohne Saamen unnöthig: und anderntheils, weil es, da die Menſchen das Getreyde vom Felde wegnehmen, und alſo die natürliche Fortpflanzung verhindern, unmöglich iſt, daß der Saame ohne menſchliche Bemühung in die Erde komme und aufgehe.

Wenn die Menſchen ſich des Korns zu ihrer Nahrung nicht bedienten: ſo würde der Saame, wann er ſeine Reife erlanget, auf die Erde fallen, und Frucht bringen ohne alle Bemühung der Menſchen: und daß dieſes nicht im Stande der Unſchuld allein möglich geweſen, iſt daher klar, weil man auch noch heutiges Tages ſiehet, daß auch an Oertern Korn wächſet, da keines geſäet iſt; ſondern da nur von ungefehr einige Körner niedergefallen ſind. Man hat Exempel von ganzen Aeckern, welche, weil man das darauf gewachſene Korn nicht eingeſammlet, ſondern auf die Erde fallen laſſen, das folgende Jahr, ohne daß ſie beſäet worden, reichlich Frucht getragen haben.

Was findet alſo der Herr Profeſſor ſonderli-

ches an dem Korn, daher er eine gewaltsame Veränderung in der Natur muhtmaßen könnte? Es würde im Stande der Unschuld eben so gegangen seyn, fals der Mensch sich des Getreydes so häufig bedienet hätte, als jetzo. Und man versuche es nur mit allen andern Gewächsen, die durch ihren Saamen fortgepflanzet werden, (welches ich dann von allen, das gemeine Gras etwan ausgenommen, glaube,) und verhindere, daß nicht das geringste von dem Saamen auf die Erde falle: so wird man finden, daß es, wie das Korn, ohne menschliche Hülfe nicht wieder hervorkomme.

VII. Da man also eine natürliche Ursache geben kann, warum das Korn auf die Art, als wir jetzo sehen, fortgepflanzet werden muß: so ist es nicht nöhtig, dieselbe in einem Fluche, der auf der Erde haften soll, zu suchen. Ich habe wohl gelesen, was von diesem Fluche in der Bibel stehet, aber das gehöret hier nicht her. Die Vernunft sagt uns, daß nach der Ordnung, die Gott in die Natur geleget hat, Dorn und Distel, Weizen und Rocken gleich nohtwendig wachsen. Sie findet in der Hervorbringung dieser Dinge nichts, wesfalls sie jene für eine Folge eines gött-

lichen Fluches, und diese als Spuren eines sonderlichen Segens ansehen sollte. Sie glaubt nicht, daß, wenn dieser eigene Segen fehlet, der Acker nichts, als Dorn und Disteln, tragen werde. Sie hält solche Gedanken einem Poeten, und zwar einem christlichen Poeten, zu gute, und wundert sich nicht, wann er singt:

Starre Dornen, rauhe Hecken
Würden nur den Erdenkreis
Mit verwirrten Stacheln decken;
Dieß: Gott auf seinen Triften
Nicht des Segens Regen missen.

Allein sie verlanget von einem Weltweisen, der sich anheischig gemacht hat, nach der bloßen Vernunft zu reden, daß er sich solcher Sätze enthalte, und begreife, daß nach der Einrichtung der Welt Unkraut und Weizen, Distel und Rocken gleich nothwendig wachsen, und die Natur sich in Hervorbringung der Dinge, so wir nützlich nennen, keine neue Unkosten und Mühe mache. Der Unterscheid, den wir unter nützlichen und unnützen Gewächsen machen, hat bey Gott keine Statt. Ihm sind alle seine Geschöpfe gleich lieb: vor ihm sind sie alle gleich gut. Er hält nicht mehr auf Rocken, als auf Dornen: er hat keinen grössern

Gefallen an Tuberosen, als an Kuhblumen. Er bringt alle diese Dinge in gleicher Absicht hervor, das ist, seine Allmacht und Weisheit zu beweisen, und seine Geschöpfe, die eine Empfindung von Lust und Schmerzen haben, glücklich zu machen.

Keine Sache ist so geringe, die nicht etwas dazu beytragen sollte, und die man also an sich unnütze und schädliche nennen könnte. Allein der Mensch ist so stolz, daß er nur dasjenige, was ihm vortheilhaft ist, für nöhtig hält. Gerade, als wenn Gott bey Erschaffung der Welt nur auf ihn allein gesehen hätte. Diese Einbildung kann ihm auch die Empfindung seines grossen Elendes nicht benehmen. Er erkennet wohl, daß die Natur mit ihm nicht besser, als mit andern Creaturen, umgehe, und aus ihm nicht mehr Werks mache, als aus dem geringsten Wurm; aber er bleibt doch bey seinen fünf Sinnen.

Cependant à le voir plein de vapeurs legeres
Soi même se bercer de ses propres chimeres,
Lui seul de la Nature est la base et l'appui,
Et le dixiéme Ciel ne tourne que pour lui.*)

*) Boileau Sat. VIII.

Hiemit endige ich meine Anmerkungen, und wende mich zu dem, was folget.

Der Herr Professor will noch zum Ueberflusse mit einer angestelleten Betrachtung der Absicht Gottes in Erschaffung der Welt beweisen, daß wir nicht mehr in dem beglückten Stande leben, zu welchem uns Gott bestimmet hat. Zu dem Ende schreibt er: (§. 28.) „Es sey offenbahr, daß die Welt nicht von Ewigkeit gewesen, sondern in der Zeit gemacht sey; daß dieselbe hauptsächlich erschaffen, zur Offenbahrung der göttlichen Allmacht, und daß, damit etwas seyn möchte, daß diese Allmacht bewundern könnte, zugleich der Mensch erschaffen, und mit einer vernünftigen Seele begabet worden. Es sey auch ferner unstreitig, daß die Welt mit eben der Abwechselung der vier Jahrszeiten, mit eben dem Unterscheid von Hitze und Frost, nach Beschaffenheit der Climatum, wie wir sie jetzo sehen, erschaffen sey, und zwar so, daß sie allenthalben als ein vollständiges Paradies eingerichtet."

Ew. Hochwohlgebohren sehen, daß mich von allem, was der Herr Professor Manzel vorbringet, nichts, als der letzte Punct, angehet. Ich muß untersuchen, ob es recht geschlossen ist: Die

Welt hat ein schönes Paradies seyn sollen: sie ist es aber nicht. Darum hat sie durch einen gewaltsamen Zufall ihre paradiesischen Eigenschaften verlohren. Ich glaube es nicht, so lange der Herr Professor nicht bewiesen hat, daß die Absicht Gottes gewesen sey, ein solches Priester Johannes Land, da die Gänse gebraten gehen, als der Herr Professor durch sein Paradies verstehet, zu erschaffen.

Ew. Hochwohlgebohren denken nicht, daß der Herr Professor dieses schon (§. 30.) gethan habe. Denn ich habe wider diesen Beweis zweyerley zu erinnern. Erstlich, daß er aus der Offenbahrung genommen ist, welche hier nicht gilt; und zum andern, daß, wenn man auch dem Herrn Professor dieses zu gute halten wollte, er sich dennoch auf die Offenbahrung nicht berufen könne, weil er derselben §. 29. schon platt widersprochen.

Denn ob gleich Moses ausdrücklich sagt, daß Gott, nach der Schöpfung, einen Ort erwehlet, und daselbst einen schönen Garten gepflanzet habe, welchen wir dann das Paradies zu nennen pflegen; so sagt doch der Herr Manzel: „Wer die Sache recht überlegte, würde sich nimmer einbilden können, daß der Platz an dem Euphrat

allein das Paradies seyn sollen; sondern sich vielmehr unter diesem Namen nur den beglückten Theil des Erdbodens vorstellen, in welchem der erste Mensch sich aufgehalten hat, ohne dem Rest der Erde seine paradiesischen Eigenschaften abzusprechen."

Er glaubt also, daß der, von Gott zum Garten ausersehene, Platz nichts an sich gehabt hat, wodurch er von der übrigen Erde unterschieden gewesen: da doch Moses deutlich saget, daß Gott diesen Ort sonderlich zum Vergnügen und Nutzen der Menschen eingerichtet. Mich deucht also, daß dieser Garten Annehmlichkeiten gehabt hat, welche den übrigen Theilen des Erdbodens gefehlet: Welches dann unter andern auch daher klar ist, weil der Mensch hernach, zur Strafe, aus diesem beglückten Aufenthalt verstossen, und, in einer schlechtern Gegend zu wohnen, verdammet worden.

Da nun der Herr Professer Manzel das mosaische Paradies in der That leugnet; die heilige Schrift aber von den paradiesischen Eigenschaften des ganzen Erdbodens, worauf er sich gründet, nichts weiß: so sehen Ew Hochwohlgebohren, daß

in

in der Offenbahrung nichts enthalten iſt, ſo ihm Troſt geben könnte.

Ew. Hochwohlgebohren mennen nicht, daß dieſes ein liſtiger Fund von mir ſey, durch welchen ich mich von der Mühe loswichen will, den Beweis des Herrn Manzels zu vernichten. Wenn Sie die Sache genau anſehen, werden Sie das, was ich ſage, gegründet finden.

Der Herr Profeſſor Manzel ſagt, die ganze Erde hat ein Paradies ſeyn ſollen. Dieſen Satz will er beweiſen; und, wie nun das Wort Paradies ſchon anzeiget, daß der Herr Profeſſor ſeine Begriffe aus der Offenbahrung entlehnet; ſo nimmt er auch daher ſeine Zuflucht und ſpricht: Das Paradies, von welchem Moſes ſchreibt, wäre viel zu klein geweſen, wenn der Menſch im Stande der Unſchuld geblieben. Da nun aber dieſes Gottes Abſicht geweſen iſt, ſo hat die ganze Erde ein Paradies ſeyn müſſen.

Ew. Hochwohlgebohren ſehen wohl, daß dieſes Argument wider Moſen etwas gelten kann; nicht aber wider mich, der ich, wie es der Herr Profeſſor haben wollen, von der Offenbahrung abſtrahire, oder wider einen andern, der gar keine Offenbahrung glaubt.

Er kann um so viel weniger verlangen, daß ich, oder ein anderer, uns mit diesem Argument abspeisen lassen, und wenigstens aus der Offenbahrung so viel annehmen sollen, daß dem Menschen eine gröſſere Herrlichkeit zugedacht gewesen, als er wirklich beſitzet; weil er sich selbst kein Gewissen gemacht, dem, was Moses sagt, zu widersprechen.

Weil nun der Herr Professor Manzel seinen Satz, daß die ganze Welt ein Paradies seyn sollen, weder durch die Schrift, noch aus der Vernunft, erwiesen hat: so bin ich berechtiget, denselben zu verwerfen, und sein Argument, das er darauf gebauet hat, platt umzukehren. Wenn die Erde, sage ich demnach, hat ein schönes Paradies seyn sollen: so müßte sie es auch seyn; sie ist es aber nicht. Ergo. Wollte man hierauf antworten: Es habe sich etwas begeben, welches Gott bewogen, seine Absicht zu ändern: so würde ich sagen, daß dieser Zufall, wodurch Gott soll bewogen worden seyn, sich zu bedenken, die Veränderung, welche die Erde erlitten haben soll, nicht beweisen kann, weil man ja eben aus dieser Veränderung beweisen will, daß er sich zugetragen hat.

Ich könnte weiter gehen: Allein ich will zum Ueberfluß noch anmerken, daß es, nach des Herrn Manzels eigenen Sätzen, nicht wahr seyn könne: daß die Erde verändert sey, und ihre paradiesischen Eigenschaften verlohren habe. Er sagt ja: (§. 28.) „Die Erde sey, wie wir sie jetzo sehen, mit der Abwechselung der Jahrszeiten, mit den unterschiedenen Himmelsgegenden, und den hieraus fließenden ungleichen Graden von Hitze und Kälte erschaffen worden. Er sagt §. 31: Alle Länder könnten ein Paradies abgeben, wenn nur, kurz zu sagen, die Menschen der Himmelsgegend, unter welcher sie leben, gewohnt, und mit dem, was ihr Erdboden trägt, zufrieden wären."

Wird nun nichts anders zu einem Paradies erfordert: so ist die Erde noch, was sie gewesen seyn soll. Die Kälte in Nova Zembla benimmt dieser Insel ihre paradiesischen Eigenschaften nicht; so wenig als die Hitze der Wüsten Saara die ihrigen raubet: und ein Grönländer, der mit seinen verfaulten Fischen und mit seinem stinkenden Trahn zufrieden, lebt so wohl im Paradiese, als ein Italiäner, der unter der besten Himmelsgegend von der Welt die niedlichsten Speisen isset und den köstlichsten Wein trinket.

Ich sehe vorher, daß Ew. Hochwohlgebohren denken werden, ich handle nicht aufrichtig mit dem Herrn Manzel; weil ich die vornehmste Eigenschaft, welche, nach seiner Meynung, zu einem ächten und vollständigen Paradiese erfordert wird, ausgelassen habe. Ich muß also, zu Rettung meiner Ehre, noch ein paar Anmerkungen machen, die ich nicht zu machen gedachte.

I. Ich gestehe, ich habe vergessen zu sagen, daß der Herr Professor Manzel, wie ich kurz vorher, also auch hier, verlanget, ein Paradies müsse das, was jetzo nicht ohne grosse und mühsame Arbeit wächset, von sich selbst hervorbringen. Ich kann aber versichern, daß es nicht darum geschehen ist, weil ich besorget, meine ganze Anmerkung möchte übern Haufen fallen; die stehet feste, ohngeachtet dieser Bedingung. Denn ich setze voraus, daß der Herr Professor durch die Dinge, welche die Erde von sich selbst hervorbringen soll, nichts mehr verstehe, als was zur Erhaltung des Menschen nöthig ist. Dieses thut aber die Erde noch. Der Herr Professor stehet zwar in dem Wahn, die Menschen könnten sich ohne Korn nicht behelfen, und dieses wachse nicht ohne unser Zuthun; allein ich habe schon gewiesen, daß er darinn irre.

Ueberdem schränkt der Herr Professor seine Forderung selbst dergestalt ein, daß sie mir nicht entgegen ist; denn nachdem er gesagt hat: „Die Erde müsse alles, warum wir uns jetzo so viele Mühe machen, von sich selbst hervorbringen: setzt er hinzu: modo attendamus incolarum temperamenta iisque convenientia, und sagt, es sey ein gewisses Zeichen, daß die Dinge, welche in einem Lande, nach dem Laufe der Natur, nicht wachsen, sondern mit vieler Kunst gepflanzet, und anderswo hergeholet werden müssen, den Einwohnern dieses Landes wo nicht schädlich, doch auch nicht sonderlich nützlich sind." Folglich benimmt es der Erde ihre paradisischen Eigenschaften nicht, wann sie etwan kein Korn trägt, und die Dinge nicht von sich selbst hervorbringet, die wir durch grosse Arbeit wachsen machen. Sie ist nicht schuldig, um den herrlichen Namen eines Paradieses zu verdienen, diejenigen Dinge, die uns Mühe kosten, ohne unser Zuthun zu tragen: wir sind vielmehr, wann diese Dinge nicht bey uns, wie das Gras wachsen, verbunden, zu schliessen, sie würden uns, wo nicht schädlich, doch nicht gar gesund seyn, und unsere Arbeit einzustellen. So will es der Herr Professor haben, und daraus,

deucht mich, folget ungezwungen, daß, nach seinen eigenen Lehren, die Welt noch ein vollkommenes Paradies, und also nicht verändert sey.

II. Hiernächst bitte ich Ew. Hochwohlgebohren wohl zu merken, daß der Herr Professor Manzel nicht alle Arbeit und Bemühung der Menschen, der Natur in Hervorbringung nüzlicher Dinge zu helfen, aus seinem Paradiese verbanne; er will nur, die Arbeit soll mit Lust geschehen. Es kömmt also gar nicht darauf an, ob die Mühe an sich groß oder klein ist; denn so wahr dasjenige ist, was der Clitipho beym Terentius sagt:

Nulla est tam facilis res, quin difficilis fiet
Quam invitus facias. . . . . *)

so unstreitig ist auch das gemeine Sprichwort:

Lust und Liebe zum Dinge
Macht all' Arbeit geringe.

Wenn demnach auch gleich die Erde so beschaffen wäre, daß wir nicht einmal, um unsern Hunger zu stillen, Eicheln und wilde Aepfel, und, zu Löschung unsers Durstes, Wasser finden könnten, ohne eine Bemühung, die ungleich gröſſer, als diejenige ist, welche der Ackerbau erfordert:

*) Heautont. Act. IV. Sc. 4.

so könnte sie doch, nach des Herrn Professor Manzels Meynung, ein Paradies genennet werden, wenn nur der Mensch diese Arbeit mit Luß vernichtete. Da nun, wann dieses nicht geschicht, die Schuld dem Menschen, und nicht der Erde, beyzumessen ist: so sieht man klärlich, daß die Erde, darum, daß sie nicht alles, was wir brauchen, ohne unsere Bemühung hervorbringet, auch nach des Herrn Manzels Meynung nicht aufhöre, ein Paradies zu seyn, wie sie, nach der Absicht Gottes hat seyn sollen. Daß wir in diesem Paradiese nicht vergnügter leben, als wir thun, das haben wir niemand, als uns selbst, zu danken. Laß es seyn, daß wir vor diesem vergnügter gewesen: die Ursache, daß wir jetzo so vielem Verdruß unterworfen sind, ist nicht in einer Veränderung der Erde zu suchen; es müßte auf solchen Fall unsere eigene Natur verändert seyn. Dieses glaubt der Herr Professor Manzel: Allein ich weiß nicht, ob er diese in uns vorgegangene Veränderung durch eine Verschlimmerung der Erde, die er noch nicht bewiesen hat, und die selbst mit seinen eigenen Sätzen streitet, beweisen kann.

Der Herr Professor Manzel fügt den Gründen, von welchen ich bishero gehandelt habe, noch ei-

nige andere bey; die aber nicht von gleicher Stärke seyn müssen, weil der Herr Professor sagt: Ein jeder absonderlich beweise nicht viel; aber zusammen genommen, wären sie nicht sonder Kraft. Ew. Hochwohlgebohren mögen urtheilen, ob viel besonders daran seyn könne, da der Herr Professor selbst sie denen vorigen, die doch von Herzen schlecht waren, nicht einmal gleich achtet. Jedessen will ich doch sehen, was diese neuen Argumente zu bedeuten haben.

Das erste in der Ordnung ist hergenommen von dem Unterscheide der wilden und zahmen Thiere. „Es sey nicht glaublich," meynt der Herr Professor, (§. 33.) „daß derselbe vom Anfang der Welt her gewesen sey; sondern es sey vielmehr zu glauben, daß Gott in der Schöpfung den Thieren einerley Natur gegeben habe: Daher dann zu schliessen, daß der jetzige Unterscheid aus Noht und menschlicher Kunst entstanden sey; damit der Mensch, nachdem er die allgemeine und unumschränkte Herrschaft über die Thiere verlohren, doch die zahm gemachten zu seinem Gebrauche fertig hätte. Dieses alles," fährt er (§ 34.) fort, „würde noch mehr bestärket durch die Betrachtung der wilden und zahmen Thiere; denn man

fände alle Arten der zahmen Thiere auch unter den wilden, zum deutlichen Zeichen, daß sie durch Kunst aus denselben hergeleitet sind."

Ich habe hiebey vieles zu erinnern; doch will ich nur folgendes anmerken.

I. Wenn der Herr Professor Manzel mit dieser Betrachtung der zahmen und wilden Thiere etwas hätte beweisen wollen: so wäre es nöthig gewesen, uns die Ursachen zu melden, warum es ihm unglaublich vorkömmt, daß der Unterscheid unter diesen Thieren so alt als die Welt sey; oder warum er für wahrscheinlich hält, daß Gott den Thieren nothwendig einerley Natur gegeben haben müsse. Er muß dieses nicht als eine unstreitige Wahrheit voraussetzen.

II. Hätte der Herr Professor sich deutlicher erklären müssen, was er durch seine Gleichheit der Natur (una aequalique natura) verstehe. Will er, daß Gott den Thieren gleiche Eigenschaften, gleiche Neigungen, eine gleiche Gestalt solle gegeben, und einerley Nahrung verordnet haben: so begehrt er etwas, das im höchsten Grade ungereimt ist; indem dieses eben so viel heissen würde, als wenn man sagen wollte, Gott habe nicht so vielerley Art von Thieren erschaffen sollen. Denn

Thiere von unterschiedener Art haben eine unterschiedene Natur. Will er aber nur so viel sagen, Gott habe die Thiere entweder alle wild, oder alle zahm erschaffen müssen: so begeht er eine vollständige petitionem principii, wann er daher schliesset, der Unterscheid unter wilden und zahmen Thieren könne nicht von Gott seyn.

III. Gott hat seine Geschöpfe dergestalt vervielfältiget, daß man die Arten derselben kaum alle zählen kann. Man darf sich also nicht wundern, daß die Thiere hiervon nicht ausgenommen sind. Ich glaube euch nicht, daß der Herr Professor Manzel sich an den vielen unterschiedenen Arten der Thiere stösset: Allein, warum kömmt ihm dann der geringe Unterscheid unter den wilden und zahmen Thieren so wunderlich vor, daß er selbigen lieber für eine Folge eines gewaltsamen Zufalles, als für eine aus der unterschiedenen Natur der Thiere fliessende Sache ansehen will?

Man ist nicht schuldig, dem Herrn Manzel von dem Unterscheide der wilden und zahmen Thiere die geringste Ursache zu geben. Die Scrupel, die er sich darüber macht, kommen nicht viel besser heraus, als wenn einer sich den Kopf zerbrechen wollte: Warum doch die Schwalbe ihr Nest an

den Häuſern, und der Adler ſeines, wie die Schrift redet, auf dem Felſen baue? Man begnügt ſich, in dieſem Fall, zu ſagen, die Natur dieſer Thiere bringt es ſo mit ſich; und es iſt kein Zweifel, daß der Herr Profeſſor eben ſo antworten würde. Er könnte es alſo nicht übel nehmen, wenn man ihm, auf eben die Art, durch alle ſeine tiefſinnigen Gedanken über den Unterſcheid der wilden und zahmen Thiere, einen Strich machte. Allein ich glaube nicht, daß man dieſes nöthig habe, wann eine Erklärung des Unterſcheides unter denen wilden und zahmen Thieren gefordert wird.

Man kann, deucht mich, mit der größten Wahrſcheinlichkeit ſagen, daß ein jedes Thier, nach der Beſchaffenheit ſeiner Natur, diejenige Nahrung ſuche, welche ihm die geſundeſte iſt. Dieſe Nahrung finden einige in der Wildniß, andere füglicher, wenn ſie ſich zu dem Menſchen halten. Dieſe nennet man zahme, jene wilde Thiere.

Der beſtändige Umgang der zahmen Thiere mit dem Menſchen, nebſt dem Guten, welches ſie von demſelben genieſſen, machet, daß ſie nicht vor ihm fliehen; und da diejenigen Thiere, welche ihre Nahrung auf dem Felde ſuchen, einestheils

den Menſchen ſelten ſehen, und anderntheils von ihm verfolget werden: ſo iſt es kein Wunder, daß ſie denſelben, theils als ein ihnen ungewohntes, theils aber als ein gefährliches Thier, fliehen. Zu geſchweigen, daß viele wilde Thiere ſo geartet ſind, daß der Menſch keine groſſe Urſache hat, ſich nach ihrer Geſellſchaft zu ſehnen, und alſo dieſelben ja ſo ſehr, als ſie ihn, meidet.

Gleichwie nun die Gewohnheit leicht zur andern Natur wird: ſo iſt es nicht zu verwundern, daß diejenigen Thiere, welche wir wild nennen, ſo ſchwer von ihrer Lebensart abzubringen ſind, und ihre Freyheit ſo herzlich lieben; hergegen die zahmen den Menſchen ungerne und ſelten verlaſſen. Indeſſen, da die Liebe dieſer letzten Art Thiere zu dem Menſchen ſich auf die Wohlthaten, die ſie von ihm empfangen; der Abſcheu aber vor der Geſellſchaft des Menſchen, den wir an den wilden Thieren wahrnehmen, ſich theils auf die Verfolgung, ſo ſie von ihm ausſtehen, theils darauf gründet, daß ſie ſeiner nicht bedürfen: ſo begreift man auch leicht, woher es komme, daß, wann der Menſch ſeine Gutthätigkeit gegen die zahmen, und die Verfolgung der wilden Thiere

einſtellet, und ihnen Gutes thut, jene wild, und dieſe zahm werden.

Hieraus folget aber nun, daß der Unterſcheid unter den wilden und zahmen Thieren nicht ſo groß ſey, daß er uns bedenklich fallen, oder Anlaß geben könne, zu denken, er gründe ſich auf eine gewaltſame Veränderung der Natur. Man kann mit Händen greifen, daß er eine natürliche Folge der unterſchiedenen Natur der Thiere iſt. Da nun auch im Stande der Unſchuld unterſchiedene Arten von Thieren würden geweſen ſeyn, ſo iſt kein Zweifel, daß, wenn auch der Menſch nicht geſündiget hätte, ſich einige Thiere würden zu ihm gehalten, einige aber ſeinen Umgang gemieden haben.

IV. Wann ich demnach erwege, was doch wohl den Herrn Profeſſor Manzel bewogen habe, zu ſagen, es ſey nicht glaublich, daß Gott in der Schöpfung dieſen Unterſcheid unter zahmen und wilden Thieren gemacht habe: ſo finde ich, daß es nicht eine aus dieſem Unterſcheid fließende, ungereimte, und der Natur der Dinge zuwider laufende Folge ſey. Die Erde und die ganze Welt bleibt wohl ein Werk, deſſen ſich die Gottheit nicht zu ſchämen hat; es ſey nun, daß alle Thiere

wild oder zahm, oder einige zahm, andere wild erschaffen. Der Scrupel, den der Herr Professor sich machet, rühret aus unterschiedenen Vorurtheilen her. Er bildet sich ein, alles, was in der Welt ist, sey um des Menschen willen erschaffen: er glaubt, der Mensch müsse alles, was er braucht, ohne sonderliche Mühe bekommen können. Daher hat er geschlossen, Gott habe dem Menschen eine unumschränkte Herrschaft über die Thiere gegeben, und diesen ich weiß nicht was vor eine tiefe Ehrerbietung gegen ihren Herrn eingepräget. Sie konnten also unmöglich wild seyn: da man es aber nun anders befindet: so ist es kein Wunder, daß der Herr Professor aus dem heutigen Unterscheide unter wilden und zahmen Thieren eine grosse Veränderung in der Natur muhtmaßet. Wenn man aber nun zeiget, daß diejenigen Sätze, auf welche diese Muhtmaßung sich gründet, falsch sind: so verliehrt das Argument des Herrn Professors alle seine Kraft. Ich halte dieses für etwas gar leichtes.

V. Denn der Satz, daß alles um des Menschen willen erschaffen sey, ist unerweislich. Ich finde nichts an dem Menschen, das mich bewegen könnte, dieses zu glauben; und die Vernunft hält

dieſe Einbildung für einen Stolz, der unerträglich iſt. Die gröſten Weltweiſen haben allemal darüber gelachet. Non nos cauſa mundo ſumus, ſagt Seneca, *) hiemem aeſtatemque referendi: ſuas iſta leges habent, quibus divina exercentur. Nimis non ſuſpicimus, ſi digni nobis videmur, propter quos tanta moveantur. Niemand hat aber mehr wider dieſe lächerliche Einbildung geeifert, als der vortreffliche Montaigne. Qu'il me faſſe entendre, ſagt er, **) par l'effort de ſon diſcours ſur quels fondemens il a bâty ces grands avantages, qu'il penſe avoir ſur les autres creatures. Qui lui a perſuadé, que ce branle admirable de la voûte celeſte, la lumiere éternelle de ces flambeaux roulans ſi fierement ſur ſa tête, les mouvemens épouvantables de cette mer infinie, ſoyent établis et ſe contiennent tant de ſiecles pour ſa commodité et pour ſon ſervice? Eſt-il poſſible de rien imaginer ſi ridicule, que cette miſerable et chetive Creature, qui n'eſt pas ſeulement mai-

*) De Ira lib. II. cap. 27.

**) Eſſais de Montaigne Liv. II. Chap. 12.

treſſe de ſoi, expoſée aux offenſes de toutes choſes, ſe dite maitreſſe et emperiere de l'Univers? du quel il n'eſt pas en ſa puiſſance de connoitre la moindre partie, tant s'en faut de le commander? Et ce privilege qu'il s'attribue d'être le ſeul en ce grand bâtiment qui ait la ſuffiſance d'en reconnoitre la beauté et les pieces, ſeul qui en puiſſe rendre grace à l'architecte, et tenir compte de la recepte et miſe du monde, qui lui a ſcellé ce privilege? qu'il nous montre lettres de cette belle et grande charge. Ont elles été octroyées en faveur des ſages ſeulement? Elles ne touchent guere de gens. Les fous et les méchans ſont ils dignes de faveurs ſi extraordinaires? et étant la pire piece du monde, d'être preferé à tout le reſte? en croirons nous celui-la? Quorum igitur cauſa quis dixerit effectum eſſe mundum? Eorum ſcilicet animalium, quae ratione utuntur. Hi ſunt Dii et homines, quibus profecto nihil eſt melius. (*Cicero de Nat. Deorum Lib.* 2.) Nous n'aurons jamais aſſes bafoué l'impudence de cet accouplage. Mais pauvret qu'a-t'il en ſoi digne d'un tel avantage?

Wann Ew. Hochwohlgebohren wollen, ſo kön-

nen

nen Sie bey Mr. Bayle *) noch mehr unauflösliche Einwürfe wider dieses Vorurtheil antreffen, durch welches sich der Herr Professor Manzel hat verführen lassen.

VI. Ueberdem wäre es insonderheit noch eine Frage: ob die Thiere zu des Menschen Nahrung bestimmet sind? Man zanket sich noch: ob die Menschen vor der Sündfluht Fleisch gegessen haben? Es ist also um so viel mehr zweifelhaft, ob sie es im Stande der Unschuld gethan haben würden. Mir kömmt es nicht wahrscheinlich vor; weil ich nicht begreife, was eine so vollkommene und heilige Creatur, als der erste Mensch gewesen seyn soll, an der Ermordung der armen Thiere vor Vergnügen sollte gefunden haben. Ich bin zwar kein Pythagoräer, und gestehe gerne, daß ich lieber einen gebratenen Capaun, als trocken Brodt esse; aber ich glaube doch, daß es unserer Gesundheit weit zuträglicher seyn würde, wenn wir kein Fleisch ässen. Ich kann nicht leugnen, daß mir die Aufführung der Bramanen in Indien weit erträglicher vorkömmt, als der Unsinn un-

*) Continuation des Pensées diverses sur la Comete T. I. §. 56.

ſerer Jäger. Wer viel mit Blut umgehet, wird blutgierig, und wer ſich erſt angewöhnet hat, die Thiere ohne Erbarmen zu morden und zu quälen, dem kann mit der Zeit die Luſt ankommen, es mit Menſchen eben ſo zu machen. Derjenige Weltweiſe, der, wie uns Seneca *) berichtet, dafür gehalten hat, crudelitatis fieri conſuetudinem, ubi in voluptatem adducta eſſet laceratio, hat demnach ſehr vernünftig geredet. Und es iſt glaublich, daß die Menſchen, nach ihrer groſſen Weisheit, eben ſolche Gedanken gehabt, und ſich vor einer ſo böſen Gewohnheit gehütet haben. Es war alſo nicht nöhtig, daß die Thiere von Natur ſo zahm waren, daß ſie der Menſch greifen konnte, wann er wollte. Er bedurfte ihrer nicht.

VII. Geſetzt aber, er hätte ihrer bedurft; war es darum nöhtig, daß alle Thiere ganz zahm waren? Ich habe ſchon gewieſen, daß es ungereimt ſey, zu glauben, der erſte Menſch habe diejenigen Dinge, die ihm zur Nahrung dienen, ohne alle Bemühung haben können. Es iſt alſo offenbahr, daß es ſeiner Ehre nicht zu nahe geweſen, ein

*) Ep. 108.

Thier, das er eſſen wollte, zu fangen. Wer hieran zweifelt, der hängt ſeiner Phantaſie noch mehr nach, als der bekannte Cyrano Bergerac in ſeiner Voyage de la Lune. Denn ob dieſer Scribent gleich dichtet, die Lerchen wären gebraten auf die Erde gefallen: ſo giebt er doch zu verſtehen, daß man ſie erſt ſchieſſen müſſen. Il demanda à mon guide, ſi je voulois une douzaine d'allouettes - - - a peine eus-je répondu, qu'ouy, que le chaſſeur dechargea un coup de feu et vingt ou trente allouettes tomberent à nos pieds toutes roſties. *) Einer aber, der von keinen wilden Thieren im Stande der Unſchuld wiſſen will, kann mit gebratenen Lerchen nicht zufrieden ſeyn: ſein erſter Menſch iſt noch nicht glücklich genug, ſo lange er nach denſelben gehen, und ſie ſchieſſen muß. Es ſtehet demnach ein ſolcher in groſſer Gefahr, endlich gar auf die Thorheit zu verfallen, daß er glaubt, die Lerchen, Haſen, Rebhüner u. d. gl. wären dem erſten Menſchen geſpickt und gebraten ins Maul geflogen.

VIII. Was der Herr Profeſſor Manzel von

*) S. les Oeuvres de Cyrano Bergerac Tom. I. p. 362.

der unumschränkten Herrschaft des Menschen über die Thiere allhier einmischet, das verdienet fast keiner Anmerkung, weil es aus der Offenbahrung entlehnet ist. Aber ich möchte doch wohl wissen, ob der Herr Professor sich recht im Ernst bereden könne, daß diese Herrschaft, auch nach dem Begriffe, den uns die Investituracte, welche wir beym Moses finden, davon giebt, mit dem Unterscheide unter wilden und zahmen Thieren nicht bestehen könne? Ich zweifele daran um so viel mehr, weil er selbst, (§. 51.) da er uns lehret, wie sich der Mensch im Stande der Unschuld würde genähret haben, sagt, der Mensch würde, kraft seiner Herrschaft über die Thiere, wilde Thiere, Vögel und Fische gefangen und gegessen haben, jure dominii occuparunt FERAS, volucres et pisces. Fera heißt aber in meinem Donat ein wildes Thier.

Gesetzt nun, er verträgt sich mit ihm selbst, und bleibt bey der Meynung, die ich ihm kaum zutraue: so muß er glauben, daß Ihro menschliche Majestät in dem Stande ihrer Vollkommenheit ihre vierfüßigen Unterthanen so weislich zu regieren, und dergestalt in Ordnung zu halten gewußt, daß, wie der Prophet sagt, die Wölfe bey den

Lämmern geweidet, und die Pardel bey den Böcken gelegen; ein kleiner Knabe Kälber, junge Löwen und Mastvieh mit einander getrieben; daß Kühe und Löwen an einer Weide gegangen, ihre Jungen bey einander gelegen, und Löwen Stroh gefressen, wie die Ochsen. *)

Er muß glauben, daß Gott den Thieren nicht die geringste Begierde, ihr Leben zu erhalten, und äusserliche Gewalt und Nachstellung zu fliehen, eingepräget habe; sondern daß die Vögel sich mit Händen greifen lassen, oder der Mensch, wann er Lust bekommen, einen gebratenen Hasen zu essen, nur etwan, wie die Lapländer es mit ihren Rennthieren machen, in ein Horn stossen dürfen, worauf dann so gleich eine Menge dieser furchtsamen Creaturen herzu gelaufen, aus welcher sich der Mensch die fettesten aussuchen können. Er muß glauben, daß die Katze im Paradiese nicht gemauset, und alle Raubvögel und Thiere allererst nach dem Fall diese, andern Geschöpfen so nachtheilige, Natur bekommen haben.

Er muß glauben, daß der Bär ihm das Fell

*) Jes. XI, 6. 7.

habe über die Ohren ziehen laſſen, ohne einmal zu brummen, und der Löwe nicht einmal die Zähne gewieſen, wann ſein allergnädigſter König und Herr ihm zum Zeitvertreib den Bart gerupfet. Kann er nun dieſes alles verdauen, ſo muß man ſeinen Magen bewundern, und ich begehre mit ihm nichts zu thun zu haben. Ich halte ihn für unüberwindlich.

IX. Noch eins. Es iſt bekannt, daß man heutiges Tages dem Menſchen noch eine Herrſchaft über die Thiere beygeleget, und zwar nicht ohne allen Grund; denn diejenigen, welche dieſes thun, haben Sprüche aus der Bibel vor ſich. Der Menſch war ſchon lange gefallen, als Gott zu Noah und den Seinen ſagte: Euer Furcht und Schrecken ſey über alle Thiere; und eine gute Zeit hernach eignete der König David dem Menſchen eine Herrſchaft über die Thiere zu, die gewiß nicht gröſſer ſeyn kann. *) Ich glaube nicht, daß der König David, und diejenigen, welche ſich auf ihn berufen, von dem Unterſcheide der wilden und zahmen Thiere nichts ſollten gewußt

*) Pſ. VIII, 7. u. folg.

haben. Man muß alſo geſtehen, daß dieſer Unterſcheid die Herrſchaft, ſo dem Menſchen über die Thiere zukömmt, nicht aufhebe.

Will man mir nun hier einwerfen, der Unterſcheid unter den wilden und zahmen Thieren hebe zwar die Herrſchaft des Menſchen über dieſelben nicht gänzlich auf; ſchmählere ſie aber doch merklich: und ſey alſo der Herr Profeſſor Manzel gar wohl befugt, aus dieſem Unterſcheide eine Veränderung des urſprünglichen Zuſtandes der Menſchen zu muhtmaſen; ſo antworte ich: Daß, wenn ich das, was Gott zu Noah geſagt, und die Worte Davids gegen diejenigen halte, mit welchen Gott dem erſten Menſchen die Herrſchaft über die Thiere aufgetragen hat, ich nicht finde, daß dieſelben von mehrerm Nachdrucke ſind, als das, was nach dem Fall von dieſer Herrſchaft geſagt worden.

X. Hieraus ſchlieſſe ich nun ferner, daß wir die Herrſchaft, die uns Gott in der Schöpfung über die Thiere gegeben hat, noch haben. Gleichwie nun aber unſere Herrſchaft nicht weit her, und ſchon ſo viele tauſend Jahre mit dem Unterſcheide unter wilden und zahmen Thieren gar wohl beſtanden iſt: ſo kann man dieſes auch von

der Herrſchaft, die Adam gehabt hat, mit allem Rechte ſagen.

Unſere Herrſchaft über die Thiere beſtehet, wie es die Erfahrung giebt, in nichts anders, als in der Macht, uns derſelben nach Belieben zu bedienen; den Thieren aber ihr Recht unbenommen, ſich nach ihrem beſten Vermögen vor unſern Nachſtellungen zu hüten, und wider Gewalt zu wehren. Ich ſollte nicht meynen, daß in der Welt ein Menſch zu finden ſey, der mir dieſes widerſtreiten ſollte. Es iſt glaublich, daß alle diejenigen, welche dem Menſchen nach dem Falle eine Herrſchaft über die Thiere beylegen, nichts anders, als die jezt gemeldete Befugniß, dadurch verſtehen: haben dieſe Herren höhere Begriffe von unſerer Majeſtät, ſo ſollte es mir ihrentwegen leid ſeyn. So bald ſie unſere Herrſchaft für eine eigentliche und wahre Herrſchaft über die Thiere halten; ſo frage ich:

. . . Si vers les autres ſourds,
L'ours a peur du paſſant ou le paſſant de l'ours
Et ſi ſur un Edict des Paſtres de Nubie
Les Lions de Barca vuidoient la Lybie. *)

*) Boileau Sat. VIII.

Wer dieſe Frage nicht mit einem deutlichen Ja beantworten kann, und doch von unſerer Herrſchaft über die Thiere, ich weiß nicht was für ſterben Sachen, ſchwatzet, der verdienet, daß man ihn auszischet. Und für dieſen Schimpf kann ihn kein Spruch aus der Bibel ſichern. Ich geſtehe, wir werden in der Schrift Herren der Thiere genennet: allein die Ehrerbietung, welche wir den von Gottes Geiſt getriebenen Männern ſchuldig ſind, verbindet uns, ihre Worte ſo zu erklären, daß dieſelbe dem klaren Augenſchein und der Erfahrung nicht entgegen. Thun wir dieſes nicht, ſo geben wir den Ungläubigen Gelegenheit, über uns und unſere Bibel zu lachen.

Ich glaube demnach, daß in den Stellen der Schrift, in welchen dem Menſchen eine Herrſchaft über die Thiere beygeleget wird, eine Hyperbele ſtecke, und nichts anders durch dieſe Herrſchaft verſtanden werde, als die Freyheit, die Thiere zu unſerm Nutzen zu gebrauchen: doch mit dem Bedinge, wenn wir ihrer mächtig werden können. Wer andere Gedanken hat, der widerſpricht der Erfahrung. Denn es iſt gar zu offenbar, daß die Thiere dem Menſchen ſchlecht ehren; ſie kehren ſich wenig an ihn. Die Gewalt, die wir über ſie

haben, die haben ſie über uns. Der Haaſe läuft vor uns, und wir vor dem Löwen: wir eſſen die Schafe, uns frißt Wolf, Bär und Tiger; und dieſe mächtigen und grimmigen Thiere fürchten wir ja ſo ſehr, als die ſchwächern Thiere uns. Würden demnach dieſe uns an Macht ſo ſehr überlegenen Thiere uns, wenn ſie könnten, nicht von Herzen auslachen, wenn ihnen die hochmüthigen Einfälle, womit wir uns beluſtigen, bekannt wären?

Und in der That iſt es lächerlich, daß ein ſo ohnmächtiges Thier, als der Menſch iſt, ſich mit dergleichen ſüſſen Einbildungen ſchmeichelt. Bald iſt des Seufzens über unſer Elend kein Ende, bald kennen wir uns ſelbſt nicht, und thun ganz majeſtätiſch. Ich finde darinnen keine Vernunft, und begebe mich gerne des Theils, ſo mir von der eingebildeten Herrſchaft über die Thiere zukommen kann.

Ich ſage mit dem pariſiſchen Medico, Guillaume Lami. Pour moi, à mon égard, je n'ay aucune part à l'Empire, que l'homme pretend ſur l'Univers. Les Chiens me mordent, ſi je n'y prend garde: je n'oſe paſſer un bois, quand je ſcay, qu'il y a des loups, à peine me croy-je en ſureté, quand je voy des Lions enchaines.

Les boeufs mêmes dans les ruës de Paris me donnent de la crainte, et pour les laiſſer paſſer je me range fort promptement dans une boutique. En hyver je tremble, quand je n'ay point de feu. En Eté je brûſe, ſi je ne cherche l'ombre et le frais. En un mot, je trouve, que le Ciel, les Elemens, et les animeaux, loin de m'obeir, me ſont la guerre. Je penſe même qu'ils ne ſont gueres plus ſoûmis a Meſſieurs nos Antagoniſtes, et je voudrois par curioſité voir un de ces Docteurs, avec ſes pompeux ornemens, au milieu de cinq ou ſix matins bien animez, à qui il oppoſeroit ſon ſuperbe titre de Roy. Je prendrois plaiſir à remarquer dans cette conjoncture le reſpect, qu'ils auroient pour ſa Majeſté. *)

Wer dieſe Worte des franzöſiſchen Medici wohl überleget, der wird deutlich begreifen, daß ſie nichts, als unſtreitige Wahrheiten, in ſich faſſen, und daß es alſo nöhtig ſey, die Schriftſtellen, in welchen dem Menſchen eine Herrſchaft über die

*) Mr. Bayle Continuation des Penſees diverſes ſur la Comete T. I. §. 60.

andern Thiere zugeeignet wird, so zu erklären, als ich schon gesagt habe. Thut man nun dieses in Ansehung der Stellen, in welchen der Mensch nach dem Fall ein Herr der Thiere genennet wird: so darf man sich auch kein Gewissen machen, die Worte, mit welchen Gott dem Menschen vor dem Fall eine Herrschaft über die Thiere gegeben hat, eben so zu verstehen, und zu glauben, Adam habe die unbegreifliche Hoheit, die wir ihm beylegen, nicht gehabt; sondern sich mit der Freyheit, die Thiere zu fangen und zu essen, begnügen müssen.

Diese Freyheit aber haben wir noch; die wird uns durch den Unterscheid unter wilden und zahmen Thieren nicht beschnitten. Folglich hat er auch zu den Zeiten Adams Statt haben können; und wir thun übel, wenn wir uns darum, daß einige Thiere wild und andere zahm sind, einbilden, unser Zustand und die Natur der Thiere sey durch einen gewaltsamen Zufall verändert.

Ew. Hochwohlgebohren verzeihen mir, daß ich so weitläuftig gewesen bin: Ich will mich bessern, und von dem folgenden Argument mit kurzem meine Meynung sagen.

Der Herr Professor Manzel sagt: (§. 35.)

„Der Unterſcheid, den man in Anſehung der Statur unter den Menſchen wahrnimmt, ſey auch kein ſchlechter Beweis (haud leve argumentum) unſerer verlohrnen Herrlichkeit: indem kaum zu glauben ſey, daß Gottes Abſicht in der erſten Schöpfung nicht ſollte geweſen ſeyn, daß die Menſchen an Bildung und Länge einander gleich wären. (forma, figura et ſtatura aequales eſſent futuri)"

Ich habe verſprochen, meine Meynung von dieſem Argumente zu ſagen: allein die Hochachtung, welche ich gegen den Herrn Profeſſor Manzel hege, verbietet mir, Ew. Hochwohlgebohren zu melden, was ich dabey denke. Nur möchte ich wiſſen, ob der Herr Profeſſor wohl meynet, daß es viel zu unſerer Vollkommenheit beytragen würde, wenn ſein und mein Bart von einer Farbe, und er etwan zwey oder drey Finger breit kürzer, oder ich ſo viel länger wäre. Ich glaube, er meynt, Gott ſey in Verfertigung der erſten Menſchen eben ſo lecker geweſen, als unſere Fürſten in ihren Werbungen, welche wollen, daß alle ihre Soldaten von gleicher Länge ſeyn ſollen. Man müßte ſich auf ſolchen Fall hüten, dieſe ein wenig gar zu genaue Beobachtung der Ordnung als

unnütze anzusehen. Unsere Prinzen tragen auch in diesem Stücke das Bild der Gottheit an sich. Gott aber und die Natur thun, wie bekannt, nichts unnöthiges. Jedoch ich eile zu dem, was folget.

Der Mensch, meynt der Herr Manzel, (§. 35.) sey so vielen Krankheiten unterworfen, und verfalle nicht selten in selbige, ohne alle seine Schuld, ja sehr oft durch ein sehr geringes Versehen, welches er doch nicht anders, als aus dem Erfolge, und das kaum, erkennen könne. Ja, was das allerklägliche, so könne er, sich selbst gelassen, keine Mittel wider seine Krankheiten finden; da hergegen die Thiere in ihrer Freyheit gar selten krankten, oder wenn sie ja gewaltsamer Weise verletzet würden, sich bald, nach Anleitung ihrer Natur, zu helfen wüßten. Von unsern Affecten, fährt er fort, wolle er nicht einmal erwehnen: doch wären sie ein deutliches Zeichen unserer Unglückseligkeit, indem es nicht in unserm Vermögen sey, dieselben zu bändigen.

Wenn Ew. Hochwohlgebohren sich erinnern, was ich bey demjenigen Argumente, welches der Herr Professor Manzel (§ 25.) von dem Elende des Menschen hergenommen, angemerket habe:

ſo werden ſie ſchon vorher ſehen, daß ich hier nicht viel mehr zu erinnern habe. Was der Herr Manzel hier ſchreibt, das hat ſchon ſeine Abfertigung. Denn wenn aus dem Elende des Menſchen überhaupt nicht zu ſchlieſſen iſt, daß er vor dieſem vollkommner und glücklicher geweſen: ſo kann auch die Betrachtung der Krankheiten inſonderheit uns nicht bewegen, dieſes zu denken. Indeſſen, da ich mir in dieſen wiederholten Klagen über das menſchliche Elend einige ungegründete Sätze, welche ich noch nicht widerleget habe, zu erblicken einbilde: ſo will, mit Ew. Hochwohlgebohren Erlaubniß, noch folgendes hinzuſetzen.

1. Heißt es nichts, wann der Herr Profeſſor, um das menſchliche Elend einer Strafe ähnlicher zu machen, ſagt: der Menſch falle öfters ohne ſeine Schuld in Krankheiten. Ich weiß wohl, daß er hierinn ſo gar unrecht nicht hat. Denn die anſteckenden Seuchen, als Peſt, Fleckenfieber, Pocken, Maßern u. ſ. w. ſind Krankheiten, die wir uns durch unſere Schuld nicht zuziehen: allein dieſe Krankheiten ſind es nicht, die uns unglücklicher machen, als die Thiere. Auch die Schafe haben ihre Pocken, und die Kühe ſterben auch an einer Art von Peſt.

Man kann also aus diesen Krankheiten nicht schliessen, es müsse sich was sonderliches zugetragen haben, wesfalls uns Gott so züchtige: Eben so wenig, als man aus den Krankheiten der Schafe und Kühe schliesset, daß die ersten Thiere dieser Art durch eine Uebertretung ihre ursprüngliche Glückseligkeit verlohren haben.

Es muß demnach der Herr Professor das, was er sagt, von Krankheiten wahr machen, die uns eigen sind, und unsern Zustand elender machen, als den Zustand der Thiere. Und dieses halte ich für unmöglich. Denn ich bin versichert, daß die vielen Krankheiten, denen wir unterworfen, nichts, als Früchte unserer Unmäßigkeit und anderer Laster, nicht aber ein Zeichen sind, daß unsere Natur durch einen gewaltsamen Zufall verändert worden. Je höher wir in das Alterthum hinauf steigen, je weniger Krankheiten finden wir, und die Historie lehret uns, daß diese sich bey allen Völkern eingefunden und gemehret haben, nachdem die Schwelgerey und Unmäßigkeit eingerissen und gewachsen ist. So lange die Menschen ihrer Natur folgten, und nicht mehr assen und tranken, als diese erforderte, hatten sie nicht Ursache, sich über ihren Zustand zu beschweren; aber da sie anfingen

gen, lecker zu werden, und, mehr ihren Geſchmack zu vergnügen, als ihren Hunger zu ſtillen ſuchten, verdarben ſie ihre Geſundheit, und

- - - macies et nova febrium
Terris incubuit cohors. *)

Die aſiatiſchen Völker empfanden die Folgen dieſer Thorheit eher, als die Europäer, und unter dieſen waren die Griechen ſchon lange in das Elend verfallen, welches aus der Unmäßigkeit entſtehet, als die Römer anfingen, ihren und der aſiatiſchen Völker Sitten nachzuahmen, und, nebſt andern Künſten, auch die Kunſt, ſich durch ein unmäßiges Leben ungeſund zu machen, zu erlernen.

Unſere Vorfahren haben ſich noch länger, als die Römer, in ihrer alten Unſchuld erhalten, und waren alſo auch viel geſunder, als wir. Es iſt noch nicht über tauſend Jahr, daß ein Medicus in Deutſchland ſchmal würde haben heißen müſſen: und vielleicht würden wir der Aerzte noch eben ſo wohl, als damals, entrathen können, wenn nicht die ſo genannten Seelenärzte, nebſt ihrem Catechismus, auch die bis dahin uns unbekannten Laſter der Chriſten bey uns eingeführet, und alſo

*) Horatius Lib. I. Od. 3.

den Aerzten Gelegenheit gegeben hätten, auch bey uns etwas zu verdienen. Seit dem wir an unſern Seelen genesen, ſind wir an unſern Leibern krank worden. Und dieſe Krankheiten, denen wir unterworfen ſind, ſind nichts anders, als ſupplicia luxuriae, wie ſie Seneca *) nennet. Wir haben nicht Urſache, dieſelbe einer in unſerer Natur vorgegangenen Veränderung zu zuſchreiben. Man kann überhaupt von den Menſchen ſagen, was Seneca am angezogenen Orte von den Weibern inſonderheit ſchreibt; Non mutata hominum natura ſed vita eſt. Noch weniger darf man ſich über die Menge derſelben verwundern. Innumerabiles eſſe morbos non mirabere: equos numera, ſagt eben der Seneca, der ſchon vorher geſagt hatte: Multos morbos multa ſercula fecerunt.

Wer ſich im Eſſen und Trinken der Mäßigkeit befleißiget, und ſich vor Gram und Eifer hütet, der wird nicht nöthig haben, die Thiere zu beneiden, und über viele und ſchmerzhafte Krankheiten zu klagen. Und daß dieſes wahr ſey, das empfinden viele Völker, die wir wild und barbariſch

*) Epiſt. 95.

nennen. Die Hottentotten und Wilden in Canada erreichen ein hohes Alter, und wissen von keinen Krankheiten, die sie nicht, ohne grosse Weitläuftigkeit durch Hunger oder sonst vertreiben könnten. Selbst bey uns giebt es die tägliche Erfahrung, daß diejenigen Leute, welche ihre Armuht zur Mäßigkeit und Arbeit nöhtiget, von allen Krankheiten der Reichen oder der Faullenzer nichts wissen, und, wenn sie krank werden, sich durch die einfältigsten Hausmittel mit nicht viel mehr Mühe, als die Thiere, helfen. Man sehe unsere Bauren und Tagelöhner nur an; so wird man befinden, daß ich die Wahrheit sage. Wir erstaunen über die starke Natur dieser Leute, wann wir sehen, wie wenig sie sich in Krankheiten, die wir für die gefährlichsten halten, in Acht nehmen, und dieselben doch öfterer überstehen, als Leute von unserer Art.

Ein wenig Wein von der Apotheke geholet, ist dem Bauren so gut, als die beste Tinctur, die ein Doctor verordnen kann. Ihre Wunden achten sie so wenig, daß es schon sehr viel ist, wenn sie dieselbe mit ihrem eigenen Wasser, oder etwan mit Essig oder Brandtewein auswaschen, und etwas von alten Lumpen darum binden. Gemeiniglich

müſſen dieſelben von ſich ſelbſt zutrocknen, und wenn ſie auch ſo groß, daß der Herr Profeſſor Manzel und ich in ſolchem Fall zum Wundarzt unſere Zuflucht nehmen müßten. Der Bauer hat eine beſſere Haut zu heilen, als wir. Er weiß es, und bedauret dahero, wenn er ſich etwan mit einem Beil verletzet hat, mehr ſeinen Schuh oder Stiefel, als ſeinen Fuß.

Aus dieſem allen ſehen Ew. Hochwohlgeboh-ren, daß die Krankheiten, denen die meiſten Menſchen unterworfen ſind, nicht eine gewaltſame Veränderung unſerer Natur zum Grunde haben. Ich glaube, die alten Deutſchen waren ſo wenig im Stande der Unſchuld, als die wilden Völker, und unſere Bauren es jetzo ſind: und doch ſehen wir, daß ſie, wie unſere Bauren und die Wilden, von allem Ungemache frey geweſen ſind, ſo wir, nach des Herrn Manzels Meynung, darum empfinden, weil unſere erſten Eltern ihre Vollkommenheit verſcherzet haben. Mich deucht, man kann daraus ſchlieſſen, daß die Krankheiten nicht ſonderlich geſchickt ſind, dasjenige zu beweiſen, was der Herr Profeſſer damit beweiſen will.

II. Eben dieſes ſage ich von den Affecten, worauf ſich der Herr Profeſſor Manzel berufet.

Die Affecten sind zu unserer Erhaltung nöthig; und ein Mensch ohne Affecten oder Begierden würde einem Klotze nicht unähnlich seyn. Das Verlangen, gemächlich zu leben, genug zu haben, und von andern geehret zu werden, ist so natürlich, als die Begierde, seinen Hunger zu stillen, und seinen Durst zu löschen. Es ist dahero nicht zu muhtmaßen, daß Gott den Menschen ohne diese Neigungen erschaffen habe.

Soll dieses nicht wahr seyn, so gestehe ich gerne, daß ich von dem ersten Menschen mir keinen Begriff machen kann. Denn wann ich die Natur des Menschen betrachte, so scheinen mir diese Neigungen so nohtwendig aus seinem Wesen zu fließen, als die Ränder aus dem Wesen eines Zirkels. Ein Zirkel, der nicht rund ist, ist kein Zirkel, und ein Mensch ohne alle Affecten kann wohl etwas, aber nicht dasjenige Thier seyn, welches wir unter diesem Namen verstehen.

Der Mensch, wofern er leben soll, muß das Angenehme begehren, und das Unangenehme fliehen. Diese Eigenschaft aber ist die Quelle aller der Neigungen unsers Gemühtes, die wir unter dem Namen der Affecten begreifen. Daß der Mensch dieselben zu seinem Schaden gebrauchet,

das ist gewiß eine Unvollkommenheit; aber nicht eine solche Schwachheit, die nicht aus seiner ursprünglichen Beschaffenheit, sondern aus einem gewaltsamen Zufall, herrühren könnte. Ein Thier, das mit einem Verlangen nach Lust, und mit einem Abscheu vor Verachtung und Mangel begabet ist, kann leicht dieses Verlangen und diesen Abscheu so hoch treiben, daß es sich selbst schadet. Die Empfindung des Vergnügens ist eben darum, weil sie angenehm, sehr verführisch, und der Abscheu vor Verachtung und Mangel kann leicht in eine Begierde nach Ehre und Reichthum verwandelt werden. Diese Begierde ist aber die Mutter aller Ungerechtigkeit, und folglich alles Unglücks, welches das menschliche Geschlecht drücket. Man darf also die Ursache dieses Unglücks nicht ausser der Natur des Menschen suchen.

Alles nun, was man wider das, was ich hier sage, einwenden kann, ist dieses: Daß entweder der erste Mensch die Neigungen, welche ich als eine Quelle unsers Verderbens ansehe, nicht an sich, oder doch wenigstens die Kräfte gehabt habe, dieselben in gebührenden Schranken zu halten.

Auf den ersten Entwurf würde ich antworten: daß es auf solchen Fall unbegreiflich sey, woher

der Mensch diese Neigungen bekommen. Sich selbst konnte er sie so wenig als seine Wirklichkeit geben: daß sie ihm aber von dem, der ihn erschaffen, eingeblasen worden, kann einer, der mir diesen Einwurf macht, nicht sagen; und von einem andern Dinge, welches das Geschöpfe der allerhöchsten Kraft hätte ändern können, ist uns nichts bekannt.

Auf den andern Einwurf ist dieses meine Antwort: Daß es nicht minder schwer zu begreifen, wer dann dem Menschen diese Kräfte genommen habe. Der Mensch ist so erschaffen worden, daß die Erkenntniß seines wahren Nutzens seinen Begierden zum Gegengewichte gedienet. Ich bekenne, dieses ist ein herrlicher Zustand: aber ich begreife nicht, was den Menschen aus diesem Gleichgewichte habe bringen können. Warum ist er nicht darinn geblieben? Er hat entweder nicht gewollt, oder nicht gekonnt. Ist es das erste: so muß er, weil man ohne einen Bewegungsgrund nichts wollen, oder nicht wollen kann, eine Neigung in sich gehabt haben, welche dieses Nichtwollen in ihm gewirket; und dieses zeigt schon eine Uebermacht der Affecten an. Hat er nicht gekonnt, so ist es falsch, daß er die Kräfte gehabt hat, seine Begier-

den im Zaum zu halten. Spricht man: Er hat die Kräfte gehabt, aber auch zugleich die Freyheit ſich derſelben zu bedienen, oder nicht zu bedienen; ſo ſage ich, daß dieſe Freyheit allen Unterſcheid zwiſchen uns und dem erſten Menſchen aufhebet. Auch uns zwingen unſere Begierden nicht nothwendig zu Thorheiten. Wir haben noch das Vermögen, dieſelben entweder durch eine vernünftige Betrachtung unſers wahren Beſtens, oder durch eine widrige Neigung, in ihren Schranken zu halten.

Ueberdem iſt man ſchuldig, eine vernünftige Urſache zu geben, warum der erſte Menſch, wenn er eine gleiche Freyheit gehabt hat, die ihm zu Zähmung ſeiner Begierden verliehene Kräfte zu gebrauchen, oder nicht zu gebrauchen, dieſelbe lieber nicht gebrauchen, als gebrauchen wollen. Ohne Urſache hat er dieſes nicht gewollt. Er hat es alſo gewollt, weil es ihm beſſer gedeucht, ſeinen Begierden zu folgen.

Dieſes zeigt aber, daß ſeine Begierden ſtärker geweſen, als die Erkenntniß ſeines wahren Nutzens. Folglich iſt der erſte Menſch nicht vollkommener geweſen, als wir. Er hat Neigungen gehabt, die ſeiner Erkenntniß entgegen gelaufen,

und diese Neigungen sind so mächtig gewesen, daß sein Verstand, mit aller seiner Weisheit, dieselben nicht im Zaume halten können. Denn, wenn dieses nicht wahr ist, so würde er sich von ihnen nimmer haben überwältigen lassen. Eva hätte nicht fallen können, wenn der liebliche Anblick verbotener Frucht, und die süsse Vorstellung der Lust, welche sie sich aus dem Genusse derselben versprach, ihren Willen nicht stärker gerühret hätte, als das göttliche Verbot, und die Erkenntniß der Schädlichkeit dieser Frucht.

Man siehet demnach, daß der Mensch nicht ohne Affecten erschaffen; man siehet, daß diese Affecten immer mit seinem Verstande im Kriege begriffen gewesen, und daß dieser in der alten Welt nicht mehr gesieget habe, als jetzo. Hieraus folget nun, daß die Affecten und deren Uebermacht kein Zeichen unsers Falles, oder einer Veränderung unsers ersten Zustandes, sind. Sie sind Eigenschaften unsers Wesens, und ohne sie würden wir nicht seyn, was wir seyn sollen. Ein Thier ohne Begierden will nichts, und thut nichts, und ist also weder sich, noch andern nütze. Ich weiß wohl, daß die, aus dem Wesen des Menschen so nohtwendig fliessenden, Affecten viel Böses anrich-

ten können: aber wenn sie nicht da wären, so würde auch viel Gutes nachbleiben. Sie sind uns so nöthig, als den Seefahrenden der Wind, ob es gleich ausgemacht, daß derselbe ihnen oft sehr nachtheilig ist.

Ich glaube, Ew. Hochwohlgebohren werden aus demjenigen, so ich bisher geschrieben, deutlich begreifen, daß die drey Argumente, welche, zusammen genommen, so große Dinge ausrichten sollen, nichts beweisen, man mag nun ein jedes für sich, oder sie alle zusammen betrachten. Das folgende, welches §. 37. befindlich, ist nicht um ein Haar besser. „Der Herr Professor Manzel meynt, es sey ein deutliches Zeichen unsers verdorbenen Zustandes, daß ein jeder etwas eigenes besitzet. Man könne, spricht er, ohne dem Schöpfer zu nahe zu treten, nicht sagen, daß Gott dieses Eigenthum, als die Quelle so vieler Laster, gleich anfangs eingeführet habe."

Man siehet wohl, daß der Herr Professor Manzel meynt, die ersten heiligen und vollkommenen Menschen hätten gelebet, als die ersten Christen. Diese waren ein Herz und eine Seele, und hatten ihre Güter gemein. Wenn dieses wahr ist, so ist es freylich ein Zeichen eines verdorbenen Zustan-

des, daß wir dieſe Gemeinſchaft aufgehoben haben. Allein zu allem Unglück hat der Herr Profeſſor Manzel dieſe erſte Gemeinſchaft aller Güter noch nicht bewieſen. Er ſetzt alſo etwas voraus, das noch unausgemacht, und in der That falſch iſt.

Denn wenn wir uns den Zuſtand der erſten Menſchen recht vorſtellen: ſo findet ſichs, daß die Einführung des Eigenthums nimmer eine Aufhebung der, aus der erſten Vollkommenheit des Menſchen fließenden, Gemeinſchaft der Güter ſeyn könne. Als die Erde zuerſt mit Menſchen beſetzet ward, war weder Eigenthum noch Gemeinſchaft; ſondern die Dinge, welche auf der Erde waren, gehörten niemand: ſie waren res nullius. In dieſem Zuſtande konnten die Sachen unmöglich bleiben. Die Menſchen mußten ſich derjenigen Dinge, ſo ihnen nöthig waren, bedienen, und alſo von denen Sachen, die bishero niemand gehöret hatten, einige zueignen. Weil nun ein jeder zu allen Dingen gleich viel Recht hatte; es aber leicht geſchehen konnte, und auch wohl unſtreitig geſchahe, daß ihrer zwey einerley begehrten: ſo konnte es nimmer ohne Streit abgehen, ſo lange nicht ausgemacht war, wem die Sache von

Rechtswegen zuständig sey. Nun sagte die gesunde Vernunft einem jeden, daß man einem andern nicht thun müsse, was man selbst nicht gerne hat. Daraus war leicht der Schluß zu machen, daß eine jede Sache denjenigen zugehören müsse, der sich am ersten derselben bemächtiget. Denn niemand hat es gerne, daß man ihm dasjenige aus den Händen reisset, was er sich mit Recht zugeeignet hat, und als das Seinige ansiehet.

Hieraus siehet man, daß das Eigenthum etwas ist, das nothwendig entstehen müssen, falls die Menschen nicht in einem beständigen Kriege leben wollen: Und irret sich der Herr Professor sehr, wann er meynt, das Eigenthum könne nicht, nach der Absicht Gottes, gleich zu Anfange der Welt entstanden seyn, weil es eine Mutter so vieler Laster und eine Quelle so vieles Unglücks ist. Ich habe sonst immer gehört, daß die Gemeinschaft eine Mutter des Zanks sey. Communio est mater litium. Hergegen sagt man, es sey nöthig, daß fest gestellet sey, wem eine jede Sache zuständig, expedite Reipublicae ut dominia sint certa. Und wenn dann gleich das Eigenthum üble Folgen hat: so ist doch gewiß, daß der allgemeine und immerwährende Krieg, der dadurch vermie-

den wird, weit erschrecklicher iſt, als alles das Böſe, ſo aus der Einführung des Eigenthums entſtehen kann.

Wollte nun gleich der Herr Profeſſor Manzel hierwider einwerfen, eben der verderbliche Streit, dem man durch die Einführung des Eigenthums vorbeugen müßen, zeige an, daß dieſe Einführung eine Nöthe vorausſetze, aus welcher zu ſchlieſſen, daß der Menſch ſeine Vollkommenheit verlohren habe: ſo würde mirs doch an einer Antwort nicht gebrechen. Ich würde ſagen: Es ſey zwar unſtreitig, daß die Einführung des Eigenthums eine Unvollkommenheit des Menſchen zum Grunde habe; indem es freylich beſſer ſeyn würde, wenn die Menſchen auf den Beſitz vieler Dinge, die ſie nicht nothwendig gebrauchen, nicht ſo erpicht wären, als ſie ſind; ſondern als vertraute Freunde, unter welchen, nach einem ſehr bekannten Sprichwort, alles gemein iſt, mit einander lebten. Es ſey auch ſehr glaublich, daß die erſten Menſchen in ihrer Einfalt und Unſchuld mit wenigem zufrieden geweſen, und ſich um den Beſitz der Dinge, worüber wir jetzo ſtreiten, nicht mit einander gezanket: Es ſey aber noch lange keine Folge, daß die Unvollkommenheit, auf welche ſich

die Nothwendigkeit des Eigenthums gründet, mit dem ursprünglichen Zustande des menschlichen Geschlechts nicht bestehen könne: oder daß es nöthig sey, zu sagen, der erste Mensch sey anfänglich, kraft der ihm anerschaffenen Gerechtigkeit und Heiligkeit, ein so friedsames Thier gewesen, als er seyn müßte, wenn alle Dinge gemein seyn sollten.

Die Unvollkommenheit ist eine Eigenschaft der Creatur, wie ich schon bewiesen habe: und es ist nothwendig, daß unter Creaturen, deren eine jede mit der Begierde sich zu erhalten, und, ohne Absicht auf ihre Nebengeschöpfe, glücklich zu machen, ausgerüstet ist, über die hierzu dienlichen Dinge mit der Zeit ein Streit entstehe, der nicht anders, als durch einen Vergleich, der den Besitz der Dinge gewiß machet, gehoben werden kann. Wir nehmen diesen Streit auch unter Creaturen wahr, die unstreitig ihre Vollkommenheit, darinn sie erschaffen sind, nicht verlohren haben. Zweene Hunde an einem Beine vertragen sich selten: Niemand sagt aber darum, daß der erste Hund eine Sünde begangen habe, daher diese Zanksucht seiner Nachkommen entstanden sey.

Und wenn dann gleich, würde ich ferner spre-

chen, die erſten Menſchen ſich nicht, wie wir jetzo, um den Beſitz der Dinge gezanket, ſondern gleichſam alles unter einander gemein gehabt hätten: ſo iſt doch darum nicht zu behaupten, daß ſie eine Vollkommenheit beſeſſen haben, die nachhero verlohren gegangen. Sie lebten in einer Einfalt, in welcher eine Creatur, die ſo jung iſt, und keine Erfahrung hat, leben muß: Sie kannten den Gebrauch der meiſten Dinge nicht, und wußten nicht, was es ſey, für den andern Morgen zu ſorgen, weil ihnen das, was man Noht und Mangel heißt, noch unbekannt war. Ihrer waren ſo wenig, daß ſie nicht beſorgen durften, die Früchte der Erde möchten nicht zureichen, ſie alle zu ernehren: Sie kannten ſich alle, und lebten alſo in einer gröſſern Freundſchaft und Vertraulichkeit, als jetzo die Menſchen leben können. Man ſiehet leicht, daß dieſes alles Umſtände geweſen ſind, die nohtwendig mit der Zeit verſchwinden müſſen; und da nun ihre Vergnüglichkeit und Friedfertigkeit ſich auf dieſe Umſtände gegründet hat: ſo iſt gleichfals klar, daß dieſe herrlichen Eigenſchaften ſich nohtwendig verlehren, und, ſo wie die Welt ſich gemehret, und, zu ihrem eigenen Schaden, klüger worden, Gierigkeit und Zank entſtehen müſſen.

Die Wahrheit deſſen, was ich ſage, fällt, deucht mich, ſo ſehr in die Sinne, daß ich nicht einmal für nöhtig halte, mich auf die wilden Völker zu berufen, unter welchen der Streit, de meo et tuo, ſo ſelten iſt, als es immer in der erſten Welt geweſen ſeyn mag. Zum deutlichen Beweiſe, daß die Einführung des Eigenthums nicht aus dem Verluſt einer erdichteten Vollkommenheit herrühre; indem es noch Völker giebt, die ſo leben, als der Herr Profeſſor Manzel meynt, daß die erſten Menſchen gelebet haben.

Wann nun Ew. Hochwohlgebohren aus dem, was ich bisher geſchrieben habe, ſehen, wie wenig die Vernunft von der urſprünglichen Vollkommenheit des Menſchen wiſſe, aus welcher der Herr Profeſſor Manzel ſein eigentlich ſo genanntes Recht der Natur herleiten will: ſo werden Sie ſich unſtreitig wundern, daß ſich der Herr Profeſſor kein Gewiſſen macht, (§. 38.) zu ſagen, er habe mit unumſtößlichen Gründen dargethan, daß der Menſch dieſe Vollkommenheit verlohren habe, und in einem Zuſtande lebe, der von dem Zuſtande, in welchem ſich der erſte Menſch befunden, ganz unterſchieden iſt.

Denn ob man ihm zwar leicht zugeben kann, daß

daß die erſten Menſchen nicht ſo arg geweſen ſind, als wir: ſo folget doch nicht daraus, daß ihre Unſchuld ſich auf eine Vollkommenheit ihrer Natur gegründet habe, die hernach durch einen gewaltſamen Zufall verlohren. Ich habe gewieſen, daß ſie dieſelbe gewiſſen Umſtänden zu danken gehabt, die ſich nothwendig verliehren müſſen. Daß wir demnach jetzo in einem andern Zuſtande leben, als unſere erſten Eltern, das iſt ein Zeichen, daß ſich die Umſtände geändert haben; nicht aber, daß durch ein Verſehen derſelben eine Veränderung in unſerer Natur vorgegangen ſey. Dieſes hätte der Herr Profeſſor Manzel beweiſen ſollen; da er es nun nicht gethan hat: ſo fällt ſein ganz Syſtema Juris Naturae vere talis übern Haufen. Seine ganze Beſchreibung des Zuſtandes, in welchem der erſte Menſch ſich befunden haben ſoll, faſſet Dinge in ſich, davon die Vernunft nichts weiß; ſie ſiehet einer platoniſchen Republik ſehr ähnlich, und iſt alſo gar nicht geſchickt, ein Eckſtein des Rechts der Natur zu ſeyn.

Der Herr Profeſſor Manzel hätte alſo der Mühe überhoben ſeyn können, welche er auf die Einrichtung ſeiner Novae; oder vielmehr Antiquae, Atlantidis gewendet hat, und würde mich

insonderheit ihm sehr verbunden haben, wenn er nur mit ein paar Worten gemeldet hätte, warum er dafür hält, daß es nöthig sey, die Augen auf den verlohrnen Stand der Unschuld zu richten, und aus demselben die Sätze des wahren Rechts der Natur herzuleiten. Je mehr ich darauf sinne, je weniger begreife ich, was ihn bewogen, die Verbesserung des Rechts der Natur auf diese Art anzugreifen.

Er verdenkt es ja (§. 12.) dem seligen Alberti, daß er den Stand der Unschuld, so wie er uns in der Schrift beschrieben wird, zum Grunde des Rechts der Natur geleget hat: vielleicht weil nicht alle Menschen die Schrift annehmen, oder weil es übel stehet, die Offenbahrung in die Weltweisheit zu mengen. Aber warum legt er dann in seinem Systemata Juris Naturae seine eigene, und gutentheils unwahrscheinliche, Muhtmaßungen zum Grunde? Mich deucht, der unstreitig wahre Bericht eines von Gott getriebenen Mannes ist allen, auch den wahrscheinlichsten, Einfällen, die wir nach unserer Vernunft vom Zustande des ersten Menschen haben können, weit vorzuziehen. Wird er gleich von den Heiden nicht als göttlich angenommen, so gilt er doch bey Christen: da herge-

gen die Vernunft eines Christen sowohl, als eines Heiden und Türken, wider die Muthmaßungen des Herrn Manzels sehr vieles einzuwenden hat. Hält er aber darum die albertische Methode für ungereimt, weil dadurch die Offenbahrung in die Weltweisheit gemischet wird: so hätte er sich dieser Vermischung auch enthalten sollen. Allein wie oft faßet er nicht die Hörner des Altars?

Es mag indessen der Herr Professor Manzel von dem guten Alberti so weit entfernet seyn, als er immer will; er mag seinen Stand der Unschuld aus der Schrift oder aus der Vernunft erweisen: so sehe ich doch nicht, was er in dem Stande der Unschuld für ein besonders Jus Naturae finden will, oder was uns dieses Jus Naturae, falls er eines findet, helfen soll. Ich will hier nicht wiederholen, was ich schon von dem Zustande des ersten Menschen geschrieben habe. Ich habe gewiesen, daß derselbe von unserm heutigen Zustande durch nichts, als einige die Natur des Menschen nicht angehende Umstände, unterschieden gewesen. Daraus folget, daß ihre Grundsätze des Rechts der Natur eben diejenigen gewesen sind, die wir noch haben.

Allein ich will darauf nicht so sehr dringen.

Der Herr Professor mag apodictice, wie er sich rühmet, aus der Vernunft bewiesen haben, daß der erste Mensch in einer gröſsern Vollkommenheit gelebet habe, als wir: das wird er mir doch zugeben, daß diese vollkommene, heilige, unschuldige Creatur eine Begierde gehabt, lange und glücklich zu leben. Hieraus fliesset nun, daß der erste Mensch geglaubt hat, er sey schuldig, dasjenige zu thun, was zu seiner Erhaltung und Glückseligkeit nöthig. Dieses ist aber der Grundsatz des Rechts der Natur, und die Quelle aller moralischen Wahrheiten.

Ew. Hochwohlgebohren sehen also, daß der erste Mensch so wenig ein eignes Jus Naturae, als ein von dem unsern unterschiedenes Einmal eins haben können. Er mag so vollkommen gewesen seyn, als er will: so bleiben doch die moralischen Wahrheiten sowohl, als die Natur der Zahlen, ewig und unveränderlich. Ich weiß wohl, daß die Schlüsse, welche der erste Mensch zu seiner Nothdurft aus den allgemeinen moralischen Wahrheiten gezogen hat, nicht eben diejenigen seyn können, die wir nach den Umständen, in welchen wir uns befinden, daraus ziehen, wenn sein Zustand von dem unsern so sehr unter-

ſchieden geweſen iſt, als der Herr Profeſſor vorgiebt: Allein auch die Pflichten der Eltern ſind von den Pflichten der Kinder unterſchieden, und der Herr muß aus dem Grundſatze des Rechts der Natur ganz andere Folgen ziehen, als der Knecht. Wer hat ihm aber jemalen träumen laſſen, daß die Eltern und Herren ein ander Jus Naturae hätten, als die Kinder und Knechte?

Die unterſchiedene Anwendung einer Regel verändert die Natur derſelben nicht. Ich kann nach einem Linial Perpendicular- und Horizontallinien ziehen. Die Linien ſind unterſchieden; aber das Linial bleibt unverändert. Mit den allgemeinen Grundſätzen des natürlichen Rechts verhält es ſich nicht anders: ſie bleiben unwandelbar, obgleich ihre Anwendung nach den Umſtänden ſich ändert.

Der Herr Profeſſor Manzel wird alſo aus dem erſten Zuſtande des Menſchen kein beſonderes Recht der Natur erzwingen können, wie ſauer er ſichs auch werden läſſet. Die Betrachtung dieſes glückſeligen Zuſtandes, welche er anſtellet, gehöret nicht zum Rechte der Natur: ſie kann nichts zur Verbeſſerung dieſer edlen Wiſſenſchaft beytragen, und iſt, wenns hoch kommt, nichts, als eine kleine

Einleitung in die paradiſiſchen Alterthümer. Nun würde man Urſache haben, ihm für die genommene Mühe zu danken, wenn er nur was gewiſſes und gründliches, oder wenigſtens nur wahrſcheinliches vorgebracht hätte: Allein ſo giebt es der Augenſchein, daß faſt alles, was er ſagt, ungegründet und unwahrſcheinlich, und zum wenigſten aus der bloſſen Vernunft nicht zu erweiſen ſey.

Wenn Ew. Hochwohlgebohren nur das, was ich ſchon von dem Stande der Unſchuld geſchrieben habe, mit Bedacht leſen: ſo werden Sie mir dieſes leicht glauben. Allein ich will noch zum Ueberfluß die Abbildung des erſten Menſchen unterſuchen, aus welcher der Herr Profeſſor Mangel die Grundſätze ſeines wahren und ächten Juris Naturae herleiten will, und ſollte mein Brief gleich noch einmal ſo lang werden, als er ſchon iſt. Ich frage wenig darnach, ob Ihnen meine Weitläuftigkeit angenehm oder zuwider iſt. Denn gefällt ſie Ihnen, ſo iſt es mir lieb: gefällt ſie Ihnen nicht, ſo werde ich mich auch nicht ſonderlich grämen; weil ich dadurch Ew. Hochwohlgebohren abhalte, mich auf ein andermal nach dem Rechte, ſo Ihnen unſere Freundſchaft giebt, zu ei

ner ſolchen Arbeit zu verdammen, als Sie mir jetzo auferlegt haben. Ich ſchreite zur Sache.

Der Herr Profeſſor Manzel ſagt §. 40: „Die erſten Menſchen hätten einen reinen Verſtand (intellectus ſuis purus) und eine vollkommene Erkenntniß der natürlichen und moraliſchen Dinge gehabt. Dieſer Verſtand und dieſe Erkenntniß wäre bey allen Menſchen gleich geweſen; (in omnibus individuis accurate aequalis:) doch mit dem Unterſcheid, ob einer ſeine Jahre erreichet gehabt, oder nicht. Denn von der erſten Zeit nach der Gebuhrt an habe ſich freylich der Verſtand ſchon ſehen laſſen, und zwar in dem Grade, als zu der damaligen Erhaltung des Menſchen nöhtig geweſen; (imo in eo gradu, qualis ad conſervationem pro tempore neceſſarius fuit) mit den Jahren aber ſey er ſtärker worden. Die Alten hätten auch in dieſem Stücke vor den Jungen den Vorzug gehabt, daß ſie durch die Erfahrung, und vielleicht auch durch Offenbahrungen, eine gröſſere Wiſſenſchaft erlanget. (Quod experientia et factis, quorum memoria ipſis conſtitit, imo forte revelatione magis inclaruerunt.)

Ich habe hiebey folgendes zu erinnern:

I. Herr Professor Manzel eignet den ersten Menschen einen reinen Verstand zu. Ein reiner Verstand (intellectus purus) ist von den Sinnen und der Einbildungskraft gänzlich abgesondert. Er findet sich also nur bey Leuten, die eine deutliche Erkenntniß aller Dinge besitzen, und mit nichts, als allgemeinen Begriffen, zu thun haben. Da man nun zu allgemeinen Begriffen nicht anders, als durch die Betrachtung einzeler Dinge, gelangen kann: so folget, daß der erste Mensch nicht mit einem reinen Verstand erschaffen worden.

Dieser Einwurf läßt sich nicht, wie man vielleicht denken möchte, durch den Unterscheid unter dem Menschen vor und nach dem Fall heben. Denn zu geschweigen, daß dieser Fall noch nicht erwiesen: so ist es noch nicht ausgemacht, ob es vor dem Fall möglicher gewesen, als nach demselben, einer Creatur, die niemalen einzele Dinge gesehen, oder empfunden hat, allgemeine Begriffe mitzutheilen. Ich kann die Möglichkeit dieser Mittheilung nicht begreifen. Denn entweder müßte Gott dem ersten Menschen die allgemeinen Begriffe gleich anfangs eingepräget, und seinen Verstand so eingerichtet haben, daß er nichts an-

ders, als lauter Universalia, denken können: oder er müßte ihm die allgemeinen Begriffe nach seiner Schöpfung offenbahret haben. Beydes gehet nicht an.

Denn hätte Gott den Verstand des Menschen so, wie ich sage, eingerichtet: so hätte er denselben nicht an die Materie knüpfen, und den Menschen mit den Sinnen und der Einbildungskraft begaben dürfen. Folglich wäre der erste Mensch kein Mensch, sondern ein bloßer Geist gewesen. Durch eine besondere Offenbahrung können auch die allgemeinen Begriffe in dem Menschen nicht entstanden seyn; weil alle Offenbahrung eine Fähigkeit, dieselbe zu verstehen, in demjenigen, dem sie geschiehet, zum Grunde hat. Durch die Offenbahrung allgemeiner Begriffe kann ich aber in dem Verstande eines Menschen, der niemalen einzele Dinge gesehen und betrachtet hat, nicht den geringsten Begriff erwecken. Folglich würde eine solche Offenbahrung unnütze seyn; weil sie demjenigen, der dadurch unterrichtet werden soll, unverständlich. Glauben Ew. Hochwohlgebohren, daß Gott, durch seine Allmacht, einem Blindgebohrnen einen klaren und deutlichen Begriff der Farben mittheilen könne? Ich denke es nicht; oder Sie

müssen auch glauben, Gott könne machen, daß wir den Schall riechen, und durch das Gehör Teufels Dreck von Ambra unterscheiden können.

Da es nun unbegreiflich ist, wie eine aus Geist und Materie bestehende Creatur anders, als jetzo, zu allgemeinen Begriffen gelangen könne; unbegreifliche Sätze aber in der Weltweisheit keinen Platz finden, es sey dann, daß die Erfahrung uns nöthige, eine Sache, die wir nicht begreifen, als wahr anzunehmen: so handelt der Herr Professor Manzel nicht als ein Weltweiser, wann er in einer philosophischen Schrift einen unbegreiflichen Satz als eine unstreitige Wahrheit voraussetzet, von dessen Wahrheit er durch die Erfahrung nicht überführet ist.

II. Spricht nun der Herr Professor Manzel: der erste Mensch habe freylich diesen reinen Verstand nicht mit auf die Welt gebracht; sondern, wie wir jetzo, durch den Gebrauch seiner Sinnen sich einen Begriff der einzelen Dinge, und, aus deren Zusammenhaltung, allgemeine zuwege bringen müssen: Allein er habe doch eine besondere Fähigkeit gehabt, seinen Verstand von dem Joche der Sinnen und der Einbildungskraft los zu reissen; so frage ich ihn: Ob dann der Unterscheid

unter uns und dem erſten Menſchen ſo groß iſt, als er ihn machet? Ob der erſte Menſch alſo nicht in eben ſo groſſer Gefahr geweſen, zu irren, als wir? Ob alſo der Menſch ſo vollkommen erſchaffen worden, als der Herr Profeſſor vorgiebt? Ob der Herr Profeſſor ſich wohl getraue, dieſe Fähigkeit, welche er dem erſten Menſchen beyleget, aus der Vernunft darzuthun? Ob es wohl glaublich, daß Gott den erſten Menſchen mit einer ſonderlichen Fähigkeit, ſeinen Verſtand von aller Gemeinſchaft mit den Sinnen und der Einbildungskraft abzuſondern, erſchaffen habe; da doch augenſcheinlich iſt, daß eine ſolche Reinigkeit des Verſtandes gar nichts zu unſerer wahren Glückſeligkeit beytragen kann? Ob er wohl glaube, daß der erſte Menſch zu einer Zeit, da er genug zu thun hatte, die einzelen Dinge kennen zu lernen, ſich um allgemeine Begriffe bekümmert habe? Ob es nicht vielmehr eine Schwachheit, als eine Vollkommenheit, anzeige, wenn man ſich mehr um ſubtile und unnütze Grillen, als um einfältige, und dabey heilſame Wahrheiten, bekümmert? Und ob es alſo nicht glaublicher ſey, daß der Menſch in dem Stande der Unſchuld mit klaren Begriffen zufrieden geweſen, als daß er ſich um eine metaphy-

sische Deutlichkeit derselben den Kopf zerbrochen habe?

III. Der Herr Professor Manzel legt den ersten Menschen eine vollkommene Erkenntniß aller natürlichen und moralischen Dinge bey. Dieses aber deucht mich ein Satz zu seyn, der eben so unbegreiflich ist, als daß sie einen reinen Verstand sollten gehabt haben.

Ich habe schon gewiesen, daß der erste Mensch keinen andern Weg gehabt, zur Erkenntniß zu gelangen, als wir. Nihil est in intellectu, quod non antea fuerit in sensu, ist ein Satz, der zu allen Zeiten wahr gewesen. Es hat also der erste Mensch nichts kennen können, als was er gesehen und wohl betrachtet hatte. Da es nun unmöglich ist, daß der erste Mensch alle Geschöpfe auf einmal sehen und betrachten können; und hergegen sehr wahrscheinlich, daß ihm noch viele Dinge unbekannt seyn würden, wenn er gleich noch lebte: so hat er unmöglich eine vollkommene Erkenntniß aller natürlichen Dinge haben können.

Zu dem ist es sehr glaublich, daß sich der erste Mensch um eine so weitläuftige Wissenschaft keine sonderliche Mühe gegeben habe. Man stelle sich einmal den Zustand einer Creatur vor, die, ohne

zu wissen, wie ihr geschicht, sich plötzlich unter einer Menge von Dingen siehet, deren jedes ihr neu und unbekannt ist, und sage mir dann, ob man wohl anders denken könne, als daß diese Creatur das ganze Weltgebäude, wie die Kuh das neue Thor, angesehen habe. Der Hunger und der Durst machten, daß sie endlich zugriff, und nach dem Triebe, der ihr gegeben war, einige von den ihr vorkommenden Dingen zu ihrer Nahrung gebrauchte. Es ist gar wahrscheinlich, daß diese Sachen unter allen natürlichen Dingen die ersten gewesen sind, die der Mensch hat kennen gelernet; aber doch nicht weiter, als daß er gewußt, wozu sie nütze. Ich glaube auch nicht, daß er sich den Kopf über ihren Ursprung und über ihre innerliche Beschaffenheit zerbrochen habe; und um die Erkenntniß der andern Dinge hat er sich gar nicht bekümmert. Man kann, deucht mich, von ihm eben das sagen, was Ennius beym Cicero *) vom Epicurus sagt: dum palato quid sit optimum judicat, coeli palatum non suspexit. Denn es ist vermuhtlich eine gute Zeit, nach der Erschaffung der Welt, verstrichen, ehe der Mensch

*) De natura Deorum lib. II.

sein os sublime, womit er sich breit macht, zu den Sternen erhoben hat, um ihre Natur zu erforschen. Es war ihm gleich viel, ob die Sonne, oder die Erde, umgeng. Er war zufrieden, daß ihm jene Licht und Wärme, und diese die nöthigen Lebensmittel gab. Er war also ein schlechter Sternkündiger, und ich glaube, der Herr Professor Manzel würde selbst über die Einfalt des ersten Menschen lachen, wenn er wüßte, was derselbe sich vor kindische Begriffe von allen Dingen gemacht hat.

Man thut demnach klüger, wenn man es den Rabinen überläßet, von ihrem Adam die unglaublichsten Dinge zu erzehlen. Diesen stehet es wohl an, wenn sie vorgeben, Adam habe auch die Engel an Wissenschaft übertroffen, und diese weisen Creaturen, die anfänglich, da Gott sie über die Erschaffung des Menschen zu Rahte gezogen, gar verächtlich von demselben geredet, einmal heftlich beschämet; indem er alle Thiere mit ihrem rechten Namen zu nennen gewußt, welches den Engeln unmöglich gewesen: ja die Frage, wie dann er selbst, und Gott heiße, gar fein beantwortet, und diesen letzten Jehovah betitelt. *)

*) Mr. Bayle Dict. Hist. et Crit. art. Adam not. D.

Wir Chriſten lachen über ſolche Fratzen, weil uns unſere Vernunft ſowohl, als die Offenbahrung, nichts von dieſer unglaublichen Weisheit des erſten Menſchen lehret. Selbſt in der Offenbahrung finden wir Spuhren ſeiner Einfalt. Denn ſo berichtet uns Moſes, daß Adam, nachdem er vom verbotenen Baume gegeſſen, ſo dumm geweſen, daß er ſich mit ſeiner Even vor Gott verſtecken wollen. Er muß alſo ſaubere Begriffe von der Gottheit gehabt haben.

Ich ſehe vorher, daß Ew. Hochwohlgebohren denken werden, dieſes ſey nach dem Fall geſchehen, und man müſſe ſich demnach über dieſe Einfalt nicht wundern, weil der Menſch durch den Fall ſeine ihm anerſchaffene Weisheit verlohren. Um Ihnen nun dieſen Scrupel zu benehmen, ſo mache ich folgende Anmerkung.

IV. Es iſt unbegreiflich, wie der erſte Menſch, falls er mit ſo vollkommener Weisheit ausgerüſtet geweſen, dieſe Weisheit durch eine Uebertretung eines göttlichen Geſetzes habe verliehren können. Es müßte dieſer Verluſt entweder eine Folge der Uebertretung, oder eine willkührliche Strafe des erzürneten Gottes ſeyn.

Das erſte wollte ich glauben, wenn ich nur

ein Verbrechen erdenken könnte, das eine solche Veränderung in dem menschlichen Verstande zu wirken fähig wäre. Wir können durch unser Versehen die Kräfte unsers Körpers schwächen; wir können unsern Willen verderben, und zu allerhand Lastern gewöhnen; wir können auch durch eine unordentliche Lebensart die Kräfte unsers Verstandes so weit unterdrücken, daß wir dieselben nicht mehr so, als vor dem, gebrauchen können: allein daß durch ein einziges Versehen die Begriffe, die wir von allen Dingen haben, gänzlich sollten können ausgelöschet werden, und das plötzlich, das ist etwas, so ich nicht verstehe.

Was ich einmal vollkommen weiß, das kann ich unmöglich in einem Augenblick vergessen, und wenn ich gleich wollte. Meine Begierden können meine Vernunft dergestalt benebeln, daß ich zu der Zeit, wann sie am unbändigsten sind, nichts erkennen kann, als was mit ihnen überein kömmet; aber sie verwirren mein Gehirn niemalen dergestalt, daß ich auch diejenige Erkenntniß, die ihnen nicht entgegen ist, verliehren sollte.

Man mache demnach das Verbrechen des ersten Menschen so groß, als man immer will; man gebe ihm eine Bosheit Schuld, die noch so ent-

setz-

ſeßlich iſt: ſo wird man doch dadurch nicht be-greiflich machen, warum er z. E. in einem Augenblick ſollte vergeſſen haben, woher es komme, daß der Magnet das Eiſen an ſich ziehet. Dieſe Erkenntniß, welche er nach der Meynung des Herrn Profeſſor Manzels gehabt haben muß, hätte gar füglich mit der größten Bosheit beſtehen können.

Wir ſehen, daß Geiſtliche huren und ſaufen; desfalls aber vergeſſen ſie ihren König nicht: ſie werden dadurch nicht ungeſchickter, aufs ſchärfſte wider die Ketzer zu disputiren. Es kann kommen, daß ein Prieſter, weil er etwan den Rauſch noch nicht völlig ausgeſchlafen hat, das unrechte Evangelium ablieſet; aber niemalen wird er völlig vergeſſen, welches Evangelium auf dieſen und welches auf jenen Sonntag zu erklären verordnet iſt. Ein Rechenmeiſter kann ſich voll ſaufen, und zu der Zeit, wann er beſoffen iſt, die ärgſten Schnitzer machen; aber er vergißt darum ſein Einmal eins nicht. Der erſte Menſch aber hat durch den ſchädlichen Apfelbiß auch die Wiſſenſchaft der Algebra, einer Weisheit, die auch in boshafte Seelen kömmt, verlohren. Wer es faſſen mag, der faſſe es.

Ich begreife nicht, wie dieſes ohne ein Wunderwerk hat geſchehen können. Darum aber möchte ich doch nicht ſagen, daß der Verluſt unſerer anerſchaffenen Weisheit eine göttliche Strafe ſey. Denn es iſt nicht wahrſcheinlich, daß Gott dem gefallenen Menſchen, dem er, wie grauſam er ſich auch ſtellete, dennoch immer ziemlich gewogen blieb, die Erkenntniß ſo vieler nützlichen Wahrheiten, ja die heilſamſten Begriffe von der Gottheit ſelbſt, ohne welche niemand glücklich werden kann, ſollte genommen haben. Seine Gerechtigkeit erforderte Rache, und trieb ihn an, den Menſchen zu ſtrafen; aber ſeine Güte und Weisheit hieß ihn doch auch mit dieſer Strafe mehr des Menſchen Beſſerung als deſſen Verderben, zu ſuchen. Dieſes aber wäre nicht geſchehen, wenn Gott den Menſchen der vollkommnen Erkenntniß nützlicher und ſchädlicher Dinge, ja des Weſens und Willens Gottes ſelbſt, mit Gewalt beraubet, und ihn alſo in die ſchädlichſte Unwiſſenheit geſetzet hätte. Wer dieſes mit den Eigenſchaften eines höchſtgerechten, gütigen und weiſen Weſens reimen kann, der muß ſehr künſtlich ſeyn.

Ich getraue es mir nicht, und will daher lieber ſagen, daß, wenn der Menſch die unbegreifli-

che Weisheit, welche man ihm beyleget, vor dem Fall gehabt hätte, Gott ihm dieselbe auch nach dem Fall wohl würde gelassen haben.

Eben dieses kann ich mit noch mehrerm Fug von der Erkenntniß der moralischen Wahrheiten sagen; weil sie die nützlichste ist. Wiewohl ich nicht begreife, was eine Creatur, die, ihrer Natur nach, das nützliche begehret, und das, was ihr schädlich ist, fliehet, ausser diesem natürlichen Trieb, vor sonderbare moralische Weisheit habe besitzen können.

V. Der Herr Professor Manzel sagt ferner, der reine und vollkommene Verstand der ersten Menschen sey bey allen vollkommen gleich gewesen. Er schliesset recht; denn der Gott, der, wie wir schon von ihm gelernet haben, in Kleinigkeiten, und z. E. in der äusserlichen Bildung und Statur des Menschen, die genaueste Gleichheit beobachtet hat, der wird in wichtigern Dingen nicht weniger auf eine Gleichheit gesehen haben: allein er widerspricht sich gleich, und stösset nicht allein das, was er hier sagt, sondern auch das schöne Argument, das er von der ungleichen Statur der Menschen hergenommen hat, übern Haufen, wann er fortfähret, und schreibt: es sey

zwiſchen dem Verſtande der Kinder und erwachſenen Leute, der Alten und der Jungen, ein Unterſcheid geweſen. Mich deucht, er hebt dadurch die Gleichheit unter ſeinen vollkommenen Geſchöpfen auf. Denn ein Verſtand, der in Anſehung des Alters inaequalis iſt, der kann nicht in omnibus individuis accuratae aequalis ſeyn: weil ein kleines und junges individuum auch ein individuum iſt. Doch ich will mich bey dieſem Widerſpruche nicht aufhalten. Nur möchte ich wiſſen, was den Herrn Profeſſor bewogen hat, unter Alten und Jungen, Kindern und Erwachſenen, in Anſehung der Wiſſenſchaft, einen Unterſcheid zu zugeben. Iſt es ihm etwan unbegreiflich vorgekommen, wie ein neugebohrnes Kind ſo groſſe Weisheit beſitzen können, als er dem erſten Menſchen beyleget? Allein ſo hätte er auch bedenken ſollen, daß es nicht weniger unbegreiflich, wie der erſte Menſch gleich nach ſeiner Schöpfung ſo klug ſeyn können, als er ihn machet. Ich finde unter dem erſten Menſchen und ſeinem erſtgebohrnen Sohn keinen Unterſcheid, als in Anſehung der Gröſſe des Körpers. Den Verſtand, welchen man alſo jenem beyleget, den kann man dieſem nicht abſprechen. Das Gewicht des

Körpers thut zur Vollkommenheit unſers Verſtandes nichts: und wenn der erſte Menſch gleich, wie die Talmudiſten vorgeben, ſo groß geweſen wäre, daß er von einem Ende der Welt bis zum andern gereichet: *) ſo wird er doch dadurch nicht geſchickter, als ſein Sohn, eine vollkommene Wiſſenſchaft aller Dinge zu haben. Sie waren beyde ganz und fremde in der Welt. Gott, wenn er vollkommene Menſchen machen wollen, hat keine Urſache gehabt, den Sohn unvollkommener zu machen, als den Vater: und es iſt auch nicht glaublich, daß er die erſte Frucht der Lenden des Menſchen ſo gleich dergeſtalt wird haben aus der Art ſchlagen laſſen, als der Herr Profeſſor Mangel meynt. Nach dem Begriffe, den er von den Kindern der erſten Menſchen hat, iſt unter denſelben und den unſrigen gar kein Unterſcheid. Wer kann das aber glauben, wenn er des Herrn Profeſſors Schrift geleſen? Ja wer wird ſich nicht vielmehr einbilden, daß, wenn der erſte Menſch ſo heilig, ſo unſchuldig, ſo vollkommen erſchaffen geweſen, dieſe Heiligkeit, Unſchuld und Vollkom-

*) Mr. Bayle Dict. Hiſt. et Crit. art. Adam not. I.

menheit auf seine Erben und Erbnehmen eben so wohl, als nach dem Fall das Verderben, würde fortgepflanzet seyn? Denn wenn man dieses nicht glaubet: so ist es offenbar, daß die anerschaffene Vollkommenheit des ersten Menschen nach und nach, ohne allen gewaltsamen Zufall, von sich selbst verschwinden müssen, und kaum bis ins dritte und vierte Glied dauren können.

Ich halte für unnöthig, Ew. Hochwohlgebohren die Wahrheiten dieser Folge weitläuftig darzuthun; ich sage nur, daß der Herr Professor Mangel seine Gedanken nicht wohl zusammen hänget, und durch den Unterscheid, welchen er unter Kindern und erwachsenen Personen im Stande der Unschuld zuläßt, selbst ein Loch in seinem Systemate machet.

Dieses wird noch klärer, wenn man erweget, daß er sagt, die Alten hätten die Jungen an Erfahrung übertroffen. Denn daraus kann man sehen, daß er glaubt, die ersten Menschen wären durch die Erfahrung klug geworden. Von den Jungen ist dieses ausgemacht: und da die Alten auch einmal jung gewesen, so ist kein Zweifel, daß eine Zeit gewesen, da ihnen noch vieles gemangelt. Wie kann dieses aber mit der vollkommenen Er-

kenntniß aller Dinge beſtehen, die der erſte Menſch beſeſſen haben ſoll.

Auch wir werden durch die Erfahrung klug. Wo bleibt alſo der Unterſcheid zwiſchen uns und unſern erſten Eltern? Der Herr Profeſſor Manzel hebt ihn ſelbſt auf. Iſt dieſes ſeine Abſicht nicht, ſo muß er die Erfahrung weglaſſen: die nutzet einer Creatur nichts, die, von dem erſten Augenblicke ihres Lebens an, alle Dinge vollkommen kennet, und mehr weiß, als das ganze menſchliche Geſchlecht, zuſammen genommen, in vielen hundert Jahren lernen kann. So bald er die Erfahrung zum Grunde der Erkenntniß macht, die der erſte Menſch gehabt haben ſoll, zernichtet er den hohen Begriff, den er uns von der vollkommenen Weisheit deſſelben geben wollen, und gibt mir Fug und Macht, zu ſchlieſſen, daß wir heutiges Tages klüger ſind, als unſere erſten Eltern, weil unſere Erfahrung unſtreitig gröſſer iſt, als die ihrige.

„Die moraliſche Wiſſenſchaft des Menſchen," fährt der Herr Manzel (§. 41.) fort, „beſtund darinn, daß er das Gute allein kannte, und in dem Guten allein ſeine edle Freyheit, dieſes oder jenes zu thun, brauchte. (In moralibus notitiam

habuerunt solius boni et in specie sola boni generosum exercuerunt arbitrium hoc vel illud agendi.)" Er habe auch gewußt, daß er, sobald er von dieser Richtschnur seiner Vollkommenheit abwiche, (quod simul ac normam hanc suae perfectionis relinquerent) sich in Unglück stürzen würde. (malum ipsos esset invasurum.)"

Hier begreife ich nicht, wie der Mensch, der alle Dinge so vollkommen gekannt hat, daß er das Nützliche von dem Schädlichen genau unterscheiden können, doch nur das Gute allein könne gekannt haben. Der Herr Manzel kann dieses um so viel weniger sagen, weil er selbst (§. 48.) dem Menschen die Erkenntniß, und zwar eine vollkommene Erkenntniß des Guten und des Bösen (perfectam boni et mali cognitionem) ausdrücklich beyleget. Und wie hätte der Mensch auch sonst wissen können, daß ihm, wenn er dieses oder jenes thäte, etwas Böses wiederfahren würde? Er hat also auch das Böse gekannt. Aber woher? Durch einen natürlichen Trieb, als etwan die Thiere, oder durch die Erfahrung? Hat er durch einen natürlichen Trieb das Gute von dem Bösen unterschieden: so fällt der reine Verstand und die tiefe metaphysische Wissenschaft weg, welche ihm

der Herr Profeſſor Manzel beylegt. Es würde auch daraus folgen, daß der Menſch ohne alles Nachdenken Gutes gethan habe, welches, wie der Herr Manzel meynet, einer vollkommenen und vernünftigen Creatur unanſtändig iſt. Hat aber der erſte Menſch durch die Erfahrung die Erkenntniß des Böſen erlanget: ſo darf man ſeine Weisheit nicht bewundern; weil man klährlich ſiehet, daß er, wie die Kinder und Narren, durch Schaden klug werden müſſen. Er hat ſich erſt gebrannt, ehe er gewußt, daß man dem Feuer nicht zu nahe kommen müſſe, und alles ſo lange für gut und unſchädlich gehalten, bis er entweder die ſchädliche Wirkung gewiſſer Dinge, und die übeln Folgen gewiſſer Thaten, ſelbſt geſpühret, oder von andern, welche dieſelben erfahren, kennen gelernet.

Doch ich entferne mich zu weit von meinem Zwecke. Ich wollte nur anmerken, daß der Herr Profeſſor Manzel ſich ſelbſt widerſpricht, wann er dem Menſchen die Erkenntniß des Böſen, welche er ihm hier abſpricht, an einem andern Orte zuſchreibet. Weiter habe ich nichts zu ſagen. Der Menſch mag anfänglich beſchaffen geweſen ſeyn, wie er will; mir liegt wenig daran: nur bin ich

begierig zu wiſſen, wie eine Creatur, die ſo beſchaffen iſt, als der Herr Profeſſor Manzel den erſten Menſchen abbildet, habe fallen und ihre Vollkommenheit verliehren können.

Der Herr Profeſſor verſucht es, (§. 42.) ob er uns dieſe traurige Begebenheit aus der bloſſen Vernunft begreiflich machen könne: allein was er ſagt, das vergnüget mich nicht. „Er meynt, der Verluſt der Glückſeligkeit, in welcher der erſte Menſch anfänglich gelebet, rühre daher, daß der Menſch ungläubig worden, (quod incredulitate laborare inceperint) und, nachdem er ſeinem oberſten Beherrſcher den Gehorſam aufgekündiget, ſich zum Böſen gewendet habe, u. ſ. w.“

Daß dieſes leere Worte ſind, mit welchen der Herr Profeſſor nichts ſaget, können Ew. Hochwohlgebohren nicht beſſer begreifen, als wenn Sie dasjenige anzuſehen belieben, was der Herr Profeſſor (§ 44. und 45.) ſchreibt. „Da nun,“ heißt es, „der Menſch ſo beſchaffen war:“ (ich glaube, ſo viel ſoll das mir unbekannte Latein: Sic conſtituta igitur ſituatione hominis, heißen) „ſo konnte nur eine einige Art des Gewiſſens, nämlich conſcientia recta, nimmer aber eine Unwiſſenheit des Rechts, oder ein Irrthum in denen

Dingen, die sein Thun und Lassen betrafen, bey ihm Statt haben."

„Ueberdem," so lauten seine Worte, (§. 45.) „war der Mensch von vielen Dingen, die uns jetzo mit Gewalt zum Bösen trieben, frey; wie z. E. von den Affecten. Denn die Liebe war rein, und nur auf das Gute gerichtet, und begriff unter sich einen ungezwungenen Abscheu des Bösen. (Sub se comprehendens contrarii aversationem non coactam) u. s. w."

Ew. Hochwohlgebohren sehen, daß derjenige, der mir erklären will, wie ein so beschaffener Mensch um seine Vollkommenheit gekommen sey, eine dunkele Sache noch dunkeler macht, wenn er spricht: „Ein Unglaube, eine vorsezliche Widerspenstigkeit gegen Gott sey die Ursache dieses Verlustes."

Wie kann ein Zweifel, oder gar ein Unglaube, in dem Gemühte eines Menschen entstehen, der nicht nur die Natur aller Dinge vollkommen kennet, und das Nüzliche von dem, so schädlich ist, genau zu unterscheiden weiß; sondern auch nicht die geringste Begierde hat, die ihn zwingen könnte, wider seine Erkenntniß zu handeln? Wie kann eine Creatur sich zum Bösen wenden, welche

weiß, was Recht und Unrecht iſt, in moraliſchen Dingen nicht irren kann, ja einen natürlichen Abſcheu vor dem Böſen heget? Iſt es wohl zu begreifen, daß eine ſolche Creatur ihrem Schöpfer den Gehorſam habe verſagen können, der ihr nichts gebieten, oder verbieten kann, deſſen Nutzen und Schädlichkeit ihr unbekannt wäre? Und ſollte ſie wohl, wenn ihr derjenige, von deſſen Wahrhaftigkeit und Allmacht ſie ſo gewiß, als von ihrem eigenen Seyn, überführet iſt, auch die gleichgültigſten Dinge anbefohle, oder unterſagte, fähig ſeyn, an der Gerechtigkeit ſolcher Befehle zu zweifeln, oder die darauf geſetzten Strafen in den Wind zu ſchlagen?

Ich glaube dieſes um ſo viel weniger, weil man heutiges Tages, da das menſchliche Geſchlecht ſo gar im Argen liegt, noch hundert für einen findet, welche auf das bloſſe Verbot eines Medici, zu dem ſie zwar ein Vertrauen haben, aber doch lange nicht von der Gewißheit ſeiner Kunſt, und von der Wahrheit desjenigen, was er ſaget, ſo ſtark, als der erſte Menſch von der Untrieglichkeit ſeines Schöpfers, überführet ſind, ſich derer Speiſen enthalten, die ihnen ſonſt die liebſten ſind: Ja ich glaube, daß man in der ganzen Welt nicht

einen Menſchen finden wird, der nicht auch dem elendeſten Quackſalber, zu dem er nicht die geringſte Zuverſicht heget, willig gehorchen ſollte, wenn ihm derſelbe eine Speiſe verböte, zu welcher er nicht nur keine Luſt hat, ſondern die er auch von Natur verabſcheuet; aber der erſte Menſch, die heilige, die vollkommene Creatur, die ohne alle böſe Begierden, und mit einem natürlichen Haſſe wider das Böſe, gewaffnet iſt, übertritt das Gebot eines Gottes, dem er nach der Erkenntniß, die er von ihm hatte, nohtwendig Glauben zuſtellen, und ſich vor deſſen Zorn fürchten mußte: und, was das meiſte iſt, ſo thut er dieſes, ohne von der geringſten, dieſer Erkenntniß und dieſem Gebote zuwider laufenden, Begierde dazu genöhtiget zu werden.

Wie dieſes mit einander beſtehen könne, kann ich, mir ſelbſt gelaſſen, nicht begreifen, und muß bekennen, daß die Vernunft, die den Herrn Profeſſor Manzel ſo unbegreifliche Dinge lehret, von gar beſonderer Art ſeyn müſſe. Meine Vernunft ſperret ſich dawider, und ſagt mir, wenn ich ihr weiter will, wie man den Fall des erſten Menſchen mit ſeiner Vollkommenheit reimen müſſe, Zeug vor, das ich nicht einmal nachſagen mag.

Das bescheidenste, was sie sagt, ist dieses: Daß der erste Mensch, wann er so beschaffen gewesen, als der Herr Manzel sagt, nicht fallen können: wenn er aber gesündiget hat, nicht vollkommen erschaffen sey.

Sie glaubt also nicht, daß es dem Herrn Professor etwas helfen könne, wenn er, (§. 43.) um die Möglichkeit des Falles zu behaupten, sagt: „Wenn der Mensch so erschaffen worden, daß er nohtwendig Gutes thun müssen: so hätte keine Moralität statt haben können." Da der Herr Professor, spricht sie, dieses gewußt hat, so hätte er nicht sagen sollen, der Mensch sey vollkommen erschaffen: indem die Fähigkeit zu sündigen eine nicht geringe Unvollkommenheit ist, die solche Begierden in dem ersten Menschen zum Grunde haben muß, die mit seiner Vollkommenheit streiten, und allen Unterscheid zwischen ihm und uns nohtwendig aufheben.

Ich habe schon oben etwas von dieser Materie einfliessen lassen. Wenn Ew. Hochwohlgebohren sich dessen erinnern, so werden Sie schon sehen, daß es unnöhtig sey, sich mit dem Herrn Manzel (§. 43) zu bekümmern: nach was vor einer Regel und Richtschnur die ersten Menschen gelebet

haben. Eine vollkommene Creatur, die das Gute und Böſe vollkommen kennet, vollkommen weiß, was Gott haben will, und nicht die geringſte Begierde zum Böſen hat, die braucht keiner Regel. Ihr natürlicher Trieb iſt ihr ſtatt aller Geſetze: Und dieſes geſtehet der Herr Profeſſor faſt ſelbſt, wenn er ſagt: „Die vollkommene Erkenntniß des Guten, Böſen, und des göttlichen Willens ſey die Regel geweſen, nach welcher die erſten Menſchen ihr Thun und Laſſen eingerichtet.“

Was er von den göttlichen Offenbahrungen hinzuſetzet, das fällt von ſich ſelbſt weg. Denn was ſoll Gott einer Creatur offenbahren, die alles weiß, was ſie wiſſen ſoll, und beynahe eben ſo klug iſt, als er ſelbſt?

Der Herr Profeſſor handelt (§. 50. 51.) von der Nahrung des erſten Menſchen. Ich finde dabey nichts anzumerken, weil ich ſchon oben von dieſer Sache ſo wohl, als von dem Paradieſe, oder von der terra omnia in ſuperlativo producente, wie der Herr Manzel redet, Ew. Hochwohlgebohren meine Meynung geſagt habe.

Für die Kleidung des erſten Menſchen darf der Herr Profeſſor nicht ſorgen, wie er (§. 52.) thut. Unſere Haut iſt geſchickt genug, Hitze und Kälte

zu ertragen. Auch nach dem Fall behelfen ſich ganze Völker ohne Kleider. Es wäre alſo nichts beſonders, wenn es der erſte Menſch auch gethan hätte. *)

Von dem Tode des erſten Menſchen, von welchem der Herr Manzel (§. 53. 54.) handelt, iſt nicht nöthig, viel zu ſagen. Es verſteht ſich, daß der erſte Menſch hat ſterben müſſen, wie wir. Die Vernunft hält den Tod nicht für der Sünden Sold; ſondern für eine nothwendige Folge unſerer Beſchaffenheit: ohne desfalls den Geiſtlichen ein Compliment zu machen.

Ich gehe demnach weiter, und bitte Ew. Hochwohlgebohren dasjenige wohl zu betrachten, was der Herr Profeſſor Manzel von den Pflichten des erſten Menſchen gegen Gott, gegen ſich ſelbſt, und gegen andere Menſchen ſagt. Sie können daraus lernen, daß der Herr Profeſſor, nach ſeinen eigenen Grundſätzen, kein beſonders Recht der Natur im Stande der Unſchuld ſuchen könne.

„Die Pflichten gegen Gott," ſagt er, (§. 55.) „beſtanden in einem immerwährenden Lobe Gottes, in

*) S. les Eſſais de Montaigne Liv. II. Ch. 12.

in einer vollkommenen Liebe gegen ihn, in einer genauen Beobachtung ſeiner Gebote, und in einer Uebergebung in ſeinen Willen und in ſeine weiſe Vorſehung.“

Ich glaube nicht, daß in dieſen Pflichten durch den Fall eine Veränderung entſtanden ſey.

„Die Pflichten des erſten Menſchen gegen ſich ſelbſt beſtanden,“ wie der Herr Profeſſor (§. 57.) ſagt, „in der Erhaltung ſeines Lebens und ſeiner Glückſeligkeit.“

Hierinn aber beſtehen auch die Pflichten gegen uns ſelbſt noch heutiges Tages.

Die Pflichten des erſten Menſchen gegen andere faßten, auch nach der Beſchreibung, die uns der Herr Profeſſor (§. 58. 59.) davon giebt, nichts in ſich, wodurch ſie von den heutigen Pflichten gegen den Nächſten unterſchieden würden: Sie verbanden den erſten Menſchen zur Beobachtung der Gleichheit zwiſchen ihm und andern Menſchen, und gründeten ſich auf einen Satz, der wohl niemalen aus der Mode kommen wird.

Ew. Hochwohlgebohren merken wohl, daß ich von dem bekannten: Quod tibi non vis fieri, alteri ne feceris, rede. Da nun dieſes noch in dieſen letzten Zeiten der Grundſatz des Rechts der

Natur iſt: ſo weiß ich nicht, wo der Herr Profeſſor Manzel ſein Jus Naturae vere tale finden will: Im Stande der Unſchuld ſuchet er es vergebens. Denn die erſten Menſchen hatten, wie er ſelbſt bekennet, keine andere Grundſätze, als wir. Haben ſie dieſelbe nicht auf die Fälle applicäret, die wir dadurch entſcheiden: ſo iſt es zwar ein Zeichen, daß dieſe Fälle ſich noch nicht zugetragen gehabt, oder, nach den damaligen Umſtänden, nicht begeben können: Allein es macht keinen weſentlichen Unterſcheid unter ihren und unſern Grundſätzen. Die Grundſätze des Rechts der Natur ſind unveränderlich, wie ich ſchon oben erwieſen habe.

Es heißt alſo nichts, wann der Herr Profeſſor (§. 60. 61.) ſich die Mühe giebt, weitläuftig anzumerken: „Daß in dem Stande der Unſchuld keine Beleidigung, keine Erſetzung des verurſachten Schadens, kein Streit über den Beſitz der Dinge, keine Pacta und Contracte Platz gehabt, u. ſ. w.“ Man giebt ihm dieſes leicht zu, wenn er ſeinen Stand der Unſchuld erſt erwieſen hat; allein es iſt offenbahr, daß daraus kein beſonders, und in dem Stande der Unſchuld nur allein Statt habendes Recht der Natur flieſſet.

Die Grundsätze des Rechts der Natur bleiben einerley, vor und nach dem Fall, der Unterscheid betrift nur einige Nebenumstände, in Ansehung welcher auch heutiges Tages viele Völker nicht übereinkommen, die doch, wie niemand zweifelt, alle ein Jus Naturae haben. Die Hottentotten z B und alle wilde Völker leben in einer gröfsern Einfalt und Unschuld, als wir, es fehlet ihnen also an Gelegenheit, die allgemeinen Sätze des Rechts der Natur auf die Art, als es bey uns geschicht, zu appliciren: Allein darum hat noch niemand gesagt, daß sie ein ander Jus Naturae hätten, als wir.

Es ist nicht nöhtig, daß ich mich weiter hierbey aufhalte. Ew. Hochwohlgebohren sehen schon, daß das Jus Naturae vere tale des Herrn Professor Manzels nicht von unserm gemeinen Rechte der Natur, mit welchem wir uns nun eine ziemliche Zeit beholfen haben, unterschieden sey.

Ehe ich aber weiter gehe, muß ich Ew. Hochwohlgebohren noch sagen, daß ich in der ganzen Schrift des Herrn Professor Manzels nichts so artig finde, als die Entscheidung der Frage: Utrum testamenta sint juris naturae? (§. 61.) Der Herr Professor beantwortet dieselbe mit Nein:

weil man im Stande der Unschuld, als in welchem, wie der Herr Professor Manzel meynt, keiner etwas eigenes hatte, nimmer ein Testament gemacht haben würde. Allein ich weiß nicht, ob der Herr Professor mit dieser Entscheidung grosse Ehre einlegen wird. Denn wann man frägt: Utrum testamenta sint juris naturae? so will man wissen, ob die Regeln der Gerechtigkeit erfordern, daß der letzte Wille eines Sterbenden gültig sey. Man frägt aber nicht: Ob man im Stande der Unschuld ein Testament gemacht haben würde? Das begehrt niemand zu wissen. Es ist also lächerlich, wenn man diese Frage aus demjenigen beantworten will, was die Menschen, wann sie in ihrer ursprünglichen Unschuld geblieben wären, entweder gethan, oder nicht gethan haben würden.

Wenn der Herr Professor in der weitern Ausführung dieses Entwurfes eines neuen Rechts der Natur so fortfahren will, die in dieser Wissenschaft vorkommende Fragen und Streitigkeiten zu entscheiden: so erleben wir noch den Tag, daß auf einer, und vielleicht der einzigen, recht orthodoxen Academie gelehret wird, die Haltung der Contracte sey nicht Juris Naturae. Denn es ist

gewiß, daß man im Stande der Unſchuld ſo wenig einen Contract geſchloſſen, als ein Teſtament gemacht haben würde. Was wird aber dieſes nicht vor ein Aergerniß geben? Ich weiß wohl, daß es ſo böſe nicht gemeynet iſt: Allein ich begreife nicht, was uns ein ſo unnützes Wortſpiel in der Weltweisheit vor Troſt geben ſoll.

Ich wende mich zu dem, was folget. „Was die Fortpflanzung des menſchlichen Geſchlechts anlanget," ſagt der Herr Profeſſor: (§ 92) „ſo glaube ich, daß dieſelbe aufs einfältigſte geſchehen ſey, (ſimpliciſſime illam factam fuiſſe perſuadeor,) daß iſt, daß die Pflicht der Männer geweſen, die zu dieſem Handel geſchickte, noch nicht ſchwangere, und nicht mehr ſäugende Weiber zu ſchwängern: welches dann zwar nach dem Triebe der Natur; aber doch unter der Aufſicht der Vernunft, (dirigente ratione) ohne alle böſe Bewegungen, (ſine tamen motibus pravis) geſchehen ſeyn würde; nicht anders, als wir an den Thieren ſehen, welche ſich zu gewiſſen Zeiten paaren, und die übrige Zeit ſich mit dem Werke der Zeugung keine vergebliche Mühe machen. (Nihil in id negotium fruſtra impendunt.) Daher dann auch die Meynung derer nicht zu verachten iſt,

welche dafür halten, daß die Thiere, wann sie sich mit einander gatten, kein Vergnügen empfinden.“

Man siehet aus dem Beschlusse, daß der Herr Professor Manzel meynt, der Mensch würde im Stande der Unschuld nicht die geringste Wollust im Beyschlafe empfunden haben. Nun weiß ich wohl, daß er der erste nicht ist, der sich dieses eingebildet hat: er hat den heiligen Augustinus zum Vorgänger. Voluntari, sagt dieser Kirchenvater, *) membra illa (in Paradiso) ut caetera cuncta servirent. Ita genitale arvum vas in hoc opus creatum seminaret, ut nunc terram manus. Er spricht weiter: Seminaret igitur prolem vir, susciperet formina, genitalibus membris, quando id opus esset, et quantum opus esset, voluntate motis, non libidine concitatis. **)

Ich glaube aber, dem allen ungeachtet, daß sowohl der heilige Augustinus, als der Herr Professor Manzel, etwas sagen, das ihnen zu behaupten unmöglich ist.

Denn da es einmal unstreitig ist, daß, nach unserer jetzigen Leibesbeschaffenheit, die ange-

*) De Civitate Dei Lib. XIV. Cap. 23.

**) Ibid. Cap. 24.

nehme Empfindung, die Mann und Weib im Beyſchlafe ſpühren, nohtwendig iſt; ich aber nicht glaube, daß der Herr Profeſſor Manzel ſagen wird, daß der Körper des erſten Menſchen von den unſern unterſchieden geweſen ſey: ſo ſehe ich nicht, woher man beweiſen will, daß der erſte Menſch, bey einem von dem heutigen nicht unterſchiedenen Gebrauche ſeiner Gebuhrtsglieder, nicht eine gleiche Luſt empfunden habe.

Es iſt mir unmöglich zu begreifen, war, falls der erſte Menſch von dieſer Luſt nichts gewußt hat, denſelben bewegen können, ſeine, zur Fortpflanzung des menſchlichen Geſchlechts dienende, Gliedmaßen, nach der Abſicht ſeines Schöpfers, ſo zur Hervorbringung ſeines gleichen anzuwenden. Wer hatte ihm geſagt, daß, wenn er dieſe Gliedmaßen auf eine gewiſſe Art gebrauchte, ein ihm ähnliches Thier, nach Verlauf einer gewiſſen Zeit, zum Vorſchein kommen würde? Man mag ſeinen Verſtand noch einmal ſo groß machen, als der Herr Profeſſor Manzel gethan hat: ſo wird man doch nicht begreiflich machen, wie es möglich geweſen ſey, daß er durch denſelben zur Erkenntniß dieſer Wahrheit gekommen.

Eine Offenbahrung in dieſem Fall vorzuwen-

den, würde lächerlich, und der Vollkommenheit des ersten Menschen nachtheilig seyn. Denn was wäre es nicht für eine elende, dumme Creatur, die zu den nöthigsten und natürlichsten Verrichtungen allemal einer Anleitung ihres Schöpfers bedürfte? Ein Mädchen von zwölf Jahren ist in diesen letzten Zeiten weit klüger. Es ist also nöthig gewesen, daß der erste Mensch einen innerlichen Trieb in sich gespühret habe, seine Gebuhrtsglieder so, und nicht anders, zu gebrauchen: er muß sich aus diesem Gebrauche eine sonderliche Lust versprochen haben: er muß diese Lust wirklich empfunden haben, denn sonst hätte er den Gebrauch nicht wiederholet.

Man siehet also, daß, wenn gleich, wie der heilige Augustinus sagt, die Gebuhrtsglieder durch den Willen beweget worden; dennoch dieser Wille erst durch etwas anders in dem Menschen habe gewirket werden müssen. Denn es ist unbegreiflich, wie der Mensch sonst auf eine Handlung verfallen können, die, ohne ihre Folgen betrachtet, närrisch, und, von der Lust abgesondert, ekelhaft ist. Es ist vielmehr zu glauben, daß, wenn Gott nicht dem Menschen

„Die Herz-erquickenden Vermehrungstriebe"

eingepflanzet, und die That, durch welche dieſe Triebe vergnüget werden, mit einer ſeltſam-ſüſſen Luſt verknüpfet hätte, die Mutter aller Lebendigen ihre Jungfrauſchaft mit ins Grab genommen, und alſo weder der Herr Profeſſor Manzel ſeine Diſſertation, noch ich dieſen Brief, geſchrieben haben würden.

Da nun die Luſt, welche der Menſch im Beyſchlafe empfindet, zur Fortpflanzung des menſchlichen Geſchlechts ſo nothwendig iſt: ſo möchte ich wohl wiſſen, warum man die Empfindung derſelben unter diejenigen Dinge rechnet, davon der Menſch im Stande ſeiner Vollkommenheit frey ſeyn müſſen. Diejenigen, welche dieſes behaupten, glauben vermuthlich, daß der erſte Menſch Hunger und Durſt empfunden: ſie glauben, daß der Menſch ſich dieſer verdrießlichen Empfindungen zu entledigen geſucht; und folglich, indem er ſie durch Speiſe und Trank vertrieben, eine Luſt empfunden habe: ſie werden vermuthlich auch nicht leugnen, daß die erſten Menſchen ſchmecken können. Folglich ſind einige Dinge ihrem Geſchmacke angenehm, andere verdrießlich geweſen; es iſt alſo gar glaublich, daß ihnen jene, wenn ſie dieſelbe gekoſtet, eine Luſt, und dieſe eine wid-

rige Empfindung erwecket haben. Wer wollte ihnen dieſes aber zur Sünde deuten?

Nicht alles, was der Menſch genieſſet, wird in ſein Weſen verwandelt. Es bleibt alſo in dem Körper etwas unnützes übrig, das demſelben nur zur Laſt iſt. Der Menſch ſucht ſich dieſer Laſt zu entledigen, und dieſe Entledigung iſt ſo nohtwendig mit einer Art eines Vergnügens vergeſellſchaftet, als es nohtwendig iſt, daß ſie geſchiehet. Ich glaube nicht, daß man dieſen Auswurf des Ueberflüßigen als eine, dem erſten Menſchen unanſtändige Sache anſehen, und lieber glauben wird, quod ſolide natus ſit: er konnte es gewiß nicht ausſchwitzen, und wer andere Gedanken von ihm hat, der erweiſet ihm eine ſchlechte Ehre. Der Herr Profeſſor Manzel hat ihm ſchon (§. 57.) den Schweiß abgeſprochen. Ich will hoffen, daß er nicht weiter gehet: denn ſonſt würde er endlich ſeinen vollkommenen Menſchen demjenigen ähnlich machen, von welchem Catullus *) ſagt:

Quare non tibi ſit bene ac beate?
A te ſudor abeſt, abeſt ſaliva
Mocciuque et mala pituita naſi.

*) Epigr. 10.

Hanc ad mundítiem adde mundiorem,
Quod culmus tibi purior ſalillo eſt,
Nec toto decies cacas in anno.

Man muß alſo geſtehen, daß auch der erſte Menſch das Ueberflüßige ausgeworfen habe. Da nun dieſer Auswurf allemal mit einer gewiſſen Luſt verknüpfet iſt, die auch der erſte Menſch, ohne Nachtheil ſeiner Heiligkeit, empfinden können: ſo weiß ich nicht, warum man in Anſehung desjenigen excrementi, wodurch das menſchliche Geſchlecht fortgepflanzet wird, eine Ausnahme macht, und die mit der Auswerfung deſſelben verknüpfte Luſt einen motum pravum nennet, der dem erſten Menſchen unanſtändig geweſen.

Iſt nun aber die, aus dieſer Auswerfung herrührende, Luſt eine Sache, die nicht wider die Heiligkeit des erſten Menſchen läuft: ſo kann man es auch ſeiner Gehülfinn nicht verdenken, wenn ſie das, zur Vermehrung des menſchlichen Geſchlechts dienende, excrementum ihres Mannes mit eben der Luſt angenommen hat, mit welcher er es auswarf. Man kann dieſes mit ſo viel wenigerem Recht thun; weil man ihr ja wohl nimmer verargen wird, daß ſie ihren Hunger und Durſt mit Luſt geſtillet. Ich ſollte nicht meynen,

daß die Begierde nach Speise und Trank heiliger und zulässiger sey, als das Verlangen nach dem Saamen des Mannes. Man muß demnach, wofern man behaupten will, daß die ersten Menschen bey Verrichtung der, zur Fortpflanzung des menschlichen Geschlechts nöhtigen, Arbeit nicht die geringste Lust empfunden haben, nohtwendig sagen, der Mensch habe gar keine Lust empfunden, wie auch die äusserlichen Dinge seine Sinne gerühret. Dieses ist eine Grille der Schwärmer.

„In dem paradisischen Stande der Unschuld," schreibt Dippel, „hätte der Mensch von der Frucht der äussern Welt gegessen, und dieselbe in das Wesen seines Naturgeistes verwandelt, ohne die geringste Annehmlichkeit, oder Besteckung seines freyen Geistes, der allezeit in der unaussprechlichen Liebe Gottes sich weidete, und, in diesem steten Gefühl der himmlischen Lust, das äussere Naturreich gänzlich unter sich gubernirte, daß ihn gar nichts aus demselben an sich ziehen konnte. Wie hievon diejenigen, welche die Kräfte der zukünftigen Welt im Vorschmack gefühlet, können einen richtigen Begriff fassen; dann in dergleichen Zustand alle Annehmlichkeiten der Creaturen und der irdischen Lust verschwunden ist,

als wäre ſie niemalen da geweſen. In ſolchem Zuſtande wäre es gleichfalls dem paradiſiſchen Menſchen möglich geweſen, ſich zu vermehren und fortzupflanzen, dem äuſſern und innern Menſchen nach, ohne die geringſte Gefangenſchaft ſeiner Imagination an der äuſſern Welt, und deren ſinnlichen Lüſten: dann wie das Eſſen und ſeine Nahrung aus der äuſſern Natur, ohne herabſteigende Luſt und Begierde des Geiſtes, hätte Statt gefunden, alſo hätte auch in dieſem Stücke die äuſſere Natur den freyen Geiſt nicht herabziehen, oder an die Irdigkeit binden können. Summa, ſeine Seele und auch ſein Geiſt ſtunden gegen die äuſſere Natur ganz *indifferent*, wüßten wirklich nicht, was in derſelben böſe oder gut, angenehm oder übel ſchmeckte: denn wie das Böſe noch nicht offenbar war: ſo konnte auch noch keine anziehende, oder gefangennehmende Idée von einem ſcheinbaren oder wahrhaften Gut ſtatt finden; auch keine Reflexion der ſich umſehenden und bekümmernden Vernunft, und ſo war der Menſch in ſeinem paradieſiſchen Stande kein vernünftiges Thier, ſondern eine *intellectualiſche* Creatur, die alles, ohne Sylo-

gismo, gegenwärtig besasse und einsahe, was sie sehen sollte.“ *)

Was der Herr Professor Manzel lehret, das kömmt mit diesen dippelschen Einfällen ungemein wohl überein; und wenn ich ein Geistlicher wäre: so hätte ich hier die schönste Gelegenheit, ihn zu verketzern; allein ich thue es nicht, sondern bitte nur Ew Hochwohlgebohren zu bedenken, wohin Leute, die solche Dinge lehren, endlich verfallen müssen.

Sie bringen den ersten Menschen um seine fünf Sinne, und müssen sagen, Wermuht habe ihm geschmeckt wie Honig, und Honig wie Wermuht: er sey nicht im Stande gewesen, den Geruch eines Aases von dem Geruch der Violen zu unterscheiden, und was dergleichen Fragen mehr sind.

Hat nun der Mensch, seiner übergrossen Heiligkeit wegen, keine angenehme Empfindung haben können: so wird er auch unstreitig von keinem Schmerz gewußt haben; oder Gott müßte

*) Christianus Democritus im Wegweiser zum verlohrnen Licht und Recht, Th. II. Kap. 5. S. 786. 787.

ihn gewiß in ſeinem Zorn erſchaffen haben. Es hat alſo der erſte Menſch gar keine Empfindung gehabt; ſondern ſich in einer immerwährenden Entzückung befunden, und nicht gewußt, ob er in oder auſſer dem Leibe ſey. Es iſt ſein Glück geweſen, daß er gefallen iſt; denn ſonſt ſehe ich nicht, wie er ſich mit eben ſo einem Körper, als wir haben, ohne das uns ſo nöhtige Gefühl von Luſt und Schmerz, hätte erhalten können.

Jener Weltweiſe war ſo ſehr in ſeinen Gedanken vertieft, daß er ſich, ohne es zu merken, ſeinen Fuß verbrannte. Endlich kam der Wurm zu ſich ſelbſt. Aber der erſte Menſch des Herrn Manzels, das wunderliche Thier, hätte mit Haut und Haar verbrennen können, ehe er es ſelbſt gewußt. Er war ohne Gefühl, und kannte alſo die Kraft des Feuers nicht. Wie hätte er ſich dann davor in acht nehmen können? Er war zu dumm dazu, und ein weit närriſcher Geſchöpf, als jener Phantaſte von Argos.

Qui ſe credebat miros audire tragoedos.

Von dieſem ſagt doch Horaz noch, daß er ſich, bey aller ſeiner Thorheit, vor Schaden in Acht nehmen können.

Foffet qui rupem et puteum vitare patentem. *)

Wem dieſe Vergleichung nicht gefällt, der muß von dem erſten Menſchen menſchlich reden. Man erweiſet ihm wenig Ehre, wann man ihm alle Empfindung von Luſt und Schmerzen abſpricht; dieſes muß man aber thun, ſo bald man ſaget, er habe in dem Beyſchlafe nicht das geringſte Vergnügen geſchmecket. Denn ich ſehe nicht, was dieſes Vergnügen beſonders an ſich habe, das uns bewegen konnte, daſſelbe als eine, dem erſten Menſchen unanſtändige, Sache zu verdammen.

Ich weiß wohl, daß dieſe Luſt uns zu thörichten und ſchädlichen Thaten verleiten kann, und daß es daher nöthig iſt, ſich derſelben mäßig, und mit Vernunft zu bedienen; darum aber wird die Empfindung derſelben, an ſich, nicht böſe. Nur das iſt eine Thorheit, wenn wir uns durch ihre Süßigkeit verführen laſſen, entweder die Geſetze zu übertreten, oder, durch einen unmäßigen Genuß derſelben, unſerer Geſundheit zu ſchaden. Die geſunde Vernunft lehret einen jeden, daß die Luſt, welche mit dem Werke der Zeugung verbunden

*) Horat. Lib. II. Ep. 1.

den iſt, nicht das Hauptwerk ſey, auf welches wir in Verrichtung deſſelben allein zu ſehen haben. Es iſt leicht zu erkennen, daß die Fortpflanzung unſers Geſchlechts die Urſache ſey, warum der Beyſchlaf mit einem ſo empfindlichen Vergnügen verknüpfet iſt: und die Erfahrung ſoll es geben, daß dieſes Vergnügen gröſtentheils in der Einbildung beſtehe, und in der That ſo groß nicht ſey, als wir es uns vorſtellen.

Dieſe Betrachtungen können uns der Mäßigkeit erinnern, und uns antreiben, den Lehren zu folgen, welche der weiſe Montaigne allen Männern giebt. Ce ſont, ſagt er, *) les femmes qui communiquent tant qu'on veut leurs pieces à garçonner, à mediciner la honte le defend. Je veux donc de leur part apprendre cecy aux maris, s'il s'en trouve encore qui, y ſont trop acharnez; c'eſt que les plaiſirs mêmes, qu'ils ont à l'accointance de leurs femmes, ſont reprouvez, ſi la moderation n'y eſt pas obſervée, et qu'il y a de quoi faillir en licence et debordement en ce ſujet la, comme en un ſujet illegitime. Ces encheriſſemens deshonté, que la chaleur

*) dans ſes Eſſais Liv. I. Ch. 27.

premiere nous ſuggere en ce jeu, ſont non indecemment ſeulement, mais dommageablement employez envers nos *femmes*. Qu'elles apprennent l'impudence au moins d'une autre main. Elles ſont toûjours aſſez éveillées pour nôtre beſoin. - - - C'eſt une religieuſe liaiſon et devote que la mariage: Voila pourquoi le plaiſir qu'on en tire, ce doit être un plaiſir retenu, ſerieux et mêlé à quelque ſeverité, ce doit être une volupté aucunement prudente et conſcientieuſe.

Aber ſie können uns nicht bereden, daß es eine Sünde ſey, wenn Mann und Weib zu der Zeit, wann ſie einander ehelich beywohnen, die mit dieſer angenehmen Bemühung unzertrennlich verknüpfte Luſt empfinden; oder daß es nöthig, mit ſolcher Lu'ſtſamkeit an der Fortpflanzung des menſchlichen Geſchlechts zu arbeiten, daß man währender Zeit ſeinen Pſalter herbeten könne, inter ipſam debiti naturalis egeriem aliquid ruminare Pſalmorum. *)

Man kann leicht die Einfälle desjenigen

*) Mr. Bayle Dictionaire Hiſtorique et Critique art François d'Aſſiſe. Not. C.

Rabbi als ungereimt verlachen, welcher von den Eheleuten verlanget, ſie ſollten bey Verrichtung des ehelichen Werks nichts als heilige Gedanken haben, und nicht auf die Kühlung ihrer Brunſt; ſondern einzig und allein auf die Erfüllung des göttlichen Willens ihr Abſehen richten. Non devono haver intentione in quell'inſtante alli piaceri, ma ſolo per adempir il voler divino - - - ambidoi devono penſar in quell'inſtante que queſto non lo fanno per il lor giovamento, e adempir il lor appetiti carnali, ma ſolo per mantenir il precetto - - - oga'huomo da bene ſa quello, che deve penſar in quell'inſtante, perche ſi deve penſar ſolo à penſieri ſanti è pii. *)

Dieſe Forderungen ſind unbillig, und laufen wider die geſunde Vernunft, welche uns befiehlt, nichts obenhin, ſondern mit Bedacht, zu thun. Hoc age, heißt es in allen unſern Verrichtungen. Warum ſoll dann dieſe ſo natürliche, und zur Fortpflanzung des menſchlichen Geſchlechts ſo nöhtige, Handlung von dieſer allgemeinen Regel aus-

*) Precetti da eſſer imparati dalle Donne Ebree. Cap. 70. 71. n. 3. 41. 43.

genommen seyn? Mir kömmt dieses sehr heuchlerisch vor, und möchte ich wohl wissen, ob die Herren, die eine so grosse Heiligkeit, oder vielmehr Unempfindlichkeit, von dem Menschen verlangen, sich wohl zum ehelichen Leben würden bequemet haben, wann der Beyschlaf kein gröſſer Vergnügen, als z. B. das Dreschen, gäbe; oder ob sie durch nichts, als eine christliche Betrachtung des creſcite et multiplicamini, angereizet werden, ihre Weiber zu erkennen?

Ich glaube, sie werden gerne gestehen, daß sie ihren Schatz in irdischen Gefäſſen tragen. Aber sie haben nicht Ursache, sich ihrer Gesundheit zu schämen. Es ist eben so erlaubt, im Beyschlaf eine Lust zu empfinden, als sich mit Speise und Trank zu erquicken. Die Lust, so wir empfinden, wenn wir unsern Hunger und Durst stillen, kann Folgen haben, die eben so schädlich sind, als diejenigen, welche aus einer unmäßigen Pflegung der Liebe entstehen; darum aber hat noch kein Moraliste gesaget, es sey sündlich, die Speise, die man genieſſet, zu schmecken, und sich an deren Geschmack, wann er angenehm ist, zu belustigen. Unsere reineſten und eifrigſten Gottesgelehrten erlauben uns das poculum hilarita-

tis, und treiben es manchmal ſelbſt ſo hoch, als es angehen will. Wie könnten ſie aber dieſes thun, wenn die Empfindung einer Luſt, deren Mißbrauch ſchädlich iſt, an ſich eine Sünde wäre?

Ich tadele ſie desfalls nicht; ſondern lobe ſie vielmehr. Sie würden, wenn ſie ſtrengere Lehren gäben, wenig Gehör finden; es müßte dann bey melancholiſchen und ſcheinheiligen Gemühtern ſeyn, die etwan ſo geſinnet ſind, als der bekannte Mr. Paſcal. *) Und was würden ſie alſo nicht für Seufzer auf ſich laden, wenn ſie die Empfindung der Luſt im Beyſchlafe als eine ſündliche Sache, als einen morum pravum, den Gläubigen unterſagen wollten? Die ganze Welt würde ſich einer ſo harten Lehre widerſetzen, und auch die Frömmſten würden mit den Apoſteln ſprechen: Stehet die Sache eines Mannes mit ſeinem Weibe alſo, ſo iſts nicht gut ehelich werden. **)

Ein Mann, der ſich durch dieſe heuchleriſche Lehre zu einer heiligen Kaltſinnigkeit in Verrichtung des ehelichen Werks verführen laſſen wollte, würde bey ſeiner Hausehre ſchlechten Dank ver-

*) Bayle Dict. Art. Paſcal Not. G.

**) Matth. XIX, 10.

dienen; und die Gemahlinn eines Gelehrten z. B. würde es sehr übel nehmen, wenn ihr Eheherr sie mit eben der Gelassenheit carreßiren wollte, mit welcher er in seinem Corpore Juris blättert. Ein Schneider kann seine Nähenadel einfädeln, und dabey ein Morgenlied anstimmen; wollte er aber mit so heiligen Gedanken sein Ehebett beschreiten, und bey derjenigen Arbeit, zu welcher dasselbe gewidmet ist, gleichfalls seine Stimme zum Lobe Gottes erheben: so zweifele ich nicht, daß seine Frau ihn erinnern würde, daß, wie der Prediger sagt, ein jegliches seine Zeit und alles Vornehmen unter dem Himmel seine Stunde habe.

Auch den Männern würde es nicht gefallen, wenn ihre Weiber sich aller Empfindung und Bezeugung eines Vergnügen enthalten wollten, zu der Zeit, wann sie sich alle Mühe geben, denselben ihre Liebe aufs nachdrücklichste zu bezeugen. Wie viele würden nicht ihre Weiber eben so unwillig anfahren, als Martial das seinige?

Uxor vade foras aut moribus mere nostris,
Non ego sum Curius, non Numa, non Tatius.

Und mit diesem Poeten klagen:

Nec mora dignaris opus, nec voce jurare,
Nec digitis, tanquam thura merumque pares. *)

Indeſſen glaube ich nicht, daß es bey jetzigen Umſtänden dazu kommen wird. Das Frauenzimmer wenigſtens wird ſich wohl vor dem Vorwurfe einer Unempfindlichkeit hüten; und wenn auch der Herr Profeſſor Manzel noch ſo klar darthun ſollte, daß diejenige Dame, von welcher wir alle herſtammen, ganz fühllos geweſen. Er mag die Glückſeligkeit und Vollkommenheit dieſer Dame noch ſo ſehr herausſtreichen: ſo wird doch unſer Frauenzimmer lieber demjenigen, als einem Meiſter in ſeiner Kunſt, Glauben zuſtellen, welcher ſagt:

Infelix cui torpet hebes locus ille puella,
Quo pariter debent foemina virque frui. **)

und es unſerer Stammutter noch in der Erde danken, daß ſie ſich und ihre Nachkommen von einer ſo verdrießlichen Vollkommenheit entledigen wollen.

Der Herr Profeſſor Manzel nun, und alle diejenigen, die mit ihm ſo hohe Begriffe von der

*) Martialis Lib. IX, Ep. 105.

**) Ovidius de Arte amandi Lib. III.

Heiligkeit unserer ersten Eltern haben, können dieses dem weiblichen Geschlechte nicht zu einer sonderlichen Sünde deuten, so lange sie nicht eidlich dargethan haben, daß sie nur einmal wenigstens in ihrem Leben den Verlust der Vollkommenheit, von welcher hier die Rede ist, aufrichtig und von Grunde des Herzens beseufzet haben. Ich weiß nicht, ob sie sich dazu verstehen werden. Das weiß ich aber, daß der heilige Augustinus, wofern ich ihn recht kenne, es nimmer mit gutem Gewissen würde haben thun können. Dieser große Kirchenvater war, wie bekannt, so verliebter Natur, daß er, wann er Gott um die Gabe der Keuschheit anrief, sich allemal dabey ausbedung, Gott möchte sie ihm doch ja nicht zu zeitig geben. Da mihi, sagt er, castitatem et continentiam, sed noli modo. Denn ihm war bange, Gott möchte kein Ehrenwort verstehen, sondern gleich Ernst daraus machen. Timebam enim ne me cito exaudires, et cito sanares a morbo concupiscentiae. *) Es ist sehr glaublich, daß einem, der so gesinnet, mit der Wiederherstellung der verlohrnen Vollkommenheit, die dem Frauen-

*) Augustinus Confess. Lib. VIII. Cap. 7. §. 2.

zimmer so beschwerlich seyn würde, gleichfalls wenig gedienet gewesen wäre; und daß der heilige Augustinus, wann er die Unempfindlichkeit des ersten Menschen in Ansehung des Beyschlafes mit den süssen Folgen des Falles verglichen, ein andächtiges; O felix culpa! welches die römische Kirche bey einer andern Gelegenheit singet, in seinem Herzen angestimmet habe.

Ew. Hochwohlgebohren müssen nicht meynen, daß dieses alles den Herrn Manzel nicht angehe; indem er ja nicht so strenge moralisiret, als der Rabbi, den ich angeführet habe. Es gehet ihn unstreitig an, weil er die Lust, so der Mensch heutiges Tages in dem Beyschlafe empfindet, motum pravum nennet, und folglich für unerlaubt hält. Da ich nun gewiesen habe, daß diese Lust ganz und gar unschuldig, und eine natürliche und nothwendige Folge unsers Wesens ist, welches durch den Fall nicht verändert worden: so folget, daß der Herr Professor Manzel keine Ursache gehabt, zu sagen, die ersten Menschen hätten sich ohne Empfindung aller Lust gepaaret. (sine motibus pravis.) Diese Lust ist kein motus pravus, und kann von dem Werke der Zeugung so

wenig abgesondert werden, als die Mäße vom Wasser.

Ich setze voraus, daß es mit der Fortpflanzung des menschlichen Geschlechts im Stande der Unschuld eben so zugegangen sey, als jetzo. Sagt man aber mit einigen Schwärmern, der erste Mensch habe sich im Stande der Unschuld auf eine geistliche Art fortpflanzen können, und der Unterscheid zwischen Mann und Weib sey eine Folge des Falles: so habe ich verlohren; so wird die Lust, die aus der Vereinigung der beyden Geschlechter entstehet, eine sündliche Schwachheit, ein motus pravus. Es scheinet nicht, daß der Herr Manzel sich dieses lauderwelschen Gewäsches theilhaftig machen wolle. Denn er merkt (§. 63.) als etwas besonders an, daß die ersten Menschen sich auf eben die Art fortgepflanzet hätten, als wir. (quod ratio propagandi eum moderna una fuerit eademque.) Wie will er also dasjenige, so er motus pravos nennet, von dem Beyschlafe absondern? Womit will er beweisen, daß der erste Mensch seine Frau auf eben die Weise, als es heutiges Tages gebräuch ich ist, erkannt, und doch keine Lust empfunden habe? Wer will ihm das glauben? Ist er aber so künstlich, daß er

dieſes beweiſen kann: ſo will ich gerne das, was er ſagt, für ein gar beſonderes Wunder halten; ſonſt aber begreife ich nicht, warum der Herr Profeſſor die Aehnlichkeit der Art der Fortpflanzung vor und nach dem Fall unter die beſondern Raritäten (ſingularia) rechnet, die bey dem erſten Menſchen zu bemerken ſind.

Die andere Anmerkung, welche der Herr Profeſſor Manzel hier machet, iſt dieſe: „Daß die erſten Menſchen nicht wie das Vieh gelebet, und ſich ohne alle Ordnung durch einander gepaaret; (quod non vagos exercuerint concubitus;) ſondern daß ein jeglicher ſein eigen Weib, und eine jegliche ihren eigenen Mann, gehabt habe. (quod unus uni ſe junxerit, eamque ſibi ſoli habuerit ſociam.) Denn, meynt er, weil die Liebe des erſten Menſchen vernünftig geweſen, und die Kinder eine ziemliche Zeit gebrauchet hätten, ehe ſie ſich ſelbſt helfen können: (donec fierit perfecta proles:) ſo wäre ein gewiſſer Vater nöthig geweſen, um ſich ſeines Kindes anzunehmen; weil ſonſt die Laſt der Erziehung auf die Mutter allein gefallen ſeyn würde.“

Dieſes heißt alles nichts. Mich deucht, die Gemeinſchaft der Weiber hat in dem Stande der

Unschuld des Herrn Manzels so gut Statt, als in der Republik des göttlichen Plato. Ich begreife ganz deutlich, daß diese Gemeinschaft, unter vollkommenen Menschen, nicht die geringste üble Folge haben könne, ja fast nothwendig sey. Denn vollkommene Menschen leben in einer vollkommenen Freundschaft: Eine vollkommene Freundschaft erfordert eine vollkommene Gemeinschaft aller Dinge: Eine vollkommene Gemeinschaft aller Dinge würde nicht vollkommen seyn, wenn die Weiber davon ausgenommen.

Diese Gemeinschaft nun kann keinen Unfug und Streit anrichten, weil sie eine vollkommene Freundschaft zum Grunde hat. Daß wir jetzo die Gemeinschaft der Weiber als einen Greuel, und eine, der allgemeinen Ruhe nachtheilige, Sache ansehen, und das mit Recht, das rührt aus unserer Eifersucht her. *) Dieses ist aber ein Affect, den der

*) Als ich dieses schrieb, hatte ich noch nicht gelesen, was Mr. Bayle in den nouvelles Lettres de l'auteur de la Critique generale de l'Histoire du Calvinisme du P. Maimbourg, Lett. 17. von den Wirkungen und von dem Nutzen der Eifersucht sagt. Es freuet mich, daß unsere Gedanken so genau übereinkommen, und ich kann

Herr Manzel ſeinem vollkommenen Menſchen nicht beylegen kann, ohne ſie eben ſo närriſch zu machen, als wir ſind. Da man nun nothwendig den erſten Menſchen alle Schwachheiten abſprechen, und ſagen muß, ſie hätten ſich alle herzlich gelie-

---

mich nicht enthalten, das, was ich hier von der Gemeinſchaft der Weiber und von der Eiferſucht ſage, mit den Worten dieſes vortrefflichen Mannes zu erläutern und zu bekräften. Il faut ſe deſabuſer, ſchreibt er, une fois pour toutes de l'opinion que l'on a, que les hommes ſe ſont conduits par les idées de la raiſon dans l'établiſſement des Societes. S'ils avoient conſulte la raiſon, il n'auroient pas fait ce qu'ils ont fait à l'egard du Sexe. Ils auroient vue que pour n'avoir pas tant de choſes à garder, il falloit faire une grande difference entre la Poſſeſſion d'un champ ou d'une vigne, et la Poſſeſſion d'une femme, puiſqu'un champ eſt une ſonte de bien dont un homme ne ſaurait recüeillir le fruit, ſans l'ôter à tous les autres, au lieu que les femmes ſont comme l'arbre d'or de la Sibylle, dont on pouvoit arracher les branches, ſans qu'il en reſtât moins.

Primo avulſo non deficit alter
Aureus, et ſimili frondeſcit virga metallo.

Virg. Aeneid. 6.

bet, und einer des andern Glückſeligkeit und Vergnügen zu befördern geſuchet: ſo iſt es ſehr unnöthig, daß der Herr Profeſſor für die armen Kinder im Stande der Unſchuld ſorget, und befürchtet, ſie würden nicht, wie es billig ſeyn ſollte, erzogen werden ſeyn, wenn kein gewiſſer Vater vorhanden geweſen wäre. Dieſe Gewißheit war unter ſo vollkommenen Leuten, die ſich alle ſo herzlich liebten, nicht nöthig, und die Kinder wür-

---

Ainſi la raiſon eût plûtôt conſeillé la communauté des femmes. Die Gemeinſchaft der Weiber iſt alſo der Vernunft nicht entgegen, und allen Abſcheu, den wir vor dieſer Gemeinſchaft haben, rührt aus unſerer Eiferſucht her. Mr. Bayle ſagt eben das, . . . nôtre raiſon, ſchreibt er, n'etant pas propre à empecher, que la communauté des femmes ne s'introduiſit dans le monde, il a fallu ſe ſervir d'une autre machine, pour l'empecher. Or cette machine n'eſt autre choſe, que ce ſentiment inquiet et rongeant, que l'on appelle jalouſie, et qui accompagne l'amour qu'on a pour une femme. Cette paſſion tout à fait deraiſonnelle a été cauſe dès le commencement, qu'un homme qui devenoit amoureux d'une fille, ſouhaitoit de l'avoir en propre, parce-qu'il ſentoit un grand déplaiſir, de ce qu'un autre la vouloit.

den Leute genug gefunden haben, die ſich ihrer angenommen.

Folglich hat der Herr Profeſſor Manzel keinen zureichenden Grund angegeben, warum er die Gemeinſchaft der Weiber, oder den vagum concubitum, aus ſeinem Stande der Unſchuld verbannet.

Laßt uns hören, wie es mit der Vielweiberey ſtehet. „Ich habe," ſpricht der Herr Profeſſor Manzel, (§ 64.) „gar merklich geſagt, daß ein Mann und ein Weib ſich zuſammen gehalten hätten, daher dann zu ſehen iſt, daß die Vielweiberey im Stande der Unſchuld nicht geweſen ſey, noch ſeyn können, weil Gott nur zweyerley Geſchlechte, und von einem jeden Geſchlechte gleich viel Perſonen erſchaffen hatte; daß es alſo unmöglich geweſen, zwey Weiber zu haben. Wie ich in meiner Diſputation de Polygamia weitläuftiger ausgeführet habe."

Hier ſehe ich wohl, daß wenn ein jeglicher ſein eigen Weib, und eine jegliche ihren eigenen Mann, gehabt hat, die Vielweiberey im Stande der Unſchuld nicht Platz haben können. Ich glaube auch wohl, daß dieſes nicht anders habe ſeyn können, wenn Gott die Männer und Weiber in

gleicher Anzahl erschaffen, und einem jeden Paar einen sonderlichen Trieb, sich zusammen zu halten, eingepräget hat: Allein ich begreife nicht, wie es möglich sey, diese gleiche Anzahl der Männer und Weiber zu erweisen. Der Herr Professor Manzel sagt zwar, er habe dieses in einer besondern Disputation gethan, die ich nicht gesehen habe; aber ich glaube es nicht. Der Herr Professor hat die Gewohnheit, daß er die Wörter demonstrare, demonstratio und dergleichen in einem sehr uneigentlichen Verstande nimmt. Ich bin der Meynung, daß dieser Beweis, den er vorgiebt, eben so unmöglich, als es unmöglich ist auszumachen, ob mehr Haare, oder mehr Augen in der Welt sind, und ob die Anzahl der Augen und Haare gerade oder ungerade sey?

Ich wollte also dem Herrn Professor, wenn ich die Ehre hätte, mit ihm bekannt zu seyn, unmaßgeblich rathen, sich nicht eine Last aufzulegen, die ihm zu schwer ist; sondern wenn ihn jemand fragen sollte: Woher er dann beweisen wolle, daß Gott die Männer und Weiber in gleicher Anzahl erschaffen? aufrichtig zu antworten: es müßten eben so viel Männer als Weiber anfänglich erschaffen seyn, weil sonst die Vielweiberey im

Stande

Stande der Unſchuld Statt gehabt; dieſes aber wolle er nicht haben. Wenn er ſo antwortete, ſo würde es eine Unbeſcheidenheit ſeyn, ihn weiter zu ängſtigen. Denn wer kann ihm das Recht ſtreitig machen, ſein Utopien ſo einzurichten, als er es gut findet?

Kraft eben dieſes ihm unſtreitig zuſtehenden Rechts hat er auch, wie er (§. 65.) thut, die Ehen unter Brüdern und Schweſtern in ſeinem Reiche verbieten können. Denn ich ſehe auch dieſe Verordnung als einen Machtſpruch an, der ſeinen Grund einzig und allein in dem Willen des Geſetzgebers hat. Weil der Herr Profeſſor Manzel von den Ehen zwiſchen Bruder und Schweſter nichts wiſſen will: ſo richtet er ſeinen Stand der Unſchuld ſo ein, daß dieſe Ehen unmöglich ſeyn müſſen. Ich habe dawider nichts zu ſagen: doch kann ich Ew. Hochwohlgebohren nicht bergen, daß ich mir getraue die Möglichkeit dieſer Ehen gar wohl zu beweiſen, der Herr Manzel mag auch ſeine Sachen noch ſo künſtlich einrichten. Ich halte für unnöthig, Ew. Hochwohlgebohren hievon eine Probe zu geben: Sie ſehen wohl, daß ich mich nicht zu viel vermeſſe.

Ich mag auch über dem hier nicht weitläufti-

ger seyn, weil mir leicht ein Wort entfallen könnte, wodurch ich mich an diesem Beweise, von der Unmöglichkeit der Ehen unter Geschwister, versündigen möchte. Der Herr Professor Manzel ist so bescheiden, und gestehet, daß seine Demonstration sehr schwer hinket. (multum claudicare) Sie wissen, daß man mit gebrechlichen und preßhaften Personen ein Mitleiden haben, und ihrer bey Leibe nicht spotten muß. Warum sollte ein gebrechlicher Schluß nicht eben dieses Mitleidens würdig seyn?

So viel, deucht mich, kann ich ohne Sünde sagen, daß die Frage: Ob es nach dem Rechte der Natur erlaubt sey, seine Schwester zu heiraten? nicht wohl beantwortet wird, wenn man spricht: es sey unmöglich gewesen, im Stande der Unschuld seine Schwester zum Weibe zu nehmen. Denn dieses will man nicht wissen; sondern die Frage von der Rechtmäßigkeit dieser Ehen setzt die Möglichkeit derselben voraus. Folglich ist der Herr Professor Manzel, der ein Jus Naturae vere tale schreiben will, schuldig uns zu berichten, was in dem Falle Rechtens gewesen, wenn er sich im Stande der Unschuld begeben hätte.

Eben dieſes ſage ich von dem, was der Herr Profeſſor (§. 66) von den Ehen zwiſchen Eltern und Kindern ſchreibt. Er beweiſet nicht, daß ſie an ſich ſündlich ſind; ſondern er ordnet nur, nach der unumſchränkten Gewalt, die ihm niemand abſprechen kann, die Sachen in ſeinem Stande der Unſchuld ſo, daß ſie keine Statt haben können. Er ſpricht: „Eltern und Kinder konnten einander unmöglich heirathen; weil der Vater nimmer ein Wittwer geworden wäre, und alſo, da er ſchon eine Frau hatte, ſeine Tochter nicht zum Weibe nehmen konnte.“

Er glaubt alſo, daß die Eheleute einander nimmer überlebet hätten, ſondern zugleich geſtorben wären: gerade als die gute alte Baucis und ihr Philemon.

„ . . pia Baucis anus parilique aetate Philemon.

Dieſes fromme Paar wußte ſich von den Göttern nichts beſſers auszubitten, als daß es zugleich ſterben möchte.

„Auferat hora duos eadem, nec conjugis unquam
„Buſta meae videam; neu ſim tumulandus ab illa.“*)

Was Philemon als eine Gnade gebeten hat,

*) Ovidius Metam. Lib. VIII.

das iſt in dem Stande der Unſchuld, nach des Herrn Manzels Meynung, etwas natürliches geweſen. Dieſes iſt nun aber ein verzweifelter Satz, welcher nicht eher den geringſten Grad der Wahrſcheinlichkeit erreichet, als bis der Herr Profeſſor erwieſen hat, daß die Eheleute auch zugleich gebohren worden: oder, wenn ſie nicht zugleich gebohren, eine Urſache giebt, warum der jüngſte Ehegatte mit dem ältern zugleich ſterben müßen. Denn die Regeln der Ordnung ſcheinen zu erfordern, daß Gott in dem Stande der Unſchuld einem Menſchen kein länger oder kürzer Ziel geſetzet, als dem andern. Es haben alſo Leute, die zugleich geſtorben ſind, auch zugleich gebohren ſeyn müßen: oder wenn die Frau etwan älter geweſen iſt, als der Mann, ſo hat ſie eher ſterben müßen, als der Mann. Die Caravane, mit welcher ſie gen Himmel ging, trat ihre Reiſe eher an, als diejenige, mit welcher der Mann gehen mußte. Es muß demnach Wittwer und Wittben im Stande der Unſchuld gegeben haben, wofern der Herr Profeſſor nicht darthut, daß Mann und Weib allemal in einem Augenblick gebohren worden.

Doch er kann auch ſagen, wenn gleich dem Manne ſeine Frau abgeſtorben: ſo könne es ſich

doch wohl allemal so gefüget haben, daß just zu der Zeit keine von seinen Töchtern, falls er welche gehabt, mannbar oder unverheiratet gewesen.

Dieß wäre nun zwar eben so unbegreiflich und unwahrscheinlich, als daß Mann und Weib zugleich gebohren und gestorben, und also die Menschen in der schönsten Ordnung, paarweise, gen Himmel gefahren; allein wer wollte von dem Herrn Professor etwas gewissers und gründlichers verlangen? Ein Gedichte ist gut genug, wenn es nur nicht gar unmöglich ist.

Die Unmöglichkeit aber alles dessen, was der Herr Professor hier saget, getraue ich mir so wenig zu beweisen, als ich die erstaunende Ordnung, welche der Herr Professor voraus setzet, zu begreifen fähig bin. Wer Zeit übrig hat, der kann sich nur die Mühe geben, und nachrechnen, was sich etwan unter vier oder fünf Paar Menschen für Fälle begeben können, in einer Zeit von hundert Jahren. Ich glaube, ihm wird grün und gelbe vor den Augen werden. Er wird mit Händen greifen, daß der Stand der Unschuld des Herrn Manzels allen menschlichen Witz übersteiget. Wider solche Dinge kann nun kein Mensch mit Vernunft Einwürfe machen. Die Finsterniß,

in welcher der Herr Profeſſor wandelt, iſt ſo dicke, daß einer, der ihn angreifen wollte, nicht wiſſen würde, wo er ihn wahrnehmen ſollte. Sie ſcheidet ihn von ſeinen Widerſachern, als die Wolkenſeule die Kinder Iſrael von den Egyptiern. Mir grauet im Dunkeln: daher will ich ihn nicht weiter verfolgen.

Ueberdem ſetzt auch der Herr Profeſſor ſeine Betrachtungen nicht weiter fort. Er ſpricht, das übrige, was noch von den verbotenen Graden zu erinnern wäre, laſſe ſich eben ſo leicht aus der Natur herleiten. Ich gebe ihm dieſes gerne zu, wenn man, wie er, ſich zum Herrn dieſer Natur macht, und dieſelbe nach ſeiner Phantaſie einrichtet.

„Auſſer dieſem," ſpricht der Herr Profeſſer, (§. 67.) „gehöre nichts ins Jus Naturae vere tale: Und daher würde klar, daß man heutiges Tages aus dieſem wahren Recht der Natur vieles ſehr ungereimt und gezwungen auf unſern jetzigen Zuſtand ziehe, da man doch ganz anders verfahren müßte. Man müßte nämlich die Welt, und die darinn befindlichen Menſchen, ſo wie ſie jetzo ſind, wohl betrachten, und aus ihrem jetzigen Zuſtande urtheilen, was zur Erhaltung der allgemeinen

und besondern Glückseligkeit nöthig sey. Und diese Betrachtung heisse das Völkerrecht, und uneigentlich (abusive) Jus Naturale, nämlich ein natürliches, billiges Recht, u. s. w."

Ew. Hochwohlgebohren dürfen nicht befürchten, daß ich diese Worte des Herrn Professors angeführet habe, um, nach meiner bösen Gewohnheit, ohne Ende darüber zu schwatzen. Ich will es kurz machen, und nur anmerken, daß der Herr Professor durch das, was er hier sagt, seine ganze Schrift für unnütz erkläret.

Er will das Recht der Natur ausbessern. Er will die darinn vorkommenden Streitigkeiten schlichten: er schreibt zu dem Ende ein Jus Naturae vere tale. Und nun kömmt er, und sagt: es wäre eine Thorheit, aus diesem Jure Naturae vere tali etwas auf unsern jetzigen Zustand zu applicíren. Warum hat er uns dann dieses Jus Naturae vere tale so mühsam erkläret? Warum muthet er denen, die gelehrter, als er sind, zu, daß sie weiter über dieses Jus Naturae vere tale, von welchem er uns, vor der Hand, nur einen groben Abriß mitgetheilt hat, meditiren sollen? Was soll es uns vor Trost geben, daß wir wissen, was der erste Mensch gemacht hat? Die Erkennt-

niß des Zuſtandes, in welchem ſich unſere erſten Eltern befunden haben, trägt nichts zu unſerer Wohlfahrt bey; ſondern dieſe wird, nach dem eigenen Geſtändniſſe des Herrn Manzels, beſſer durch eine vernünftige Betrachtung unſers jetzigen Zuſtandes befördert: Alle, die bishero das Jus Naturae gelehret haben, (Alberti und Strimeſius ausgenommen) legen dieſe Betrachtung zum Grunde; und alſo iſt es ſehr unnöthig, daß der Herr Profeſſor darüber eifert, daß man aus ſeinem ächten Jure Naturae Sätze borge, da man doch die menſchliche Natur, wie ſie nun iſt, anſehen ſollte.

Gefällt es ihm aber nicht, die auf dieſe vernünftige Betrachtung der menſchlichen Natur, wie ſie jetzo iſt, erbauete Wiſſenſchaft ein Recht der Natur zu nennen: ſo kann man ihm ſeinen Willen laſſen; er nenne ſie, wie er will: nur ſey er ſo gut, und verſchone uns mit ſeinem Jure Naturae vere tali. Das kann uns nichts helfen. Der Herr Profeſſor äffet uns damit.

Er ſtellet ſich, als wenn er uns in das Innerſte des Rechts der Natur (intimaque juris naturae penetralia. Wie er in der Vorrede S. 4. ſchreibt,) führen wolle. Er fordert alle Gelehrten auf, das, was er geſchrieben, zu überlegen, und

ihre Gedanken darüber zu eröffnen, damit man endlich zu einer Gewißheit gelange, und viele, ſonſt unſterbliche, Streitigkeiten ihre Endſchaft erreichen möchten. Wer dieſes lieſet, der denket, der Herr Profeſſor Manzel wolle diejenige Wiſſenſchaft, die wir insgemein das Recht der Natur nennen, auf einen andern Fuß ſetzen, und zu einer gröſſern Gewißheit bringen. Denn dieſe Wiſſenſchaft muß es unſtreitig ſeyn, über deren Verwirrung er in der Vorrede klagt; weil, ehe ſeine primae lineae Juris naturae vere talis zum Vorſchein gekommen ſind, niemand an ſein Jus Naturae vere tale gedacht hat. Allein der Ausgang giebt es, daß dies dem Herrn Profeſſor niemalen in den Sinn gekommen ſey. Er gedenket des Juris Naturae, womit wir uns bisher beholfen haben, in ſeiner ganzen Schrift kaum zweymal, und ſagt nichts mehr von demſelben, als, daß es nicht das rechte Jus Naturae ſey. Er beſſert und bauet alſo nicht: ſondern er reiſſet nieder. Er verwirft unſer altes Jus Naturae, und bringt ein ganz neues zum Vorſchein: doch will er nicht, daß wir uns nach demſelben richten ſollen; er erlaubt uns bey dem alten zu bleiben: nur meynt er, man müſſe es nicht ein Recht der Natur; ſon-

dern ein natürliches Recht nennen. Eine wichtige Anmerkung, die wohl wehrt iſt, daß die ganze Schaar der Gelehrten derſelben weiter nachſinne!

Ew. Hochwohlgebohren ſehen aus dieſem allem, daß der Herr Profeſſor Manzel durch ſeine Diſſertation nicht das geringſte zur Verbeſſerung derjenigen Wiſſenſchaft beygetragen habe, die alle Welt mit dem Namen des Rechts der Natur beleget. Er läſſet alles, wie es iſt, bis auf den Namen; und theilet der gelehrten Welt, unter dem Titel eines Juris Naturae vere talis, eine Beſchreibung des Zuſtandes unſerer erſten Eltern mit, die einem Roman ähnlicher iſt, als einer philoſophiſchen Schrift. Was ſein Abſehen geweſen ſey, iſt mir unmöglich zu errathen. Hat er, wie er ſagt, das Recht der Natur, oder das natürliche Recht, ausbeſſern wollen: ſo muß man bekennen, daß er ſein Vorhaben ſchlecht ausgeführet habe.

Der Herr Profeſſor wird alſo wohl thun, wenn er von ſeiner Diſſertatiuncula nicht mehr hält, als ſich gebühret, und es nicht übel nimmt, wenn man ſie als einen kleinen Roman anſiehet. Thut er das, ſo kann man nicht mehr ſagen, daß er damit habe zu Hauſe bleiben ſollen: denn wer will ihm befehlen, was er ſchreiben ſoll?

Indessen mag der Herr Professor von seiner Arbeit denken, was er will. Ew. Hochwohlgebohren werden hoffentlich aus den Einwürfen, welche ich dawider gemacht habe, sehen, daß der Herr Professor Manzel, wie er, (§. 68.) nach seiner Bescheidenheit, selbst gestehet, nicht in allen Stücken die Wahrheit getroffen habe; sondern daß noch sehr vieles an seiner Schrift auszusetzen sey. Dieses ist der Endzweck meines langen Briefes; und wenn ich denselben erreiche, so bin ich zufrieden.

Ich sollte nicht meynen, daß die beyden Argumente mir daran hinderlich fallen könnten, die der Herr Professor (§. 57.) noch zu den andern hinzu thut, durch welche er seinen Stand der Unschuld hat erweisen wollen; und halte daher für unnöthig, mich bey denselben länger aufzuhalten. Es ist Zeit, daß ich einmal aufhöre.

Doch kann ich diesen Brief nicht schliessen, ohne vorher Ew. Hochwohlgebohren nochmal zu bitten, das, was ich schreibe, nicht anders aufzunehmen, als es gemeinet ist. Meine Einwürfe wider den Stand der Unschuld, den der Herr Manzel beweisen wollen, gehen nicht dahin, daß ich das, was uns von dem Zustande des ersten Menschen offenbahret worden, in Zweifel ziehen, oder gar leug-

nen wollte. Ich weiß wohl, was man den Schriften Moſis vor Ehrerbietung ſchuldig iſt. Meine Abſicht iſt nur, zu weiſen, daß unſere Vernunft nichts von dem Stande der Unſchuld wiſſe, und daß es alſo ein verwegenes Unternehmen ſey, daß der Herr Manzel denſelben aus der bloſſen Vernunft beweiſen wollen. Und dieſe Verwegenheit muß einen noch gröſſer vorkommen, wenn man bedenket, daß ſelbſt Moſes von den meiſten unbegreiflichen Dingen, wie der Herr Profeſſor von dem Stande der Unſchuld lehret, nicht ein Wort erwehne. Der Bericht dieſes heiligen Schreibers von dem urſprünglichen Zuſtande und Fall des erſten Menſchen iſt ſo beſchaffen, daß man Mühe hat, ſich einen rechten Begriff von dieſen Dingen zu machen; und es haben ſchon gelehrtere Leute, als der Herr Profeſſor Manzel und ich, angemerket, daß man gar wahrſcheinlich aus der Erzehlung Moſis ſchlieſſen könne, es habe der göttlichen Weisheit nicht gefallen, uns eine umſtändliche Nachricht von dem Zuſtande unſerer erſten Eltern mitzutheilen. *)

*) S. les Nouvelles de la Republique des Lettres, Juillet 1686. . . . de la maniere, dont il dit, que Moïſe raconte ce funeſte evenement, il pa-

Warum wolle man dann in Dingen grübeln, welche Gott uns zu offenbahren nicht für nöthig erachtet habe? Moſes ſagt uns, Gott habe den Menſchen nach ſeinem Bilde erſchaffen; er habe ihn in einen ſchönen Garten geſetzet; der Menſch habe von der Frucht eines Baumes gegeſſen, welche ihm von Gott zu eſſen verboten; und ſey deſſals aus dem ſchönen Garten vertrieben worden. Damit müſſen wir zufrieden ſeyn, und uns nicht einbilden, mehr zu wiſſen, als Moſes.

Weil ſich nun der Herr Profeſſor Manzel unterſtanden hat, von der Erzehlung Moſis abzuge-

---

roit bien que ſon intention n'a pas été, que nous ſçuſſions comment l'affaire s'etoit paſſee, et cela ſeul doit perſuader à toute perſonne raiſonnable que la plume de Moïſe a eté ſous la direction particuliere du S. Eſprit. En effet, ſi Moïſe eût eté le maitre de ſes expreſſions et de ſes penſées, il n'auroit jamais enveloppé d'une façon ſi étonnante le recit d'une telle action, il en auroit parlé d'un ſtile un peu plus humain, et plus propre à inſtruire la poſterité, mais une ſageſſe infinie le dirigeoit de telle ſorte, qu'il écrivoit non pas ſelon ſes vues, mais ſelon les deſſeins cachez de la Providence.

hen, und uns aus der Vernunft mehr zu lehren, als dieſer groſſe Prophet uns geſagt hat: ſo war es nöhtig, zu zeigen, daß unſere Vernunft in den Sachen blind ſey, und nicht einmal den Stand der Unſchuld begreifen, geſchweige für ſich erkennen könne: und daß es alſo eine unnütze Arbeit ſey, von ſolchen Sachen zu philoſophiren. Dieſes iſt meine Abſicht, welche Ew. Hochwohlgebohren unmöglich werden tadeln können.

Uebrigens wird es mir eine ſonderliche Freude ſeyn, bald zu vernehmen, wie Ew. Hochwohlgebohren meine Gedanken über die Schrift des Herrn Manzels gefallen habe. Ich habe ſie auf Dero Befehl zu Papier gebracht, um Ihnen auch dadurch zu zeigen, mit wie vielem Eifer ich ſey

Ew. Hochwohlgebohren.

Schwerin, den 30. November
1746.

gehorſamſter Diener
E. v. W.

ERN. JOH. FRID. MANZELII,

JURIS ET PHIL. DOCTORIS,
AC MORALIUM PROFESSORIS ORDINARII
IN ACADEMIA ROSTOCH.

PRIMAE LINEAE
JURIS NATURAE
VERE TALIS

SECUNDUM
SANAE RATIONIS PRINCIPIA
DUCTAE.

ROSTOCHII,

APUD GEORG. LUD. FRITSCHIUM,

1726.

SOLUTIO

PHILOSOPHANTIBUS.

PRAEFATIO.

In ea reſervati ſumus tempora, ubi equidem juris naturae nobiliſſimae doctrinae multi haud infimae caveae viri ingenia et operam ſuam impendunt; aſt imſimul experimur, multitudinem de ea meditantium id efficere, ut dignum hinc inde eidem non ſtatuatur pretium: Mox etenim Logomachiae, circa definitionem et principium hujus juris, mox confuſio rationis et Juris Naturae; mox indiſcreta oppoſitio J. N. et Decalogi, ſeu J. N per naturam et ſcripturam exhibiti; mox non rite facta diſtinctio Juris Naturae et Gentium; mox denique praejudicia ex Jure Civili hauſta, taedioſam, confuſam et ſpretam reddunt hanc doctrinam.

Ego dulcedine ejus captus, diu multumque meditatus ſum, annon forte via poſſit inveniri per quam omnes incertitudines effu-

gere, et ad vera intimaque juris naturae penetralia pervenire detur; tanta autem mentem meam detinuit fluctuatio, ut fere desperaverim: Ne tamen qualiacunque mea cogitata mihi soli habeam, publico ea communicare decrevi.

Non vero ea hoc faciam perſuaſione, ac ſi jam credam, me aliquid ſcribere omni exceptione majus; ſed ut potius experiar, in quantum hae meae theſes vel calculum eruditorum mereri queant, vel quousque contraſentientes me in rectiorem viam ducere valeant.

Rogito itaque, ut illi, quibus ſupra vulgus ſapere datum eſt, ſcripta meditentur, ſuasque obſervationes placide exponant: Forte enim ea ratione ad certitudinem quandam deveniemus, et multis litibus, alias immortalibus, definitiva feretur ſententia. Faxit DEUS T. O. M. ut ducamur in omnem veritatem, et ut cordata intentio ſuo non careat fructu.

TRACTATIO.

§. 1. Neminem ſobrie de aliqua doctrina meditari poſſe, niſi qui genuinam ejus definitionem praeſupponit, omnes ſaniores mecum confiteri, confido. Quo magis igitur intricata eſt doctrina juris naturae, eo ſollicitius de ejus definitione circumſpiciendum erit.

§. 2. Quantum igitur, ſepoſitis omnibus praejudiciis, hactenus mihi invenire licuit, juris naturae vere talis definitio ex ſequenti fluit concepta: DEUS T. O. M. conſentientibus omnibus qui inſani non ſunt, Auctor, creator, fons et ŏrigo omnium rerum eſt; aſt non ſolum creator, ſed etiam providus eſt conſervator, quod ipſum ex omnium rerum naturalium admirabili connexione et propagatione liquido

apparet, adeo ut lapis et beſtia eſſet, qui vel in ſaediſſimum Atheiſmum delabi, vel ſtatuere vellet, primum creatorem res creatas amplius non curare.

§. 3. Hanc creationem, hanc providentiam, homini, ceu praeſtantiſſimae creaturarum, itidem propriam eſſe, nullus inficias ire poterit; immo, quod majus eſt, omnis docet circumſtantia, huic homini ſingulares a creatore tributas eſſe praerogativas, et quidem potiſſimum in eo, quod anima rationali eundem praeditum eſſe voluerit ſummus Monarcha.

§. 4. Conſtat porro, hanc animam rationalem homini ea propter datam eſſe, ut non ſolis motibus naturalibus ad ſui conſervationem urgeretur; ſe ut potiſſimum intellectu ſummum Creatorem agnoſceret, eundemque admiraretur, et quoad ſe ipſum habita diſtinctione boni et mali id eligeret, quod ſalutare, quodque noxium vitaret.

§. 5. In eo enim omnis Moralitatis principium conſtituere fas eſt; quod Deus hominem, qua intellectum, voluntatem et appetitum ſenſitivum perfecerit, ac viribus iſtis, qua originem effectum ac finem ſere divinis inſtruxerit

dotibus, ut *in ſola ſpecie boni* liberum ſuum exerceret arbitrium, non quidem uniformiter, aequaliter et identitate quadam ratiociniorum actionumque atque ſic fatali neceſſitate abs una ad alterum raptus, ſed potius, quoad objecta id tulerunt, egregia ac planiſſima libertate, in ſpecie boni ſagaciter ac ſanctiſſime diſtingueret, prudentiſſime ſeligeret, ac juxta dictamen rectae rationis, quicquid meditando ac agendo abſolverat, in praxin et applicationem ſemper felicem et perpetim glorioſam duceret; nam ſi Deus hominem ita diſpoſuiſſet, ut uniformiter agere tantum potuiſſet, non unquam bene vel male eundem egiſſe ipſe Deus judicaturus fuiſſet. Aſt de hac materia infra.

§. 6. Rebus itaque ſic ſtantibus prona fluit neceſſitate, Deum praeter inclinationes naturales, quas homines cum brutis communes habent, normam aliquam mentibus eorundem indidiſſe, ſecundum quam vitam ſuam inſtituere debebant.

§. 7. Et haec ipſa norma verum eſt jus naturae, quod eapropter explicatius ita deſcribendum: Jus Naturae *vere tale eſt norma illa, quam Deus creator hominibus mediante anima rationali patefecit, ſecundumque quam vivere illi*

debebant eligendo bona vitandoque mala ad conſervandam felicitatem.

§. 8. Abſit autem ut ſtatuam homines hodie adhuc vivere in primo illo ſtatu, in quo Deus ipſos vivere voluit; contrarium enim firmiter teneo, et in ſubſequentibus perſpicue ſola etiam ex ratione demonſtrabo.

§. 9. His hactenus poſitis ſatis eluceſcit, communiter tractatum jus naturale, quod ſcilicet accommodatur ad praeſentem mundi ſtatum, abuſive ita appellari: Ita enim res comparata eſt quod utique illi compilatores ſyſtematum et compendiorum Juris naturae laudabilem praeſtiterint operam, dum abſtrahendo ab omni lege civili ſolo rationis ductu expoſuerunt juſtitiam et aequitatem in omnibus actionibus humanis obſervandam.

§. 10. Imo, non ſum contrarius, quod certo reſpectu illa elaborata poſſint dici jus naturale, ſi ſcilicet τὸ naturale accipitur pro ſynonymo aequi bonique. Sic ex. gr. recte dicimus, naturale eſſe, ut debitor ſolvat debitum, ut Commodatarius reſtituat rem commodatam, ut conductor praeſtet locarium etc. Es iſt natürlich, daß der Schuldner bezahle ꝛc.

§. 11. Haec dicta probe penſitans inſignem agnoſcet diſtinctionem inter id quod aequum ſive naturale in ſenſu vulgari eſt, et inter id quod juris naturae vere talis in primis fundamentis eſt. Quapropter deſcriptioni datae § 7. addet et inferet vocabula. *In ſtatu ſuo perfectionis.*

§. 12. Bene hic praevideo, quantum jam in me ſuſcipiam onus probandi, quod ſcilicet citra revelationem ex ſola Philoſophia ſibi relicta demonſtrari queat, hominem conſtitutum fuiſſe in ſtatu a praeſenti longe alieno et multo feliciori; niſi enim hoc fecerim ejusdem culpae cum VALENTINO ALBERTI, *Theologo olim Lipſienſi*, reum me facerem, qui ſcilicet ſtatum integritatis in ſacra Scriptura enarratum in terminis terminantibus ſuae doctrinae Juris naturae ceu fundamentum ſuppoſuit, et ex reliquis ruderibus imaginis divinae ſuum Jus naturae conſarcinavit, a quo tamen longe me diſſentire ſerio profiteor.

§. 13. Praeſtandum igitur id ipſum erit quod promitto, imo illud praeſtabo, modo paucis genuinum omnium jurium conceptum praemittam, quo cuilibet, etiam eorum alias

ignaro, conſtet, quae ſpeciebus jurium interſit diſtinctio.

§. 14. Liceat autem ab inferioribus incipere ſpeciebus et ita pergere ad ſupremam, quam jus naturae vere tale merito appellamus, et circa quam praeſens verſabitur meditatio.

§. 15 Jus Civile *itaque eſt norma illa, quam quilibet princeps in ſuo diſtincto territorio ſuis praeſcribit ſubditis, ut pro ſtatus ratione omnia feliciter peragantur: perpetuo tamen praeſuppoſitis praeceptis Juris vere naturalis, et veritatibus moralibus.*

§. 16 Jus Gentium *eſt norma illa univerſalis ſecundum quam Gentes in genere actiones ſuas dirigunt ad conſequendam felicitatem.* Vel clarius: *Eſt dictamen rectae rationis de eo, quod fieri vel non fieri debet ad acquirendum bonum et evitandum malum publicum privatumque:* Et in eo ſenſu Jus Gentium ſynonymum eſt cum Jure aequo et vulgariter ſic dicto naturali.

§. 17 Jus Divinum *eſt norma illa, quam DEUS in verbo ſuo revelato hominibus patefecit eum in finem ut ſe incertis quibusdam capitibus imbecillitate intellectus excuſare nequeant.* Imo in eo haeret genuinus conceptus diverſitatis

Juris vere naturalis et divini, quod Deus, ceu Legislator totius Reipublicae humanae, in prima creatione mundi accommodaverit Leges naturae ad illum ſtatum, in quo citra peccatum formale cives vivere poterant; quod autem exiſtente defectione, ob motus peccaminoſos, varia poſitive prohibuerit, quae antea in ſolo materiali mala non erant, jam autem ob accedens formale pro ſua ſapientia, Deus tolerare non potuit.

§. 18 Tandem autem Jus Naturae *vere tale eſt illa norma quam Deus in prima felicitate conſtitutis hominibus indidit, ut ſecundum illam vitam ſuam dirigerent ad conſervandam ſtatus ſui perfectionem* Hinc que ſruſtra disquiritur de eo quod Juris naturae eſt nec ne, niſi ad hunc ſtatum perfectionis oculi tendantur, et genuinae propoſitiones inde eliciantur.

§. 19. His dictis abſtrahendo ab omni revelatione ex ſola ratione ducenda erunt argumenta probantia, homines jamjam non vivere in ſtatu illo, in quo Deus ipſos vivere voluit, ſed in ſtatu hypothetico, et penitus corrupto. Sunt autem ea ſequentia:

§. 20. Deus omnium rerum creator ſine dubio eſſentia ſua eſt perfectiſſimus, ideoque non

niſi perfecta et perfectiſſima creare potuit; imo in omnibus naturalibus, quae infra, circa et ſupra nos obſervamus, ſummam admiramur perfectionem, ſolo excepto homine, qui, licet qua eſſentiam ſuam, ſpeciem non mutet et verus homo, vel in ipſo ſtatu imperfecto ſit ac maneat, in commercio tamen cum hominibus omni triſtiori modo experitur, quod anima ſua, qua intellectum voluntatemque, ſenſus item et affectus, millenis vicibus ſit afflicta, in deterius verſa, imo irremedibili ferme morbo ſubacta, ut inſimul corpus etiam caſibus millenis triſtioribus, ſatis et morbis ſubjiciatur. Unde concluditur, hunc hominem non ita creatum eſſe, ſed perfectionem primam caſu violento amiſſam eſſe. Ut taceamus, hominem in puris naturalibus relictum beſtiam eſſe omnium faediſſimam infeliciſſimamque.

§. 22. Hanc mediationem excipit ſequens: Omnis legislator tenetur ſubditis ſuis tales praeſcribere leges, quas illi examuſſim ſervare poſſunt, niſi enim hoc fecerit, tyranni notam non evadit, qui leges publicat ſupra vires civium, eum in finem, ut in transgreſſores saevire queat. Jam autem citra dubium, Deus legum

naturalium ſive principiorum nobiſcum natorum autor eſt, voluitque, ut et ſui cultus et conſervatio propria et abſtinentia a laeſione proximi perfecte obſervaretur: Docente autem flebili experientia contrarium, illa emergit concluſio: Homines praeſentes non vivere in illo ſtatu, in quo ex intentione ſummi legislatoris vivere debebant, ſed longe alienos illos eſſe.

§. 22. Porro id ipſum demonſtrat perpetua illa lucta carnis et ſpiritus, quam ceu ſatis deplorandam ipſimet gentiles agnoverunt, confitentes, hanc luctam non eſſe a Deo T. O. M. ſed principio malo, utut Diaboli, quem revelatio in terminis novit, nullam habuerint notitiam.

§. Quibuscum jugenda erunt illa, quae illi ipſi gentiles de aureo finxerunt ſaeculo, quo durante nimirum nec morbi nec inimicitiae nec alia fuiſſe mala enarrant, noviora tempora ceu aenea et ferrea damnantes deflentesque. Audiamus omnium ad inſtar Ovidium Lib. I. Metamorphoſeos Fabula III. ita canentem;

Aurea prima ſata eſt aetas, quae vindice nullo
Sponte ſua ſine lege fidem rectumque colebat.
Poena metuſque aberant, nec verba minacia colle

Aere ligabantur, nec ſupplex turba timebat
Judicis ora ſui, ſed erant ſine judice ruri
Nondum praecipites cingebant oppida foſſae,
Non turba directi, non aeris cornua flexi,
Non galeae, non enſis erat, ſine militis uſu
Mollia ſecurae peragebant otia gentes.
Ipſa quoque immunis raſtroque intacta, nec ullis
Saucia Vomeribus per ſe dabat omnia tellus,
Contentique cibis nullo cogente creatis
Arboreos foetus, montanaque fraga legebant,
Cornaque et in duris haerentia mora rubetis,
Et quae deciderant patula Jovis arbore glandes.

Eſt poſt pauca penitus contrarium ſcilicet ferreum ita deſcribentem;

Protinus irrumpit venae peioris in aevum
Omne nefas: Fugere pudor verumque fidesque
In quorum ſubiere locum fraudesque dolique etc.

§. 24. Et quamvis fortè objici poſſet Gentiles hanc meditationem hauſiſſe ex traditione et communicatione cum Judaeis; non tamen deficiunt, quae reponi queant, vel ad probandam impoſſibilitatem communicationis, vel ad demonſtrandum, haec meditandes ſcriptores ſuis ſolis inhaerere penſitationibus; Quin, ſi et vel maxime habuerunt id qua doctrinam pleniorem a Judaeis aliqui; eo ipſo tamen nihil aliud efficitur, quam quod ſancta revelatio ipſum illud

etiam Jus Naturae docuerit, atque ſic, quod imperfectius agnoverant, ipſo Sacro Codice magis illuſtratum ſit.

§. 25. Imo non opus eſt, ut haec tam longe petamus; conſideremus modo praeſentem noſtrum ſtatum, in quo hominis miſeria tanta eſt, ut ejus conditio quod labores, victum et amictum longe miſerabilior ſit omni conditione brutorum, quippe quae in diem vivunt citra curas et defectus, nec unquam, ſi ſuae linquantur libertati, fame vel alio malo pereunt. Quis autem jam adeo obeſae naris eſſet, ut diceret hominem eſſe praeſtantiſſimam creaturam, quas philoſophia novit, infimulque diceret, illum ipſum hominem eſſe omnium creaturam miſerrimam: Talia enim Contradictoria de DEO ſapientiſſimo, haec ita diſponente, efferre, ſcandaloſum et nefas eſſe defendo. Et quod dictu inſipidum eſſet: Bruta in ſuis ſpeciebus vivere tranquille et pacifice, homines autem ſe invicem laedere, infeſtare, et mordere divinae providentiae adſcribentum eſſe.

§ 26. Hanc deductionem mirum in modum ſublevat conſideratio fructuum hominis conſervationi primario inſervientium, quippe qui non

ſine maximo labore et ſudore e terra aratris praeparata producuntur, imo qui, niſi illo labore propagarentur, brevi temporis lapſu penitus exſtirpati eſſent. Cum contra omnia naturalia brutis inſervientia ultro, citra humanam curam, in perpetua ſerie et connexione propagentur, continuentur.

§. 27. Satis, ut credo, quilibet agnoſcit, me fructuum nomine indigitare frumentum ſtricte ſic dictum, ſcilicet triticum, ſiliginem, hordeum, avenam, piſa, lentes, fabas et his ſimilia. De his autem ſpeciebus certo perſuaſus tum, quod, (liceat jam in ſubſidium vocare creationis hiſtoriam) comprehenſae ſint ſub illa benedictione: Die Erde laſſe aufgehen Gras und Kraut, das ſich beſaame ꝛc. Et dum jamjam terra per ſe illas non producat, clarum redditur, violentum aliquod accidiſſe, propter quod Deus benedictionem hanc ſuam aliquantulum retractaverit; liceat iterum hiſtoriam primam conferre, ubi invenimus hanc maledictionem: Verflucht ſey der Acker um deinet (ſcil. Adams) willen, h. e. *quoad portionem tuam*, in den proventibus, die dir hauptſächlich nüze ſind, mit Kummer ſollt du dich darauf nähren dein Lebenlang; im Schweiß des

nes Angeſichts ſollt du dein Brod eſſen: Et licet aliqualem ſuam adhibuiſſet operam homo, tamen citra incommoditatem id factum fuiſſet, et non ſecus ac videmus amoeni horti cultorem inſigni cum delectatione, licet non ſine opera, circa ſua verſari.

§. 28. Sufficerent equidem haec dicta argumenta, juvabit tamen et plura huc facientia referre, quorſum haud immerito numerari poteſt, meditatio de fine creati mundi. Sic etenim in aprico eſt, hunc mundum non ab aeterno exiſtere, ſed in tempore factum eſſe: Factum mundum eſſe primario in argumentum gloriosae potentiae divinae, et ut aliquid eſſet hanc potentiam admiraturum, factum ſimul eſſe hominem, anima rationali praeditum, vi cujus Majeſtatem Creatoris agnoſcere, et celebrare poſſit: Factum porro mundum eſſe in eadem temperatura quatuor anni temporum, frigoris et caloris, ut et Climatum qualis jam jam illa eſt, et quidem ita, ut ubique perfectiſſimus inhabitatoribus ſiſteretur paradiſus.

§. 29. Nam qui ſobrie meditatur, non, ut credo, ſibi imaginari poteſt, illum ſolam regionem Aſiaticam ad Euphratem ſuam Paradiſum

futuram; ſed potius concipiet, illam partem felicem terrae, in qua primi homines conſtituti, fuiſſe, teſtante revelatione, in Aſia, non denegata aliis orbis partibus qualitate paradiſiaca.

§. 30. Abſtraham compendii gratia a Philoſophia ſibi relicta, et ſequar hiſtoriam creationis biblicam: Sic invenio; Adamus et Eva erant in Paradiſo: Genus humanum per illos propagandum erat, ita, ut univerſus eorundem ſemine impleretur mundus: Ex intentione Dei nunquam lapſurum erat genus humanum: Nam illud ipſum viribus omnibus ſufficientiſſimis, tam in commercio cum Deo, quam in commercio cum hominibus, erat inſtructum, ut ſe adverſus quamcunque inquinationem et praevaricationem omnium ſanctiſſime et integerrime tueri poſſet. Conſequenter omnis multitudo hominum pari felicitate beanda erat: Paradiſus Aſiaticus illi ſuſtentandae non ſuffeciſſet, imo ex ratione, ſi nimirum forte id fieri potuiſſet, maxima pars mundi fruſtra creata eſſet: Hinc fluit firmiſſima propoſitio: Totum mundum ex intentione a Deo factum eſſe, ut perfectiſſimus in omnibus oris eſſet paradiſus.

§. 31. Imo nil obſtat quin ſtatuam, quaslibet

bet provincias sua ratione paradisum repraesentare posse, si scilicet ea ultro, minimum labore delectabili ac gratioso, producat, quae jam sudorifero labore eliciuntur, modo attendamus incolarum temperamenta iisque convenientia: Certo enim est indicio, ea, quae in hac vel illa regione ordine naturae non proveniunt, sed vel multo artificio plantantur, vel aliunde asportantur, istius climatis incolis si non nociva forte tamen nec tam proficua esse, quippe quos contentos esse decet illis fructibus, qui suo sub tractu coeli naturaliter, adhibita licet manu humana, progerminant.

§. 32. Facile quilibet subolfacere poterit, cur haec dixerim, nimirum ut prona consequentia concluderem: Hodie homines non vivere in eo felicitatis statu, in quo Deus ipsos ex prima sua intentione vivere voluit, sed penitus ipsos in statum deteriorem delapsos esse.

§. 33. Patitur materiae dignitas, ut plura cumulem argumenta, quae licet separatim sumpta non omnem evincant veritatem, conjunctim tamen considerata non sine pondere erunt.

Aspiciatur igitur distinctio inter animalia fera et mansueta: An quis unquam sibi ima-

ginari poteſt, Deum Creatorem in prima creatione eandem ſtabiliviſſe? et annon potius ſobrie rem perpendens judicabit: In prima origine rerum Deum omnia animalia in una aequalique conſtituiſſe natura; unde concludendum, praeſentem differentiam neceſſitate urgente ex artificio humano ortam eſſe, quo ſcilicet homo dominio univerſali et abſoluto in bruta privatus, haberet in manſuefactis, quae ſuo prompte inſerviant uſui.

§. 34. Et haec cogitantem penitus perſuadebit facta inductio animalium, quae nunc dicimus manſueta, quippe quae in omnibus ſpeciebus ita ſunt comparata, ut inter fera certae inveniantur claſſes, ex quibus illa arte derivata eſſe apparet. Quae autem forte moveri poſſunt in contrarium argumenta, tanta non ſunt, ut me de ponte propellant.

§. 35. Primas autem lineas me hic ducturum eſſe, promiſi, quapropter licet haec uberius deduci queant, tamen progredior ad ſequentia.

Sic itaque haud leve etiam ducitur argumentum a diverſitate ſturnae humanae: Vix

etenim credibile videtur, Deum in prima creatione aliter diſpoſuiſſe, quam quod homines forma, figura, et ſtatura aequales eſſent futuri: Unde ſequeretur concluſio, modernam inaequalitatem in robore corporis membrorumque haud aequam in omnibus proportionem imperfectionis haud contemnendum eſſe indicium.

§. 36. De incommoditatibus noſtrae humanitatis ſuperius equidem quaedam dicta ſunt, aſt liceat hic ſpeciatim de morbis et aegritudinibus tam corporis quam animi humani paululum differere. Miſerrime enim conſtitutus eſt homo, dum omni tempore periculo morborum ſubjectus eſt, imo in ipſos illos incidit haud raro praeter omnem culpam ſuam, et multoties ex culpa leviſſima, et quam non niſi a poſteriori, imo tunc vix quidem agnoſcere poteſt. Et quod omnium calamitoſiſſimum, ſibi relictus digna non poteſt mali invenire remedia. Contra bruta ſuae libertati commiſſa vel nunquam in morbos incidunt, vel ſi forte inciderint, violento illis illato malo, promtiſſima, dictante natura, adhibent medicamina, Ne quid fuſe dicam de affectibus animi ceu infenſiſſimis ſa-

nitatis et vitae noſtrae latronibus, quos indubitatos habemus teſtes, infelicitatem noſtram in haud mediocri conſtitutam eſſe gradu, dum nimirum eorundem moderamen ſupra tenuitatem noſtram poſitum eſt.

§. 37. Non equidem deficerent plura his jungenda argumenta, verum, cum hactenus allata tanti roboris eſſe putem, ut contraſentientes convincere queant, illis nulla addam, praeter famoſiſſimam illam conſiderationem diſtinctionis dominiorum, quippe quam diſtinctionem non a natura eſſe, ſed indicium facere argumentumque ſtatus corrupti philoſophicum, ſaniores nobiſcum confirmant. Imo ipſos hac in parte non falli, res ipſa loquitur, quia citra injuriam ſtatui non poteſt, ſummum creatorem in primordio rerum ejusmodi diſtinctionem dominiorum ceu matrem tot Vitiorum et fontem multae miſeriae, intendiſſe, ſtabiliviſſe.

§. 38. Quantum igitur jam videre licet, ipſa ſana ratio conſentit, imo apodictice probat, praeſentem ſtatum mundi quoad homines a primo eſſe longe alienum deterioremque. Unde certo fluit de jure naturae vere tali meditantes

fruſtra conſiderare mundum praeſentem, ſed oculos dirigendos eſſe ad ſtatum amiſſum, quo inde eliciantur vere juris naturae propoſitiones. Hoc negotium autem multis obnoxium eſſe difficultatibus equidem praevideo, aſt nihilominus pro virili illud ſuſcipiam.

§. 39. Praemittenda igitur erit brevis delineatio ſtatus illius olim poſſeſſi, dicendumque, quantum per ratiocinationem mihi aſſequi licet, quibus in circumſtantiis felicis ſeculi vixerint homines. NB. Neminem offendat, quod ſolenniter rogito, me hic philoſophice procedentem, ſtatum felicitatis non adeo breviſſimo includere tempori, indeque fingere, ac ſi multi homines unquam eodem gaviſi fuiſſent. Quapropter non plusquamperfecto conjunctivi, ſed perfecto indicativi uti, cauſae poſtulavit tractatio.

§. 40. Quoad itaque eſſentiales partes, homines conſtiterunt ex corpore et anima, altera ſcilicet harum partium materiali, altera immateriali.

Immaterialis pars ſive anima duplici operatione non ſecus ac hodie ſe exſeruit, hac ta-

men in ſituatione: Intellectus fuit purus, omnium rerum et naturalium et moralium perfecte gnarus, imo in omnibus individuis accurate aequalis, probe tamen facta hac diſtinctione, an ad perfectam quis perveniſſet aetatem, nec ne; Tempore enim a nativitate primo intellectus omnino ſe exſeruit, imo in eo gradu, qualis ad conſervationem pro tempore neceſſarius fuit, ſucceſſu autem aetatis majorem ſuam vim exhibuit. Seniores autem Junioribus in eo praevaluerunt, quod experientia et factis, quorum memoria ipſis conſtituit, imo forte revelatione, magis inclaruerunt.

§. 41. Et ut explicatius mentem prodamus: In naturalibus, ſciverunt omnium rerum virtutes, nocentiaque vitarunt, conducentia vero apprehenderunt.

In moralibus notitiam habuerunt ſolius boni, et in ſpecie ſola boni generoſum exercuerunt arbitrium, hoc vel illud agendi, ſciverunt etiam hoc, quod ſimulac normam hanc ſuae perfectionis relinquerent, ac adverſus eam praevaricarentur, malum ipſos eſſet invaſurum; conferatur commune dictetium; *Homines ante lap-*

ſam ita comparati erant, ut poterant non peccare non ita, ut non poterant peccare.

§. 42. Perfecta itaque ſpontaneitate, quae in ſola ſpecie boni exſerebatur, egerunt homines: Et ſi jam, abſtrahendo ab omni hiſtoria ſacra, philoſophari licet, felicitatis triſtis Cataſtrophe exinde orta eſſe videtur, quod incredulitate laborare inceperint et fide ac obſequio ſummo Suo Imperanti denegatis, ad malum verſi ſint, tunc enim curioſitas et ſuperbia et diffidentia et fluctuatio adverſus moralitatem actionum hactenus omnino ſanctam, tum ad contraria mala omnia laceſſitos, omnium turpiſſime et rebellibus motibus ineſcavit atque infelicitatem introduxit non modo actus, ſed et habitus peccaminoſi.

§. 43. Stultiſſime autem a naſutulis quibusdam hic Deo aliquid imputatur; Si enim homines ita creaſſet, ut uniformiter et neceſſario agere tantum potuiſſent, omnis plane exſpiraſſet moralitas, quam tamen exiſtere oportebat, ſi bene vel male aliquid gerendum, et ſi gratia et laus ſecutura erat.

§. 44. Sic conſtituta igitur ſituatione homi-

nis non nisi unica conscientiae classis exstitit, scilicet RECTAE, quod ex §. 41. patescit: Ignorantia juris non adesse, et error in moralibus non subrepere potuit.

§. 45. Praetereaque multa quae jam violento modo hominem ad mala protrudunt et impellunt, cessarunt, veluti in affectibus: Amor enim fuit purus et solius boni, sub se comprehendens contrarii aversationem non coactam: Gaudium se exseruit sereniſſimum de iis, quae vero gaudio digna: Tristitia autem nullas habuit partes, odioque nullas relictus fuit locus in eo sensu, quo jam illud accipimus.

§. 46. Sic porro temperamentorum diversitas huc reverti solita, tunc longe alia fuit: Utut enim pro diversitate plagae coeli homines aliter et aliter in materialibus dispositi forte fuerint; tamen in spiritualibus quoad animum et animam nulla plane exstitit diversitas. Quod ipsum dilucido potest esse argumento, adhuc in statu praesenti animam ita gubernare posse temperamentum, et *minimum* non necessitet ad male agendum.

§. 47. Tandem nec conſuetudo nec ebrietas ut entia rationis in illo ſtatu, ullius fuere momenti: Imo nec metus nec coactionis emerſere veſtigia.

§. 48. Haec ſperamus pro rudi delineatione conditionis humanae ſufficiunt, modo adjecerim quaeſtionem: An et qua norma directi vitam vixerint homines? Ad quam breviter reſpondendum: Sine norma ceſſaſſe moralitatem, vid. §. 43. Conſtitiſſe autem eandem in perfecta boni et mali cognitione, ut et voluntatis divinae ſcientia, quam ſine dubio Deus ipſe immediatis revelationibus declaravit et confirmavit.

§. 49. Haec norma igitur omnibus ob oculos verſata fuit pro virtute intellectus: Seniores autem, ut multorum factorum memores junioribus ea uberius ponderanda propinarunt.

§. 50. Subjungenda hic autem merito veniunt aliqua, circa hominem neceſſario meditanda, veluti de vitae ejus ſubſidiis et levamentis, ut et de morte. Quod itaque attinet vitae ſubſidia, adeo clarum eſſe credimus quam

quod clariſſimum: Deum praeſtantis hujus creaturae autorem noluiſſe, ut illa ſola miſeram et calamitoſam viveret vitam, ſed ut ſingulariter felix et frugalis illam tranſigeret. Locavit itaque hunc hominem in paradiſum, hoc eſt in mundum omnia in ſuperlativo producentem, quae ad cibum et potum poterant eſſe neceſſaria. Conf. ea quae ſuperius dicta ſunt de paradiſo.

§. 51. Imo quid proprii ſibi aſſumſerint homines clariſſimum eſt, ſcilicet eas fructuum ſpecies, quos hodie in noſtros uſus ſpecialiſſime, utut duro labore et inſigni artificio convertimus et quae tunc ultro, non ſecus ac aliae herbae et gramina in uſus beſtiarum, ſine fere humana manu copioſiſſime et ſufficienter creverunt; praeterea etiam jure dominii occuparunt feras, volucres et piſces, levi in capturam impenſa opera, horumque carnibus uſi fuerunt.

§. 52. Et ut de corporis habitu et tegumentis pauca dicam, probabile ſatis eſt, benefica naturam hoc eſt Dei providentiam vel hominum cutes adeo reddidiſſe duras, ut tempe-

ſtatum fuerint patientes; vel etiam alia ratione, ipſis pro prudentia aſſignaſſe alia tegmina.

§. 53. Tandem ut de morte judicemus: Multorum equidem eruditorum, potiſſimum Theologorum, eſt ſententia, homines in ſtatu illo felicitatis mortem paſſos nunquam fuiſſe; aſt contrarium videtur ob multas rationes verius: Quapropter ſtatuendum eſſe reor, homines illos felices creviſſe, adoleviſſe, fineque impedimento morbi et laeſionis ad perfectam perveniſſe aetatem, in ea ſtetiſſe, tandemque juſto a Deo per naturam ſtatuto termino, animaque vegetativa officia denegante, animam a corpore ſeparatam eſſe.

§. 54. Annon autem fortean Deo placuerit loco mortis homines effoetos in alium mutare ſtatum, vel aliorſum totos transferre hoc rationis non eſt determinare, quippe quae omnipotentiae divinae limites non ponit, voluntatemque ejus ſibi cognitam non eſſe confitetur. Indeque quod attinet ſtatum poſt hanc vitam ignorantiam ſuam Philoſophia ingenue prodit, hoc interea firmiter aſſerto, in vitae ordinariae continuatione homines manere non potuiſſe,

pro hujus mundi capedine. Sed dicta haec ſunto ſalvis Theologorum ſententiis.

§. 55. Conſtituebam equidem in hactenus dictis pro praeſenti tempore acquieſcere et ſpecialiorum tractationem poſtmodum communicare; verum ne lectorem penitus in ſuſpenſo relinquam, juvabit primas officiorum hominis duxiſſe lineas, quarum limatiorem efformationem in futuris promittimus meditationibus. Quod itaque attinet

OFFICIA HOMINIS PERFECTI ERGA DEUM.

Tribus illa ſunt exponenda, ſcilicet ea conſtitiſſe in perpetua celebratione Creatoris omnium rerum, et providentis earum gubernatoris et conſervatoris: In *gratiarum actione*, laude et admiratione. In perfecto *amore et obſervantia* praeceptorum divinorum, ſive per ſolam rationem, ſive per revelationem communicatorum: In *acquieſcentia* in ſuprema directione et providentia.

§. 56. Quibus autem ſignis externis hunc cultum, declaraverint homines, hoc Philoſophia

determinare non audet; utut ſacrificiorum oblationem et uſum nullum fuiſſe declaret. Conf. FRANTZII *Schola Sacrificiorum diſputat.* 1. *et* 2. Imo tantum ceu clariſſimum ſtatui poteſt, ſpecialis conventus ad hunc cultum peragendum adornatos fuiſſe.

§. 57. Quod concernit

OFFICIA HOMINIS ERGA SE IPSUM.

Unico illa comprehendi poſſunt commatе, ſilicet eadem conſtitiſſe in conſervatione vitae et felicitatis: Quae conſervatio facillima fuit, pro notitia omnium ſalubrium et nocivorum. Laborandum itaque fuit, ſed ſine ſudore et abſque incommoditate.

§. 58. Propero atque devenio ad

OFFICIA HOMINIS ERGA ALIOS.

Aequalitate igitur omnimode inter homines perfectos ſtante, ceſſarunt officia ſuperiorum erga inferiores, nam utut aliquale directorium ſeniorum in juniores admitti queat, non tamen vel dominii vel ſubjectionis vera apparent veſtigia.

§. 59. Primarium igitur officium erga alios in eo conſtitit, quod omnes ſeſe aequaliter trac-

taverint, excepta patribus familias exhibenda aliſtonea reverentia.

§. 60. Laeſiones verbis vel factis emergere non potuerunt, vi ipſius obſervatae aequalitatis et ob perfectiſſimum amorem proximi: Hisque ſtantibus nulla ad reſarcienda damna fuit obligatio.

Circa poſſeſſiones rerum litigia non fuerunt orta, in perfecta enim communione bonorum et omnimoda vixerunt ſufficientia, ſolaque occupatio pro tempore neceſſariorum, utilium et jucundorum induxit dominium, citra tamen ullius, idem et ſimile habentis, praejudicium.

§. 61. Pacta et contractus celebrare non debuerunt, niſi forte permutatione alter ab altero occupata, ſua fecit; utut ne hoc quidem ſtatuere opus ſit, quia nemo plus neceſſario occupavit, et cuilibet idem habere integrum fuit.

Quotquot igitur jam dantur contractuum et pactorum ſpecies, ea tamen omnes ſtatus ſunt hypothetici: Et his ſtantibus, nec dolus, nec metus, nec vis, in cenſum venerunt.

Imo ut specialiſſimi quicquam dicamus inſignis illa controverſia: *Utrum teſtamenta ſint juris naturae?* hic finalem ſuam habet deciſionem negativam.

§. 62. Propagationem generis humani quod denique attinet, ſimpliciſſime factam illam fuiſſe perſuadeor, h. e. officia maſculorum fuiſſe, faeminas habiles et nondum impraegnatas nec amplius lactantes iterum impraegnare: Quod ipſum equidem imperante natura, ſed etiam dirigente ratione, ſine tamen motibus pravis factum fuit, non ſecus ac in brutis obſervamus, quae certis temporum ſtationibus generationi ſtudent, alio autem tempore nihil in id negotium fruſtra impendunt: Unde non adeo contemnenda eſt eorum ſententia, qui bruta nullam ex cohabitatione percipere voluptatem contendunt.

§. 63. Haec autem circa hominem perfectum in negotio procreationis ceu vera et ſingularia obvenerunt:

Quod ratio propagandi cum moderna una fuerit eademque,

Quod non vagos exercuerint concubitus, ſed quod unus uni ſe junxerit, eamque ſibi ſoli habuerit ſociam, quod inde eluceſcit, quia amor humanus fuit rationalis, et quia multum temporis proles humana requirebat, donec fiere perfecta; Ne igitur onus educandi in ſolam redundaret matrem, patrem oportuit eſſe certum, qui prolis ſuae haberet curam.

§. 64. Notanter dixi, uni unam junctam fuiſſe, unde pateſcit, Polygamiam in ſtatu juris naturae exulaſſe, et quidem ipſa natura imperante, ſiquidem Deus duos tantummodo creavit ſexus, et in utroque ſexu individua numero aequalia, adeo ut impoſſibile fuerit duas ſibi habere uxores. Videatur hoc fuſe demonſtratum *in Diſſertatione mea de Polygamia Sect. II.*

§. 65. Ut autem plura memorem ſingularia, ſtatim a pubertate maſculi et foeminae negotium procreationis inchoarunt, non enim tunc opus erat exſpectare, donec requiſitis etiam Oeconomicis inſtructi eſſent, quia omnibus omnia ſuppetebant. Porro ſingulare fuit.

Quod

Quod Maritus non fuerit dominus uxoris, ſed ſocius aequalis: Contrarium enim ſtatuere ejusdem eſt abſurditatis, ac ſi aſſeramus foeminas eſſe homines ſubalternos, quarum anima rationalis equidem ſit, eſt gradu maſculina inferior.

Quod ſoror et frater, nunquam conjungi potuerint per naturalem connexionem; nam pubere fratre non dabatur ejus ſoror pubes, ſi ſcilicet poſt eum nata; ſi autem ante eum nata iterum eidem jungi non poterat, ſiquidem nec amplius erat vacans duobus ſcilicet annis ante ipſum nata. Verum videsne, L. B., hanc demonſtrationem aliqua laborare obſcuritate, quam in praeſentiarum ob brevitatem diſpellere non licet, quoniam biceps ſub incudem vocanda eſt controverſia, altera: quonam in momento aetatis plena ſit collocanda pubertas? Altera, an in ſtatu perfecto nati etiam fuiſſent gemelli? Verum L. B. facile ſubolfacis hanc demonſtrationem, quoad fratres et ſorores ſmultum claudicare; et qui non claudicaret, quia philoſophia ſibi relicta non poteſt liquida dare hujus capitis argumenta prohibentia. Immo non opus eſt, ut nos circa illud augamus, nam ſufficit

Jure divino inceſtuoſum eſſe iſtiusmodi concubitum, h. e. mutato Reipublicae humanae ſtatu, Deum cohabitationem fratrum et ſororum pro ſapientia ſua prohibuiſſe, poſtquam ad procreationem ſobolis in ſtatu perfecto materialiter tantum peractam, acceſſit formale pravae libidinis et laſciviae. *Conf. ea, quae dicta ſunt ſupra*, §. 17. Non autem volo, ut haec dicta extendantur ad Parentes et liberos, ſiquidem circa eorundem cohabitationem ſtant ea quae §. *ſequenti* dicentur. Ut taceam, quod ſingulare quid in ipſis perſonis parentum et liberorum huic negocio concubitus contrarium certiſſime deprehendatur.

§. 66. Quae hanc excipit demonſtratio, clarior eſt: *Quod* ſcilicet parentes et liberi nunquam enim Pater viduus factus fuiſſet, et per conſequens uni foeminae jam junctus nunquam filiam uxorem adſciſcere potuiſſet.

Pronti et reliqua capita et gradus vere prohibiti parili poſſunt ex natura deduci facilitate.

§. 67. Praeter haec nihil in cenſum juris naturae vere talis venire poteſt, utut dicta ube-

rius deduci queant, id quod mihi ſerio reſervo. Tantum igitur evidentiſſimum eſſe reor, in praeſenti mundi ſtatu multa male et obtorto collo trahi ex iſto jure naturae, cum tamen alia via ſit incedendum, ſcilicet poſita generali conſideratione mundi et hominum quales jamjam ſunt digne judicandum, quid jam ad acquirendam et conſervandam publicam et privatam ſalutem, quanta illa etiam in hac miſeria eſſe unquam poteſt, ſit ſtatuendum: Et haec meditatio dicitur jus gentium vel abuſive jus naturale, ſcilicet: Ein natürliches und billiges Recht. Imo ex illa meditatione, quia non omnibus datur penitius haec intueri et maxima occurrit varietas pro diverſitate ſtatus rationis, capiunt ſummi Imperantes occaſionem et fundamenta juris poſiti ſive civilis, prouti ipſa Sacra Scriptura et leges inibi publicatae firmo ſunt indicio, homines jam non vivere in ſtatu primo, quia in illo lege iſtiusmodi poſitiva ſcriptis et tabulis comprehendenda non indiguiſſent. Quod ipſum argumentum ſuperioribus accenſeri meretur, juncto hoc generali, quod ipſa fluctuatio circa vera principia juſti, homini obrepens, ſit ſignum ſtatus imperfecti, quia lex in ſe perfec-

ta eſt, in ſubjecto autem concipiente videretur eſſe imperfecta.

§. 68. His dictis itaque acquieſco, et promitto limatiorem juris gentium tractationem h. e. deductionem ſobriam, quid ex ſola ratione, oculum dirigente ad ſtatum praeſentem, juſtum injuſtumve ſit.

Tandem repeto iterum iterumque id quod ſupra dictum eſt, ſcilicet hanc diſſertationem non ea propter evulgatam eſſe, ac putem me in omnibus ultimam veritatis attigiſſe lineam, ſed ut eruditioribus idem occaſionem, hanc problematicam deductionem fine felle uberius meditandi.

Anmerkungen.

I.

Die Vortrefflichkeit und Nohtwendigkeit der elenden Scribenten gründlich erwieſen von *** 1736.

Dieſe Schrift iſt unſtreitig das beſte Werk Liscov's, und es hat daher auch am meiſten dazu beigetragen, ſeinen Namen im ehrenvollen Andenken zu erhalten. Er verſprach dieſe Schrift in dem Schreiben des Ritters Cliſton an den Samojeden, ſie erſchien dann im Jahr 1734. wurde aber ſchon im Jahr 1736. verbeſſert, aufs neue gedruckt, und erhielt damals den allgemeinen Beyfall des beſten Theils des leſenden Publikums; obgleich die hart gegeißelten elenden Schriftſteller den Verfaſſer von allen Seiten anfielen, und mit allen erlaubten und nicht erlaubten Waffen zu bekämpfen ſuchten. Unter ſeinen Haupt-

widerfachern befand ſich der Prälat Reimmann, den jezt nur der unſterbliche Namen ſeines Gegners der verdienten Vergeſſenheit entriſſen hat.

Liscov ſagt von dieſer Satyre ſelbſt: daß ſie unter allen ſeinen Schriften den beſten Abgang gehabt habe, und nun entſchuldigt er ſich gegen ſeinen Gegner Reimmann, wobey er zugleich eine nöhtige Auskunft über den oft von ihm erwähnten Magiſter Rodigaſt giebt, der zu ſeiner Zeit zur Zahl der unberufenen papierverderbenden Schmierer gehörte.“

„Ich ſchlieſſe daraus:“ ſchreibt er: „daß es doch Leute geben müſſe, welche dieſelbe mit andern Augen anſehen, als Herr Reimmann. Dieſem Prälaten will ſie gar nicht gefallen. Scriptores miſerandos, ſagt er:*) eos eſſe judicat autor, qui, quicquid in buccam defluit, in chartam conjiciunt, et monumenta ſine ratione et ordine et ornatu corrogata in vulgus ſpargunt. Atque ad hunc cenſum ſpectare cum aliis ſex-

*) In Catalogo Biblioth. Reimmannianae cap. III. §. 468. p. 732.

centis Happelium, Menantem, Uhſeniam, Hubnerum, D. J. E. Philippi, S-v-s, R-d-gſtum Nec deſunt, qui temere negligenterque libros ad componendos ſe accingunt, nullo delectu rerum et verborum habito.

Scribimus indocti doctique poëmata paſſim."

„Sed accuſat tantummodo non coarguit Autor, quorum nomina profert nec ullo documento oſtendit, eos eſſe tales, contra quos ingeminat tremulos naſo eriſpante cachinnos. Nec qui vilioris ſunt ordinis ſcriptores exſibilandos propinat ſolum; ſed et rectores Reipublicae et doctores Eccleſiae. Dicta etiam S. S. non raro ſannis conſpuit. Et quam in aliis redarguit culpam interdum ipſemet committit, et ordinem in ſcribendo negligit:

Usque adeo in ſeſe tentat deſcendere nemo,
Sed praecedenti ſpectatur mantica tergo."

„Ich weiß nicht, ob man verächtlicher von einem Buche urtheilen kann? Darum aber werde ich doch nicht böſe. Herr Reimmann hat mein Buch bezahlet: er hat es in ſeiner Bibliothek: er kann davon ſagen, was ihm gut dünket. Dieſes

ist ein Recht, das ich ihm nicht streitig mache. Nur bitte ich mir die Erlaubniß aus, ihm zu sagen, daß ich Müde habe, in dem Urtheile, welches er vor meiner Schrift fället, die Ueberlegung, die Billigkeit und die Unpartenlichkeit zu finden, die ich von ihm vermuhtet hätte. Ich will nicht untersuchen, was seine zärtliche, und ihm so unanständige Neigung zu gewissen lächerlichen Schreibern für Ursachen hat; aber ich beklage, daß er sich durch diese unglückselige Zärtlichkeit verleiten lassen, von meiner Schrift ein Urtheil zu fällen, das so unbillig, und ihm so wohl, als mir, nachtheilig ist."

„Er rechnet es mir als ein grosses Versehen an, daß ich mit keinem Worte bewiesen habe, daß diejenigen, welche ich in meiner Schrift unter die elenden Scribenten zähle, wirklich elende Scribenten sind Ich sage ihm aber, daß ohne dieses Versehen mein Buch das albernste Buch von der Welt seyn würde. Ist ihm dieses zu hoch, so beliebe er folgendes zu merken."

„Meine Absicht war nicht, zu beweisen, daß dieser oder jener ein elender Scribent sey; sondern, daß die elenden Scribenten die vortrefflichsten, besten und nöthigsten unter allen sind. Ein elender

Scribent ſeyn, das war folglich, nach meiner Meinung, eine rühmliche Eigenſchaft. Rühmliche Eigenſchaften kann ich aber einem beylegen, ohne daß ich nöthig habe, zu beweiſen, daß er dieſelben wirklich beſitze: Ja, wenn ich einen recht loben will, ſo ſetze ich als bekannt voraus, daß er mein Lob verdienet. Ich lobte diejenigen, die ich in meiner Schrift nenne, und war alſo nicht nur berechtiget, ſondern auch, nach den Regeln der ironiſchen Höflichkeit, verbunden, ſie, ohne den geringſten Beweis, in die Claſſe der elenden Scribenten zu ſetzen. Hätte ich es anders gemacht, ſo hätte ich meinem Character entgegen gehandelt; mein verſtelltes Lob würde alle Annehmlichkeit verlohren haben, und meine Satyre ein ungeſalzenes Gewäſche geworden, und ganz aus dem Gelenke gekommen ſeyn. Wer dieſes nicht begreifen kann, der weiß nicht, was Ironi, und Satyre iſt, und muß von meinem Buche nicht urtheilen."

„Ich müßte überdem einen ſchlechten Begriff von den Einſichten meiner Leſer gehabt haben, wenn ich ihnen weitläuftig hätte beweiſen wollen, daß Happels Mordgeſchichte, Menantes Romane, Uhſens wohlinformirter Redner, und Hübners Oratoris elende Bücher ſind. Wer zweifelt daran?

Niemand anders, als einfältige Leute, oder Schulknaben, die nicht wiſſen, was recht und link iſt. Was Philippi, Sievers und Rodigaſt anlanget: ſo waren dieſe drey Helden ſchon ſo rüchtig, daß es ſich nicht der Mühe verlohnte, zu beweiſen, daß ſie elende Scribenten wären; und es wundert mich ſehr, daß Herr Reimmann ſich deſſalls den geringſten Scrupel macht. Er muß dieſe Leute gar nicht kennnen, und meine Satyren gegen Sievers und Philippi nicht geleſen haben. Denn ſonſt würde er ſich ja entſehen, dieſen armſeligen Scribenten das Wort zu reden, und von mir zu verlangen, daß ich beweiſen ſollen, was weltkündig iſt. Offenbahre Wahrheiten bedürfen keines Beweiſes; und wer nicht glauben will, daß Sievers und Philippi elende Scribenten ſind, der leſe ihre Schriften und meine Satyren. Hat er die geleſen, und zweifelt doch noch daran, ſo weiß ich ihm nicht zu helfen. Für ſolche Leute kann ich wohl beten; aber überzeugen kann ich ſie nicht."

„Herr Reimmann ſpricht ferner: ich ſuchte ſogar die Regenten und die Lehrer der Kirche lächerlich zu machen. Aber er thut mir Unrecht. Ich ſage von den Regenten nichts, als was Sa-

lomon und Juvenal vor mir gesagt haben. Nichts in der Absicht, die Majestäten zu lästern, wie Herr Reimmann meinet; sondern bloß den Mangel der Vernunft zu entschuldigen, den man meinen Brüdern, den elenden Scribenten, vorwirft. Mein Character verband mich dazu, und gab mir ein unstreitiges Recht, alles zusammen zu suchen, was in meinen Kram dienete. Da ich nun beym Salomo fand, daß Unverstand unter den Gewaltigen gemein sey, und sahe, daß Juvenal den Günstlingen der Grossen fast alle Vernunft absprach: so darf man sich nicht wundern, daß ich mir dieses zu Nutz gemacht habe Man kann mir dieses um so viel weniger verdenken, weil ich gar die Behutsamkeit gebrauchet habe, die harten Ausdrückungen der Scribenten, welche ich anführe, zu mildern, und nichts mehr sage, als daß nicht allemal die Klügsten am Ruder sitzen. Welches eine Wahrheit ist, die ich mir getraue, allen Königen in die Augen zu sagen, ohne daß sie es mir ungnädig nehmen sollen Solche allgemeine Wahrheiten verletzen die Ehrerbietung nicht, die man den Göttern auf Erden schuldig ist. Die Grossen dieser Welt sind auch so wunderlich nicht, daß sie sich über den geringsten Scherz, der keinen von

ihnen insbesondere trifft, entrüsten sollten: und wenn die Priester nur halb so billig wären, so hätte ich nicht nöthig, das, was ich in meiner Schrift von ihnen gesagt habe, zu rechtfertigen. Allein ich weiß nicht, wie es zugehet? Diese Herren sind so argwöhnisch, daß sie sich immer einbilden, man spotte ihrer, wenn man von ihnen redet. Dieses ist eine Aufführung, die man kaum einer blöden unerfahrnen Jugend, gebrechlichen Personen oder Leuten, die kein gut Gewissen haben, und sich offenbarer Mängel bewußt sind, zu gute hält. Mich deucht, alten, gesetzten und ehrwürdigen Männern würde ein wenig mehr Großmuht, und eine gewisse Zuversicht zu sich selbst besser anstehen, als ein ewiges Klagen, daß man sie auslachet. Doch ginge es noch hin, wenn sie es bey dem Klagen bewenden liessen: allein so sind sie, was sie auch andern von der Geduld vorpredigen, empfindlicher, als alle andere Menschen, und man hat Ursache, es nicht mit ihnen zu verderben.

Car ces Menins de la Cour éthérée
Sont tous donez d'un appetit ardent
De se venger, quand ils sentent la dent. *)

*) Rousseau Tom. II. Ep. 2. p. 55.

Ich muß alſo auch dasjenige, weſſen Herr Reimmann mich, in Anſehung ihrer, beſchuldiget, von mir ablehnen."

„Da ich meine Schrift nicht bey der Hand habe, ſo iſt es mir zwar unmöglich, die Stellen nachzuſchlagen, die Herr Reimmann zum Beweiſe ſeiner Beſchuldigung anführet: Allein ich glaube doch, daß mein ganzes Verbrechen darinn beſtehet, daß ich den Mangel der Vernunft, den man an den elenden Scribenten wahrnimmt, dadurch zu rechtfertigen geſuchet habe, daß auch die Gottesgelehrten die Vernunft verwerfen. Man bilder ſich vielleicht ein, ich wolle dadurch zu verſtehen geben, daß die Gottesgelehrten eben ſo albern ſind, als die verächtliche Schaar der elenden Schreiber, auf deren Unkoſten ich mich luſtig mache: Aber dieſes iſt wahrlich meine Abſicht nicht. Ich müßte ja ganz raſend ſeyn, wenn ich nicht begriffe, daß zwiſchen einem Menſchen, der ſeine Vernunft in Glaubensſachen gefangen nimmt, und einem offenbaren Gecken, der gar keine Vernunft hat, ein unendlicher Unterſcheid ſey. Ich erkläre mich hiemit öffentlich, daß ich diejenigen Gottesgelehrten, die am meiſten wider den Mißbrauch der Vernunft in göttlichen Dingen eifern, für die

beſten und vernünftigſten halte. Es iſt mir nimmer in den Sinn gekommen, über ihre Aufführung zu ſpotten; und wer andere Gedanken von mir hat, der irret ſich. Ich bemühe mich in meiner Schrift, unter der Larve eines elenden Scribenten, der böſen Sache meiner Brüder einen guten Schein zu geben; aber ich bin ſo dumm nicht, daß ich nicht ſehen ſollte, daß alles, was ich ſage, Sophiſtereyen ſind. Ich ſcherze nur, und verlange mit Recht, daß Leute, welche von meinem Buche urtheilen wollen, wenigſtens ſo viel Verſtand haben, daß ſie Scherz und Ernſt unterſcheiden können."

„Habe ich ſonſt etwas geſagt, das die Geiſtlichen verdrieſſen könnte: ſo bin ich verſichert, daß es entweder in dem, was ich bisher geſchrieben habe, ſeine Entſchuldigung finden wird; oder ich habe auch wahre Fehler an ihnen getadelt, welche rechtſchaffene Gottesgelehrte ſelbſt nicht billigen: und dieſes iſt kein Verbrechen."

„Auf die Läſterung des Herrn Reimmans, daß ich auch oft über Sprüche der heiligen Schrift, wie er gar nachdrücklich ſagt, meinen ſatyriſchen Geifer ausſchütte, will ich alsdann antworten, wann es ihm gefallen wird, die Stellen meiner

Schrift

Schrift anzuzeigen, da ich dieſes gethan habe. Vorjetzo ſage ich nur mit ihm: Sed accuſat tantummodo Autor non coarguit, et quam in me redarpuit culpam ipſemet committit.

Uſque adeo in ſeſe tentat deſcendere nemo,
Sed praecedenti ſpectatur mantica tergo.“

„Dieſes iſt das weiſe Epiphonema, mit welchem Herr Reimmann ſein Urtheil von meiner Schrift beſchlieſſet. Er will mir dadurch, auf eine höfliche Art zu verſtehen geben, daß ich nicht befugt geweſen bin, der elenden Scribenten zu ſpotten, weil ich ſelbſt zuweilen den Fehler begehe den ich an ihnen tadele, und unordentlich ſchreibe. Er ſagt es ausdrücklich; aber da ich nicht wiſſen kann, worinn die Unordnung, der er mich beſchuldiget, beſtehen ſoll: ſo kann ich mich nicht verantworten. Ich will es auch nicht thun; ſondern, wie groſſe Urſachen ich auch habe, zu zweifeln, ob er geſchickt ſey, von der Ordnung und Unordnung einer ironiſchen Schrift zu urtheilen, dennoch ſo höflich ſeyn, und glauben, daß er es einmal recht getroffen hat. Ich beobachte alſo in meiner Schrift nicht allemal die Ordnung, die ich hätte beobachten ſollen; aber iſt dieſer Fehler ſo

groß, daß er mir das Recht nehmen ſollte, den elenden Scribenten die übrigen vorzuwerfen? Ich glaube es nicht. Denn wenn es nöhtig wäre, die Thorheiten anderer ſo lange ohne alle Erinnerung hingehen zu laſſen, bis man ſelbſt ohne Fehler iſt: ſo müßte man alle Beſtrafung und Ermahnung bis in jene Welt verſparen, da man ihrer nicht mehr bedarf. Das Amt eines unwiedergebohrnen Prieſters würde, wider die Meinung unſerer reineſten Gottesgelehrten, ganz und gar unkräftig, und Herr Reimmann ſelbſt, wie fromm und exemplariſch auch ſein Wandel iſt, würde nicht befugt ſeyn, wider die Laſter zu eifern, ſo lange er noch, ſo oft er zur Beichte gehet, bekennen muß, daß er mit Gedanken, Worten und Werken wider alle zehn Gebote geſündiget habe.“

„Gefallen ihm dieſe Folgen nicht: ſo muß er auch bekennen, daß er ſein Epiphonema nicht wohl angebracht hat, und mir erlauben, über offenbare Thorheiten zu lachen, ob ich gleich ſelbſt nicht vollkommen bin. Denn das wird er mir doch laſſen, daß ich gerechter bin, als diejenigen, welche ich tadele. Hält er aber die Unordnung, welche er in meiner Schrift bemerket, für einen Fehler, der dieſelbe eben ſo ſcheußlich machet, als

die Büchlein der elenden Scribenten, und will er wie es das Ansehen hat, mich, durch den höhnischen Seufzer aus seinem Persius, als einen elenden Tropf herunter machen, der gar keine Ehre zu sprechen hat: so muß ich es zwar geschehen lassen; aber es sollte mir doch seinetwegen leid seyn. Denn mir kann es nicht schaden. Ego enim ne pilo quidem minus me amabo." *)

„Ich sehe wohl, daß meine Schrift gewissen Leuten unmöglich gefallen kann, weil sie nicht nach ihrem Geschmacke eingerichtet ist. Sie ist satyrisch und im höchsten Grade ironisch. Gleichwie es nun nicht jedermanns Werk ist, solche Schriften zu machen: so ist es auch nicht allen gegeben, von denselben geschickt zu urtheilen. Eine hochgetriebene Ironie gebührend einzusehen, das ist eine Sache, die eine gewisse Hurtigkeit und Biegsamkeit des Verstandes erfordert, welche in lateinischen Köpfen, durch die possirliche Schulgravität, gemeiniglich erstücket wird. Wenn nun ein solcher Kopf über ein Buch geräht, in welchem er keine steife und ehrbare Schulweisheit antrifft: so kömmt er in ein fremd Land, und verirret sich

*) Cicero Lib. II. ad Qu. Frat. Epist. 15.

gar zu leicht. Ich sage nicht, daß dem Herrn Reimmann dieses Unglück auch begegnet ist; nur sage ich noch, daß drey oder vier solche Urtheile, als dasjenige ist, welches er von meiner Schrift gefället hat, genug sind, seinen ganzen Catalogum, der sonst angenehm zu lesen ist, in übeln Ruf zu bringen."

„Ich bitte übrigens den Herrn Reimmann, die Freyheit, die ich mir nehme, von seinem Urtheile zu urtheilen, nicht übel zu deuten. Ich bilde mir ein, daß ich es mit einer bescheidenen Aufrichtigkeit gethan habe, die ihm gefallen wird. Kömmt ihm aber dennoch das, was ich zu meiner Vertheidigung sage, zu hart vor; so muß er bedenken, daß er Gelegenheit dazu gegeben hat:

. . . Si quis est, qui dictum in se inclementius
Existimabit esse, sic existimet:
Responsum, non dictum esse, quia laesit prius. *)"

„Ich finde bey dieser Satyre sonst wenig zu erinnern. Nur muß ich kürzlich von einem Namen Rechenschaft geben, der oft darinn vorkömmt. Dieses ist der Name Rodigast. Ich habe den Menschen, der diesen Namen führet, im Jahre

*) Terrent Prol. in Eunuch.

1733 aus ſeinem Avertiſſement von einem bereits im Druck habenden Corpore Juris Civilis Juſtiniaeo-Ufuali zuerſt kennen lernen. Er nennete ſich auf dem Titel Dr. Samuel Chriſtoph Rodigaſt, JC. und war eine Art von Melchiſedech, terrae filius, von dem ich weiter nichts erfahren konnte, als daß es ein junger Menſch von etwa 19 Jahren ſey, der ſich in Dresden aufhalte, und ſich eigenmächtig zum Doctor gemacht habe. Weil ich nun eben zu der Zeit, als mir ſein Avertiſſement in die Hände fiel, beſchäftiget war, der Schmierſucht gewiſſer elender Scribenten Einhalt zu thun: ſo hielte ich für nöhtig, auch dem Unglücke vorzubeugen, welches dieſer Rodigaſt, als ein Comet, der gelehrten Welt zu bedrohen ſchien. Ich brachte zu dem Ende meine Gedanken von ſeinem Vorhaben zu Papier, und ließ ſie in das 123ſte Stück des hamburgiſchen Correſpondenten von 1733 ſetzen. Rodigaſt ward darüber ſo böſe, daß er eine Schrift von 4 Bogen in 4to, unter dem Namen von Martin Albrecht, wider den Verfaſſer des Correſpondenten, der doch ganz unſchuldig war, heraus gab. Der Titel dieſer Schrift war ſo närriſch, und der Inhalt ſo raſend, daß ich wahr-

haftig davor erschrack. Doch weil ich dieß Händel angefangen hatte, so gab ich dem Martin Albrecht, welches Rodigast selbst war, einen kurzen Bescheid, der in dem 173sten Stücke des hamburgischen Correspondenten von eben dem Jahre zu lesen ist."

„Kurz darauf kamen mir eben dieses Rodigasts Gedanken über den Spruch: Viele sind berufen; aber wenig sind auserwehlet; imgleichen über die Worte: Und sie meinten, sie sähen ein Gespenst ꝛc. zu Gesicht, woraus man siehet, daß der Verfasser vor diesem sich der Gottesgelahrheit beflissen hat. Ich habe niemalen etwas elenders gelesen, und darum führe ich den Rodigast als ein Muster eines vollkommen elenden Scribenten an. Ich würde ihm aber diese Ehre nicht erwiesen haben, wenn ich zu der Zeit, als ich meine Satyre schrieb, gewußt hätte, daß, wie ich hernach erfuhr, der arme Rodigast wirklich in Raserey gefallen sey, und in dem elendesten Zustande zu Dresden lebe. Ich habe nach der Zeit von ihm nichts gehöret, und kann also nicht sagen, ob er noch lebe, oder ob er gestorben sey."

„Ich habe die Herren Sievers und Phi-

lippi mit dieſem elenden Scribenten in eine Claſſe geſetzet. Allein meine Meinung iſt nicht, dadurch anzudeuten, daß ich ſie für eben ſo albern halte, als den Rodigaſt. Ich ſehe den Unterſcheid zwiſchen ihnen und dieſem armen Sünder wohl ein. Doch, da dieſer Unterſcheid, wie groß er auch ſeyn mag, nicht verhindert, daß ſie alle drey elende Scribenten ſind: ſo habe ich geglaubt, ſie hätten ſich eben der Geſellſchaft eines Menſchen nicht zu ſchämen, der die Ehre hat, ihr Bruder zu ſeyn; ob ſie gleich gewiſſe Vorzüge vor ihm haben, die ich ihnen nicht ſtreitig machen will."

„Ueber die neue Geſellſchaft, die ich ihnen gegeben habe, werden ſie ſich vermuhtlich nicht beſchweren. Ich beſorge auch nicht, daß der Herr Profeſſor Manzel und der Herr Magiſter Hilige es mir übel deuten werden, daß ich ſie zweyen ſo berühmten Männern zugeſellet habe."

II.

Anmerkungen,

in Form eines Briefes, über den Abriß eines neuen Rechts der Natur, welchen der (S T.) Herr Professor Manzel zu Rostock in einer kleinen Schrif, die den Titel führet: Primae Lineae Juris Naturae vere talis secundum sanae rationis principia ductae. der Welt mitgetheilet hat. Kiel, 1735.

Diese Schrift Liscow's gehört zwar nicht zur Zahl seiner Satyren; sie ist vielmehr ernsthaften polemischen Inhalts. Aber auch in ihr offenbart sich in vielen Stellen sein scuriler Witz und sein unbesiegbarer Hang zur Ironie; und da er ihr in

der von ihm 1739 veranſtalteten Sammlung ſeiner Schrift einen Platz eingeräumt, ſo hat man ſie hier ebenfalls mit abdrucken laſſen, um eine möglichſt vollſtändige Ausgabe ſeiner Werke zu liefern.

In der Vorrede zu dieſen Aufſatz giebt Liscov ſelbſt den Geſichtspunkt an, aus welchem er ſie beurtheilen zu ſehen wünſcht.

Die nachfolgenden Rezenſionen haben theils auf ſeinen Gegner den Profeſſor Manzel, theil auf einen andern Vielſchreiber ſeiner Zeit, mit Namen Rodigaſt Bezug, und auch in ihnen wird man den eigenthümlichen Geiſt des feinen Spötters nicht erkennen.

Rezenſionen.

No. 1.

Aus Dresden iſt uns ein wunderliches Unterzeichnungsproject auf ein juriſtiſches Werk zugeſchickt worden, mit dem Erſuchen, deſſen auch in unſern Nachrichten zu gedenken, weil dem 19jährigen Polyhiſtori, der es aufgeſetzt, viel daran gelegen ſey, daß ſeine Ausgeburten des Verſtandes in der Welt möchten ausgebreitet werden, und weil ſich die Leſer daran beſonders erluſtigen könnten. So mag denn, um der letzten Urſache willen, der ſaubere Titel des Werks da ſtehen, welcher heißt: Deutſches Corpus Juris Civilis Juſtinianeo-Caſuale, worinnen aus allen Paragraphis, welche das Corpus Juris Civilis, vom Kaiſer Juſtiniano in Deutſchland eingeführet, in ſich begreifet, gleich der Caſus und des Geſetzgebers

Meinung hierinnen abgefasset, von Dr. Samuel Christoph Rodigast, JC. erster Theil über die Institutiones, in Folio. Schon hieraus erkennet man den ankommenden Gast in der gelehrten Welt. Er prangt alsbald auf dem Titel mit einer neuen Erfindung, daß Kaiser Justinianus das Corpus Juris in Deutschland eingeführet. Das hierauf folgende Avertissement klingt noch besser, und hängt kürzlich so zusammen: Gott hat es für gut befunden, daß die erschaffenen Menschen sollen in Ordnung einher wandeln, und darum haben sie gleich nach der Schöpfung vom Moses die Gesetzregeln empfangen; aber das Volk gieng den heidnischen Gesetzen nach, und das Uebel beliebte Gott durch kein ander Mittel zu ändern, als daß er seinen Sohn unter dem Augusto ließ gebohren werden, der die Summa des ganzen Gesetzes seinen Jüngern beygebracht, woraus wir das N. T. bekommen; doch um grössere Erkenntniß in der christlichen Religion zu bekommen, habe nach Constantini Zeiten der Theodosius, weil es an weltlichen Gesetzen noch sehr gefehlet, den Codicem Theodosianum ans Licht gestellt; hierauf wären andere Kaiser gefolgt, bis endlich der unüberwindliche Keiser Justinius das Corpus Juris von sei-

nen Rechtsgelehrten in ein Buch faſſen laſſen, welches in unſerm deutſchen Reiche noch gebräuchlich ſey. Nachdem nun der Herr Dr. Rodigaß, JCtus, ſeine Hiſtoriam Juris in nuce von der Erſchaffung der Welt bis auf den Juſtinianum alſo vorgeſtellt; ſo giebt er die Urſachen ſeines Vornehmens zu erkennen, nämlich: Solches Corpus Juris habe er zu mehrerer Deutlichkeit angefangen in einen neuen Guß zu bringen; es ſey nach allen Sphis ſo beſchaffen, daß es einer guten Handleitung nöhtig habe; das Corpus Juris Gloſſatum ſey auch für erfahrne Köpfe nicht deutlich genug; hauptſächlich aber, weil ſo viel Schuljungen, die kaum recht exponiren können, ihren Rectoribus, abſonderlich in kleinen Städten, entlaufen, und alsdann auf Univerſitäten, weil ſie kein Lateiniſch können, nicht fortzukommen wiſſen, wolle er dieſen zum Beſten das Corpus Juris in einem deutſchen Kleide laſſen ans Licht treten. Der Druck ſey angefangen: man nehme weiß Papier und neue Lettern; der erſte Foliant werde fünf Alphabet ſtark; man bezahle einen Thaler zum voraus, und den zweyten beym Empfange auf der Oſtermeſſe des künftigen Jahrs, damit er keinen Schaden leide; bis auf Michaelis würden die Prae-

ſcriptiones angenommen, und nicht mehrere Exemplare, als praenumerirt worden, gedruckt werden. Der Herr Doctor JCtus iſt ſelbſt Verleger, läßt aber bey allen Buchhändlern die Subſcriptiones annehmen. Wird dies nicht ein Werk werden, noch vielmehr als Auli Apronii Reiſen, zur Freude der Welt und ewigen Zeiten? Der Abdruck ſoll gewiß vor ſich gehen, wenn auch nur anderthalb Subſcriptiones einliefen, denn der Herr Doctor JCtus, als ein ingenium praecociſſimum, beſitze einen allzugroßen Eifer, ein lux mundi zu werden, das ſo lange ſcheinen will, bis man es auspuzt; ſo ſey auch der Herr Rodigaſt aus Eingebung eines prophetiſchen Geiſtes bedacht, einer zukünftigen Maculaturtheurung durch die Auflage ſeines Werks vorzubauen.

No. 2.

Dresden. Da das Corpus Juris Civilis denen, die wenig oder gar kein Latein können, und doch Juriſten ſeyn wollen, ſehr dunkel und unverſtändlich iſt: ſo iſt der Herr Dr. Samuel Chriſtoph Rodigaſt entſchloſſen, daſſelbe in deutſcher Sprache, unter dem Titel: Deutſches Corpus Juris Civilis Juſtinianeo-Caſuale, worinn aus allen Paragraphis, welche das Corpus Juris Civilis vom Kaiſer Juſtiniano in Deutſchland eingeführet, in ſich begreifet, gleich der Caſus und des Geſetzgebers Meinung hierinnen abgefaſſet, ans Licht zu ſtellen. Er hat dieſes in einem Avertiſſement von einem bereits im Drucke habenden Corpore Juris Civilis Juſtinianeo-Caſuali, ſo er doch per Subſcriptiones erſt drucken laſſen will, der gelehrten Welt kund gemacht. Mit denen Inſtitutionibus will er den Anfang

machen. Er wird einen jeden Paragraphum mit Caſibus erläutern, die römiſchen Gebräuche und Rechte mit berühren, den heutigen Proceß, und was noch in Deutſchland gebräuchlich, mit einſchieben, und endlich lehren, was in einer jeden Sache vor eine Klage müſſe angeſtellet werden. Er wird es dabey nicht laſſen, ſondern, wofern es Gottes Wille, das ganze Corpus Juris auf dieſe Art in deutſcher Sprache durchgehen, und uns alſo ein Werk liefern, das, wie er ausdrücklich ſagt, für Hohe und Niedrige, Gelehrte und Ungelehrte, Geiſtliche und Weltliche ſeyn wird. Wir wollen dem Herrn Dr. Rodigaſt hierinnen eben nicht widerſprechen; doch müſſen wir bekennen, daß wir nicht fähig, den Nutzen ſeiner Abſicht einzuſehen. Er will die Stümper erbauen, die kein Latein können, und ſo klug von Academien wieder herkommen, als ſie hingegangen. Uns deucht aber daß dieſe Armſelige nicht verdienen, daß man ſich ihrentwegen eine Mühe gebe, die eben darum vergeblich ſeyn muß, weil das Corpus Juris Leuten, die in der Vernunftlehre, Moral und Politik Fremdlinge ſind, und weder die Hiſtorie, noch Alterthümer, noch Verfaſſung der Römer wiſſen, in alle Ewigkeit unverſtändlich

und ein Räthsel bleiben wird, und wenn es gleich tausendmal ins Deutsche übersezet. Es wird also die Uebersezung des Herrn D. Rodigasts diese Tröpfe eben so klug machen, als jenen Esel das Psalterbuch, so ihm Eulenspiegel in die Krippe legte, und wenn es hoch kömmt, uns so viele stolze Zungendrescher, als die Postillen unnüze Schwäzer, geben. Wir leugnen indessen nicht, daß das Vorhaben des Herrn D. Rodigasts seinen Nuzen haben könne, ob wir gleich nicht begreifen, worinnen er bestehe; aber wir besorgen, daß sich wenige entschliessen werden, den verlangten Vorschuß zu thun. Die meisten werden sich an dem Titel des Werks stoßen, und nicht viel Gutes von denen Anmerkungen eines Mannes versprechen, der so übel berahten ist, daß er sich einbildet, Justinianus habe das Corpus Juris in Deutschland eingeführet. Das Avertissement wird sie in diesem Mißtrauen stärken: Denn der Herr Dr. Rodigast giebt in demselben einen sehr magern Begriff von seiner juristischen Weisheit. Er theilt uns einen so andächtigen Abriß einer Historie der Rechte mit, daß es läßt, als wolle er predigen, und was er vorbringt, könnte mit Fug ein vollständiger Auszug aus dem Evangelio am ersten

ſen Weihnachtstage heiſſen, wenn er nicht ſchändlich vergeſſen, zu melden, daß zu der Zeit, als Chriſtus gebohren, Cyrenius Landpfleger in Syrien geweſen. Von der ſeligmachenden Kraft, die er dem Geſetze Moſis beyleget, wollen wir nichts erwehnen; es muß dieſes nohtwendig vielen bedenklich vorkommen. Nur merken wir noch an, daß das Avertiſſement ſo verworren und undeutſch geſchrieben, daß viele daher auf die Gedanken kommen werden, der Herr D. Rodigaſt ſey eben ſo ungeſchickt das Corpus Juris in gut Deutſch zu überſetzen, als daſſelbe mit nützlichen und gelehrten Anmerkungen zu erläutern. Wir unſern Orts haben eine beſſere Meinung von dieſem gelehrten Manne. Wir wiſſen, daß die Menſchen in ihren eigenen Sachen blind, und in fremden ſehr ſcharfſinnig ſind; und zweifeln alſo nicht, der Herr Dr. Rodigaſt werde fremde Gedanken weit zierlicher, deutlicher und ordentlicher ausdrücken, als ſeine eigene. Um alle Welt von dieſer Geſchicklichkeit zu überführen, wäre es, unſers Erachtens, übel gethan, wenn der Herr D. Rodigaſt etwan den §. 3. Inſt. Qui, et ex quibus cauſis manumittere non poſſunt, zur Probe ins Deutſche zu überſetzen belieben wollte. Er könnte bey der

Gelegenheit über die Worte: Saepe enim de facultatibus suis amplius, quam in his est, sperant homines, eine christliche Betrachtung anstellen, die gewiß nicht ohne Frucht seyn würde.

No. 3.

Hamburg. Es iſt neulich, wir wiſſen nicht wo, eine Schrift von 4 Bogen in Quart heraus gekommen, in welcher der Verfaſſer, der ſich Martin Albrecht nennet, unſer, wie er ſpricht, unverworrenes, undeutſches, und Pferdemäßig getroffenes Raiſonnement über des Herrn Dr. Rodigaſts deutſches Corpus Juris Civilis Juſtinianeo-Caſuale, zu widerlegen bemühet iſt. Die Schreibart und ganze Einrichtung dieſer lächerlichen Schrift zeiget klärlich, daß ſie ein Werk des Herrn Dr. Rodigaſts ſey. Dieſer eheliche Mann kann nicht leiden, daß wir andere Gedanken von ſeiner Fähigkeit haben, als er ſelbſt. Er hat ſich das Urtheil, ſo wir von ſeinem vorhabenden deutſchen Corpore Juris gefället, zu ſchmerzlichem Gemühte gezogen, und gebehrdet ſich desfalls ſo übel und ungezogen, daß man darüber erſtaunen muß. An

ſeiner Geſchicklichkeit zweifeln, iſt nach ſeiner Meinung, ein Verbrechen, ſo den Tod verdienet. Er ſpricht uns auch wirklich an unterſchiedenen Orten das Leben ab. Er will uns erſäufen. Er will uns, wie alten Hexen, verbrannt wiſſen, und haben wir es nicht anders als ein beſonderes Zeichen ſeiner Großmuht anzuſehen, daß er uns endlich ſo weit begnadiget, daß uns nur unſere blasphematiſche Zunge abgeſchnitten, und ein K. vor unſere verwegene Stirn gebrannt werden ſoll. Wir wundern uns alſo gar nicht, daß er uns für Unchriſten hält, und uns abtrünnige Julianer, wilde Säue, Hottentotten und Mahometaner nennet. Wir nehmen ihm dieſes auch im geringſten nicht übel; ſondern ſagen ihm vielmehr hiemit öffentlich Dank, daß er uns und andern ein Lachen zubereiten wollen. Seine Unbeſcheidenheit ſoll uns nicht aus unſerer Gelaſſenheit bringen, und es ſey ferne von uns, daß wir ihn züchtigen ſollten, wie er es verdient. Wir halten ſeinem gerechten Schmerz etwas zu gute, und beklagen von Herzen, daß er ſich durch ſeinen Eifer ſo weit verleiten laſſen, daß er durch eine lächerliche Ehrenrettung ſeine Schwäche noch deutlicher zu Tage geleget und, durch die derſelben angehängte Probe

ſeiner Arbeit, unſer von ihm gefälltes Urtheil bekräftiget. Wir machen uns ein Gewiſſen, ihm ſeine ſcheußliche und barbariſche Schreibart vorzuhalten. Kein Schneidergeſelle kann elender ſchreiben, als er. Er mag unſerntwegen immerhin glauben, daß Juſtinianus das Corpus Juris 600 Jahr nach ſeinem Tode in Deutſchland eingeführet, und der bekannte Irnerius, den er umtauft, und, aus Unwiſſenheit, den berühmten Irenium nennet, daſſelbe 600 Jahr vor ſeiner Gebuhrt, auf Befehl des Juſtinianus, zuerſt in Italien gelehret. Wir ſind nicht beſtellet, ihn klug zu machen. Wir wollen ihm auch nicht weiter abrahten, ſein deutſches Corpus Juris ans Licht zu ſtellen. Wir ſehen wohl, daß er keinen guten Raht annehmen will, und, nach der Beſchreibung, die Horaz von einem unbärtigen Jüngling macht, monitoribus aſper iſt. Er meint, wir beneiden ihn, und will, uns und dem Teufel zum Troz, ſein deutſches Corpus Juris herausgeben. Wir freuen uns über dieſen Entſchluß; denn die Probe, die er uns von ſeiner Arbeit mitgetheilet, hat uns lüſtern gemacht nach einem Werke, welches ſo viel zum Vergnügen und zur Geſundheit des menſchlichen Ge-

ſchlechts beytragen wird. Wir ſchämen uns ſaſt, daß wir ihm eine gute Erinnerung gegeben; und er kann glauben, daß es nimmer würde geſchehen ſeyn, wenn wir uns hätten einbilden können, daß es ſo gar elend um ihn beſtellet ſey.

No. 4.

Es muß denen verkehrten Juriſten durch die Seele gehen, wenn ſie ſehen, daß die geſchickteſten und gröſſeſten Männer ihres Ordens an denen neuen, verwegenen, ärgerlichen und gefährlichen Lehren, wodurch ſie ſich in der Welt groß machen wollen, keinen Theil nehmen. Gute Gemüther hergegen freuen ſich darüber, und halten ſolche Rechtsgelehrte zwiefacher Ehren wehrt. Ein gottſeliger Juriſt ſtiftet durch das Mißfallen, ſo er über die böſen Lehren ſeiner unwürdigen Brüder bezeuget, mehr Gutes, als alle Gottesgelehrte durch die gründlichſten Widerlegungen, und verdienet die Hochachtung aller, die es mit der Wahrheit redlich meinen. Man findet, leider! zu dieſen Zeiten nicht viele ſolcher Juriſten; aber es giebt doch noch immer einige, die um ſo viel höher zu ſchätzen, je ſeltener ſie ſind. Wir haben für nöthig gefunden, dieſen kleinen Eingang zu

machen, da wir von der Schrift eines Mannes reden wollen, den man mit allem Fug unter die frommen und rechtſchaffenen Juriſten, deren Anzahl ſo klein iſt, rechnen kann. Es iſt bekannt, daß einige neuere Rechtsgelehrte, denen der löbliche Eifer, welchen chriſtliche Obrigkeiten für die Erhaltung der reinen Lehre bezeugen, ein Dorn im Auge war, ſo weit verfallen, daß ſie gelehret, die Obrigkeit ſey nicht ſchuldig, für die Seligkeit ihrer Unterthanen zu ſorgen. Dieſem Irrthum, durch welchen viele verführet, iſt von denen reineſten Lehrern unſerer Kirche zwar beſtändig widerſprochen; nimmer aber iſt derſelbe ſo gründlich widerleget worden, als in einer academiſchen Diſputation, die den Titel führet: Diſſertatio circularis januariana, de Jurisprudentia ſalutis civium aeternae rationem habente, Anno 1735 d. XXIX. d. m in Academia Roſtochienſi ventilanda Praeſide Academiae Rectore Erneſto Joh. Fried. Mantzel. Jur. et Phil. Doct. Inſtit. Prof. Ord. et h. Fac. Jurid. Decano et Reſpondente Bernhardo Friederico Neucranta Guſtrovienſi, Jur. Cult. Roſtochii, typis Joh. Jacobi Adleri, Seremiſſ. Principis ect. Acad. Typographi, in Quart, 2 Bogen.

Der Herr Verfaßer iſt, wie man ſiehet, ein berühmter Lehrer der roſtockiſchen Academie, der mit der Rechtsgelehrſamkeit die Philoſophie und ſo genannten ſchönen Wiſſenſchaften verbindet. Seiner vielen Diſputationen nicht zu erwehnen: ſo hat man ſchon von ihm eine Erläuterung der Pandecten aus der Bibel, primas lineas juris naturae vere talis, eine Vernunftlehre, einen Verſuch, wie weit man es in Ueberſetzung lateiniſcher Poeten bringen könne, und viele andere Schriften, aus welchen allen ein ſcharfer Verſtand, eine groſſe Gelehrſamkeit und eine tiefe Einſicht in die wichtigſten Wahrheiten hervorleuchtet.

In gegenwärtiger Diſputation behauptet er, daß die bürgerlichen Geſetze auch auf die ewige Seligkeit der Menſchen ihre Abſicht richten, und dieſelbe zu befördern ſuchen. Die Materie iſt reich und erbaulich, und erforderte juſt einen Mann, der zugleich ein Theologus und Juriſte wäre. Der Herr Verfaſſer iſt ein ſolcher Mann. Er hat vor dieſem der Theologie eifrig obgelegen, und weiſet jetzo durch ſein Exempel, daß aus denen, die ſich von der Theologie zur Jurisprudenz wenden, die beſten Juriſten werden. Es iſt nicht

glaublich, daß ſolche Leute der Fluch treffen wer-
de, der auf diejenigen geleget iſt, ſo die Hand
vom Pflug ziehen. Das wäre ein ſchlechter
Dank für die wichtigen Dienſte, ſo ſie der Kirche
leiſten. Wenigſtens iſt es billig, daß in Anſehung
des Herrn Profeſſor Manzels eine Ausnahme ge-
machet werde.

„Nachdem er den gemeinen Wahn, daß die
Juriſten böſe Chriſten, kürzlich widerleget (poſit
1. 2.) beweiſet er auf die bündigſte Art, daß die
Rechtsgelehrten auch für die ewige Seligkeit der
Menſchen ſorgen. Sie dringen, ſpricht er, (poſit 3)
auf das ſuum cuique, und wollen alſo auch
daß man die Pflichten gegen Gott beobachte.
Die Fürſten, als Säugammen und Pfleger der
Kirche, welches einer ihrer vornehmſten Titel,
ſehen Prieſter, und ſehen dahin, daß der Gottes-
dienſt zu der dazu beſtimmten Zeit gehalten, und
der Sabbath nicht entheiliget werde. (poſit 4)
Sie haben auch Acht auf die Oerter und Gebäude,
die zum Gottesdienſt gewidmet ſind. Sie ſorgen
für die reine Lehre. Sie laſſen auf Concilien und
Synodis die Wahrheit befeſtigen, und Libros
Symbolicos, ohne welche keine Kirche beſtehen
kann, verfertigen, damit nicht ein jeder ſich eine

eigene Religion mache; (ne quilibet pumilio proprium sibi faciat systema;) und zeigen also durch den Gebrauch ihres Rechts in Kirchensachen, wie lieb ihnen das Seelenheil ihrer Unterthanen sey. (posit. 5) Er könnte, sagt hierauf der Herr Verfasser, (posit 6) untersuchen, wie weit diejenigen recht haben, die da sagen, daß die Jurisprudenz die ewige Seligkeit zum Endzweck habe, und zeigen, wie unbesonnen diejenigen handeln, die dem Fürsten eine gar zu große Gewalt über die Gewissen zuschreiben: Denn daß die Obrigkeit einige Gewalt darüber habe, würde kein Verständiger läugnen; allein er versparet es auf eine andere Zeit. Nur, meint er, (posit 7) könne er nicht umhin, die Fragen zu berühren: Ob die Ketzerey ein Laster? Und was in Ansehung der Atheisterey Rechtens sey? Was die erste Frage betrifft: so sey zwar, spricht er, wenn alle Herrschaft über Gewissen wegfalle, eine jede Ketzerey überhaupt kein Laster, so die Ahndung der Obrigkeit verdiene, sondern eine Sache, darüber das Urtheil Gott allein zustehe: Aber daher folge nicht, daß ein ieder, ohne das Bürgerrecht zu verlieren, glauben könne, was er wolle; (quicquid in mentem et buccam

venerit;) ſondern eine jede Republik könne durch ein Grundgeſetz beſtimmen, was für eine Religion gelten ſolle. Wer damit nicht zufrieden, müſſe in eine ſolche Republik nicht kommen, oder, wenn er nicht wollte hinaus geſtoſſen ſeyn, bey der angenommener Lehre bleiben. Dieſes flieſſe aus der Natur einer Geſellſchaft, und die Obrigkeit, ſo Vermuhtung für ſich hat, ſuche die Seligkeit ihrer Unterthanen, wenn ſie keine fremde Religion leiden wolle.“

„Was die andre Frage anlanget: ſo meint der Herr Verfaſſer, die Atheiſterey ſey ein ſtrafbares Verbrechen, weil ſie kein Fehler des Verſtandes, ſondern des Willens. Ein Atheiſte muß alſo, nach ſeiner Meinung, nicht bloß aus dem Lande gejagt, ſondern am Leben geſtraft werden; und wer anders denket, ſagt er, iſt ein Feind Gottes. (poſit 8) Hierauf thut der Herr Verfaſſer den chriſtlichen Wunſch, daß doch die bürgerlichen Geſetze kräftig genug ſeyn möchten, allen Laſtern zu ſteuren. Er meint, wenn dieſes wäre, ſo ſollten gewiß mehr Leute, als jetzo, auch wider ihren Willen, (inviti quaſi) in dieſer und jener Welt glücklich ſeyn. Er geſtehet, daß das Amt der Rechtsgelehrten eigentlich nur ſey, dasjenige

zu ſtrafen, wodurch die menſchliche Geſellſchaft offenbar beunruhiget, und die Ehre Gottes verletzet wird: doch meint er, wenn ſie dieſes thäten, ſo machten ſie doch, daß viele aus Furcht der Strafe als gute Bürger lebten, und indem ſie bey der Gelegenheit (occaſionaliter) eine Liebe zur Tugend bekämen, gleichſam bey der Hand zum Himmel geleitet würden. (poſit. 9) Bey dieſer Gelegenheit beklagt der Herr Verfaſſer, daß die Materie de infamia noch nicht recht ausgebeſſert ſey. Ihm mißfällt daran zweyerley: 1) Daß die Infamia facti heutiges Tages ganz aus der Mode komme. Er glaubt, wenn die Laſter, ſo dieſe Art der Schande wirken, nur beſſer geſtraft würden, ſo würden viele erſt gezwungen, hernach freywillig ihre Sitten ändern. 2) Daß die Infamia Juris zu weit gehe, und die Beſſerung unmöglich mache. (poſit. 10) Iſt indeſſen die Lehre de Infamia mangelhaft: ſo erſetzet die Jurisprudentia criminalis dieſen Mangel überflüßig. Die gehet ganz und gar dahin, daß die Menſchen durch die Furcht der Strafe vom ewigen Verderben zurück gehalten werden mögen. Die Sache braucht keines Beweiſes; denn ein jeder weiß, daß von Jugend auf die

Liebe zur Tugend durch die Furcht der Strafe in ihm erreget worden, und daß er dieſer Furcht, wodurch er im Guten bekräftiget, ſeine Glückſeligkeit zu danke habe. (poſit. 12)"

Man ſiehet hieraus, daß die Juriſten für die Seligkeit der Menſchen eine ungemeine Sorge tragen; noch beſſer wird man aber davon überführet werden, wenn man mit dem Herrn Verfaſſer bedenket, wie löblich ſie die gar zu groſſe Gewalt, ſo die alten Römer über ihre Kinder und Knechte gehabt, eingeſchränket. (poſit. 12) Wie ſorgfältig ſie die Schwerenden vor dem Meyneide warnen. (poſit. 14) Wie ſehr ſie, da man ohne Seelengefahr nicht in immerwährendem Haſſe und beſtändiger Unverſöhnlichkeit leben kann, die Injurienklagen zu mindern und abzukürzen bemühet ſind. (poſit. 13 16) Und wie behutſam ſie ſind, Leute zum Zeugniſſe zu laſſen, von denen zu vermuhten, daß ſie, aus Liebe zu einer der ſtreitenden Parteyen, falſch zeugen, und alſo einen Meyneid begehen möchten. (poſit. 17) Inſonderheit aber leuchtet die Seelenſorge der Juriſten aus ihrer Aufführung gegen die zum Tode verdammten Uebelthäter hervor. Sie verhüten, daß ein ſolcher durch eine gar zu harte

und langſame Todesſtrafe nicht zur Verzweiflung gebracht werde, und geben ihnen Zeit, ſich zum Tode anzuſchicken. (poſit. 18) Der Herr Verfaſſer beruſet ſich, was den letzten Punkt betrift, 1) auf die Halsgerichtsordnung, und 2) auf das Exempel der Juriſten Facultät zu Roſtock, die alle ihre Todesurtheile folgendergeſtalt abfaſſet: Daß Inquiſit, wenn er zur Erkenntniß ſeiner Sünden gebracht, und mit dem heiligen Abendmahl verſehen, mit dem Schwerdte ꝛc. vom Leben zum Tode zu bringen. Indeſſen, ſetzt der Herr Verfaſſer hinzu, folge aus dieſer Formul nicht, daß es unrecht, einen Unbußfertigen hinrichten zu laſſen, und ſey es der Facultät erſchrecklich zu vernehmen geweſen, daß Anno 1732 ein leichtfertiger Vogel (quendam nebulonem) derſelben mißbrauchen wollen. Es ſey aber dieſer Bube, dem allen ungeachtet, ohne weitern Aufſchub, unbereitet abgethan worden, und das von Rechts wegen. (poſit. 19, 20) Schließlich erweiſet der Herr Verfaſſer ſeinen Satz durch die geiſtlichen Strafen, die, wie er meint, ganz mediciniſch, und auf nichts, als die Rettung der Seelen, zielen, (poſit. 21) und ſagt, er habe noch von unterſchiedenen Puncten handeln wollen, in welchen die

Rechte die Seelen in Gefahr ſetzen, und alſo einer Ausbeſſerung benöthiget wären: allein das möchten andere thun, die mehr Zeit hätten. Er wolle nur noch mit einem Worte erwehnen, daß, in Anſehung der Teſtamente, die Geſetze ſelbſt Urſache wären, quod quilibet non moriatur Johannes Evangeliſta. (poſit. 23)"

Dieſes iſt der Inhalt der Diſputation des Herrn Profeſſor Manzels, die gewiß alles Lobes wehrt iſt. Der Herr Profeſſor behauptet in ſelbiger einen Satz, der in viele wichtige Wahrheiten einen groſſen Einfluß hat, und alſo einer ſo gründlichen Ausführung vor andern wehrt war. Indeſſen wird, allem Anſehen nach, der Herr Profeſſor Manzel bey denen böſen Juriſten mit ſeiner Diſputation ſchlechten Dank verdienen. Es ſoll, wie wir vernommen, Leute geben, die ſehr vieles wider dieſelbe einzuwenden haben. „Der Herr Profeſſor Manzel," ſollen ſie ſagen, „hat ſehr unrichtige Begriffe von der Natur der bürgerlichen Geſellſchaft, der Geſetze und der Tugend. Er glaubt, daß man bey Aufrichtung der Republiken auch an die ewige Seligkeit gedacht, daß die Geſetze zu Erlangung der Seligkeit etwas beytragen können, und daß die Furcht der Strafe eine Liebe

zur

zur Tugend wirke. Dahero hält er es für ein löbliches und nöhtiges Werk, daß die Obrigkeit für die Seligkeit ihrer Unterthanen sorget, und dieselbe durch ihre Gesetze fromm zu machen suchet. Er muß aber wissen, daß dieses ein irriger Wahn, wie schön er auch von aussen gleisset. Der Endzweck der bürgerlichen Gesellschaft ist nichts anders, als äusserliche Ruhe und Sicherheit, und folglich nur der unterste Grad der zeitlichen Glückseligkeit. Wenn die Obrigkeit die ihr aufgetragene Macht zu Erhaltung dieses Endzwecks anwendet, hat sie ihrer Pflicht ein Genüge gethan. Sie ist nicht bestellet, das Seelenheil ihrer Unterthanen zu befördern. Dasjenige, so uns selig macht, ist der Glaube. Der Glaube bestehet in Begriffe. Begriffe gehören zum Verstande, und der Verstand ist keinen Gesetzen unterworfen. Die Obrigkeit kann also den Glauben, ohne welchen es unmöglich ist, Gott zu gefallen, nicht in den Herzen ihrer Unterthanen wirken. Der ist und bleibet eine Gabe Gottes, und kömmt aus der Predigt; die Obrigkeit aber prediget nicht. Es ist auch nicht zu vermuhten, daß der Herr Professor Manzel so wunderliche Dinge von ihr verlange. Er will nur, wie man siehet, daß

die Obrigkeit den Laſtern ſteure, und ihre Unterthanen durch die Furcht der Strafe von ſolchen Thaten abhalte, die die Hölle verdienen. Auf die Art, meint er, müßten die Leute nohtwendig in den Himmel kommen: Und er hat recht: Denn wo wollten ſie ſonſt wohl hin, wenn ſie nicht in die Hölle kommen? Aber es iſt Schade, daß die Obrigkeit nicht verbunden, ſein Begehren zu erfüllen, weil er unmögliche Dinge von ihr fordert. Alles, was die Obrigkeit thun kann, iſt, daß ſie die Verbrechen ſtraft, und durch ihre Geſetze die Unterthanen von Begehung äuſſerſt böſer und der Ruhe des Staats nachtheiliger Thaten abhält. Diejenigen nun, die ſich aus Furcht der Strafe ſolcher Thaten enthalten, heiſſen gute Bürger; aber vom Himmelreich ſind ſie weit entfernet. Ihre Enthaltung vom Böſen hat nichts, als die Furcht der Strafe, zum Grunde, und iſt alſo keine wahre Tugend. Die wahre Tugend hat einen höhern Urſprung. Sie flieſſet aus dem Glauben, iſt eine Wirkung des Geiſtes Gottes, und wird durch Galgen und Rad ſchlecht befördert, was auch der Herr Profeſſor Manzel von der Jurisprudentia criminali für hohe Begriffe hat. Der Herr Profeſſor klagt ja (poſit. 9) ſelbſt,

daß die bürgerlichen Geſetze nicht zureichend ſind, alle Laſter auszurotten. Er geſtehet ja, daß nur das, ſo die bürgerliche Geſellſchaft offenbar beunruhiget, eigentlich vor die Juriſten, oder vor die Obrigkeit, gehöre. Wie iſt er denn ſo übel berathen, daß er, dem allen ungeachtet, glaubt, es ſey möglich, die Leute wider ihren Willen ſelig zu machen, und die Liebe zur Tugend könne durch die Furcht der Strafe erwecket werden? Er iſt gewiß der einzige vernünftige Mann, der dieſes glaubt. Warum thut er (poſit. 10.) den Vorſchlag, die Obrigkeit ſolle, um die Infamiam facti, die ſie gar nicht angehet, aufrecht zu erhalten, auch wider die Laſter, die jetzo ungeſtraft begangen werden, heilſame Verordnungen machen? Glaubt er denn recht im Ernſt, daß die Laſter, Schwachheiten und Fehler, ſo die äuſſerliche Ruhe nicht ſtöhren, und alſo, ihrer Natur nach, der Erkenntniß des Richters nicht unterworfen, durch Strafgeſetze können aus der Welt verbannet werden? Oder meint er, daß, wenn gleich die Menſchen, aus Furcht der Strafe, dieſen Geſetzen aufs genaueſte nachlebten, dieſe äuſſerliche Enthaltung von gewiſſen Laſtern ſie ſelig machen, und den Namen einer wahren Tugend

verdienen werde? Die wahre Tugend leidet keinen Zwang, und so bald hört sie nicht auf freywillig zu seyn, so ist sie keine wahre Tugend mehr. Zwar meint der Herr Professor Manzel, die Obrigkeit könne es ihren Unterthanen so nahe legen, und sie mit Strafen so lange scheeren, daß sie endlich aus Verdruß und Verzweiflung sich entschliessen müssen, rechtschaffen fromm zu werden: (multi primum coacti, et mox lubentes aliam vitam aliosque mores eligerent). Aber man siehet wohl, daß er die menschliche Natur nicht kennet. So treuherzig wird auch der klügste und strengste Regent seine Unterthanen nicht machen. Sie wissen schon andern Rath. Beschneidet er ihnen durch seine verdrießlichen Gesetze die Freyheit, ihren Lüsten öffentlich nachzuhängen, so thun sie es heimlich. Und dieses ist nicht so beschwerlich, als man glaubt. Man gewinnet immer dabey. Jene Dame in Spanien wünschte, daß doch das Caffee-Trinken Sünde seyn möchte. (qu'il y eût un peu de peché à prendre du Caffé) Sie meinte, er würde ihr um so viel besser schmecken. Und sie hatte recht. Die Kenner behaupten, daß nichts so geschickt sey, eine Lust recht empfindlich zu machen, als ein kleines Ver-

holz und Paulus ſagt ſelbſt: Ich wüßte nichts von der Luſt wenn das Geſetz nicht geſaget, laß dich nicht gelüſten. Da nun die Menſchen, wie die Erfahrung lehret, ſo geartet ſind: ſo kann die Obrigkeit auch durch die ſchärfſten Geſetze wider die Laſter nichts zur Seligkeit der Menſchen beytragen. Die Menſchen, wie fromm ſie ſich auch von auſſen ſtellen, bleiben doch Menſchen, und legen die böſen Neigungen, die ihnen ſo natürlich, und Gott ſo mißfällig ſind, nicht ab, die Obrigkeit mag anfangen, was ſie will. Warum verlangt man denn, daß die Obrigkeit ihre Unterthanen der Natur zum Trotz, mit Gewalt ſelig machen ſoll? Sie wird wenig ausrichten, wo ſie nicht die Kunſt erfindet, die Menſchen umzugieſſen. Durch ihre Geſetze wird ſie das menſchliche Herz nimmer von allen ſündlichen Begierden ſäubern. Sie mag noch ſo ernſtlich befehlen, daß ihre Unterthanen ihr Herz von allen irdiſchen Dingen abziehen, und nur nach dem trachten ſollen, das droben iſt. Es bleibt darum doch wohl beym Alten, und ein ſolcher Befehl würde nicht viel klüger heraus kommen, als wenn ſie allen ihren Unterthanen bey willkührlicher Strafe verbieten wollte, krank zu ſeyn. Der Kaiſer Clau-

dius trieb ſeine landesväterliche Fürſorge ſo hoch, daß er durch ein eigen Edict ſeine Römer anwies, die Weinfäſſer wohl zu verpichen, und ihnen kund machte, daß der Saft vom Taxus ein unvergleichlich Mittel wider den Schlangenbiß wäre. Man wird nicht leicht Regenten finden, die da Luſt hätten, dieſem blöden Prinzen gleich zu werden: Aber ſo bald ſie die Gränzen ihres Amts überſchreiten, und unnütze und lächerliche Geſetze geben, ſind ſie es vollkommen. Diejenigen nun, ſo ihnen dieſes nachreden, erweiſen ihnen eine ſchlechte Ehre. Der Herr Profeſſor Manzel thut es; aber zu allem Glücke beweiſet er nicht, was er ſagt, und hat die Geſetze, die ihm Anlaß dazu gegeben, nicht recht eingeſehen. Denn 1) das ſuum cuique, worauf die Juriſten dringen, gehet nur auf die Pflichten gegen andere Menſchen. Die Pflichten gegen Gott können darum nicht mit darunter begriffen ſeyn, weil ſie ſich auf die Begriffe gründen, ſo die Menſchen ſich von dem Weſen und Wiſſen Gottes machen. Dieſe Begriffe ſind aber den Geſetzen nicht unterworfen, und folglich haben ſich die Juriſten, ſo ferne man ſie als Leute betrachtet, die die Geſetze erklären, um die daher fließenden Pflichten nicht zu bekümm-

mern. 2) Das Jus circa Sacra hat mit der Seligkeit der Menſchen nichts zu thun, ſondern gehet nur auf äuſſerliche Zucht und Ordnung. Hat die Obrigkeit manchmal zu weit gegriffen: ſo taugt es nicht, und wird ſie die Seligkeit der Menſchen ſchlecht dadurch befördert haben. 3) Die Obrigkeit kann ihre guten Urſachen haben, warum ſie eine Lehre nicht dulden will; aber verbietet ſie dieſelbe nur darum, weil ſie falſch iſt: ſo mißbraucht ſie ihrer Gewalt, und hilft niemand dadurch in den Himmel, ob gleich der Herr Profeſſor Manzel meint, die Obrigkeit habe in dieſem Falle die Vermuhtung vor ſich, welches ein Satz iſt, der die Verfolgung der Hugonotten in Frankreich rechtfertiget. 4) Ob gleich die Atheiſterey, überhaupt zu reden, kein Fehler des Willens, wie der Herr Profeſſor Manzel meint, ſondern nur ein Irrthum iſt: ſo kann doch die Obrigkeit einen Atheiſten, nach Befinden, auch am Leben ſtrafen: aber wenn ſie es thut, ſo thut ſie es nicht aus einer Sorge für die Seligkeit ihrer Unterthanen, ſondern aus andern Urſachen: und thut ſie es nicht, ſo wird ſie dadurch keine Feindinn Gottes. 5) Die gar zu groſſe Gewalt der Römer über das Leben ihrer Kinder und Knechte

war schon eingeschränkt, ehe die Kaiser für die Seligkeit ihrer Unterthanen sorgten. Wenigstens glaube ich nicht, daß der Kaiser Antonius, auf welchen sich der Herr Professor Mozel beruft, daran gedacht habe: denn der war kein Christ. b) Die Warnung vor dem Meineide geschieht nicht, um die Seele des Schwerenden zu retten; sondern nur zu verhindern, daß der Eid, der ein Ende alles Haders ist, nicht Anlaß zu einem ungerechten Urtheile geben möge. Wenn ein Richter gleich in seinem Herzen überführet ist, daß einer falsch schweren werde: so kann er doch einem solchen, wenn er sonst nach denen Gesetzen zum Eide zu lassen, und schweren will, das Schweren nicht verbieten. Er kann, als ein Christ, für einen solchen beten, und sich über seine Bosheit betrüben. Aber als Richter bekümmert er sich nicht, wo seine Seele bleibt. 7) Daß die Juristen die Injurienklagen abzukürzen, zu mindern, und gar abzuschaffen bemühet sind, ist darum löblich, weil die Leute dadurch von unnützen Processen abgehalten werden, und ihr Geld behalten; aber es nützet nicht zur Seligkeit. Empfindlichkeit, Haß und Rachgierde werden dadurch nicht ausgerottet; vielmehr die Beleidigten, wenn

ſie kein Gehör beym Richter finden, zur Selbſtrache, und folglich zur Sünde, gereizet. 8) Daß gewiſſe Perſonen nicht zum Zeugniſſe gelaſſen werden, geſchicht darum, weil das Zeugniß ſolcher Leute, von welchen wahrſcheinlich zu vermuhten, daß ſie falſch zeugen werden, nichts zur Entdeckung der Wahrheit beyträget, und nichts beweiſet. Es iſt dieſes was altes, und gebräuchlich geweſen, ehe noch die Zeugen ihre Auſſagen eidlich thaten, und alſo ehe man an die ewige Seligkeit gedachte. 9) Daß man denen verdammten Miſſethätern Zeit läſſet, ſich zum Tode zu bereiten, und dieſelben nicht durch eine gar zu harte und langſame Todesart quälet, geſchicht nicht aus einer Sorge für die Seligkeit dieſer Leute, ſondern nur, um die Nachrede einer Grauſamkeit zu vermeiden. Gar zu harte und unmenſchliche Todesſtrafen machen das Volk murren, und bewegen es zum Mitleiden gegen diejenigen, ſo damit beleget werden. Und was die Vorbereitung zum Tode anlanget; ſo wird ſie in der peinlichen Halsgerichtsordnung der Willkühr des Verurtheilten lediglich überlaſſen. Die Erinnerung an die Prieſter, was ſie einem ſolchen vorſagen ſollen, gehöret nicht zum Geſetze; ſondern rühret

aus einer unnöthigen Fürsorge des Concipienten her. 10) Die Formul, deren sich die juristische Facultät zu Rostock in ihren Todesurtheilen bedienet, zeiget klärlich, daß die Glieder dieser Facultät christliche Juristen sind; aber sie beweiset nicht, daß es nöthig sey, ein Todesurtheil mit so andächtigen Clausuln auszuzieren, die da, wie der Kerl, von dem der Herr Professor Manzel redet, gar artig gewiesen, und er selbst bekennet, nichts heissen. 11) Die so genannten geistlichen Strafen können eine gar feine äusserliche Zucht seyn; ob aber viele Seelen dadurch gerettet worden, ist eine andere Frage, u. s. w."

Dieses sind ohngefehr die Einwürfe, die uns wider die Disputation des Herrn Professor Manzels zu Ohren gekommen sind. Wir wissen wohl, daß sie wenig zu bedeuten haben, und nichts als elende Sophistereyen sind: Aber wir haben sie doch anführen wollen, um dem Herrn Professor Gelegenheit zu geben, denen Schwätzern, die sich nicht schämen, solch Zeug vorzubringen, das Maul zu stopfen. Es ist ihm dieses ein leichtes, und wir wünschen, daß er es, so bald möglich, thun möge. Er wird sich die gelehrte Welt ungemein dadurch verbinden. Aber was wäre es

nicht für eine herrliche Sache, wenn es dem Herrn Professor Manzel gefallen wollte, die Kunst, wie man die Leute wider ihren Willen selig machen könne, in ein heller Licht zu setzen? Wir ersuchen ihn hiemit, wo es seine Verrichtungen zulassen, darauf bedacht zu seyn. Die Zeit von Jacobi bis Bartholomäi, da doch vermuhtlich in Rostock nicht gelesen wird, wäre, unsers Erachtens, sehr bequem dazu.

In dem Programmate, welches der Herr Professor Manzel zu dieser Disputation gemacht, handelt er, wie Titel und Augenschein weiset, obiter de cura et studio brevitatis.

Er beweiset gründlich, daß man nicht zu kurz und nicht zu weitläuftig schreiben müsse, und meldet zum Beschluß, daß die rostockische Academie beschlossen habe, hinfort monatlich (menstruatim) eine Disputationem circularem halten zu lassen. Der Herr Manzel, als jetziger Rector Magnificus, hat mit dem Jahre den Anfang gemacht, und daher heisset seine Disputation auch Dissertatio Januariana. Wir können hieben nicht unerinnert lassen, daß es nicht nöhtig gewesen, das Wort Januarius in ein bey den Lateinern unerhörtes adjectivum zu verwandeln. Die Na-

men der Monate sind im Lateinischen schon adjectiva. Wir hoffen, der Herr Professor werde diese Erinnerung nicht übel nehmen. Er wird finden, daß sie gegründet.

No. 4.

Hamburg. Da wir mit vieler Befremdung vernehmen müßen, daß der Herr Professor Mangel in Rostock es sehr hoch empfunden, daß wir uns die Freyheit genommen, einige wider seine neuliche Circulardisputation gemachte Einwürfe in das XXII. Stück unserer Nachrichten einzurücken: so haben wir für nöthig erachtet, ihn hierdurch nochmal öffentlich zu versichern, daß wir an gedachten Einwürfen keinen Theil nehmen. Wir hoffen, diese Erklärung werde hinlänglich seyn, den Herrn Professor zu bewegen, daß er seinen wider uns gefaßten Unwillen fahren laße, und das um so viel mehr, weil wir nicht begreifen können, was ihm die Bekanntmachung einiger bescheidenen Einwürfe für Schaden bringen könne. Stehet es doch bey ihm, dieselbe aufs nachdrücklichste zu widerlegen: Unsere Blätter sind zu seinen Dien-

ſen; und, wenn er die Güte haben will, uns ſeine Antwort zuzuſchicken, ſo erbieten wir uns, dieſelbe in unſere Nachrichten einzurücken. Dieſer Vorſchlag ſcheint uns billig zu ſeyn, und der Herr Profeſſor wird wohl thun, wenn er denſelben annimmt. Es iſt immer ruhmlicher, auf Einwürfe zu antworten, als ſich über den geringſten Widerſpruch zu entrüſten, und die Welt iſt ſo arg, daß ſie, ſo bald ſie ſiehet, daß einer böſe wird, urtheilet, er getraue ſich nicht, ſeine Sache mit Vernunft auszumachen.

No. 5.

Kiel. Man ſiehet allhier eine mit vieler Gelehrſamkeit und Lebhaftigkeit abgefaſſete critiſche Schrift unter dem Titel: Anmerkungen in Form eines Briefs über den Abriß eines neuen Rechts der Natur, welchen der (S. T.) Herr Profeſſor Manzel zu Roſtock in einer kleinen Schrift, die den Titel führet: Primae Lineae Juris Naturae vere talis, ſecundum ſanae rationis principia ductae, der Welt mitgetheilet. Kiel, 1735. in Octav, 11 Bogen. Der ungenannte Herausgeber dieſer Anmerkungen verſichert, daß ſelbige ſchon beynahe vor zehn Jahren auf Veranlaſſung eines gelehrten mecklenburgiſchen Cavaliers zu Papier gebracht; nachdem ſie ihm aber unvermuthet in die Hände gerathen, von ihme in der Abſicht zum Druck befördert worden, damit der Herr Profeſſor

Manzel die versprochene weitere Ausführung seines ganz neuen Rechts der Natur, worauf man so lange gewartet, der Welt endlich mittheilen möchte. Wir würden dem geneigten Leser gerne einen Auszug von dieser Schrift geben, wenn die Einrichtung derselben solches erlaubte, und die ohnedem wenigen Blätter nicht mit gröſserm Vergnügen in ihrem Zusammenhange zu lesen wären. Doch können wir uns nicht entbrechen, eine Stelle anzuführen, woraus des Herrn Verfassers Urtheil von des Herrn Professor Manzels Schrift, welche diesem Werke angehänget ist, ohnschwer zu ersehen seyn wird. Die eigenen Worte desselben lauten, wie folgt: Er (Herr Manzel) will das Recht der Natur ausbessern. Er will die darinn vorkommenden Streitigkeiten schlichten: Er schreibt zu dem Ende ein Jus Naturae vere tale. Und nun kömmt er, und sagt, es wäre eine Thorheit, aus diesem Jure Naturae vere tali etwas auf unsern jetzigen Zustand zu appliciren. Warum hat er uns denn dieses Jus Naturae vere tale so mühsam erkläret? Warum muthet er denen, so gelehrter als er sind, zu, daſs sie weiter über dieses Jus Naturae vere tale, von welchem er uns von der Hand nur einen groben Abriſs mitgetheilet, medi-

tiren ſollen? Was ſoll es uns vor Troſt geben, daß wir wißen, was der erſte Menſch gemacht? Die Erkenntniß des Zuſtandes, in welchem ſich unſere erſten Eltern befunden, trägt nichts zu unſerer Wohlfahrt bey; ſondern dieſe wird, nach dem eigenen Geſtändniß des Herrn Manzels, beſſer durch eine vernünftige Betrachtung unſers jetzigen Zuſtandes befordert. Alle, ſo bishero das Jus Naturae gelehret, haben (Alberti und Strimeſius ausgenommen) dieſe Betrachtung zum Grunde geleget; und alſo iſt es ſehr unnöhtig, daß der Herr Profeſſor darüber eifert, daß man aus ſeinem ächten Jure Naturae Sätze borge, da man doch die menſchliche Natur, wie ſie nun iſt, anſehen ſollte.

Gefällt es ihm aber nicht, die auf dieſe vernünftige Betrachtung der menſchlichen Natur, wie ſie jetzo iſt, erbauete Wißenſchaft ein Recht der Natur zu nennen: ſo kann man ihm ſeinen Willen laſſen. Er nenne ſie, wie er will; nur ſey er ſo gut, und verſchone uns mit ſeinem Jure Naturae vere tali. Das kann uns nichts helfen. Der Herr Profeſſor äßet uns damit.

Er ſtellet ſich, als wenn er uns in das Innerſte des Rechts der Natur (intimaque juris naturae penetralia, wie er in der Vorrede

redet,) führen wolle. Er fordert alle Gelehrten auf, das, was er geschrieben, zu überlegen, und ihre Gedanken darüber zu eröffnen, damit man endlich zu einer Gewißheit komme und viele sonst unsterbliche Streitigkeiten ihre Endschaft erreichen möchten. Wer dieses lieset, der denket, der Herr Professor Manzel wolle diejenige Wissenschaft, die wir insgemein das Recht der Natur nennen, auf einen andern Fuß setzen, und zu einer gröſsern Gewißheit bringen. Denn diese Wissenschaft muß es unstreitig seyn, über deren Verwirrung er in der Vorrede klagt; weil, ehe seine primae lineae Juris naturae vere talis zum Vorschein gekommen, niemand an sein Jus naturae vere tale gedacht. Allein der Ausgang giebt es, daß dieses dem Herrn Professor niemalen in den Sinn gekommen. Er gedenket des Juris Naturae, womit er uns bisher beholfen, in seiner ganzen Schrift kaum zweymal, und sagt nichts mehr von demselben, als daß es nicht das rechte Jus Naturae sey. Er bessert und bauet also nicht, sondern reisset nieder. Er verwirft unser altes Jus Naturae, und bringt ein ganz neue zum Vorschein. Doch will er nicht, daß wir uns nach demselben richten sollen. Er erlaubt uns bey dem alten zu bleiben;

nur meint er, man müße es nicht ein Recht der Natur, ſondern ein natürliches Recht nennen. Eine wichtige Anmerkung, die wohl wehrt iſt, daß die ganze Schaar der Gelehrten derſelben weiter nachſinne!

No. 6.

Auszug aus dem XLIXſten Stücke der hamburgiſchen Berichte auf das Jahr 1755.

Roſtock vom 12ten Junius. Hieſelbſt ſiehet man eine Schrift unter folgendem Titel: Anmerkungen in Form eines Briefes über den Abriß eines neuen Rechts der Natur, welchen der Herr Profeſſor Manzel zu Roſtock in einer kleinen Schrift, die den Titel führet: Primae lineae juris naturae vere talis, ſecundum principia ſanae rationis, der Welt mitgetheilet. Kiel, 1735. in Octav. 10 Bogen. Der hieſige Herr Profeſſor Manzel hat vor zehn Jahren obige Schrift auf 2 Bogen herausgegeben, welche der Autor beſagter Anmerkungen zu widerlegen ſich Mühe giebt. Der Herausgeber dichtet, als ſey dieſe Widerlegung auf

Veranlaſſung eines mecklenburgiſchen Edelmanns ſchon vor 10 Jahren veranlaſſet, und nun, ohne Wiſſen des Verfaſſers und des Edelmanns, an welchen ſolche überſandt worden, dem Drucke von ihm übergeben. Ein jeder erſiehet aber leicht, daß der Herausgeber auch der Verfaſſer, und die Schreibart in der Vorrede eben dieſelbe ſey, welche der Verfaſſer in dem Werke ſelbſt führet. Da nun der Autor dieſer Anmerkungen ſich viele Mühe gegeben hat, ſeinen Namen zu verhehlen, auch daher auf der Schrift einen Ort des Drucks ſetzen laſſen, wo es eben ſo wenig, als hier zu Roſtock, gedruckt worden iſt, imgleichen auch in der Unterſchrift des Briefes dem Leſer den blauen Dunſt vor die Augen machen will, als wäre dieſe Schrift Anno 1726 zu Schwerin verfaſſet worden, beydes aber, ungezweifelten Nachrichten zu Folge, unwahr, und von dem Autore nur aus der Urſache erſonnen worden iſt, um ſeine mit vielen Verkleinerungen und Anzüglichkeiten angefüllte Schrift deſto freyer bekannt zu machen, oder wohl andern gelehrten Männern zu Schwerin oder Danzig ſolche anzubringen und anzudichten: ſo wird man den Verfaſſer ſo lange unter die Lucifugas rechnen, und dieſe Schrift unbeantwortet laſſen, bis

der Verfaſſer, oder Herausgeber, welcher ſelbſt in der Vorrede ſetzet, daß der Vater dieſes namloſen Kindes ſich nicht zu ſchämen habe, ſeinen Namen genannt haben wird.

No. 7.

Hamburg. Nachgesetzten Brief und Aufsatz hat man diesen Blättern einzurücken um so weniger Bedenken tragen dürfen, als solche nichts als bloß eine Verantwortung auf dasjenige in sich enthalten, was der Herr Professor Manzel in einem andern hiesigen wöchentlichen Blatte wider den Herausgeber der Anmerkungen über den Abriß eines neuen Rechts der Natur zu sagen beliebet hat. Der Inhalt ist folgender:

Mein Herr,

„Ich habe vor einiger Zeit beygehenden Aufsatz dem Herrn Verfasser der hamburgischen Berichte zugeschicket, und ihn ersuchet, solchen entweder seinen Blättern einzuverleiben, oder Ihnen zuzustellen. Da derselbe nun, wie ich sehe, keines von beyden gethan hat: so nehme ich mir die Frey-

heit, Ihnen dasjenige, was ich gegen das trozige Manifest des Herrn Manzels bekannt zu machen, nöhtig finde, selbst zuzusenden, in der Hoffnung, Sie werden kein Bedenken tragen, es in Ihre Nachrichten einzurücken. Ich werde Ihnen für solche Gefälligkeit sehr verbunden seyn, und mich glücklich schätzen, wenn ich Gelegenheit haben werde, Ihnen zu zeigen, daß ich sey,

Mein Herr,

Dero

Kiel, den 6. Julii, 1735.

ergebener Diener.

Da man aus dem 49ten Stücke der hamburgischen Berichte des Herrn Kohls ersehen, daß der Herr Professor Manzel den Verfasser der wider sein neues Recht der Natur neulich herausgekommenen Schrift so lange unter die Lucifugas rechnen, und seine Einwürfe unbeantwortet lassen will, bis er seinen Namen genannt haben wird: so hat man für nöhtig erachtet, demselben mit aller Ehrerbietung zu sagen, daß er sich sehr irret, wenn er glaubet, sein Gegner scheue das Licht,

und habe seinen Namen aus Furcht verschwiegen. Diese Einbildung kömmt etwas vornehm heraus, und zeiget von einer schlechten Erkenntlichkeit für die Mühe, die man sich gegeben, den Herrn Professor auf den rechten Weg zu bringen. Der Herr Manzel kann versichert seyn, daß der Verfasser der Anmerkungen über seinen Abriß eines neuen Rechts der Natur sich vor ihm im geringsten nicht fürchtet. Daß dieselbe ohne seinen Namen herausgekommen, ist der Behutsamkeit des Herausgebers zuzuschreiben. Der Verfasser würde kein Bedenken tragen, sich zu nennen, wenn er als ein Scribent bekannt seyn wollte; er giebt aber um diese elende Ehre nichts. Er hat seinen Brief nicht darum geschrieben, daß er gedruckt werden sollte, und gar keine Lust, einen Streit fortzusetzen, von welchem er, er falle auch aus wie er wolle, natürlicher Weise wenig Ehre haben kann.

. . . . nec habet victoria laudem.

Der Herr Manzel siehet hieraus, warum der Verfasser sich nicht genennet, und auch noch nicht nennen will. Ob der Herr Professor ihm antwor-

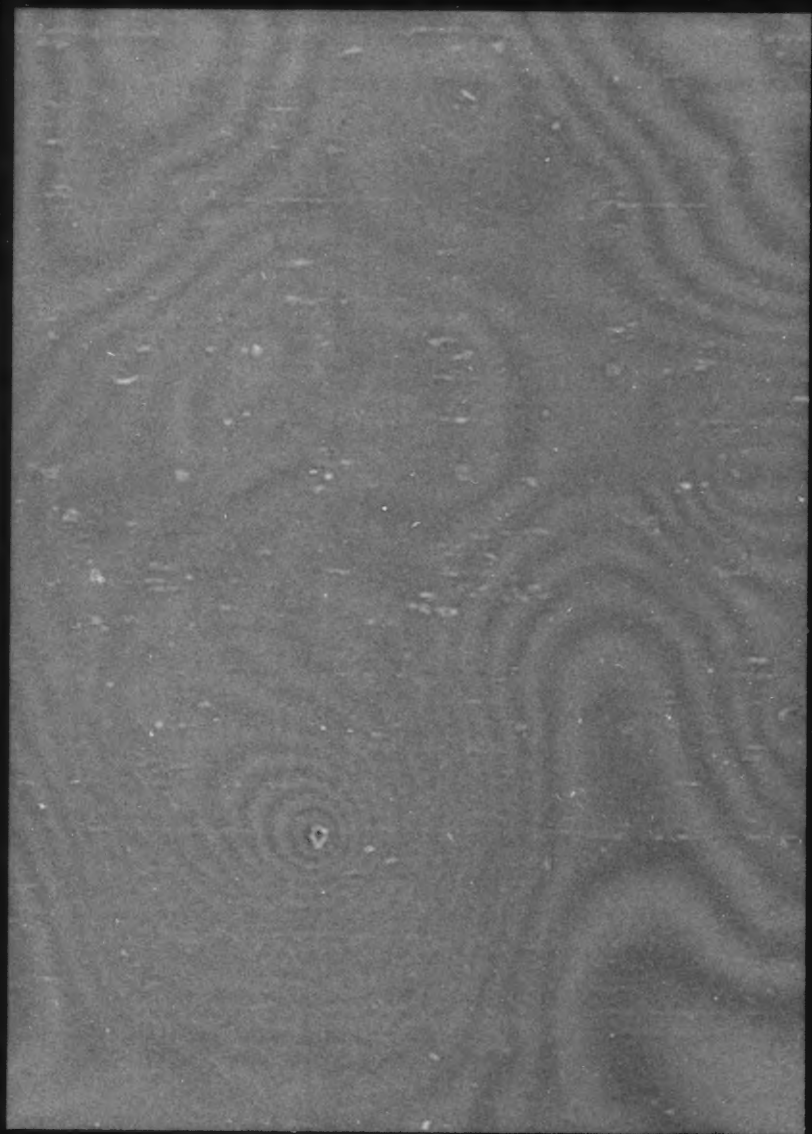
tet, oder nicht, daran liegt ihm wenig. Man weiß wohl, daß ihm das erſte unmöglich iſt, und räht ihm deſto wohlmeinender, bey dem Entſchluß, nicht zu antworten, beſtändig zu verharren. Dieſes iſt das klügſte, ſo der Herr Manzel thun kann.

Aber daß er den Leuten weiß machen will, er könne wohl antworten, wenn er nur wollte, und würde es auch thun, wenn er nur ſeines Gegners Namen wüßte, iſt ein wenig zu viel. Wer will ihm das glauben? Die Urſache, ſo er von ſeinem Stillſchweigen giebt, iſt gewiß nicht weit her. Denn, was liegt ihm daran, wie ſein Widerſacher heißet? Antworte er, wenn er was kluges vorzubringen hat, und laß ihn heiſſen, wie er will. Allein er kann nicht, und thut alſo wohl, daß er ſtillſchweiget. Nur muß er nicht bey ſeiner Schwachheit pochen und groß thun. Ein ſolcher Trotz, als er bezeuget, ſtehet ihm in der That ſehr übel an, macht ihn alles Mitleidens unwürdig, und reichet nicht zu, ſein Unvermögen vor den Augen kluger Leute zu verbergen. Der Kunſtgriff, deſſen ſich die angefochtenen und nohtleidenden Scribenten von je her zu bedienen gewohnet

ſind, ut, quae dicendo refutare non poſſunt, quaſi faſtidiendo calcent. (Quinctilianus inſtit. Orat. Lib. V. cap. 31.) iſt heutiges Tages gar zu bekannt.

Ende des dritten Theils.

Bayerische Staatsbibliothek München



Liscovs
Lob der schlechten Schriftsteller

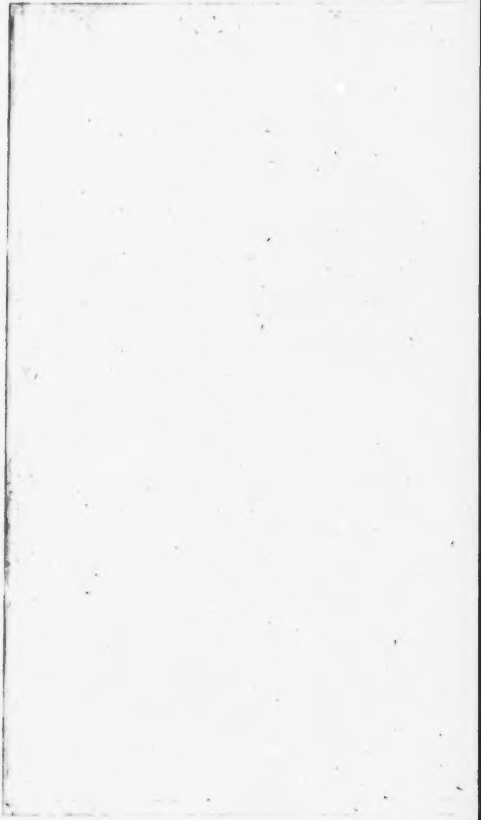
von einem
gebeugten schlechten Schriftsteller
seinen Mitbrüdern
aus
wahrem Wohlwollen und aufrichtiger
Freundschaft
zu Gemüthe geführt.

Hannover,
bei Christian Ritscher,
1794.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

An

meinen Herrn Verleger.



Hochgeehrteſter Herr!

Mit den Schriften ſchlechter Schriftſteller pfle-
gen Sie in unſern kritiſchen Zeiten freylich in
der Regel eben nicht ſonderlich zu fahren, und
ich ſtelle mir vor, Sie gehen nie ohne Seufzer
durch Ihr Bücherlager, wo ſo viele Ladenhüter
vergebens ihrer Erlöſung harren. Ich kann es
Ihnen deswegen nicht verdenken, wenn Sie
etwas ſcheu vor ſchlechten Schriftſtellern wer-
den, an deren geiſtarmen Produkten Sie ſo viel
ſchon verloren und ſelten etwas gewannen; und
ich würde an ihrer Stelle ebenfalls den mir
angebotenen Verlag der, ökonomiſch betrachtet,
wohl oft mit Recht zu nennenden Miſerabilien
dieſer Kinder des Zorns der ächten Gelehrten
auf das höflichſte und unter Verſicherung voll-
kommener Hochachtung der Herren, die Ihnen

dergleichen Anträge machen, wie wohlfeil sie auch ihre Waare geben mögten, ablehnen.

Allein da Sie bey Ihren Verlagsartikeln, und das von Rechtswegen, nicht so fast auf den innern Werth der Manuscripte, als vielmehr auf die Gangbarkeit einer Schrift sehen, und ich völlig überzeugt bin, daß wenn ich Ihnen augenscheinlich darthun könnte, daß Sie von einer neuen verbesserten Auflage von Kubachs Gebetbuche, mit Didotschen Lettern gedruckt, fünftausend Exemplare, auf gewöhnlichem Druckpapier, und überdem noch fünfhundert, auf geglättetem Schweitzer- und Velin-Papier, absetzen könnten, ich mich für die Mühe der Verbesserung dieses Gebetbuchs eines gewiß noch ansehnlichern Honorars von Ihnen zu erfreuen hätte, als Leßing für seinen Nathan, Wieland für seinen Oberon, der Ritter von Zimmermann für sein Buch von der Einsamkeit, Salzmann für sein menschliches Elend und Kotzebue für seine Schauspiele, (welche Herren übrigens sans comparaison hier zusammen gestellt seyn sollen) von ihren Herren Verlegern seiner Zeit erhielten, so wage ich es, mit

mir zu ſchmeicheln, daß Sie meinem Vorſchlag und Antrag ein geneigtes Gehör leihen werden, ob er gleich von einem ſchlechten Schriftſteller kömmt.

Ich will itzt nicht einmal etwas davon ſagen, daß doch auch verſchiedene berühmte Schriftſteller deutſcher Zunge ihren Ruf ſchlechten Schriften zu verdanken haben, die gewiß nach zwanzig Jahren kein Menſch mehr leſen wird, obgleich das Publikum ſie itzt noch heißhungrig verſchlingt, und Sie und Ihre Herren Kollegen ſie in Quantitäten abſetzen; ich will Ihnen nicht damit beweiſen, daß ſich alſo auch mit ſchlechten Schriften oft ein kleines Glück machen und ein hübſcher Thaler verdienen läßt; denn Sie könnten dies wohl im Allgemeinen zugeben und doch noch zweifelhaft ſeyn, ob dies nun grade in Anſehung des Individuums von Schrift wahr ſeyn mögte, das ich Ihnen in aller Demuth, auf Ihren Beutel hinſchielend, zu überreichen mich unterwinde. Erlauben Sie mir vielmehr, ſogleich zur Sache zu ſchreiten, und meine Spekulation in ihr vortheilhafteſtes Licht zu ſetzen.

Sie wißen, daß Deutschland, den Elsaß, die deutsche Schweiz, Preußen, Kurland und Liefland mitgerechnet,) wenigstens fünftausend Schriftsteller zählt, unter denen, nach einem gewiß sehr mäßigen Anschlag, wenn man die mittelmäßigen, die als geist- und charakterlos, gewiß auch schlecht sind, dazu rechnet, viertausend fünfhundert schlechte sind. Laßen Sie aber auch meinetwegen die fünfhundert noch schwinden, so bleiben immer noch viertausend schlechte Schriftsteller übrig. Auf diese habe ich meine Spekulation gemacht. Muß es nicht diesem an Zahl so respektabeln Corps, das in Jena, Kiel und Salzburg, um von andern Orten nicht einmal zu reden, so unbarmherzig Jagd gemacht wird, äußerst angenehm und tröstlich seyn, endlich einmal in einer Schrift sein Lob zu lesen? Muß es diese gedrängte Kirche nicht rühren, wenn sie vernimmt, daß jemand sich ihrer annimt, und ihren Verdiensten Gerechtigkeit wiederfahren läßt?

Es ist wahr, es stünde zu besorgen, daß sie Mistrauen faßen würden, wenn der Verfaßer der Geschichte der Abderiten oder der phy-

sog-

ſeonomiſchen Reiſen ſich öffentlich für ihren Sachwalter erklärte; denn wie könnten ſchlechte Schriftſteller ſich überzeugen, daß ſo gute Schriftſteller es aufrichtig dabey meinten? Allein, mein hochgeehrteſter Herr, dies iſt zum Glück hier gar nicht der Fall. Hier kann nicht geſagt werden, daß vielleicht ein guter Schriftſteller aus Neid die ſchlechten perſifliren werde; von einem ſo ernſthaften Manne, wie ich bin, erwartet niemand einen Scherz; und von einem ſo ſchlechten Schriftſteller, wie ich bin, erwartet niemand eine Verſpottung ſeiner Mitbrüder; mir traut niemand zu, daß der Schalk, der Satyr, im Hinterhalte laure, ſondern man iſt überzeugt, daß die Sache meiner gedrängten Brüder mir aus wahrem Mitgefühl zu Herzen gegangen ſey.

Aber, ſagen Sie, die Schriftſteller halten ſich für gute, und darum iſt Ihre Spekulation falſch. Ich habe dieſe Ihre Einwendung vorausgeſehen, und habe die Ehre, ſie Ihnen ſo gründlich, wie es ſich immer von einem ſchlechten Schriftſteller erwarten läßt, zu beantworten.

Ich läugne nicht, dies scheint Anfangs ein schlimmer Umstand zu seyn. Allein bedenken Sie, daß ein schlechter Schriftsteller, wie jeder andre Schächer und arme Sünder, auch seine Stunden hat, in denen das Gewissen seine Rechte geltend macht, und es ihn mit Zerknirschung fühlen läßt, daß er doch fürwahr und wahrhaftig ein Stümper sey; und bedenken Sie, daß es bey den Verfolgungen, denen die schlechten Schriftsteller immer mehr ausgesetzt sind, auch mit diesen Vorwürfen des Gewissens immer öfter zur Sprache kömmt; da ist also eine solche Schrift wie die meinige ein wahrer Liquor anodynus, ein schmerzlindernder Spiritus, und mit Begierde wird jeder nach dieser Schrift greifen, aus der er Trost zu schöpfen hoffen kann, wann seiner Seele um Trost bange ist. Ich denke, daß diese einzige Vorstellung alle andern, die ich noch hinzufügen könnte, überflüßig macht.

Aber, sagen Sie ferner, Sie rechnen auf viertausend schlechte Schriftsteller als auf eben so viele Käufer Ihrer Schrift, und bedenken nicht, daß unter diesen die Hälfte in Dachstüb-

gen

gen einquartirt oder ſonſt in betrübten Umſtänden iſt, und wohl Fäuſte hat, um Bücher zu fabriziren, aber kein Geld, um Bücher zu kaufen.

Mein Herr Verleger, hieran iſt mancherley zu berichtigen!

Glauben Sie zuvörderſt, daß Sie mir unter fünf und zwanzig Thalern für den Bogen bieten und ich weniger als funfzig Thaler für den Bogen fordern könnte, wenn ich, die übrigen Käufer ungerechnet, nur auf viertauſend ſchlechte Schriftſteller als auf Käufer gerechnet hätte? Nein, ich habe dem Himmel ſeys gedankt, auch rechnen gelernt; ich ſagte nicht, daß alle ſchlechten Schriftſteller des heiligen römiſchen Reichs, den Elſaß, die Schweitz und ſo weiter mit eingeſchloßen, meine Schrift kaufen würden; aber Sie haben mir vorgegriffen; laſſen Sie immerhin auch zweytauſend ſchlechte Schriftſteller in kläglichen Umſtänden ſeyn, ich weiß immer noch für Ihre Exemplare Rath.

Und

Und dann müßen Sie mir nicht übel nehmen, wann ich gestehe: Ich hätte mehr Delikateße der Schonung von Ihnen erwartet. Sie sprechen von Fäußen, die Bücher fabriziren, und von leeren Beuteln, die keine Bücher bezahlen können. Eben nicht allzufein, mein hochgeehrteßer Herr! Und ich kündigte mich Ihnen selbst als einen schlechten Schriftsteller an, und gab Ihnen auch nicht undeutlich zu verstehen, daß ich bey Ihnen Hülfe gegen gewiße dringende Bedürfniße suchte, in denen unser einer lieber Bücher schreibt als Bücher kauft. Davon noch nichts zu sagen, daß Sie diejenigen nicht beleidigen sollten, auf die Sie beym Absatze eines Verlagsartikels doch immer nebenher auch Ihre Aufmerksamkeit richten sollten. Gewiß, dergleichen Ausdrücke könnten Ihnen sehr schaden, wenn die schlechten Schriftsteller so trostlos, so unversöhnlich, und so boshaft in ihrer Rache wären, als oft die guten Schriftsteller seyn sollen.

Doch ich habe bis dahin nur von den schlechten Schriftstellern gesprochen, und der guten Schriftsteller und der ganzen ehrenwerthen Lesewelt

welt mit keinem Worte gedacht. Wenn die Schaar der deutschen Schriftsteller in die tausende geht, so geht das Heer der deutschen Leser in die hunderttausende, und ich verspreche mir für meine Schrift auch unter diesen noch eine solche Anzahl Leser und, nach Advenant, auch Käufer, daß Sie gewiß Ihre Rechnung dabey finden sollen.

Sie waren besorgt, daß die zweytausend schlechten Schriftsteller auf den Dachstübgen, wie Sie sich auszudrücken belieben, meine Schrift nicht kaufen würden. Man sieht wohl, daß Sie wegen des Honorars so genau wie möglich dingen wollen. Ich will Ihnen aber nur zwey Dinge sagen:

Einmal bin ich vest überzeugt, daß die guten Schriftsteller, die das Glück in Ansehung des Nervs der Dinge besser bedacht hat, so bald sie von dem Titel meines Buchs hören, sich gewiß eine Anzahl Exemplare verschreiben werden, um den ihnen bekannten schlechten Schriftstellern mit der ersten Post ohne ihren Namen Exemplare zu ihrer Beherzigung zuzuschicken. Diese

guten

guten Schriftsteller werden, sobald sie Liscovs Namen in dem Titel meiner Schrift lesen oder hören, sogleich in den Gedanken stehen, es werde darin über die schlechten Schriftsteller hergehen, und nach ihrer bekannten Lieblosigkeit werden sie sich darüber freuen, und auf der Stelle den Gedanken ausführen, den ich Ihnen schon zu Ihrer innigen Freude, wenn Sie daran glauben, mitgetheilt habe; ob sie sich dann in Ansehung des Geistes dieser Schrift geirret haben, ist wie natürlich, so bald die Exemplare bezahlt sind, ihre Sache; aber so, dächte ich doch, würde mancher der Dachstübgenbewohner — ich kann Ihnen diesen aristokratischen Ausdruck kaum vergeben — durch die Mildthätigkeit der mit zeitlichen Gütern gesegneten guten Schriftsteller mit einem Exemplare dieser Schrift versorgt werden.

Sodann bitte ich Sie auch zu beherzigen, daß jeder schlechte Schriftsteller doch immer sein Publikum und seine besondern Gönner und Freunde hat. Diese werden denken: Liscovs Name auf dem Titel dieser Schrift sey nur ein Angel, ausgeworfen für die guten Schriftsteller

und

und deren Publikum, damit sie um desto geschwinder anbeißen, im Grunde aber sey der Ausdruck: Schlechte Schriftsteller, auf dem Titel dieser Schrift, nur ironisch zu verstehen, und er gelte eigentlich den nach ihrem Sinne guten, und von dem Neide als schlecht vorgestellten Schriftstellern, die hier gegen ihre Widersacher, die hämischen Rezensenten, in Schutz genommen und aufrichtig gelobt werden; auch diese werden also Exemplare verschreiben und bestellen, um ihre verkannten Freunde, die angeblich schlechten Schriftsteller, die sie beser kennen, zu erfreuen, und ihr Lob in ihrem Wirkungskreise zu verbreiten.

Geht Ihnen nun nach gerade ein Licht auf, mein Herr? Leuchtet Ihnen nun nach gerade meine Idee ein, und wollen Sie gestehen, daß ich Ursache habe, mir etwas darauf zu gut zu thun? Haben Sie überdem auch die Tausende von Lesegesellschaften in Anschlag genommen, die in den Ländern deutscher Zunge vorhanden sind, und für die diese Schrift ein gefundenes Eßen seyn muß? Haben Sie die Exemplare berechnet, die Ihnen in dem Kreise der

Mit-

Mitglieder dieser Lesegesellschaften, zu deren Kenntniß diese Schrift durch das circulirende Exemplar gelangt, überdem noch werden abgesetzt werden? Haben Sie ferner bedacht, wie mancher sich viel dünkende und schadenfrohe Musensohn, in der Meinung, er merke schon, welches Geistes Kind diese Schrift sey, sich ein Exemplar davon für sich, und eins für einen von ihm schnöde verachteten schlechten Schriftsteller, dem er es zudenkt, anschaffen wird, so daß also mancher schlechte Schriftsteller vielleicht mit mehrern Exemplaren bedacht werden wird? Nun so sagen Sie mir auf Ihr Gewissen, lacht Sie dieser Plan nicht an? Finden Sie nicht diese Idee so gut ausgedacht, als immer eine von dem industriösen Herrn Bertuch in Weimar, oder als eine von dem thätigen Herrn Campe in Braunschweig? Müßen Sie nicht gestehen, daß, wenn sich diese Idee auf viele Jahrgänge einer Monatschrift ausspinnen ließe, wir beyde uns herrlich dabey stehen würden.

Doch ich lese noch einen Zweifel in Ihrem merkantilischen Auge. Ja, sagen Sie, wenn das

das nur in der Wirklichkeit so schön, oder auch nur halb so schön würde, als es auf Ihrem Papiere läßt! Aber was bürgt mir für einen so reißenden Absatz Ihrer Papiere? Idealisch ist Ihre Idee; aber mit vollwichtigen Louisdors, die in diesen traurigen Zeiten so schwer zu verdienen sind, sollen wir Ihre Handschrift lösen!

Nun, o Unglaube, der sich alles handgreiflich will ausgebeten haben, nun so will ich mich denn großmüthig zu dir herablaßen, und damit die Güte meiner Sache, die Sicherheit meines Bewußtseyns beweisen. Laßen Sie uns um mein Manuscript handeln, wie einst auf einem Pferdemarkt ein Pferd verhandelt ward. Die Nägel der Hufeisen machten dort den Preis; der erste Nagel galt einen Heller, und so jeder folgende das doppelte bis zum letzten. Haben Sie Lust, auf ähnliche Weise meine Handschrift zu kaufen? Das erste Hundert von abgesetzten Exemplaren bezahlen Sie mir mit einem guten Groschen, das zweyte Hundert mit zween guten Groschen, und so immer das doppelte für jedes folgende Hundert;

und was über fünfzehenhundert Exemplare hinaus ist, schenke ich Ihnen als ein uneigennütziger Mann. Wenn das Sie nicht von der Güte meines Gewißens überzeugt, das Sie nicht geneigt macht, den andern Vorschlag, den ich Ihnen nicht vor dem Publikum, sondern im Stillen, inter privatos parietes, thue, anzunehmen, so kann es gar nicht fehlen, die Schuld liegt entweder an Ihnen oder an mir; unsere Organisationen divergiren; friedlich wollen wir uns trennen, und ich will zum Abschiede zu Ihnen sagen: Mein Herr, ich bin Ihr ganz ergebenster Diener,

Am 25ten Julius 1793.

der Verfaßer.

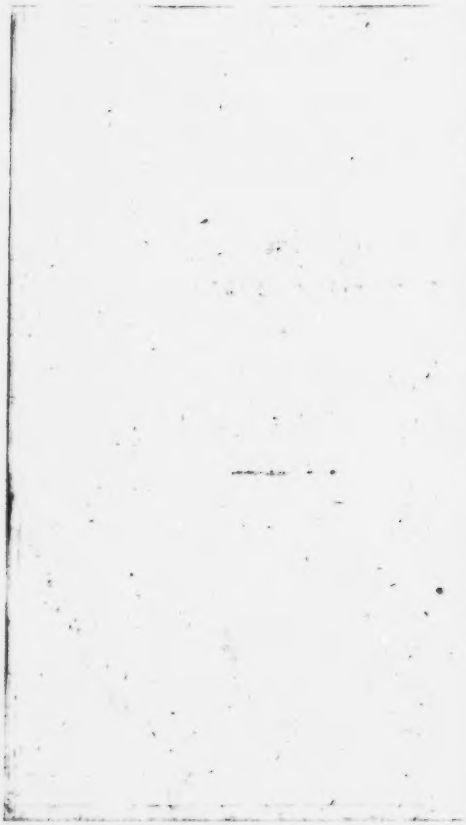
An

meine Brüder

die

schlechten Schriftsteller

deutscher Zunge.



Troſt iſt uns ſehr vonnöthen, meine Brüder. Die ſcharfwitternden Hunde der gelehrten Republik ſpüren uns überall auf, und die Jäger, die dieſe Hunde füttern, verfolgen uns mit Wolluſt; unſer Herzklopfen, unſre Todesangſt geht ihnen gar nicht zu Herzen; uns parforce zu jagen, bis wir ohnmächtig, todt zu ihren Füßen liegen, iſt ihr Vergnügen und nebenher für ſie auch ein guter Verdienſt. Wir leben in der That in einer ſchlimmen Zeit; mir deucht, ſeit der Schöpfung der Welt, oder um einen nähern Zeitpunkt anzugeben, ſeit der Erfindung der Buchdruckertypen waren wir nie in einer ſo bedrängten Lage. Dies forderte mich ſchon ſeit mehrern Jahren auf, über meinen und Euren Zuſtand und über die Mittel, wie derſelbe etwa noch verbeßert werden

mögte, ernstlich und reiflich nachzudenken. Ihr möget es mir glauben oder nicht, mein Herz zog mich bey den hierüber angestellten Betrachtungen immer wieder zu der Schrift hin, die ich Euch hiermit in der beßten Absicht zueigne.

Es mag vielleicht manchem eine starke Speise scheinen, was ich Euch anbiete. Aber ich versichere Euch aufrichtig, daß sie einem jeden Wahrheitliebenden unter Euch wohl und immer beßer bekommen wird. Die Beherzigung ihres Inhalts hat auch mir selbst schon die angenscheinlichsten Dienste geleistet. Möge sie doch von Euch nicht verschmähet werden! Sie wird Euch über manches das Verständniß öfnen; sie wird Euch scherzend — möge es immerhin auf Eure Unkosten geschehen; die Lehren, die sie in diese Scherze faßt, sind wahrlich dieses Preises werth — sagen, wie Ihr schreiben und nicht schreiben müßet, wenn Ihr Euern Zustand verbeßern wollet; sie wird für Eure Niedergeschlagenheit und Muthlosigkeit nicht blos ein Palliativ, sondern ein gründliches Heilungsmittel seyn, wenn Ihr in den Geist derselben eindringen werdet; sie wird

Euch

Euch auch von gewiſſen Gemüthsbeſchaffenheiten, die Euch bis dahin ſo ſehr ſchadeten, wunderbar befreyen, wenn Ihr nicht ſelbſt dieſe Befreyung hindert; und Ihr werdet mir gewiß für dies Geſchenk herzlich danken, ſo bald Ihr unbefangen genug ſeyn werdet, um den Werth derſelben einzuſehen.

Ich hoffe auch, Ihr werdet von mir dies Geſchenk weit lieber annehmen, als von Euern Feinden, den guten Schriftſtellern; Ihr würdet, wenn Ihr mich kenntet, einſehen, daß ich keine Urſache habe, Euch zu verachten, und Euch überzeugen, daß nicht eine verſteckte Bosheit, ſondern gutmüthige muntere Laune und aufrichtiges Wohlwollen gegen Euch mir die Feder führte. Hätte einer Eurer Feinde Euch mit Liſcovs Lob der ſchlechten Schriftſteller ein Geſchenk gemacht, er würde es — neidiſch wie die meiſten von ihnen gegen Euch ſind, nicht haben laßen können, die berühmteſten unter Euch — denn auch das, was Eure Feinde Schlechtigkeit heißen, hat ſeine Celebrität — perſönlich zu necken, um dadurch der dem Publikum vorgeſetzten Speiſe mehr Würze zu geben.

Aber Ihr würdet, sobald ich Euch meinen Namen sagen würde, mir sogleich auf mein bloßes Wort glauben, daß persönliche Stiche leyen und Neckereyen, die nur kränken und erbittern, ohne zu nützen, von meinem Charakter unendlich entfernt sind.

Ein Rabener hat auch schon in frühern Zeiten das Problem aufgelöst, wie man treffend und doch unpersönlich über gewisse Dinge, die ohne Bitterkeit unsagbar zu seyn scheinen, sich erklären könne. Auch ich dachte, bey der Umarbeitung dieser Liscovschen Schrift für das Bedürfnis unsers Zeitalters, mit Buckingham, daß ich keinen Einzelnen von Euch, meine Brüder, auf die Bühne bringen, sondern die Bürde mit mehrerer Billigkeit auf mehrere Schultern legen und die Charakterzüge der schlechten Schriftsteller unter mehrere Personen vertheilen müßte. Ich hoffe, Ihr werdet mir Dank dafür wißen, und die Bruderliebe in dieser Aufopferung deßen, was dieser Schrift einen Hochgeschmack würde gegeben haben, der ihr mehr Käufer verschafft hätte, und den ich ihr auch sehr leicht hätte geben können,

nicht

nicht verkennen. Vielleicht kam ich einem andern zuvor, der Euch nicht, wie ich, mit menschenfreundlicher Urbanität würde behandelt haben, wenn er auf dieselbe Idee würde gekommen seyn. Ich werde den alten Lisow Euch nichts sagen lassen, was einem Einzelnen unter Euch persönlich wehthun kann, und ich werde einem Jeden unter Euch, als Menschen, ohne Erröthen ins Gesicht sehen können. Daß es darum dieser Schrift nicht an Salz fehlen wird, darüber wird niemand besser urtheilen, davon wird niemand glaubwürdiger zeugen können als Ihr selbst.

Es scheint auch, daß das Schicksal mich schon vor mehrern Jahren bestimmte, Euch, meine Brüder, mit diesem wiederauflebenden Lisow ein Geschenk zu machen. Als ich noch Jüngling war, machte mir ein Greis, dem es wohl ahndete, daß ich einst Euer Mitbruder werden würde, mit dem alten Lisow ein sehr schätzbares Geschenk. Seit dieser Zeit steht dieser Kenner unsrer gesammten Brüderschaft auf meinem Bücherbord, und ein geheimer sympathetischer Zug trieb mich von Zeit zu Zeit,

einen Blick in seine schöne Schrift zu thun. Nun sind seit der Zeit, daß sie in unserm werthen Vaterlande erschien, bald sechzig Jahre verflossen, und die wenigsten unter Euch, meine Brüder, werden diese Schrift, die freylich Eurern Feinden, (noch fühlen sie die Streiche, die sie ihnen versetzte,) wohl bekannt ist, gelesen haben; von Zeit zu Zeit sprachen wohl Eure Feinde nebenher in ihren Schriften davon, und erwähnten ihrer mit großem Lobe, weil sie wohl nicht einsahen, daß der Zweck ihres Verfassers gar nicht war, sie, sondern vielmehr uns unsterblich zu machen; aber die Schriften Eurer Feinde kommen nicht zu Eurer Kenntnis, und Ihr habet Euch, zur Beybehaltung Eurer Gemüthsruhe, entschlossen, keinen Blick darein zu thun; auch gedachten sie dieser Schrift immer — ein Beweis, wie sie einen Schriftsteller oft verstehen — als einer Satyre, die Euch dem Spott und Hohne preisgäbe, und konnten Euch also wenig Lust machen, sie zu lesen.

So erinnere ich mich, daß vor einem Dutzend Jahre einer Eurer unversöhnlichsten Feinde, ein Mann, der auf seine erworbenen Kenntniße einen

einen gottesvergeßnen Stolz hegt, und Euch herzlich verachtet, in einer akademiſchen Rede den alten Liſcov in ciceronianiſchen Phraſen, in denen er ſich ſündlich gefällt, folgendermaßen aufführte: „Excitatus eſt in Germania ſaty-„rarum ſcriptor et ſalibus abundans et „quod caput eſt, rectiſſimo litterarum do-„ctrinaeque omnis judicio valens. Intelli-„gitis de Liſcovio me loqui, quo majus „in hoc genere ingenium germanorum „natio ad hunc usque diem non habuit. „Hic non ſtudio conſiliove ſed natura, at-„que ſelle ob doctas quorumdam ineptias „ſtimulante, ad ſcribendas ſatyras compul-„ſus, inſulſos nonnullorum de eloquentia „aliisque diſciplinis libros vehementer ex-„agitans, ſcholaſticam illam barbariem, a „Bodmero primum, tum ab ipſo Gottſche-„dio convulſam, afflixit penitus et proſtra-„vit. Itaque hic maſculae eruditionis per „Germaniam auctor potiſſimus, quamvis „aliud agens, lumen illud accendit, quo „poſtea Gottſchedii jejunitas atque miſeria „inluminaretur. Bodmerum quidem ſcio, „in evertendo Gottſchedii imperio illum

„ſibi

„ſibi habuiſſe velut praecurſorem, atque „omnino hunc virum tanti aeſtimaſſe, ut vix „alia ulla re ſibi magis placuerit quam ejus „egregiis laudibus.“ Zu deutſch. „In „Deutſchland trat ein Satyrenſchreiber auf, der „von Salz überfloß, und was die Hauptſache „iſt, einen äußerſt richtigen Sinn in Anſehung „wißenſchaftlicher Gegenſtände, ja der ganzen „Gelehrſamkeit beſaß. Man erräth leicht, daß „ich von Liſcov rede, der bis auf den heutigen „Tag in dieſem Fache ſeines gleichen nicht ge„habt hat. Dieſer Mann hatte eigentlich nicht „die Abſicht, Satyren zu ſchreiben, aber die „gelehrten Albernheiten einiger Schriftſteller „reizten ſeine Galle; er geißelte ihre geſchmackloſen Schriften im Fache der ſchönen und andrer „Wißenſchaften bis aufs Blut, und ſtreckte jene „Pedanten, denen ſchon Bodmer und ſelbſt „Gottſched Wunden verſetzt hatten, vollends „zu Boden. Mit ihm vornemlich erwachte in „Deutſchland männliche Gelehrſamkeit; er „zündete, obgleich dies eben nicht gerade ſein „Zweck war, das Licht an, das Gottſcheds „Dürftigkeit und Armſeligkeit beleuchtete. Er „war gleichſam Bodmers Vorläufer in Zerſtörung

„des

„des Gottschedschen Reichs, und Bodmer „schätzte ihn auch so hoch, daß ihn nicht leicht „etwas so sehr schmeichelte als Liscows Lob.“

Ich denke, meine Brüder, Ihr habet an dieser Probe genug, um Euch zu überzeugen, wie wohl Ihr daran thut, so hämische Schriftsteller nicht zu lesen, und daß dieser Gelehrte eben nicht der Mann seyn konnte, der Euch Liscows Lob der schlechten Schriftsteller empfehlen konnte; und doch wäre es ewig schade gewesen, wenn Ihr dieses Zeitliche gesegnet hättet, ohne daß Euch diese Schrift genau bekannt geworden wäre; wohl wäre das ein Licht unter dem Scheffel des Alterthums und der Vergessenheit gewesen, wovon Ihr keinen Nutzen gehabt hättet; darum hielt ich es für meine Pflicht, dies Licht auf den Leuchter eines neuen Drucks zu stellen, und durch eine Zueignung an Euch, als meine Brüder, den Strahlen desselben einen nähern Weg zu Euch zu verschaffen.

Gewiß, Ihr Mitgenossen derselben Trübsal, Ihr werdet mir Gerechtigkeit wiederfahren

lass

laßen, wenn Ihr diese Schrift werdet geleſen haben, und Euch bey einem wahrheitliebenden Gemüthe auch freuen, daß Euch in derſelben Gerechtigkeit wiederfahren iſt. Seht wie der Himmel duldende Verfolgte an ihren boshaften Verfolgern rächt. Eure Feinde misgönnten Euch immer die Unſterblichkeit, und ſuchten ſie Euch durch hämiſche Verunglimpfungen Eurer Schriften zu rauben. Nun berufe ich mich aber auf jeden, der urtheilen kann, ob dieſe Schrift Euch nicht die beneidete Unſterblichkeit verſichert. Schon ſehe ich Euch im Geiſte mit ſtolzem Scheitel an die Geſtirne ſtoßen. Kehret Euch nicht an die Spötter, die ſo pathetiſche Ausdrücke durch nüchterne Späße herabwürdigen wollen, und Euch mit ſchaalem Witz erſuchen, von Zeit zu Zeit Eure Schlafmütze abzuziehen, und zu unterſuchen, ob ſchon etwas Brand von dem Feuer der Geſtirne daran zu riechen ſey. Sie mögten Euch gerne das ſelige Vorgefühl Eurer Unſterblichkeit rauben; vereitelt durch rühmliches Nichtachten ihrer misgünſtigen Bemühungen ihren Zweck, und vergeßet von nun an der Vergeßenheit Eurer Schriften.

Ich

Ich gestehe zwar mit Scham, daß ich mich bis dahin wegen dieser Vergessenheit mit Vernunftsgründen tröstete. „Deine Schrif„ten," dachte ich in meiner Einfalt, „sind „schlecht; gottlob also, daß sie vergessen sind; „wie innig danke ich den strengen Beurtheilern „derselben, daß sie mittelst ihrer unbarmherzi„gen Urtheile, die sie darüber fällten, dieselben „in so kurzer Zeit zur Vergessenheit brachten! „Ich segne ihre Bemühungen; ich küsse die „Hand, die die Ruthe über mich schwang; sie „ärgern also doch niemanden mehr; sie machen „niemanden mehr Langeweile; sie stiften kein „Unheil mehr; sie sind nach wenigen Leiden „eines sanften Todes gestorben und ruhen nun „auf immer in den Armen der Vergessenheit." Was mich dabey allein noch betrübte, war die Bemerkung derselben in dem Auktionskatalog. „O!" dachte ich dann, „daß du sie nicht „jedesmal, wann sie darin erscheinen, überall „aufkaufen kannst! Daß du es nicht hindern „kannst, daß sie vielleicht in unrechte Hände „kommen! Wenn sie ja noch von solchen ge„kauft würden, die sich daran auf deine Unkos„ten ergötzen, so wäre die Sache so schlimm

„eben

„eben nicht. Aber vielleicht werden sie von sol„chen gekauft, die sich einbilden, das Schlechte „sey schön.“ Mit solchen gar zu sehr ins Feine gehenden Trostgründen und Klagen will ich mir hinfort nichts mehr zu schaffen machen; ich will mich an die Unsterblichkeit halten, die Lisovs verdienstvolles Buch durch meinen schlechten Schriften, obgleich ohne sie zu nennen, gewährt, und überhaupt durch Benutzung seiner vortreflichen Schrift auf die ihrem Verfasser gewiß angenehmste Weise meine Dankbarkeit zu erkennen geben.

Mögen meine Gesinnungen diesfalls auch die Eurigen seyn, meine Brüder! Dann werde ich mich für die kleine Mühe, die meine Faust bey dieser Schrift hatte, hinlänglich belohnt achten, und auch diese Beschäftigung dem Menschengeschlechte als eine kleine Riesenoperation zu deßen Heil und Wohlfahrt anrechnen.

Am 1ten August 1793.

Der Verfaßer.

Liscovs

Lob der schlechten Schriftsteller

umgearbeitet

von

einem schlechten Schriftsteller

im Jahr 1793.

Dicam insigne, recens, adhuc indictum ore alio .... Zu deutsch: Ich will etwas Auffallendes, Neues, noch nie Gesagtes sagen.

Horaz.

Vorbericht.

Ich finde für nöthig, meinen Lesern gleich anfangs zu sagen, daß sie in meiner Schrift lauter Neues und Unerhörtes finden werden. Ich sage dies mit aller ersinnlichen Bescheidenheit, und hoffe, meine Leser werden durch den Augenschein überführt werden, daß ich nicht zu viel gesagt habe.

Meine Absicht ist, die Ehre der so genannten schlechten Schriftsteller, gegen ihre Lästerer zu retten, und gründlich zu beweisen, daß diese Art von Schriftstellern die vortreflichste und ganz unentbehrlich sey. Ein wichtiges Unternehmen, das mir, wie ich fürchte, unsägliche Mühe kosten wird.

Nec ſum animi dubius, verbis ea vincere magnum
Quam ſit, et anguſtis hunc addere rebus honorem.

(Denn nicht zweifelt mein Herz, wie, durch Wort' es erzwingen, ein großes
Sey, und niedre Geſchäfte zu ſolcherley Ehren erheben.)

Allein ich kann es unmöglich länger über mich erhalten, eine Klaſſe von Menſchen hülflos zu laßen, zu der ich ſeit meiner Jugend eine zärtliche Neigung in mir empfunden habe. Mein Herz hat es mir immer zugeſagt, daß ich einſt keine geringe Figur unter den ſchlechten Schriftſtellern machen würde, und dies giebt mir ein unſtreitiges Recht, mich dieſer gedrängten Menſchen anzunehmen, und ſie ſo nachdrücklich, als es mir immer möglich iſt, gegen ihre Verfolger zu vertheidigen. Vor mir hat hieran kein Menſch gedacht, und kenne ich anders die Welt, ſo wird ſich, wenn ich ſtill ſitze und ſchweige, wohl keiner des Schadens Joſephs annehmen.

Man

Man muß, gerne oder ungerne, gestehen, daß es in der Welt ganz verkehrt geht. Wird ein guter Schriftsteller von unverständigen und neidischen Menschen angegriffen, sogleich findet sich ein tapferer Ritter, der für ihn eine Lanze bricht; dem Jammer der schlechten Schriftsteller hingegen sieht man lachend zu; niemand eilt ihnen in ihrer Noth zu Hülfe. Und es ist doch gewiß, daß die schlechten Schriftsteller, eben darum, weil sie es sind, und ihre Verdienste und Vorzüge nicht so in die Augen fallen, einer Vertheidigung eher als andre bedürfen; ein unstreitig guter Schriftsteller hingegen wird durch seine eignen auffallenden Verdienste gegen die Angriffe seiner Neider hinlänglich beschützt, und bedarf also keiner Vertheidigung. Ein Leßing würde immer Leßing geblieben seyn, wenn man auch dem hamburgischen Wächter des protestantischen Zions kein Wort auf seine Schmähreden — keine Linie auf seine Schmähschriften geantwortet hätte.

Man nimmt sich indeßen der guten Schriftsteller an, und spottet der schlechten, wenn sie verfolgt werden. Ich finde darin keine Billigkeit;

keit; aber dies unartige Betragen der Gelehrten befremdet mich doch nicht. Ich kenne ihre Gemächlichkeit, und es kostet unstreitig weit mehr Mühe, Dinge zu beweisen, die nicht den geringsten Schein von Wahrheit haben, als gewiße und offenbare Wahrheiten zu behaupten. Natürlich finden sich also viele, die sich die Mühe geben, die offenbare Unschuld zu vertheidigen; kein einziger hingegen läßt es sich angelegen seyn, die unsichtbare Vortreflichkeit der schlechten Schriftsteller sichtbar zu machen. Jenes ist leicht; dieses ist außerordentlich schwer.

Solls uns denn Wunder nehmen, daß bis auf den heutigen Tag noch niemand zum Beßten der schlechten Schriftsteller die Feder angesetzt hat? Die guten Schriftsteller, die am geschicktesten dazu wären, werden es nie thun. Der Neid läßt es ihnen nicht zu. Nur mit den schlechten verglichen, sind sie gut; ihr eigner Vortheil fordert es also, die schlechten Schriftsteller immer verächtlicher und sich durch deren Erniedrigung groß zu machen. Die schlechten Schriftsteller selbst legen die Hände in den Schooß, und laßen alles über sich ergehen, ohne

einen

einen Laut von sich zu geben. Wer kann ihnen denn helfen? Warum sind sie so träge, ihre eigne Ehre zu retten? Ich sollte nicht denken, daß die Bescheidenheit sie abhielte, den Beweis ihrer Unschuld und ihrer Vorzüge zu führen. Ich gestehe zwar, dieser Beweis ist schwer zu führen, und fordert eine ziemlich dreuste Stirne; allein die schlechten Schriftsteller haben wohl eher verzweifeltere Dinge unternommen, ohne roth zu werden, und Sätze behauptet, die der Vernunft zu trotzen scheinen. Es wäre demnach eine unzeitige Blödigkeit, wenn sie, die so oft die Gränzen der Schaam überschritten, sich schämen wollten, sich gegen ihre Verfolger zu vertheidigen, blos darum, weil es unvernünftig und unmöglich scheint. Wenigstens sind sie, wenn es auf die Ehre eines jeden unter ihnen insbesondere ankömmt, so schüchtern eben nicht. Man kann sich nichts empfindlicheres, rachgierigeres, grimmigeres denken, als einen schlechten Schriftsteller; hartnäckig und unverschämt vertheidigt er die gröbsten und augenscheinlichsten Fehler, die er begieng, und tritt alle Vernunft und Billigkeit mit Füßen. Nur die allgemeine Noth nimmt sich keiner zu Her-

zen; soll man dieser sich annehmen, so ist man blöde und verzagt; ein jeder sorgt nur für sich; darum geht es den schlechten Schriftstellern nicht anders als den alten Britten: Dum singuli pugnant, universi vincuntur. (Indem sie einzeln fechten, werden sie insgesamt überwunden.)

Mir geht dieser klägliche Zustand meiner Brüder zu Herzen, und ich wollte, ich weiß nicht wie viel, darum geben, wenn ich dieses Uebel heben könnte. Ich beschwöre zu dem Ende meine Brüder bey den Ohren des Midas, auf eine genauere Verbindung bedacht zu seyn. So lange wir nicht näher zusammentreten, und uns mit vereinigten Kräften unsern Lästerern widersetzen, so werden wir wohl bis ans Ende der Welt in der Verachtung bleiben, in die wir durch unsre eigne Nachlässigkeit bey andern Gelehrten gerathen sind. Es ist unmöglich, daß selbst der schlechteste Schriftsteller eine so offenbare Wahrheit in Zweifel ziehen sollte; dennoch befürchte ich, mein wohlgemeinter Rath werde bey meinen Brüdern keinen Eingang finden. Denn, irre ich mich nicht an den schlechten

Schrift-

Schriftstellern, so stehen der von mir vorgeschlagenen genauern Verbindung fast unüberwindliche Schwierigkeiten im Wege.

Soll sie vor sich gehen, so muß unter den schlechten Schriftstellern eine größre Einigkeit und Vertraulichkeit herrschen. Wie ist das aber möglich, so lange sie sich einander nicht kennen? Ja wie ist es anzufangen, daß sie mit einander bekannt werden? Die schlechten Schriftsteller sind von jeher die Antipoden der guten gewesen. Da nun, wie Cicero richtig bemerkt, nur ein Weiser beurtheilen kann, ob ein andrer weise sey (statuere, sagt er, quis sit sapiens, vel maxime videtur esse sapientis,) so folgt unwidersprechlich, daß ein schlechter Schriftsteller ganz unfähig sey, seine Brüder zu kennen. Ich gestehe wohl, daß es schlechte Schriftsteller giebt, die oft wohl einsehen, daß dieser oder jener sey, was sie selbst sind; aber dies stößt meinen Schluß nicht um; genug, daß sie überhaupt zu reden, von dem Werthe der ihnen vorkommenden Schriften ganz wunderlich urtheilen und auch selbst diejenigen, die sie für schlechte Schriftsteller halten,

nicht für ihre Brüder erkennen. Denn dies können sie nicht thun, weil sie sich selbst nicht kennen. Nichts ist gut oder schlecht, als in Vergleichung mit einer andern Sache; und die schlechten Schriftsteller sind dem Grade nach, eben so sehr unterschieden, als die guten. Es ist also ganz natürlich, daß jeder schlechte Schriftsteller durch den geringsten Vorzug, den er etwa vor einem andern zu haben meynt, verführt wird, sich selbst unter die guten zu zählen. Der kleine und fast nicht wahrzunehmende Unterschied zum Beyspiele zwischen zween schlechten Dichtern giebt dem nur ein wenig weniger schlechten, wie er glaubt, das Recht, zu denken, er sey etwas, und über einen Menschen zu lachen, der doch wahrhaftig sein Bruder ist. Man kann nicht läugnen, daß er dies mit eben so viel Fug und Recht thun kann, als einer, der einen andern in einer Grube liegen sieht, denken kann, er sey an einem hoch erhabenen Orte, ob er gleich nur auf ebener Erde steht. Und dies ist nicht nur bey schlechten Dichtern der Fall. In allen Fächern denken die schlechten Schriftsteller so. Und doch scheint mir die Natur zwischen den guten und schlechten

Schrift-

Schriftſtellern einen eben ſo merklichen Unterſchied gemacht zu haben, als zwiſchen dem Menſchen und den unvernünftigen Thieren.

Pronaque cum ſpectent animalia cetera terram,
Os homini ſublime dedit, coelumque tueri
Juſſit, et erectos ad ſidera tollere vultus.

(Vor ſich gebogen ſchaut das Thier nur hin auf die Erde.
Aber der Menſch hebt das Haupt empor, ſchaut edel gen Himmel,
Blickt nach den Geſtirnen: So wollt' es der göttliche Bildner.)

Ein guter Schriftſteller richtet allezeit ſeine Blicke nach dem Gipfel ſeiner Wiſſenſchaft oder Kunſt. Er bemüht ſich, denſelben zu erſteigen, und ſieht mehr auf diejenigen, die ſchon höher geſtiegen ſind, als auf diejenigen, die noch hinter ihm ſind. Ein ſchlechter Schriftſteller hingegen macht es ganz anders. Sein von Natur ſchwerer Kopf erlaubt ihm nicht, einen Blick nach

nach den Höhen zu thun, welche die guten Schriftsteller zu erreichen sich bestreben. Er schaut unter sich. Und weil er in den Sümpfen und Abgründen, mit welchen der hohe, steile Berg seiner Wissenschaft oder Kunst umgeben ist, eine unzählige Menge armseliger Geschöpfe erblickt, die unstreitig noch niedriger stehen als er, so ergötzt er sich an diesem Anblicke, und glaubt, er habe den Gipfel seiner Wissenschaft oder Kunst wirklich erstiegen. Es ist also nicht wohl möglich, daß er diejenigen, die er unter sich in den Tiefen wahrnimmt, für seines gleichen halten sollte. Die geringste Kluft, die zwischen ihm und seinem nächsten Nachbar bevestigt ist, kömmt ihm wegen der natürlichen Schwäche seines Gesichts unermeßlich vor, und macht ihn glauben, er sey unendlich über ihn erhaben.

Es verhält sich mit dem steilen Berge der Wissenschaft und Kunst, wie mit der Leibnitzschen Pyramide der möglichen Welten; nach oben zu hat er ein Ende, nach unten zu nicht. Der schlechteste Schriftsteller muß demnach immer noch solche finden, mit denen es noch schlechter

ter bestellt ist, als mit ihm, und mit denen verglichen, er Ursache hat, mit seinem Zustande vergnügt zu seyn. Diese süße Einstimmung ist der Grund der Zufriedenheit, die jedem schlechten Schriftsteller sein Leid versüßt; ungleicher Weise ist sie aber dem gemeinen Wesen der schlechten Schriftsteller nachtheilig, weil dadurch die Bekanntschaft, die Einigkeit und das Vertrauen, das unter den schlechten Schriftstellern herrschen muß, falls sie sich ihrer Feinde erwehren wollen, gehindert und geschwächt wird.

Ich wünsche, daß meine werthen Brüder mit mir erkennen, daß der Unterschied, der sich zwischen den schlechten Schriftstellern findet, nicht wesentlich sey; daß alle, die dem Gipfel ihrer Wißenschaft und Kunst den Rücken zukehren, und in die Tiefe schauen, wie weit sie auch noch von einander entfernt seyn mögen, schlechte Schriftsteller und unter einander Brüder sind; daß die sich losreißenden Steine, die von dem steilen Berge der von den guten Schriftstellern angestrebten Wißenschaft oder Kunst während ihres Hinanklimmens zu deßen sonnigtem Gipfel herabfallen, diejenigen schlechten Schriftsteller,

ſteller, die ihnen die nächſten ſind, eben ſowohl, ja noch eher treffen, als diejenigen, die noch weiter entfernt ſind, und daß alſo jeder ſchlechte Schriftſteller verbunden iſt, ſich ſeines Bruders, und wäre er auch hundertmal ſchlechter als er, anzunehmen. Dann würde es um unſre Sache beßer ſtehen; wir würden auf die allgemeine Sicherheit mit größerm Ernſt bedacht ſeyn, und mit vereinigten Kräften unſern Feinden die Spitze bieten. Nichts als unſre Zaghaftigkeit und heuchleriſche Verſtellung hat unſre Feinde bis dahin muthig gemacht. Noch hat keiner vor mir das Herz gehabt, ungeſcheut zu bekennen, er wäre ein ſchlechter Schriftſteller, ſondern alle meine Brüder, von dem vornehmſten an bis auf den geringſten, haben allezeit, ſo oft ſie angegriffen wurden, hoch betheuert, ſie wären gute Schriftſteller; ſie ſind ſo niederträchtig geweſen, die Grundſätze der guten Schriftſteller, gegen die ſie in allen Linien ihrer Schriften offenbar gehandelt haben, wider ihr Gewißen, als wahr gelten zu laßen, und es iſt alſo kein Wunder, daß man ſie ſo leicht zu Boden geſchlagen.

Ich ſchäme mich, ſo oft ich daran gedenke, und hoffe, meine Brüder werden, durch mein Beyſpiel aufgemuntert, endlich auf andre Gedanken kommen. Es iſt einmal Zeit, daß wir die Larve abziehen, und uns in unſrer natürlichen Geſtalt zeigen. Wozu nützt die Verſtellung? Warum wollen wir uns durch eine unmögliche Bemäntelung unſrer Schwachheiten, und durch eine ſchändliche Heucheley bey unſern Widerſachern noch verächtlicher machen? Unſer Zuſtand iſt Gottlob noch nicht ſo verzweifelt, daß wir Urſache haben ſollten, mit den unglücklichen Trojanern zu ſagen:

Mutemus clypeos, Danaumque inſignia nobis
Aptemus . . .

(Laßt uns die Schilde vertauſchen, und tragen das Wapen des Feindes!)

Was haben wir zu fürchten? Sind wir nicht eben ſo ſtreitbar als unſre Feinde? Sind wir ihnen nicht an Anzahl weit überlegen?

Vix hostem alterni, si congrediamur, habemus.

(Immer die Hälfte von uns kann ruhn, wenn wir handgemein werden.)

Ich habe neulich nur so ungefähr einen Ueberschlag gemacht, und gefunden, daß wir wenigstens drey Viertheile der gelehrten Welt ausmachen. Wollte man genau rechnen, so würde noch mehr herauskommen. Ich scheue mich also im geringsten nicht, den guten Schriftstellern hiermit öffentlich den Krieg anzukündigen, und meine verfolgten Brüder gegen sie zu vertheidigen. Ich werde ihnen nicht heucheln, sondern getrost die Wahrheit sagen. Ich werde die Vortrefflichkeit der schlechten Schriftsteller in ein so helles Licht setzen, daß sich hinfort, wie ich glaube, niemand wird gelüsten lassen, diese theuren Männer zu beschimpfen. Und die guten Schriftsteller werden, wenn sie sich nicht selbst muthwillig verblenden wollen, durch meine Schrift überzeugt werden, daß nicht wir, sondern sie des rechten Weges verfehlen, und daß es eine Thorheit ist, mit unsäglicher Mühe

auf

auf dem rauhen Gipfel eines unfruchtbaren Berges dasjenige Vergnügen zu ſuchen, das wir in den anmuthigen Thälern und ſtillen Tiefen, wo wir unſre Wohnung aufgeſchlagen haben, ohne alle Arbeit genießen.

Die guten Schriftsteller haben die Gewohnheit, eine richtige und vollständige Erklärung oder Beschreibung von derjenigen Sache zu geben, die sie abhandeln wollen, und aus dieser Beschreibung oder Erklärung die Schlüsse herzuleiten, die zu ihrem Zwecke dienlich sind. Sie wißen sich recht groß mit diesem Verfahren, weil sie glauben, daß damit alle Zweydeutigkeit am besten vermieden werde, und ihre Schriften denjenigen Grad von Vollkommenheit erlangen, den sie haben müßen, wenn man sie loben soll.

Ich kann ihnen diese angenehme Einbildung wohl gönnen; aber ich glaube, ihr eigen Gewißen wird ihnen sagen, daß ihre Art zu schreiben höchst mühsam ist, und sie nicht nur vieler Freyheiten beraubt, sondern ihnen auch manche

manche zur Zeit der Aufsetzung unentbehrliche Ausflucht abschneidet. Meine vortreflichen Brüder wenigstens haben es von jeher für eine unerträgliche Last und schändliche Sklaverey gehalten, daß ein Schriftsteller allemal verbunden seyn sollte, seinen Lesern bestimmt zu sagen, was er wolle; ich hätte also, wenn ich auf meinem Rechte bestehen wollte, völlige Freyheit, nicht zu sagen, was ich unter einem schlechten Schriftsteller verstehe. Allein weil ich besorgen muß, daß unsre Widersacher daher Anlaß nehmen mögten, meine Schrift, ihrer Gründlichkeit und Vortreflichkeit ungeachtet, bey der Welt in den üblen Ruf der Verworrenheit zu bringen, so will ich mich diesmal, doch ohne Folge für die Zukunft, als wogegen ich mich feyerlich verwahre und mir alle Rechtsvortheile vorbehalte, meines Rechts begeben, und eine Erklärung von einem schlechten Schriftsteller zum Grunde meiner Abhandlung legen, mit welcher alle Welt zufrieden seyn wird. Ich bitte aber meine Brüder um Vergebung, daß ich dem üblichen Herkommen, das bey uns so viel als ein Gesetz gilt, entgegen handle. Sie können glauben, daß ich mich,

blos zu ihrem Besten, so tief herablasse, und ich verspreche heilig, in andern Fällen so zu handeln, wie es einem schlechten Schriftsteller von Rechts und Gewohnheits wegen zukömmt. Ich schreite nun ohne Weitläuftigkeit zur Sache selbst.

Wer unter die guten Schriftsteller gerechnet seyn will, der muß mit **Vernunft, Ordnung, Geschmack** und **Geist** schreiben. In wessen Schriften also weder **Vernunft**, noch **Ordnung**, noch **Geschmack**, noch **Geist** anzutreffen ist, der ist ein schlechter Schriftsteller.

Ich glaube nicht, daß jemand an dieser Erklärung etwas auszusetzen haben wird; sie muß nothwendig allen meinen Lesern gefallen, und mich in ihren Augen zu einem Wunder machen, weil ich ehrlich genug bin, um ungescheut zu bekennen, was meine Brüder bis dahin so mühsam zu verbergen gesucht haben. Zwar sehe ich vorher, daß unsre Verfolger über meine Aufrichtigkeit lachen, und sich einbilden werden, es sey unmöglich, nach einem so offenher-

herzigen Bekenntniſſe das geringſte zur Vertheidigung der ſchlechten Schriftſteller zu ſagen. Allein ich bin auch verſichert, daß ihnen die Luſt zu lachen wohl vergehen wird, wenn ich ihnen deutlich beweiſen werde, daß eben dieſe Mängel, welche ſie den ſchlechten Schriftſtellern vorwerfen und die ich nicht zu läugnen begehre, meine Brüder, und mich vortreflich und unentbehrlich machen. Dieſer Beweis wird ihnen durch die Seele gehen, und ihrem Spotten und Läſtern ein Ende machen. Zu dem Ende nehme ich alles, was ſie uns, auch in der gröſten Hitze ihres Eifers vorwerfen können, als wahr und ausgemacht an.

I.

Ich bekenne aufrichtig, daß die ſchlechten Schriftſteller **ohne Vernunft** ſchreiben. Dies iſt das groſſe Gebrechen, das uns in den Augen unſrer Feinde ſo lächerlich und verächtlich macht. Aber gerade das Geſchrey, das die Verächter ſchlechter Schriften darüber erregen, daß ihre Verfaſer die Vernunft nicht gebrauchen, beweiſt die Unbilligkeit deſſelben. Ich bitte meine Leſer, unvortheyiſch zu urtheilen, ob

es billig sey, uns schlechte Schriftsteller um eines Fehlers willen auszuhöhnen, den wir nicht nur mit unsern Feinden, sondern sogar mit dem ganzen Menschengeschlechte gemein haben. Lassen sich wohl die Menschen in ihren Handlungen von der Vernunft regieren? Folgen sie nicht vielmehr den thörigten Begierden ihres Herzens? Sie wollen glücklich seyn, sie wollen vergnügt und lange leben, sie wißen auch wohl, wie sie es anfangen müßen, wenn sie diesen Zweck erreichen wollen; dennoch machen sie sich selbst unglücklich, verkürzen ihr Leben, und sind sich selbst die fruchtbarste Quelle alles Misvergnügens, das ihnen das Leben sauer macht. Man kann also ohne Verletzung der Wahrheit sagen, daß die Menschen ihre Vernunft nicht gebrauchen. Die Thorheiten, die Eitelkeiten, die Laster und der Aberglaube, worin man das Menschengeschlecht versunken sieht, beweisen diesen Satz hinlänglich. Die Schriften der Geschichtschreiber, Dichter und Philosophen sind voll von Klagen über dieses Verderben; und man hat schon lange die Bemerkung gemacht, daß man, um vernünftig zu handeln, gerade das Gegentheil deßen thun müße, was der

gröſte Hauſe thut. Es hat damit ſeine Richtigkeit; allein es haben ſich doch zu allen Zeiten nur wenige gefunden, die Luſt gehabt hätten, dieſem Rath zu folgen. Ich wundre mich eben nicht darüber; denn es gehört dazu ein Eigenſinn, der nicht jedermanns Sache iſt. Man muß ſehr wunderlich ſeyn, und eine unerträgliche Einbildung von ſich ſelbſt haben, wenn man ſich der ganzen Welt entgegen ſetzen, und ſich bereden will, man ſey alleine klug und der übrige Theil des menſchlichen Geſchlechts raſe.

Wie kann man es alſo den ſchlechten Chriſten ſtellern verdenken, daß ſie ihre Vernunft nicht gebrauchen? Sie können es nicht thun, ohne die Ehrerbietung zu verletzen, die man dem gröſten Haufen ſchuldig iſt. Ich wollte nichts ſagen, wenn die Vernunft im menſchlichen Leben unentbehrlich wäre; aber ſo ſehe ich nicht, wozu ſie nütze.

Es iſt allbekannt, daß die Weisheit, wodurch die Welt regiert wird, ſehr gering iſt. Parva eſt ſapientia, qua regitur mundus. Es kömmt alles auf die Vorſehung an. Wir

ſehen, daß die klügſten Anſchläge oft vereitelt werden, unvernünftige hingegen einen guten Fortgang haben: zum deutlichen Beweiſe, daß es wahr ſey, was der Prediger ſagt: Zum Laufen hilft nicht ſchnell ſeyn, zum Streit hilft nicht ſtark ſeyn, zur Nahrung hilft nicht geſchickt ſeyn, zum Reichthum hilft nicht klug ſeyn: daß einer angenehm ſey, hilft nicht daß er ein Ding wohl könne; ſondern alles liegt an der Zeit und dem Glücke. Daher es auch zum Sprüchworte geworden iſt, was Gellert ſagt:

Für Jürgen iſt mir gar nicht bange;
Er kömmt durch ſeine Dummheit fort.

Und die Gelehrten bringen einander oft den virgiliſchen Vers in den Sinn:

Mopſo Niſa dator; quid non ſperemus amantes?

(Mopſus bekömmt die Niſa! Was dürfen nicht Liebende hoffen?)

Die tägliche Erfahrung kann auch jeden überzeugen, daß ſelbſt die wichtigſten Geſchäfte in

in der menschlichen Gesellschaft ohne Vernunft verrichtet werden können. Salomo sagt: Daß der Unverstand unter den Gewaltigen sehr gemein sey; und von ihren vornehmsten Bedienten spricht ein heidnischer Dichter

Rarus .... ferme sensus communis in illa Fortuna.

(Selten beynah ist gesunder Verstand in dieser Klaße ....)

Unstreitig hat diese Regel ihre Ausnahme; aber so viel ist doch gewiß, daß nicht allemal die Kühasten am Ruder sitzen. Wir sind wohl so gut und glauben es. Ihre Gewalt, ihre Uniformen, Ordensbänder, Sterne, Equipagen, vor Zeiten auch, und noch itzt hie und da, ihre Peruken, die Schildwachen vor ihren Hotels, die Läufer vor ihren Wagen, und überdem auch die ernsthaften und gravitätischen Geberden, wodurch sie sich ein Ansehen geben, prägen uns eine besondere Ehrerbietung ein, und verführen uns, sie für weise zu halten. Sollten wir aber diese Herren genauer kennen, so

würden wir inne werden, daß ihre Klugheit an dem glücklichen Ausgang ihrer friedlichen und kriegrischen Verrichtungen den geringsten Antheil habe und derselbe großen Theils dem Glücke zuzuschreiben sey. Es gereicht dieses den großen und kleinen Großen dieser Welt so wenig zur Schande, daß man vielmehr daraus ihre frommen Gesinnungen kennen lernen, und es als den einzigen Beweis ihres Christenthums ansehen kann. Aus diesem Gesichtspunkte betrachtet, ist es auch unstreitig **respektabel**, daß eine ansehnliche deutsche Reichsstadt, wie ich höre, schon seit mehrern Jahren die Stelle eines Lehrers der Vernunft beständig unbesetzt läßt, weil sie sich vermuthlich mit mir überzeugt hält, daß die Vernunft keineswegs so nöthig in der menschlichen Gesellschaft sey, daß es sich verlohnte, einen eignen Lehrer der Vernunft in ihrem Staate zu besolden.

Können nun die Regenten in Kriegs- und Friedenszeiten ihr Amt ohne Vernunft mit Ruhm führen, so können es die **Gottesgelehrten** noch weit füglicher thun, weil sie berufen sind, durch eine thörigte Predigt die Welt

Welt selig zu machen; sie haben mit Geheimnißen zu thun, in die sich die Vernunft nicht mischen muß, und lehren einen Glauben, vor dem die Vernunft den Finger auf den Mund zu legen verbunden ist. Die Rechtsgelehrten und Sachwalter gründen sich auf willkührliche Gesetze und eine oft höchst unvernünftige Observanz, die sie legem consuetudinariam heißen; sie bedürfen also der Vernunft so wenig, als die Aerzte, die es in ihrer Kunst gemeiniglich auf eine zweifelhafte Erfahrung und auf ein ungewisses Glück ankommen lassen, den Puls befühlen, Rezepte verschreiben und zufrieden sind, wenn sie ihre Patienten canonicamente e con tutti gli ordini (kunstmäßig und in bester Form) zur Ruhe bringen. Die Philosophen scheinen der Vernunft mehr benöthigt zu seyn. Allein sie haben sich, ohne Nachtheil ihrer Ehre, derselben doch jederzeit wenig bedienet. Cicero sagte schon zu seiner Zeit, es sey keine Thorheit zu erdenken, die nicht schon von irgend einem Philosophen behauptet worden wäre. Nescio, sagt er, quomodo nihil tam absurde dici potest, quod non dicatur ab aliquo philosophorum. Und

heutis

heutiges Tages, da uns Kant mit einer Kritik der Vernunft, mit einer Kritik der Urtheilskraft, mit einer Grundlegung der Metaphysik der Sitten und Herr Fichte so gar noch obendrein mit einer Kritik aller Offenbarung beschenkt hat, auch überdies die kantsche Philosophie von ihren Schülern und Gegnern von allen Seiten beleuchtet wird, so müßte einer in der That ein großer Narr seyn, wenn er ohne Noth seine Vernunft, die er auf seine alten Tage noch braucht, abnutzen wollte. Hat er nur so viel Gedächtniß, daß er die Kunstwörter der Kantschen Philosophie, wofür eigne Wörterbücher vorhanden sind, auswendig lernen kann, und weiß er sie nur gelegentlich auszuspielen, ohne daß es auffällt, daß er ihren Sinn nicht versteht, so ist er, wenn er ja nöthig hat, andre glauben zu machen, er sey auch ein Philosoph, geborgen.

Da man nun ohne Vernunft ganze Völker regieren, Länder erobern, Schlachten gewinnen, Seelen bekehren, Rechtshändel führen und entscheiden, Rezepte verschreiben, und so gar ein Philosoph seyn kann, so mögte ich wohl wißen, warum

warum es nicht erlaubt seyn sollte, ohne Vernunft ein Buch zu schreiben? Es wäre sonderbar, wenn die Vernunft zu einer Sache von so weniger Wichtigkeit unentbehrlich seyn sollte, da man doch ohne dieselbe die größten Thaten verrichten kann. Ich glaube es nicht, und halte es für eine himmelschreyende Unbilligkeit, daß man uns schlechten Schriftstellern eine Last auflegen will, die niemand mit einem Finger zu berühren Lust hat.

Wenn unsre Feinde es redlich mit der Vernunft meinten, so würden sie, ohne Unterschied wider alle diejenigen eifern, welche sich durch ihre Thaten als Verächter der Vernunft beweisen und nicht blos uns arme Leute aus der unzähligen Menge dieser Verächter herausheben, um über uns ihren Unwillen in vollen Strömen auszugießen. Allein so hat alle Welt die Freyheit, die Vernunft so gering zu achten, als es ihr beliebt. Nur uns will man dies Recht nicht zugestehen. Unvernünftige Thaten läßt man ungeahndet hingehen; aber eine unvernünftige Schrift zu machen, ist eine unverzeihliche Mißethat. Auf eine solche Schrift sind

alle

alle Pfeile der guten Schriftsteller gerichtet, die sich doch sonst, wie die Erfahrung lehrt, eben kein Gewißen machen, die Vernunft, für deren Ehre sie eifern, in ihrem Leben und Wandel sehr gröblich zu verletzen. Wenn dies nicht heißt: Mücken seigen und Kamele verschlucken, so weiß ich es nicht.

Wir haben indeßen nicht Ursache, uns über diese Unbilligkeit zu betrüben. Denn eben dies widersinnige Betragen unserer Feinde muß zu unserer Rechtfertigung dienen. Einmal geben sie damit zu erkennen, daß es nicht allemal nöthig ist, seine Vernunft zu gebrauchen, und können also unmöglich eine gute Ursache anführen, warum sie es von uns als eine unumgängliche Nothwendigkeit fordern. Und dann kann man daraus, daß sie zu Thorheiten andrer Art stillschweigen, und gelegentlich auch Theil daran nehmen, deutlich sehen, daß ihr eigen Gewißen ihnen sagt, wie schädlich es sey, der Vernunft in allen Stücken zu folgen.

Wer das Unglück hat, ein so dienstbares Geschöpf zu seyn, beraubt sich selbst alles Vergnü-

gnügens, das ein Mensch hier auf Erden genießen kann. Denn die tiefe Einsicht, die er durch einen unmäßigen Gebrauch seiner Vernunft in den wahren Werth aller irdischen Dinge bekömmt, benimmt ihm gewiße Vorurtheile, ohne welche man nicht glücklich seyn kann. Ein Mensch, der voller Vorurtheile ist, hat, wie Montaigne sagt, un merveilleux avancement vers la tranquillité, oder einen großen Vorsprung zur Gemüthsruhe. Wir sehen deswegen auch, daß der Pöbel, der sich begnügt, alles oberflächlich anzusehen, mit dem gemeinen Lauf der Welt zufrieden ist, und die Mühseligkeiten des menschlichen Lebens, worüber die Vernünftler so herzbrechend seufzen, kaum empfinden. Zu dieser glücklichen Zufriedenheit kann ein Mensch, der seiner Vernunft Gehör giebt, nicht gelangen. Die Eitelkeiten und Thorheiten der Welt müßen ihm nothwendig Verdruß und Eckel erwecken. Alle Ehre, aller Vortheil und alles Vergnügen, das die Welt geben kann, ist in seinen Augen zu verächtlich, als daß er darnach trachten sollte. Er spricht: Die Welt vergeht mit ihrer Lust. Die ganze Ordnung der Natur ist ihm zuwider. Er tadelt

tadelt sie und zweifelt, ob die Natur mütterlich oder als eine Stiefmutter mit uns gehandelt, parens melior homini, an tristior noverca fuerit, wie Plinius sagt. In seine Schwermuth und Verzweiflung steigt zuweilen so hoch, daß er behauptet: Das Beßte sey, gar nicht gebohren zu werden, oder doch bald wieder zu sterben. Multi extitere, sagt derselbe Plinius, qui non nasci optimum censerent, aut quam ocyssime aboleri.

Alle diese traurigen Gedanken kommen von dem Gebrauch der Vernunft her. Wie kann aber mit solchen Einfällen die Glückseligkeit bestehen, nach der doch alle Menschen streben? Mir deucht, wen ein glücklicher Mangel an Nachdenken vor solchen schwermüthigen Grillen sichert, der hat nicht Ursache, Leute zu beneiden, die mit einer so verdrießlichen Weisheit begabt sind.

Ich wenigstens verlange nicht an ihrer Stelle zu seyn, wie viel Rühmens sie auch immer von ihrer Glückseligkeit machen mögen. Denn das Mittel, wodurch sie glücklich werden

wollen,

wollen, iſt im höchſten Grade lächerlich. Sie ſagen, man könne nicht füglicher und eher zur Gemüthsruhe oder zu einer beſtändigen Glückſeligkeit gelangen, als wenn man ſich bemühe, ſeine Begierden einzuſchränken, und zu dämpfen. Aber kömmt dieſer Vorſchlag wohl viel klüger heraus, als wenn ich einem, der Kopfſchmerzen hat, rathen wollte, ſich den Kopf abſchlagen zu laſſen? Und könnte man wohl beſſer von der Schädlichkeit der Vernunft überführt werden, als wenn man ſieht, was für deſperate Lehren ſie giebt?

Ich bitte meine Leſer, ſich mit mir das Elend und die Verwirrung vorzuſtellen, die nothwendig erfolgen würde, wenn die Begierden gedämpft wären, und die Vernunft freye Hände hätte. Das ganze Menſchengeſchlecht würde dadurch in eine Art von Schlafſucht gerathen. Freylich unterbliebe alsdann viel Böſes; es würde aber auch wenig Gutes ausgerichtet werden, weil man gar nichts thun würde. „Si la raiſon dominait ſur la terre, geſteht „ſelbſt Fontenelle, einer unſrer ärgſten Feinde, „il ne ſ'y paſſerait rien. On dit que les

„Pilotes craignent au dernier point ces „mers pacifiques, où l'on ne peut naviger, „et qu' ils veulent du vent, au hazard „d'avoir des tempêtes. Les passions sont „chez les hommes les vents qui sont ne„cessaires, pour mettre tout en mouvement, „quoiqu'ils causent souvent des orages." (Wenn die Vernunft auf Erden herrschte, so würde nichts vorfallen. Man sagt, daß die Schiffer jene stillen Meere außerordentlich scheuen, wo man nicht weiter kömmt, und daß sie Wind verlangen, auf die Gefahr, Orkane zu bekommen. Die Leidenschaften sind bey den Menschen die Winde, die alles in Bewegung setzen müßen, ob sie gleich oft Stürme verursachen.)

Der Endzweck aller menschlichen Handlungen ist Ehre, Vortheil und Lust. Wenn der Mensch ohne Ehrgeiz, Habsucht und Wollust wäre, so würde er stille sitzen und die Hände in den Schooß legen. Ich begreife also nicht, wie es möglich ist, daß kluge Leute sich so große Vortheile von dem Siege der Vernunft über die Leidenschaften versprechen können, da es doch so

ſo offenbar iſt, daß ohne die Affekten nicht eine tugendhafte, nicht eine große That geſchehen würde. Montaigne nennt ſie mit Recht „des piquures et ſollicitations acheminants „l'ame aux actions vertueuſes," (Stacheln und Antriebe, die die Seele zu tugendhaften Handlungen ſpornen), und er ſcheut ſich nicht zu behaupten, daß eben die Unordnung, welche die Affekten in unſerm Verſtande anrichten, uns tugendhaft mache. „Par la dislocation, ſagt „er, que les paſſions apportent à noſtre rai„ſon, nous devenons vertueux."

Ich möchte wohl wiſſen, ob ſich, wenn die Begierde nach Ehre und Reichthum von der Vernunft unterdrückt und gänzlich aus der Menſchen Herzen ausgerottet wäre, wohl jemand finden würde, der Luſt hätte, für das Beſte des Staats und der Kirche zu wachen? Ob wohl jemand ſo treuherzig ſeyn würde, daß er ſein Leben für das Vaterland wagte? Ja, ob wohl, welches zur Beſchämung unſerer Feinde das meiſte thut, die guten Schriftſteller ſich die Mühe geben würden, die Welt durch ihre herrlichen Schriften zu erbauen? Ich glaube es

nicht, und bin, was die guten Schriftsteller insbesondere betrift, vest überzeugt, daß sie, wenn nicht die ansehnlichen Honorare ihrer Herren Verleger und die Hofnung des Lobes sie zum Schreiben reizten, Zahnstocher aus ihren Federn machen, und wir nimmermehr das Vergnügen haben würden, eine Linie von ihnen zu lesen.

Und dennoch schämen sich diese Leute nicht, von uns zu verlangen, daß wir die Vernunft gebrauchen sollen, die sie selbst, so oft sie schreiben, aus den Augen setzen, die alle Tugend aufhebt, allen muthigen und zum Heil des Staats und der Kirche nöthigen Unternehmungen entgegenarbeitet, und so schädlich ist, daß man ohne Gefahr, zu irren, sagen kann, sie würde, wenn sie ja noch über die Affekten siegen sollte, die allergefährlichste Veränderung, die je in der Welt geschehen, verursachen, und das unterste zu oberst kehren. Denn wenn die Menschen sich nicht mehr von ihren Affekten regieren liessen, sondern blos der Vernunft folgten, so wäre es um die Thorheiten geschehen, denen wir einzig und allein unsre Verfaßungen und guten Ordnungen zu danken haben. So bald

ein

ein jeder ungezwungen thut, was er zu thun schuldig ist, und freywillig, wie es die Vernunft erfordert, die Regeln der Gerechtigkeit, der Ehrbarkeit und des Wohlstandes beobachtet, bedarf es keiner Strafen, keiner Belohnungen, keiner Ermahnungen mehr, folglich fällt alsdann der Regenten- und Predigerstand gänzlich weg. Ein allgemeiner und immerwährender Gebrauch der Vernunft führt einen beständigen Frieden mit sich, und schließt allen Krieg, allen Streit und alle Uneinigkeit aus; dadurch werden also die Soldaten, die Richter, die Sachwalter mit einem Mal überflüßig und verlieren allen Verdienst. Hört die Begierde nach Reichthum auf, so liegt aller Handel und Wandel. Und wie viele Menschen sind in der Welt, die sich blos von der Wollust, dem thörigten Hochmuth und der Eitelkeit andrer nähren! Alle diese ehrlichen Leute würden an den Bettelstab kommen, wenn das menschliche Geschlecht klug werden und der Vernunft zu folgen anfangen sollte.

Mir deucht, hieraus erhellt deutlich, daß das gemeine Wesen bey dem Gebrauch der Ver-

nunft nicht bestehen könne, und daß eine gänzliche Dämpfung der Leidenschaften und Ablegung der Thorheit den Unterschied zwischen Obrigkeit und Untergeordneten aufhebe, und alle Stände der bürgerlichen Gesellschaft zu Grunde richte. Was soll man also von Leuten denken, die so stark auf den Gebrauch der Vernunft dringen? Läßt es doch nicht anders, als wenn diese Lobredner der Vernunft französische Demokraten, pariſische Unbehosete, wären, die alle gute Ordnung, alle bürgerliche Verfaſſung untergraben und über den Haufen werfen wollten? Ja sie würden uns gewis in kurzer Zeit zu vollständigen Hottentotten machen, wenn man ihnen Gehör geben würde.

Ich sage dies gar nicht, in der Absicht, um unsre Feinde, die guten Schriftsteller, in übeln Ruf zu bringen, oder gar den Reichsfiscal gegen sie, als gegen Leute, die Freyheit und Gleichheit und eine revolutionäre Gewalt in Deutschland einführen mögten, zu excitiren. Was für Blößen sie mir auch geben mögen, so sey es doch ferne von mir, daß ich sie, zur Zeit eines Reichskriegs gegen politische Vernunf-

nungen, da die Regierungen ohne das ungewöhnlich schwürig und wachsam sind, als gefährliche und dem gemeinen Wesen schädliche Leute vorstellen, und eine so grausame Rache an ihnen nehmen sollte. Ich traue ihnen zu, daß sie so böse Absichten nicht haben und glaube, daß sie vor den entsetzlichen Folgen ihrer Lehre selbst erschrecken. Sie würden wahrlich am allerwenigsten ihre Rechnung dabey finden, wenn wir uns entschließen sollten, unsre Thorheiten abzulegen und Hottentotten zu werden. Denn die Hottentotten schreiben nicht und lesen auch keine Bücher, sie mögen so gut geschrieben seyn, als sie wollen; Herr Göschen setzt keinen Schillerschen Almanach, Herr Vieweg keine deutsche Monatschrift, Herr Bohn keine allgemeine deutsche Bibliothek und die Expedition der Literaturzeitung in Jena kein Exemplar ihrer Anzeigen daselbst ab. Man könnte also den guten Schriftstellern keinen ärgern Possen thun, als wenn man, wie sie es haben wollen, die Vernunft aufs höchste triebe. Ich glaube indessen nicht, daß sie dies Unglück jemals erleben werden; denn man sage von dem menschlichen Geschlechte was man wolle, ich habe eine viel

zu gute Meynung von demselben, als daß ich glauben sollte, es werde so einfältig seyn, und sich entschließen, klug zu werden, und die Thorheiten abzulegen, bey denen es sich immer so wohl befunden hat. Wenn demnach die Absichten der guten Schriftsteller auch wirklich so böse wären, als ich nicht denken will, so hätte man doch keine Ursache dagegen zu eifern, weil nicht zu besorgen steht, daß die Welt ihrem verführerischen Geschwätze Gehör geben werde.

Meine Widersacher können sich also versichert halten, daß alles, was ich bis dahin gegen sie geschrieben habe, ganz und gar nicht auf ihre Verunglimpfung ziele. Ich bin zufrieden, wenn meine Leser nur erkennen, daß die Vernunft schädlich sey. Ich habe dies, deucht mir, sonnenklar gezeiget, und getraue mir, es gegen unsre Feinde zu behaupten, wenn ich auch so gefällig seyn wollte, zuzugeben, daß die bürgerliche Gesellschaft durch einen unmäßigen Gebrauch der Vernunft nicht eben aufgehoben würde. Denn es bleibt doch allemal gewiß, daß die Vernunft eine Eigenschaft ist, die einen Menschen sehr ungeschickt macht, ein Glied

der

der bürgerlichen Gesellschaft und der Kirche zu seyn.

Ein **Bürger muß gehorchen** und ein **Glied der Kirche muß glauben.** Wer seiner Vernunft nachhängt, taugt zu beydem nicht. „Gens qui jugent, sagt Montaigne, „et contre rolent leurs juges, ne s'y sou„mettent jamais deuement. Combien et „aux loix de la religion et aux loix politi„ques, se trouvent plus dociles et aisés à „mener les esprits simples et incurieux que „ces esprits surveillans et pedagogues des „causes divines et humaines." (Leute, die urtheilen, und ihre Richter kritisiren, unterwerfen sich nie so, wie sie es schuldig wären. Wie gelehriger und folgsamer gegen die kirchlichen und bürgerlichen Gesetze, wie lenksamer sind die schlichten und neugierlosen Köpfe, als hingegen jene immer wachsamen Geister, die alle göttlichen und menschlichen Dinge meistern wollen!) Wie viel Böses kann also die Vernunft im Staat und in der Kirche stiften! Wer über die Befehle der Obrigkeit grübelt, und sie vor den Richterstuhl seiner Vernunft

stellt, muß sie nothwendig schlecht beobachten, wenn sie ihm unvernünftig scheinen. Daher entsteht dann ein Ungehorsam und eine Widerspenstigkeit gegen die Obrigkeit, die endlich zu einer offenbaren Revolution und Rebellion ausschlagen, und einen ganzen Staat umkehren kann. Man kann also sagen, daß die Vernunft die einzige Quelle aller Rebellion sey, und noch ist kein Rebell gewesen, der nicht seinen Aufstand damit zu beschönigen gesucht hätte, daß er behauptete, die Befehle seiner Obern wären ungerecht, und folglich unvernünftig.

Wer sich ferner zu klug dünkt, seinen geistlichen Führern blindlings zu folgen, taugt gar nicht für eine rechtgläubige Kirche; er geräth auf Abwege, und zuletzt in das abscheuliche Laster der Ketzerey. Und gesetzt auch, es kömmt nicht so weit mit ihm, so ist doch der geringste Widerspruch einem Geistlichen, der über der alten allein reinen Lehre wacht und dafür eifert, allemal verdrießlich; denn da diese ehrwürdigen Personen von der Wahrheit ihrer Lehren und der Aufrichtigkeit und Unschuld ihrer Absichten überzeugt sind, so

muß

muß es sie nothwendig schmerzen, wenn man sie mit vernünftigen Einwürfen ängstigt, und alles, was sie sagen, meistert; und eben das thun die Vernünftler. Wie übel würden also unsre Lehrer nicht dran seyn, wenn alle ihre Zuhörer ihrer Vernunft zu vielen Willen hiessen! Sie würden mit Furcht und Zittern die Kanzel betreten und ihr Amt mit Seufzen thun; welches uns doch nicht gut ist.

Nicht allein aber eine rechtgläubige Geistlichkeit würde bey einem allgemeinen Gebrauch der Vernunft übel fahren; sondern es würden auch andre Profeßionen ihre Rechnung nicht dabey finden. Man bedenke nur zum Beyspiele, ob die Richter und Sachwalter wohl das liebe Brod haben würden, wenn die Menschen ihre Vernunft immer zu Rathe zögen? Ein jeder würde lieber einen geringen Schaden leiden, und sich mit seinem Widersacher in der Güte vertragen, als sich in einen langwierigen Prozeß einlaßen, der, wie die Erfahrung lehrt, allemal zum Verderben beyder Partheyen gereicht. Und wären die Leute klug, so würden auch die Aerzte schmal beißen müßen.

Si tout le monde avait l'eſprit de ſe conduire,
Remede et Medecin ſerait peu de ſaiſon.

(Verſtünde jedermann ſich zu regieren,
Was würde dann die Fakultät verlieren!)

Ein Kranker würde ſeine Natur walten laſſen und mit Herrn von Freny ſprechen: „Quand „un malade laiſſe tout faire à la nature, il „hazarde beaucoup; quand il laiſſe tout „faire aux medecins, il hazarde beaucoup „auſſi; mais hazard pour hazard, j'aimerais „mieux me confier à la nature; car au „moins on eſt für qu'elle agit de bonne foi, „comme elle peut et qu'elle ne trouve pas „ſon compte, à faire durer les maladies.“ (Wenn ein Kranker alles der Natur überläßt, ſo wagt er viel; überläßt er ſich ganz den Aerzten, wagt er auch viel; aber wenn doch ja gewagt ſeyn muß, ſo wollte ich mich immer lieber der Natur vertrauen; denn wenigſtens iſt man ſicher, daß ſie ehrlich thut, was ſie kann, und ihre Rechnung nicht dabey findet, die Krankheit lange dauern zu laſſen.) Dieſe Gedanken ſind vernünftig; das iſt nicht zu läugnen; aber würden

nicht

nicht die Aerzte, wenn alle Leute so dächten, ihren Patienten, die sie vorausgeschickt, in kurzer Zeit vor Hunger in jene Welt folgen müßen?

Ich überlaße es meinen Lesern, nachzudenken, was für Vortheile andre Handthierungen, die ich hier, um Weitläuftigkeit zu vermeiden, mit Stillschweigen übergehe, von dem Gebrauch der Vernunft zu hoffen haben, und darf nun unsre Verfolger fragen, ob der Mangel der Vernunft, den sie in unsern Schriften wahrnehmen, ein solcher Hauptmangel sey, daß wir deswegen verdienten, ausgezischt zu werden, und ob es nicht vielmehr an uns zu loben sey, daß wir eine Kraft der Seele, die im gemeinen Leben nichts nützt, in dem Staate und in der Kirche so viel Unheil stiftet, und alle guten Ordnungen und Verfassungen aufhebt, so viel an uns ist, zu unterdrücken bemüht sind? Läßt es ihnen ihre Hartnäckigkeit und eingebildete Weisheit nicht zu, diese Frage so zu beantworten, wie es die Wichtigkeit der Gründe, mit welchen ich das Verfahren meiner Brüder gerechtfertigt habe, zu erfordern scheint, so hoffe ich doch, sie werden sich eines beßern besinnen, wenn ich

ihnen

ihnen vorſtelle, daß wir ſchlechten Schriftſteller, wenn man unſre Schriften genau anſieht, nichts weiter thun, als daß wir dem guten Rathe in aller Einfalt folgen, den einige der guten Schriftſteller, ſchon vor langer Zeit, der Welt gegeben haben.

Einer der beſten Schriftſteller, den ich ſchon öfters angeführt habe, ſagt ausdrücklich: „Die Vernunft ſelbſt verlange, daß man den „menſchlichen Verſtand ſo kurz wie möglich „halte. On a raiſon de donner à l'eſprit „humain les bannieres les plus contraintes „qu'on peut.“ (Man thut wohl, dem menſchlichen Geiſte ſo enge Gränzen wie möglich zu ſetzen.) Er will, daß man dies auch in Anſehung der Wißenſchaften, und folglich auch der Schriften, in welchen man die Wißenſchaften vorträgt, thun ſolle. „En l'eſtude, fährt „er fort, comme au reſte il lui faut compter „et regler les marches, il lui faut tailler „par art les limites de ſa chaſſe.“ (In den Wißenſchaften, wie in allem übrigen, muß man ihm die Marken genau beſtimmen und veſtſetzen; man muß ihm ſein Jagdrevier kunſtmäßig

mäßig abstecken.) Ja er bekennt aufrichtig, daß die Vernunft ein gefährliches Werkzeug in der Hand desjenigen sey, der sich derselben nicht mit Vernunft, das ist, ordentlich und mäßig, zu bedienen weiß. „C'est un outrageux glai„ve à son possesseur qui ne sçait l'en ar„mer ordonnement et discretement." (Es ist ein gefährliches Schwerd für deßen Besitzer, wenn er nicht ordentlich und vorsichtig damit umzugehen weiß.) Er räth daher, man solle sie, so viel als immer möglich, im Zaum halten. „Et n'y a, fährt er fort, point de „beste, à qui il faille plus justement donner „des ornieres, pour tenir sa veue sujette et „contrainte devant ses pas et la garder d'ex„travaguer ny çà ny là, hors les ornieres que „l'usage et les loix lui tracent." (Kein Thier hat es nöthiger, daß man es im Gleise halte, damit es immer vorwärts schaue, im Zwange bleibe, und nicht zur Rechten oder Linken außer das Gleis schweife, das die Gesetze und das Herkommen ihm ziehen.

Das sagen unsre Feinde selbst; wir machen es auch so, und doch machen wir es ihnen nicht recht.

recht. Wir müßten aber sehr einfältig seyn, wenn wir, da ihr Eigensinn und ihre Unbilligkeit nun so klar am Tage liegt, uns groß bekümmern wollten, ob ihnen unsre Aufführung gefalle oder nicht. Laß sie sagen, was sie wollen. Wir können mit dem Zeugniße unsers Gewißens zufrieden seyn, welches uns sagt, daß wir auf dem rechten Wege sind. Und wie könnte man auch sicherer gehen, als wenn man denjenigen folgt, die ihr Amt verbindet, für die Seelen zu sorgen, und die also am geschicktesten sind, von den Kräften der Seele zu urtheilen und uns Regeln zu geben, wie dieselben ohne Gefahr gebraucht werden können? Diese Seelsorger nun sehen die Vernunft, gerade so wie **Montaigne**, als ein wildes, unbändiges, reißendes und gefährliches Thier an, dem man Zaum und Gebiß ins Maul legen müße, und mit welchem nicht auszukommen sey, wenn man es nicht an einer starken Kette geschloßen halte.

Es ist wahr, sie sind über die Länge dieser Kette sehr uneinig; allein darin stimmen sie doch alle überein, daß die Vernunft angeschloßen seyn müße; nur mit diesem Unterschiede:

Einige

Einige wollen, die Kette müße fein lang seyn, damit die Vernunft, bey einer mäßigen Freyheit, ihre Bande um so geduldiger trage. „Ein Kettenhund, sagen sie, der gar zu kurz „angebunden ist, giebt sich nicht so leicht zufrie„den, als einer, dem die Länge der Kette, an „welcher er liegt, die Freyheit läßt, herum zu „gehen, und seine Gefangenschaft erträglich „macht; er stellt sich ungeberdig, heult, schreyt, „springt, bemüht sich die Kette zu zerreißen, „und hält übel Haus, wann er los kömmt. „Mit der Vernunft verhält es sich nicht anders, „und man hat Beyspiele, daß sie, wenn man „sie gar zu kurz gebunden hielt, ihre Feßeln „zerbrach, alles was ihr vorkam niederriß, und „so wüthend ward, daß man sie hernach nicht „wieder bändigen konnte."

Andre hingegen behaupten: „Man müße „die Vernunft so kurz wie möglich binden. „Denn sonst sey man nie vor derselben sicher, „eben so wenig, als vor einem Kettenhunde, der „zu weit herumgehen kann. Es sey wahr, die „Vernunft liebe die Freyheit, und geberde sich „übel, wenn sie gar zu hart gefeßelt sey: es

„würde auch gefährlich seyn, mit ihr umzuge„hen, wenn sie in der Wuth loskäme. Aber „es sey zu allem Rath. Man könne sie ja im „Nothfalle knebeln, so müße sie ihr Schreyen „wohl laßen; auch könne man sie so vest bin„den, daß sie sich nicht rühren könne, dann sey „es nicht möglich, daß sie sich losreiße; die Ver„nunft sey auch so ungeduldig nicht, als man „vorgebe; wenigstens könnten sie versichern, daß „sie von der ihrigen, wie kurz sie auch angebun„den seyn mögte, so wenig beunruhigt würden, „daß sie kaum merkten, daß sie noch lebe." Sie berufen sich diesfalls auf ihre Reden und Schriften, die so beschaffen seyen, daß man schwören sollte, sie hätten keine Vernunft.

Ich bin eine viel zu unbedeutende Person, um zu entscheiden, welche Parthey Recht hat; es thut auch zu meinem Zwecke nichts, dies auszumachen. Denn die Kette, an welche die Vernunft gelegt werden muß, mag lang oder kurz seyn sollen, so gewinnen wir schlechte Schriftsteller allemal dabey, weil doch immer ausgemacht bleibt, daß die Vernunft und deren Gebrauch nicht frey seyn darf, woraus ganz unge-

zwun-

zwungen folgt, daß es uns nicht kann verargt werden, wenn wir eine ſo gefährliche Kraft der Seele, ſo viel möglich, in ihren Schranken halten.

Wenn es mir indeſſen erlaubt iſt, meine unvorgreifliche Meynung zu ſagen, ſo halte ich dafür, daß man dieſe Schranken ſo enge machen müße, als nur immer thunlich iſt, und daß diejenigen der Wahrheit am nächſten kommen, die da glauben, man müße die Vernunft fein kurz anſchließen. Ich bin auch verſichert, daß es ſo übel nicht gethan wäre, wenn man ſie beſtändig geknebelt, und gebunden liegen ließe. Ja, wenn ich ganz aufrichtig ſagen ſoll, wie es mir ums Herz iſt, ſo glaube ich, das ſicherſte wäre, ihr das Genicke zu brechen; denn ſo könnte ſie gar nichts Böſes mehr anrichten, und man wäre ihrentwegen aller Mühe und Sorge auf Einmal los.

Es hat mir darum wohl gefallen, daß einer meiner vornehmen Gönner, den ich in Midas als meinen herzlich geliebten Bruder anſehe, den heroiſchen Entſchluß gefaßt hat, eine Zergliede-

rung des menſchlichen Verſtands anzuſtellen. Das feindſelige Gemüthe, das er bis dahin gegen die Vernunft blicken ließ, giebt mir die Hofnung, ſeine Abſicht ſey, ſie vom Leben zum Tode zu bringen. Ich wünſche, daß er bey ſeinem gemeinnützigen Vorhaben bleiben möge. Denn da eine Zergliederung ohne Zerſchneidung nicht geſchehen kann, ſo muß ihm die Vernunft nothwendig unter den Händen ſterben. Er wird ſich alſo das Verdienſt erwerben, daß er ein Ungeheuer gedämpft habe, welches bis dahin vielen Schaden gethan; und dies wird ihm weit rühmlicher ſeyn, als wenn er ich weiß nicht wie viele Rieſen erlegt hätte. Beßer könnte er ſich gewiß nicht um das menſchliche Geſchlecht verdient machen, als wenn er es zu dem Grade von Vollkommenheit veredelt, den er, durch Dämpfung und Beſiegung ſeiner Vernunft, ſchon lange erreicht hat, und wir ſchlechten Schriftſteller insbeſondere werden ihm dafür unendlich verbunden ſeyn; denn uns geſchieht durch die Unterdrückung und vollends gar durch die Tödtung der Vernunft der größte Gefallen, weil wir ihrentwegen ſo viel leiden müßen. O wie glücklich wären wir und die ganze Welt, wenn

dies

dies Ungeheuer vertilgt würde! Kann man demnach die Blindheit unſrer Feinde genug beſeufzen, die ſo viel Weſens von einer Kraft unſrer Seele machen, die nie das geringſte Gute, wohl aber unſäglich viel Böſes geſtiftet hat.

Ich geſtehe, die Vernunft iſt eine Gabe Gottes; damit ſage ich aber in der That ſoviel nicht, als es anfangs ſcheinen mögte; denn alles iſt eine Gabe Gottes, und es kömmt immer noch bey jeder Sache erſt in die Frage, ob ſie nützlich für den Menſchen ſey; die Erfahrung hat aber gelehrt, daß die Vernunft ein ſchädliches Geſchenk für den Menſchen war. Wenigſtens haben ſich Leute gefunden, die geglaubt haben, es wäre beſſer, wenn uns Gott die Vernunft nicht gegeben hätte. „Haud ſcio, „ſagt Cicero, an melius fuerit, humano „generi motum iſtum celerem cogitationis, acumen, ſolertiam, quam ratio„nem vocamus, quoniam peſtifera ſit multis, admodum paucis ſalutaris, non dari „omnino, quam tam munifice et tam large „dari.“ (Ich weiß nicht, ob es nicht beſſer

gewesen wäre, wenn dem menschlichen Geschlechte jene schnellthätige Denkkraft, jener Scharfsinn, jenes Vermögen unsers Geistes, das wir Vernunft nennen, da es so vielen schädlich, und nur sehr wenigen nützlich ist, überall nicht wäre gegeben worden, als daß es so freygebig, so reichlich damit beschenkt ward.) Er führt dies noch weitläuftiger aus, und ich weiß nicht, ob er groß Unrecht daran hat. Denn die Vernunft hat dem Menschen nie viel Heil und Segen gebracht. Kaum war der erste Mensch geschaffen, so verleitete ihn seine Vernunft zu derjenigen Sünde, wodurch er sich und seine Nachkommen unglücklich machte. Eva fieng an zu grübeln, und damit war es um sie, und leider um uns alle, geschehen. Sie würde es wohl unterlaßen haben, wenn sie entweder keine Vernunft gehabt, oder sie so wenig gebraucht hätte, als meine vortreflichen Brüder nebst mir aus Grundsätzen thun. Und doch verhöhnt man uns.

Nachdem die Vernunft in der Mutter aller Lebendigen den ersten dummen Streich gemacht hatte, ist sie immer mehr in Verfall gerathen, und

und unſre Feinde bekannten, ehe ſie durch Herrn Hofrath Eichhorn in Göttingen, auch über die Urgeſchichte, wie ſie ſich einbilden, aufgeklärt wurden, und die Urſprache der Kindheit der Welt verſtehen lernten, ſelbſt, daß die menſchliche Vernunft durch den Fehltritt, wozu unſre Stammmutter ſie verleitete, im Grunde verfinſtert, vergiftet, verderbt worden ſey. Sie muß alſo nach ihrem damaligen eignen Geſtändniße, in dem Zuſtande, in den ſie durch Eva's Sünde gerieth, nicht viel nützen. Ich weiß wohl, unſre Feinde ſagen, man müße ſich beſtreben, ſie zu verbeſſern, und wieder zu ihrer urſprünglichen Vortreflichkeit zurückzuführen. Allein man hat nun beynahe ſechstauſend Jahre daran gearbeitet, und noch iſt niemand, der das Herz hätte, zu ſagen, daß die zu ihrer Heilung gebrauchten Mittel angeſchlagen hätten, oder daß es ſich nur zur Beſſerung anließe. Ich gebe alſo einem jeden zu bedenken, ob es nicht klüger gehandelt ſey, wenn man ſich an ein Vermögen unſrer Seele, das in einem ſo verzweifelten Zuſtande iſt, weiter nicht kehrt, als wenn man immerfort zu ſeiner Schande daran kurirt, und unmögliche Dinge möglich machen will.

Dies thun unſre Feinde; aber ſehen denn dieſe überklugen Herren nicht, daß ſie gegen den Strom ſchwimmen? Sie wollen die Vernunft verbeſſern, und ſie wieder zu ihrer urſprünglichen Vortrefflichkeit zurückführen; das heißt, ſie wollen ihr wieder zu der Herrſchaft helfen, die ſie in vorigen Zeiten über die Begierden gehabt haben ſoll. Ich will ſo höflich ſeyn, und glauben, daß alles, was man von dieſer Herrſchaft der Vernunft über die Leidenſchaften ſagt, wahr ſey, ob es gleich unſern Feinden ſchwer fallen dürfte, zu beweiſen, daß die Vernunft, ſo lange Menſchen in der Welt geweſen ſind, nur einen einzigen actum poſſeſſionis ausgeübt, nur ein einziges mal ihren Beſitzſtand behauptet habe; aber unſre Feinde geben doch ſelbſt zu, daß die Vernunft durch ihre eigne Schuld dieſe Herrſchaft verloren habe. Sie iſt derſelben entſetzt, weil ſie übel regiert, und muß itzt zur Strafe den Begierden unterthan ſeyn. Dies iſt der Wille der Natur ſelbſt. Warum bemühen ſich denn unſre Feinde, die Vernunft, der Natur zum Trotz, auf den Thron zu ſetzen, von welchem ſie, ihres übeln Verhaltens wegen, geſtoßen worden? Ich verſichere ihnen, ihre

Bes

Bemühung iſt vergebens, und wenn ſie die Vernunft ſelbſt fragen, ſo wird ſie ihnen ſagen, daß ſie ſich nach ihrer verlohrnen Würde nicht wieder zurückſehnt, ſondern mit ihrem itzigen Zuſtande wohl zufrieden ſey, und das ſüße Joch der Begierden mit Luſt trage. Denn die Vernunft ſieht wohl, daß ſie zur Herrſchaft nicht taugt; ſie weiß wohl, daß, wie ſchon oben erwieſen ward, alles in der Welt würde umgekehrt werden, wenn ſie die Oberhand bekommen ſollte; und wenn ſie auch dies nicht erkennen würde, ſondern die lächerlichen Bemühungen ihrer unbeſonnenen Verehrer billigte, ſo bleibt es doch allemal wahr, daß es ein ſtrafbarer Frevel iſt, wenn man die Natur meiſtert, die doch eine ſo weiſe und liebreiche Mutter iſt, und beſſer als wir ſelbſt weiß, was zu unſerm Frieden dienet.

Wenn demnach unſre Feinde, die guten Schriftſteller, nicht die eigenſinnigſten und wunderlichſten Leute von der Welt wären, ſo würden ſie uns die kindliche Ehrerbietung, die wir gegen die Natur hegen, nicht zur Sünde deuten, und unbeſcheiden von uns verlangen, wir

ſollten mit ihnen wider die Natur murren. Beynahe möchte man ſie mit den böſen Geiſtern vergleichen, die ſich ein Vergnügen daraus machen, wenn ſie die Menſchen zur Sünde verleiten und eben ſo unglücklich machen können, als ſie ſelbſt ſind. Sie haben den natürlichen Gebrauch der Vernunft in den unnatürlichen verkehret; man läßt ihnen auch ihren Willen; aber warum wollen ſie uns nicht erlauben, nach unſerm Gewißen zu handeln? Warum rechnen ſie es uns als eine große Thorheit an, daß wir, der Pflicht eines jeden vernünftigen Menſchen gemäß, mit der Ordnung der Natur zufrieden ſind?

Denn darin beſteht eigentlich unſer Verbrechen. Wie gerne wir auch völlig von der Vernunft befreyt wären, ſo können wir ſie doch nicht völlig dämpfen, und es ſcheint eben ſo unmöglich, ganz ohne Vernunft, als ganz ohne Sünde zu ſeyn. So lange wir mit dem Leibe dieſes Todes umgeben ſind, werden wir uns wohl mit dieſer leidigen Eigenſchaft noch ſchleppen müßen. Wie es indeßen die Pflicht eines Chriſten iſt, die Sünde nicht über ſich herrſchen

zu

zu laſen, ſo muß auch jeder ſich ſorgfältig in Acht nehmen, daß er der Vernunft nicht zu viele Gewalt über ſeine Handlungen einräume. Dieß thun wir ſchlechten Schriftſteller, und bilden uns ein, das ſicherſte ſey, der Natur zu folgen. Da nun die Vernunft ihre Herrſchaft verloren hat, und mit den Ketten der Begierden gebunden iſt, ſo muß man ſie, will man gute Dienſte von ihr haben, von dieſen Banden nicht losmachen, ſondern ſie immer in den Schranken halten, welche ihr die Natur geſetzt hat. Man muß ſie alſo, wenn man ſie ja gebrauchen will, nur als ein Werkzeug zur Ausführung ſeiner Abſichten gebrauchen. Denn da die Vernunft den Begierden unterworfen iſt, unſre Abſichten aber aus unſern Begierden hervorgehen, ſo folgt unwiderleglich, daß die Vernunft ſich nach unſern Abſichten richten muß, nicht aber wir in Anſehung unſrer Abſichten nach der Vernunft uns zu richten verbunden ſind.

So denken wir ſchlechten Schriftſteller, ſo denkt mit uns das ganze menſchliche Geſchlecht. Nur einige misvergnügte und eigenſinnige

Köpfe

Köpfe wollen klüger seyn als die ganze Welt, und höhnen uns aus, weil wir unsre Vernunft nicht nach ihrem Sinne gebrauchen. Aber laß sie spotten! Wir können uns damit trösten, daß wir ihnen keine rechtmäßige Ursache dazu geben. Wir sehen die Vernunft als ein Werkzeug an, und bedienen uns derselben zuweilen zur Erreichung unsrer Absichten. Ist dies übel gethan, so weiß ich nicht, was man von dem Verfahren unsrer Theologen sagen soll, die in ihrer Wissenschaft die Vernunft nur als Werkzeug gelten lassen. Sie brauchen wohl die Vernunft zum Vortrag ihrer Lehren und zur Bestrafung der Widersacher derselben; aber sie laßen es ferne von sich seyn, daß sie ihren Eifer gegen die Irrgläubigen und ihre Lehren selbst nach der Vorschrift der Vernunft einrichten und dem Urtheile derselben unterwerfen sollten. Wie wohl thäten doch unsre Feinde, wenn sie mit uns dem Beyspiele dieser hochehrwürdigen Männer folgten und daraus lernten, worin eigentlich der rechte Gebrauch der Vernunft bestehe. Könnten sie sich so weit überwinden, so würden sie uns den Mangel der Vernunft, den sie in unsern Schriften bemerken, nicht so hoch anrechnen,

nen, und uns in Zukunft mit dem Vorwurfe verſchonen, wir brauchten die Vernunft gar nicht. Wir brauchen ſie wohl, aber auf unſre Weiſe, mit Maße, in gehöriger Ordnung, blos zu Erreichung unſrer Abſichten.

Reizt uns zum Beyſpiel die Begierde, berühmt zu ſeyn, ſo ſagt uns unſre Vernunft, daß wir ohne Feder, Dinte und Papier unſern Zweck nicht erreichen können, und noch hat man kein Beyſpiel, daß ein ſchlechter Schriftſteller ſich ein Gewißen daraus gemacht habe, in dieſem Falle ſeiner Vernunft zu folgen. Wir ſind ſo gedankenlos nicht, daß wir ſtatt der Feder den Schuſterkneif oder das Bügeleiſen ergreifen oder den Pflug zur Hand nehmen ſollten. Wenn wir ſchreiben, ſo ſchreiben wir mit Dinte, und tunken unſre Feder nicht in Waßer. Selbſt der ſchlechteſte Schriftſteller unſrer Zeit entledigt ſich ſeines Bedürfniſſes auf Papier. Ich thue daßelbe, und meine Brüder wißen alle wohl, daß ſie ihre vortreflichen Werke in die Druckerey und nicht in den Kramladen ſchicken, oder in das heimliche Gemach legen müßen, wenn ſie wollen, daß ſich die Welt daran ergötzen ſoll.

Wie

Wie könnten sie aber dies wissen, wenn sie ein Gelübde gethan hätten, der Vernunft in keinem Stücke Gehör zu geben? Wer sieht also nicht, daß die Vernunft mehr Antheil an unsern Schriften hat, als unsre Feinde nicht glauben? Wären wir so vernunftlos, als unsre Feinde behaupten, so würde die gelehrte Welt keine Linie von unsrer Hand sehen. Aber wir verachten die Vernunft ganz und gar nicht, so lange sie sich in ihren Schranken hält, und eine Dienerinn unserer Begierden ist; wir folgen ihr willig, wenn sie uns einen Rath giebt, der zur Beförderung unserer Absichten dient. So bald sie sich aber ein Mehreres herausnimmt, unsern Begierden widerspricht, und über unsere Absichten urtheilen will, so legen wir ihr ein ewiges Stillschweigen auf, und thun ihr allen erfinnlichen Schabernack an.

Wenn uns ferner die Vernunft sagt, wir sollen unsere Manuscripte an einen obscuren Ort senden, damit sie daselbst den Verleger finden, den wir in Städten, wo man uns kennt, vergebens suchen, so begreifen wir, daß dies in der That ein guter Rath ist, und wir thun

was

was die Vernunft diesfalls verlangt. Sagt sie uns aber freylich, wir thäten beſſer, gar nicht zu schreiben, wir taugen zu diesem Geschäfte gar nicht, und es warte nur Spott und Hohn auf uns, wenn wir es thun, so verschließen wir unser Ohr vor diesen Einlispelungen und bereden uns, unsre Vernunft sey von unsern Feinden bestochen; und nehmen sich andre die unverschämte Freyheit, uns dergleichen plumpe Komplimente zu machen, so wißen wir ihnen schon so zu antworten, daß sie alle Hofnung verlieren, uns jemals zu ihrer Meinung zu bekehren. Wir thun wohl daran, geliebte Brüder; denn wie übel würden wir alle daran seyn, wenn wir unserer Vernunft, die nur zum Gehorchen gemacht ist, eine Herrschaft über unsre Begierden einräumen und ihr gestatten wollten, von unsern Absichten und dem Werthe unserer Schriften zu urtheilen!

Ich habe mich begnügt, bis dahin zu erweisen, daß dies der Vernunft gar nicht zukomme, und wir also nichts Lächerliches thun, wenn wir sie bey Verfertigung unsrer Schriften nicht zu Rathe ziehen. Aber ich will noch weiter

ter geben, und getraue mir, zu behaupten, daß eben die Verachtung der Vernunft, woraus unsre Feinde uns ein so grofes Verbrechen machen, der Grund unsrer Vortreflichkeit und derjenigen Vorzüge sey, die uns so weit über unsre Feinde erheben.

Ein sehr altes scythisches Sprüchwort sagt: Es sey eine gröfere Kunst aus einem ledigen als aus einem vollen Becher zu trinken; und mir deucht also, daß, wenn die Vernunft zur Verfertigung einer Schrift so unumgänglich nöthig ist, als die guten Schriftsteller behaupten, derjenige, der ohne Vernunft ein Buch schreiben kann, weit vortreflicher und mehr zu bewundern ist, als ein andrer, der, wenn er etwas zu Papier bringen will, allemal seine Vernunft zu Hülfe nehmen mus. Man darf nicht denken, daß die Bücher, die ohne Vernunft geschrieben werden, nicht so wohl gerathen, als diejenigen, die mit Verstand gemacht sind. Denn es giebt Bücher, die unstreitig ohne Zuthun der Vernunft verfertigt, und doch so wohl gerathen sind, daß selbst unsre Feinde darob erstaunen. Ist es möglich, rufen sie gewöhnlich aus, daß

ein

ein vernünftiger Mensch so schreiben kann? Ja ich habe mit meinen Ohren gehört, daß einer, dem die Schrift eines meiner Mitbrüder zu Gesichte bekam, hoch betheuerte: Es wäre ihm, wenn er auch sein Leben damit zu retten wüßte, unmöglich, so zu schreiben. Unsre Feinde gestehen also selbst, daß einem Menschen, der seine Vernunft nicht braucht, vieles möglich sey, das ein vernünftiger Mensch nicht thun kann, und daß wir die besondere Geschicklichkeit besitzen, ohne Vernunft Thaten zu thun, wozu ein Verstand erfordert wird, den sie selbst nicht zu besitzen gestehen. Sie halten dies für etwas Schweres, ja für eine Sache, die ihnen schlechterdings unmöglich sey. Ich versichere ihnen aber, daß es uns nicht nur möglich, sondern etwas sehr leichtes ist, ohne Vernunft die ausserordentlichsten Bücher zu schreiben. Sollten unsre Feinde wißen, wie geschwind wir mit unsern Büchern fertig werden, und wie wenig Mühe und Nachdenken wir darauf wenden, dann würden sie erst über unsre Geschicklichkeit erstaunen; sie würden von dem Glanze unsrer Vortreflichkeit gerührt, vor uns niederfallen und ihre Vernunft ohne

Zeitverluſt ins Meer werfen, da wo es am tiefſten iſt.

Denn eben die Vernunft macht ihnen ihre Arbeit ſo mühſam. Wir zähmen ſie, und legen ihr ein Gebiß an; eben deswegen wird uns unſre Arbeit ſo leicht. Unſre Feinde machen ſich ein Gewißen, den Grundſätzen der geſunden Vernunft, die doch ſo ſchwer zu befolgen ſind, entgegen zu handeln. Sie können nicht ſchreiben, wenn ſie nicht vorher denken. Sie bilden ſich ein, ſie müßten die Sache, wovon ſie ſchreiben wollen, aus dem Grunde verſtehen, und verderben die Zeit mit der unnützen und lächerlichen Ueberlegung, ob ſie auch dem Gegenſtande, den ſie bearbeiten wollen, gewachſen ſeyen, blos darum, weil ein alter Grillenfänger, der aus vorſätzlicher Bosheit den Menſchen das Schreiben hat ſchwer machen wollen, vor zweytauſend Jahren geſagt hat:

Sumite materiam veſtris, qui ſcribitis, aequam
Viribus, et verſate diu, quid ferre recuſent,
Quid valeant humeri.

(Wäh-

(Wählet einen Stof, der zu Euern Kräften
sich schicket,
Die Ihr ans Schreiben. Euch waget, und
überleget es lange,
Was die Schultern vermögen, und was sie
zu tragen sich weigern.)

Von allem diesem Ungemach sind wir frey. Wir erkennen die Schädlichkeit der Vernunft und kehren uns also wenig an ihre Regeln. Unsere Absicht ist, ein Buch zu schreiben; diesen Zweck erreichen wir, wenn wir so viel Papier, als dazu nöthig ist, mit Buchstaben beschreiben; ob der Sinn, der aus diesen Buchstaben, wenn man sie zusammensetzt, herauskömmt, vernünftig sey, das kümmert uns wenig. Wollten wir alles nach der Vernunft abmessen, so müßten wir denken; und das Denken greift den Kopf an, und nützt doch, wenn man die Wahrheit sagen soll, nichts. So oft unsre Feinde eine unsrer Schriften lesen, sprechen sie: Der Verfasser kann nicht denken; und doch können sie nicht läugnen, daß dieser Verfasser, der nicht denken kann, ein Buch geschrieben habe; denn sie haben es in den Händen. Sie müßen also,

sie mögen wollen oder nicht, gestehen, daß man ein Buch schreiben könne, ohne vorher zu denken.

Wir thun es und befinden uns wohl dabey. Es ist leichter und natürlicher, mit den Fingern zu schreiben, als mit dem Kopf. Wer das Letztere thut, ist einem Gaukler ähnlich, der auf dem Kopfe tanzt. Wir mögen dergleichen nicht von uns gesagt wissen, und brauchen also unsre Finger, wenn wir schreiben, und nicht den Kopf. Wenn unsre Feinde die Gemächlichkeit, die diese Art zu schreiben mit sich führt, einzusehen fähig wären, sie würden uns gewiß beneiden. Nur zween gute Schriftsteller sind meines Wissens so weit gekommen, daß sie dies erkannt haben; und diese sind schon lange im Grabe; um die lebenden guten Schriftsteller zu beschämen, will ich ihnen zeigen, wie gerecht diese Männer gegen uns waren.

Der eine, der kein Bedenken trug, uns glücklich zu preisen und den guten Schriftstellern vorzuziehen, ist der Engländer **Prior**; dieser beweist gründlich, daß das Denken nichts

nütze,

nühe, und daß derjenige, der sich desselben ganz und gar enthalte, nothwendig am besten schreiben müsse; er drückt sich hierüber so aus:

„Here some would scratch their heads and try,
„What they should write, and how, and why.
„But I conceive, such Folks are quite in
„Mistakes in theory of writing.
„If once for principle 'tis laid,
„That thought is trouble to the head.
„I argue thus: The world agrees,
„That he writes well, who writes with ease.
„Then he, by sequal logical,
„Writes best, who never thinks at all."

(Der kratzt den Kopf, sinnt zweifelsvoll,
Was, wie, warum er schreiben soll;
Doch merk ich selbst aus seinem Fleiß,
Daß er vom Schreiben wenig weiß.
Denn hält man diesen Satz bewährt,
Daß Denken nur den Kopf beschwert,
So folgt auch: Es gesteht die Welt:

Gut schreibt der, dems nicht mühsam fällt.
Drum macht so viel die Vernunft den Schluß,
Daß, wer nie denkt, am besten schreiben
muß.)

Mir deucht, dieser Beweis ist unumstößlich. Der andre ist ein Franzose, Balsac. Dieser ruft aus: „O bienheureux ecrivains, „Mr. de Saumaise en latin & Mr. de Scu„deri en François. J'admire vôtre facilité „& j'admire vôtre abondance. Vous pou„vez écrire plus de Calepins que moi d'al„manacs. (O ihr gebenedeiten Schriftsteller, Herr Salmasius im Lateinischen und Herr von Scudert im Französischen. Ich bewundre Eure Leichtigkeit, und ich bewundre Eure Fruchtbarkeit. Ihr könnet mehr Folianten schreiben als ich kleine Almanache.) „Bienheureux, sähet „er fort, les écrivains qui se contentent si „facilement, qui ne travaillent que de la „memoire & des doigts, qui sans choisir „savent tout ce qu'ils savent.“ (Gebenedeit sind die Schriftsteller, die sich so leicht ein Genüge thun können, die nur aus dem Gedächtnisse und mit den Fingern schreiben, die ohne sich

ſich lange zu beſinnen, alles ſchreiben was ſie wißen.) Iſt es nicht ewig Schade um dieſe ehrlichen Männer, daß ſie, die ſo viele Erleuchtung hatten, ſich nicht beſtrebten, uns gleich zu werden? Sie hätten ſich weit mehr ſchonen können. Ich beklage ſie, und halte ſie, als Zeugen der Wahrheit, ungemein hoch. Würden ſie iht noch leben, da meine vortrefliche Schrift zum Vorſchein kömmt, ſie würden ſich gewiß noch bekehren und neue Menſchen werden.

Die Prüfung unſrer Kräfte, mit welcher ſich unſre Feinde, wann ſie Bücher ſchreiben, ſo ſehr quälen, halten wir für eben ſo unnütz, als Vernunft und Nachdenken. Wir bedürfen ſo vieler Umſtände nicht. Wir haben der gütigen Natur die beſondere Gabe zu danken, daß wir ſchreiben können, was wir nicht gelernt haben, und von Sachen zu urtheilen wißen, die wir nicht verſtehen. Wir ſchreiben ganze Bücher über die tiefſinnigſten Gegenſtände, und breiten uns über die ſchwierigſten Theile der Philoſophie aus, ob wir gleich nichts davon gründlich begreifen. Einer mei-

ner Brüder kann unbesehens von allen Schrift-
ten urtheilen, die für und wider Kant her-
auskommen: ein andrer kann über den Geist
der Offenbarung, über den Sinn der Apoka-
lypse, über die Beschaffenheit und Beweiskraft
der Wunder Auskunft geben, ob er gleich die
Grundsprachen nicht versteht, und keine theo-
logische Gelehrsamkeit besitzt: er kann es, ohne
ein Storr, und das bey sehr weitem nicht,
zu seyn, mit Eichhorn und Eckermann
aufnehmen und sie mit Kraft widerlegen;
noch ein andrer kann Uebersetzungen aus frem-
den Sprachen liefern, die er nicht versteht, ja
selbst ohne seine eigne Muttersprache gut zu
schreiben im Stande zu seyn. Würden diese
meine geliebten Brüder sich erst lange besin-
nen, und ihre Kräfte untersuchen wollen, ehe
sie die Feder ansetzten, ich wette, man würde
noch nicht wissen, ob sie in der Welt sind.
Allein wir schlechten Schriftsteller sind so mis-
trauisch nicht gegen uns selbst; denn wir wis-
sen, daß uns, auch bey der größten Schwach-
heit, alles möglich ist.

Diese vortreffliche Eigenschaft erhebt uns
unendlich über unsre Feinde. Ein guter Schrift-
steller

ſteller muß ſeine beſten Jahre mit einem verdrießlichen Lernen verderben, weil er die abergläubiſche Einbildung hat, man könne ſonſt nicht ſchreiben. Wir hingegen fangen ganz früh an zu ſchreiben, und warten nicht, bis die böſen Tage kommen, und die Jahre herannahen, von denen man ſagt: Sie gefallen mir nicht. Wir können ohne alle Vorbereitung zum Werke ſchreiten, und ehe ein guter Schriftſteller mit dem Sammeln der zu ſeinem Zwecke nöthigen Kenntniße fertig iſt, haben wir uns ſchon, als berühmte Schriftſteller, mehrere male in Kupfer ſtechen laſſen, und den beſten Platz in den Buchläden eingenommen. Ein guter Schriftſteller mag ſeine Zeit noch ſo wohl angewandt, und ſich zum Schreiben eines guten Buchs noch ſo geſchickt gemacht haben, ſo wird er doch allezeit geſtehen, daß einiges ihm zu hoch iſt, und ſelbſt von dem, was er verſteht, wird er nicht ohne vorhergegangene Ueberlegung, ja zuweilen mit Furcht und Zittern ſchreiben. Aber uns iſt nichts zu hoch; wir wagen uns an alles, ob wir gleich nichts wiſſen; wir ſchreiben drauf los, und kehren uns an nichts. Die Welt

hat deswegen von uns die beſten Dienſte. Wir entdecken eine Menge der gefährlichſten Irrthümer, die unſre Feinde gemeiniglich überſehen; und dies noch ſo gar in Schriften, die wir nicht geleſen, oder, wenn auch geleſen, doch kaum verſtehen. Wir ſind die eifrigſten Vertheidiger der Wahrheit und ein Schrecken der Ketzer. Dieſe letztern entdecken wir, wie ſehr ſie ſich auch verbergen mögen; und ob wir gleich viel zu unwiſſend in der Kirchengeſchichte ſind, um gründlich zu wiſſen, was Ketzerey iſt, ſo kann uns doch keiner entnehmen, weil wir wie die Hunde, die einſt das Kapitol bewachten, den ſicherſten Weg gehen, und alles, was uns verdächtig iſt, anbellen. Die Stelle in Cicero iſt ganz artig, die ſich hierauf beziehet. „Canes, ſagt er, aluntur „in Capitolio, ut ſignificent, ſi fures venerint. At fures internoſcere non poſſunt; ſignificant tamen, ſi quis noctu in „Capitolium venerit et quia id eſt ſuſpicioſum, tametſi beſtiae ſunt, tamen in „eam partem potius peccant, quae eſt cautior.“ (Man füttert Hunde im Kapitol, damit ſie die Diebe verrathen, die etwa kommen

mögen

wachen. Nun können sie freylich die Diebe nicht unterscheiden; sie bellen aber jedesmal, so oft jemand des Nachts ins Kapitel kömmt; und da dies immer verdächtig ist, so gehen diese unvernünftigen Thiere doch höchstens allenfalls nur in der Wachsamkeit zu weit.) Man spotte nicht, daß wir uns mit diesen Hunden vergleichen; diese Vergleichung hat dadurch Würde erhalten, daß der Prophet Jesaias gewisse Wächter, denen wir Gottlob! nie gleichen werden, stumme Hunde nennt, die nicht strafen können; woraus also folgt, daß sich niemand zu schämen hat, von sich selbst als von einem wachsamen Hunde zu reden. Selbst das bey uns verächtliche Bild eines Esels kann ein Kenner der Schrift ohne Erröthen von Unwissenden auf sich anwenden lassen, denen es unbekannt ist, daß der Patriarch Jakob selbst einen seiner Söhne, ohne ihn damit beschimpfen zu wollen, einen beynernen Esel nennt, der, als ein Philosoph sich lieber mit seinem unruhigen Nachbar abfinde, als seinen ganzen Wohlstand dem ungewissen Glücke eines immer blutigen Krieges aussetze. Auch ist es jedem Kenner Homers bekannt,

daß

daß dieser ehrwürdige Dichter in dem eilften Gesange seiner Iliade den großen Helden, Ajax, mit einem Esel vergleicht, an dem schon viele Ruthen zerschlagen worden sind (ᾧ δὴ πολλὰ περὶ ῥόπαλ' ἀμφὶς ἐάγῃ) und der sich doch nicht daran kehrt, was nach dem Sinne des Dichters keinesweges, wie unsre Feinde denken mögten, satyrisch zu verstehen ist, sondern zu des Helden wahrem Lobe gereichen soll. Wir schämen uns also auch ganz und gar nicht, wenn man uns ebenfalls mit Eseln vergleicht, an denen schon viele Ruthen zerschlagen worden seyn, ohne daß es viel gefruchtet habe. Auch bleiben wir dabey, daß wir von den wachsamen Hunden lernen, wie wir uns in Gefahren der Kirche betragen sollen. Es ist sehr unüberlegt und undankbar, wenn uns unsre Feinde vorwerfen, daß wir so oft einen unnützen Lärm erregen, und von uns verlangen, daß wir mit Verstand und Behutsamkeit eifern sollen. Haben die alten Römer das Bellen jener getreuen Wächter so unbillig beurtheilt? Davon noch nicht einmal etwas zu sagen, daß eben das an uns bewundernswürdig ist, daß wir ohne Nachdenken und Verstand

ſtand eine der wichtigſten Pflichten eines wahrheitliebenden und ordnungliebenden Menſchen beobachten können, was gewiß nicht wenig ſagen will.

Alles, was ich bis dahin geſagt habe, iſt unſtreitig und klar. Da mir aber die Hartnäckigkeit und Bosheit unſrer Feinde bekannt iſt, ſo ſehe ich vorher, daß ſie mit höhniſchem Gelächter ſagen werden: Sie machten uns unſre Vortreflichkeit nicht ſtreitig; ſie glaubten im Gegentheil gerne, daß wir ohne Vernunft, ohne Nachdenken und ohne vorhergegangene Prüfung unſrer Kräfte ſchreiben könnten; allein unſere Schriften wären auch darnach; wir hätten bey Vernünftigen wenig Ehre davon; niemand wollte ſie auch kaufen, und wer ſie noch läſe, der ſpottete darüber. Dieſer Einwurf kann vielen fürchterlich vorkommen; mir aber nicht. Denn ein ſchlechter Schriftſteller kann auch gründliche Einwendungen mit Nachdruck widerlegen, und ſeinen Feinden zeigen, daß ſie Unrecht haben, wenn er ihnen gleich zugiebt, ſie hätten Recht. Ich ſehe dies als eine wahre Kleinigkeit an, und

will

will es nicht einmal unter unſern Vortreflichkeiten mit aufzählen. Ein billiger Leſer wird ſchon wißen, was er davon denken ſoll. Ich darf mich auch diesmal gar nicht angreifen, ſondern begnüge mich, unſern Feinden mit aller Beſcheidenheit zu ſagen, daß ihr Einwurf nichts bedeute, und alles, was ſie ſagen, grundfalſch ſey.

Wir ſind mit der Ehre, die uns unſre Schriften bringen, wohl zufrieden. Sind wir nicht ſo glücklich, den Beyfall der guten Schriftſteller zu erhalten, ſo können wir uns damit tröſten, daß es immer noch billige Gemüther giebt, die das verächtliche Urtheil, das die guten Schriftſteller von unſern Schriften fällen, für verdächtig halten, weil es von unſern Feinden kömmt, und ſich dadurch nicht abſchrecken, im Gegentheil gerade beſtimmen laſſen, unſre Schriften zu leſen. Unſre Schriften mögen alſo beſchaffen ſeyn, wie ſie wollen, ſo finden ſie doch allemal zuletzt noch einen Verleger, Käufer und Leſer.

— —

— — ils trouvent pourtant, quoiqu'on puiſſe dire,
Un Marchand pour les vendre, & des ſots pour les lire.

(Man ſage, was man will, ſie treiben doch ihr Weſen;
Verleger finden ſie, und Thoren, die ſie leſen.)

Man frage nur die Buchhändler, ob nicht Bücher von meinen geliebten Mitbrüdern zuweilen auf den Meſſen den ſtärkſten Abgang haben, und deswegen ihre Verfaſer von den Verlegern gut bezahlt werden. Wie begierig werden nicht oft Schriften gekauft, über die, wenn ſie nach Jahr und Tag in **Jena, Kiel, Salzburg, Gotha, Göttingen, Leipzig, Rinteln** angezeigt werden, ein unbarmherziges Gericht ergeht! Unſre Arbeiten erleben zuweilen mehrere Auflagen und die berühmteſten Buchführer haben es darum kein Hehl, zu geſtehen, daß ihr Maaſſtab der Güte einer Schrift ein ganz andrer als der der Herren Rezenſenten ſey. Ich muß mich alſo ſehr verwundern,

daß

daß unſre Feinde ſo unverſchämt ſeyn und ſagen können, niemand wolle unſre Schriften kaufen, die ſie doch ſelbſt mit Luſt leſen, und worauf ſie ordentlich lauern, ja die ſie ſelbſt durch ihre ſinnreichen Verſpottungen derſelben bekannt machen, ſo daß andre begierig werden, ſie zu leſen. Wir haben alſo das Vergnügen zu ſehen, daß ſelbſt unſre Feinde unſern Namen verherrlichen müſſen. Würden ſie uns in Ruhe laßen, unſer Ruhm würde nicht halb ſo weit erſchallen.

Indeſſen würde es uns doch ohnedem nie an einer Menge von Verehrern und Bewunderern fehlen. Unſre Schriften ſind ſo beſchaffen, daß ſie den Unwiſſenden, den Ungebildeten, den Beſchränkten, den Geſchmackloſen, den Abergläubiſchen, um nicht wie unſre groben Feinde zu ſagen, dem Pöbel der Leſewelt nothwendig gefallen müſſen, weil ſie ganz nach deſſen Begriff eingerichtet ſind. Wir entfernen uns nicht einen Finger breit von den allgemeinen Vorurtheilen. Wir verſteigen uns nicht zu hoch in unſern Betrachtungen, ſondern halten uns herunter zu dem Niedrigen. Dies macht unſre

Werke

Werke dem gröſten Haufen verſtändlich, und erwirbt uns deſſen Beyfall. Die guten Schriftſteller ſind ſo glücklich nicht. Ihre Schriften ſind den meiſten zu hoch, weil ſie mit Vernunft gemacht ſind. Sie werden alſo, wenn auch zuweilen von vielen gekauft, doch von wenigen geleſen, und von noch wenigern gelobt, weil niemand leicht an Sachen, die er nicht verſteht, Geſchmack findet. Tantum quisque laudat, quantum se posse sperat imitari. (Jeder lobt nur ſo viel, als er hoft nachahmen zu können.) Die guten Schriftſteller ſind naſeweiſe und wollen alle Welt meiſtern. Sie tadeln die herrſchenden Thorheiten und haben das Herz, die Wahrheit zu ſagen, die doch ſo bitter iſt. Dies ſetzt kein gutes Geblüt zwiſchen ihnen und den meiſten ihrer Leſer, und bringt ihnen keinen andern Vortheil, als daß man ſie für eigenſinnige Grillenfänger hält, und als ſolche verſpottet.

Hos populus ridet, multumque torosa juventus
Ingeminat tremulos naso crispante cachinnos.

(Ihrer spottet das Volk; es rümpft die blühende Jugend
Ueber sie höhnend die Nase, läßt lautes Gelächter erschallen.)

Ja man sieht sie für gefährliche und unruhige Köpfe an, und haßt sie. Die guten Schriftsteller sind auch viel zu klug, als daß sie dies nicht merken sollten; sie wissen es wohl, und sind sich, wenn sie sich recht besinnen, selbst deswegen gram. Sie erkennen auch, daß aller Haß, den der größte Haufe gegen sie — und die Verachtung, die er gegen ihre Schriften blicken läßt, blos daher kömmt, weil sie ihre Vernunft, gegen die Gewohnheit des menschlichen Geschlechts, gar zu sehr gebrauchen, und es ist kein Zweifel, daß sie insgeheim die Vernunft als eine Quelle ihres Unglücks oft verwünschen. Cicero wenigstens hat gegen einen seiner besten Freunde, im Vertrauen, aufrichtig gestanden, daß er viel darum geben wollte, wenn er der seinigen mit Ehren los werden könnte. „Fama, sagt er, ingenii mihi „est abjicienda; quod si possem, non recusa„rem.“ Von Lessing wollte man ebenfalls

bes

behaupten, daß er es eben für kein groſſes Glück gehalten habe, daß er ſo vernünftig war, und daß er ſelbſt in ſeinen letzten Tagen unter vier Augen geſtanden habe, er hätte ein weit ruhigeres und gemächlicheres Leben führen können, wenn er die Irrthümer und Vorurtheile der Menſchen mehr geſchont hätte. Oeffentlich wollen ſie aber freylich ihr Elend nicht bekennen; dazu ſind ſie viel zu ſtolz und halsſtarrig.

Stellt man ihnen vor, wie groß immer noch die Menge derer ſey, die ſich an den Schriften ſchlechter Schriftſteller ergötzen, und wie klein hingegen das Häuflein derer ſey, die die ihrigen leſen, ſo ſprechen ſie: Sie bekümmerten ſich um den Beyfall der Unwiſſenden, der Unverſtändigen, der Ungelehrten ſehr wenig, und wären zufrieden, wenn auch nur wenige Kenner von ihrer Arbeit ein günſtiges Urtheil fällten; die Mehrheit der Stimmen könnte die Güte einer Schrift nicht entſcheiden; und eben das wäre ein ſicheres Kennzeichen eines Stümpers, daß er ſich auf den Beyfall der Menge, auf das Lob der Ungelehrten beriefe.

Es iſt ein Glück für die guten Schrift-
ſteller, daß ſie ſich ſo artig zu tröſten wiſen.
Aber ich befürchte, dieſe Troſtgründe werden
zur Zeit der Anfechtung nicht Stich halten;
denn ſie ſind herzlich ſchwach. Ich will nicht
einmal bemerken, daß es guten Schriftſtellern
eben keine große Ehre macht, wenn ſie ſagen,
ſie bekümmerten ſich wenig darum, was der
gröſte Hauſe von ihnen urtheilte. Ehrliebende
Gemüther ſind ganz anders geſinnt, und ſu-
chen, ſo viel wie möglich, auch den geringſten
zu gefallen. Ich will nur ſagen, daß es ein
unerträglicher Stolz iſt, den Beyfall der
Menge ſo gering zu ſchätzen, und diejenigen
Stümper zu ſchelten, die ſtolz darauf ſind.
Die guten Schriftſteller ſtehen unſtreitig in
dem Wahne, die Ungelehrten wären völlig un-
fähig, ihre Schriften zu beurtheilen. Aber
ſie könnten leicht inne werden, wie ſehr ſie
ſich irren, wenn ſie nur bedenken wollten, daß
allgemein dafür gehalten wird, ein Frauenzim-
mer könne nicht ſo gut von der Schönheit
eines andern Frauenzimmers urtheilen, als
eine Mannsperſon. Man glaubt nemlich, ein
jedes halte ſich für das ſchönſte, und verachte

andre

andre neben ſich. Die Gelehrten gleichen in dieſem Falle dem ſchönen Geſchlechte vollkommen; und es iſt kein einziger, wie elend es auch um ihn beſtellt ſeyn mag, der ſich nicht in ſeinem Herzen für klüger halten ſollte, als alle ſeine Brüder. Es muß alſo nothwendig Haß und Neid unter den Gelehrten herrſchen, und dies erlaubt ihnen nicht, unpartheyiſch zu ſeyn. Von dieſen Affekten ſind die Ungelehrten frey, und urtheilen demnach unpartheyiſch von den Schriften, die ihnen vorkommen. Sollte denn ihr Urtheil nicht höher zu ſchätzen ſeyn, als das Urtheil einiger neidiſchen Gelehrten, die nichts als ihre eigne Arbeit hoch halten, und alſo alles, was ſie nicht ſelbſt gemacht haben, tadeln müſſen? Mir deucht, wer ſich dem Ausſpruch ſo unpartheyiſcher Richter nicht unterwerfen will, verräth ein ſchlechtes Zutrauen zu ſeiner Sache und muß kein gutes Gewißen haben. Dieſer Verdacht wird dadurch nicht gehoben, daß die guten Schriftſteller ſagen: Die Ungeleheten verſtünden die Schriften der Gelehrten nicht, und könnten alſo nicht davon urtheilen. Denn dieſe Ausflucht gründet ſich auf nichts als auf den lächerlichen

Wahn, daß man die Sache verſtehen müſſe, von der man urtheilt. Ich ſchmeichle mir, dieſe Grille gründlich widerlegt zu haben. Wir ſchlechten Schriftſteller urtheilen von vielen Sachen, die wir nicht verſtehen; unſre Gönner und Freunde verſtehen dieſe Kunſt auch; ſind die guten Schriftſteller ſo geſchickt nicht, ſo iſt es ein Unglück für ſie, aber ſie werden ſo gut ſeyn, und von ihrer Unfähigkeit nicht auf die unſrige ſchließen.

Die guten Schriftſteller könnten zwar noch einwenden, ſie wüßten wohl, daß es Leute gäbe, die von Sachen urtheilten, die ſie nicht verſtünden; das müßte aber doch nicht ſo ſeyn. Allein ich will ſie gebeten haben, davon nur zu ſchweigen. Denn wenn nur Gelehrte das Recht hätten, den Werth gelehrter Arbeiten zu beurtheilen, ſo würden ja die Gelehrten in Eine Klaße mit den geringſten Handwerkern zu ſtehen kommen. Bey dieſen muß das Amt die Arbeit eines jungen Meiſters beurtheilen, weil man glaubt, daß nur das Amt die Sachen verſtehe. Die Gelehrten haben keine dergleichen Handwerksverfaßung, und es wäre ihnen auch in der

That

That ſchimpflich, wenn ſie ſich Leuten gleichſtellten, die in ihren Augen ſo verächtlich ſind.

Da nun jeder, er mag es verſtehen oder nicht, von den Schriften der Gelehrten zu urtheilen nicht nur geſchickt, ſondern auch befugt iſt, ſo mögte ich wohl wiſſen, warum wir nicht Urſache haben ſollten, auf den Beyfall des gröſten Haufens ſtolz zu ſeyn; und ob es nicht ein lächerlicher Hochmuth iſt, daß ſich unſre Feinde ſo wenig darum bekümmern? Sie müſſen in der That ganz wunderlich organiſirt ſeyn. Denn auſſer ihnen iſt gewiß niemand, der nicht wünſchen ſollte, von dem gröſten Haufen gelobt zu ſeyn.

An erit, qui velle recuſet,
Os populi meruiſſe?

Wen ſollt' es nicht ſchmeicheln,
Sich erworben zu haben den Beyfall der Menge? —

Dem berühmten Redner, **Demoſthenes**, auf den unſre Feinde ſo viel halten, that es gewiß

wiß ſehr wohl, als eine geringe Frau in Athen, ihrer Nachbarinn, doch ſo, daß er es hörte, ins Ohr ſagte: Das iſt der berühmte Demoſthenes! „Demosthenes, ſagt Cicero, „illo ſuſurro delectari ſe dicebat aquam ſe„rentis mulierculae, ut mos in Graecia eſt, „inſuſurrantisque alteri: Hic eſt ille De„mosthenes.“ So würde auch einer meiner Freunde ſchon längſt vor Kummer wie ein Schemen verſchwunden ſeyn, wenn nicht das Lob der alten Mütterchen, der Mätterinnen, der Haushälterinnen, und das gütige Urtheil einer ehrſamen Schneider- und Leinenweber-Zunft und andrer ehrlichen Männer, ihn in ſeinem ſchweren Leiden aufrichtete. Er hat aber Urſache, ſich groß damit zu wiſſen, und ſich in Rückſicht auf dieſen Beyfall für einen guten Schriftſteller zu halten; und die das Gegentheil behaupten, ſind boshafte Läſterer. Denn wer wollte ſo vielen ehrlichen und unpartheyiſchen Perſonen beyderley Geſchlechts nicht glauben?

— egregium cum me vicinia dicat,
Non credam?

(Soll

(Soll ichs nicht glauben, wenn mich die Nachbarn den Treflichen nennen?)

Muß man also nicht über die Keckheit unserer Feinde erstaunen, die sich nicht scheuen, der uns bewundernden Menge ins Angesicht zu widersprechen, und, ob sie gleich überstimmt sind, dennoch von ihrer übeln Meinung, die sie von uns hegen, nichts wollen fallen laßen?

Daß sie sagen, die Mehrheit der Stimmen könne hier nicht gelten, das kann ihr Betragen keinesweges rechtfertigen. So reden die Ketzer auch, und haben doch Unrecht, weil sie Ketzer, das ist überstimmt sind. Unsre Feinde müßen sich gewiß auch nicht an die reine Lehre halten; wie wäre es sonst möglich, daß sie auf so gottlose Gedanken geriethen? Wenn die Rede von der Güte einer Schrift oder von der Wahrheit eines Satzes ist, so findet, sagen sie, die Mehrheit der Stimmen nicht Statt. Heißt dies nicht offenbar, der christlichen Kirche, die es zu allen Zeiten, in weit wichtigern Fällen, auf die Mehrheit der Stimmen hat ankommen laßen, eine entsetzliche Thorheit und Ungerech-

tigkeit verwerfen? Es iſt ein Glück für uns, daß die Kirchenväter klüger geweſen. Hätten unſre Feinde vor dreyzehen oder vierzehen Jahrhunderten gelebt, und etwas zu ſagen gehabt, ſo wäre keine einzige Kirchenverſammlung gehalten worden, und die Ketzer würden freye Hände gehabt haben, den Weinberg der Kirche, nach Belieben, zu verwüſten.

Ich erſchrecke, wenn ich daran denke, und bitte unſre Widerſacher, in ſich zu gehen, und zu erwägen, wohin ihr Haß gegen uns ſie zuletzt führt. Sie ſehen wohl, daß ſie, ſo lange ſie vernünftig ſchreiben, den Beifall des größten Haufens nicht erlangen können. Sie machen es alſo wie der Fuchs in der Fabel, und verſchmähen, was ihnen nicht werden kann. In ihrem Unmuth ſtoßen ſie Worte aus, die ſchrecklich ſind zu hören, und bringen ſich dadurch in einen noch üblern Ruf bey den Unpartheyiſchen, die ſie ſo verächtlich den Pöbel nennen. Ich bedaure ſie dieſfalls, ob ich gleich weiß, daß ſie über mein Mitleiden lachen werden. Denn ich bin überzeugt, es werde ſie einmal gereuen, daß ſie

die

die Ehrerbietung, die dem größten Haufen gebühret, aus den Augen gesetzt haben, und ihre Verantwortung werde um so größer seyn, je besser sie wissen, daß des Volks Stimme so viel gilt, als Gottes Stimme. Vox populi, vox Dei. Ueberdem müßen sie sich nicht einbilden, daß die Menge, die uns und unsern Schriften hold ist, aus lauter geringen Personen bestehe. Sie können glauben daß sich Generale, Staatsminister, Geheimeräthe, Oberconsistorialräthe und andre vornehme und angesehene Personen aus allen Ständen darunter befinden. Denn Gott giebt denjenigen, die er, aus uns oft unerforschlichen Absichten, groß macht, nicht allemal mit der Würde, die sie bekleiden, so viel Verstand, als man haben muß, um an guten Schriften ein Vergnügen zu finden; und man hat schon lange bemerkt, daß diejenigen, welche die wichtigsten Aemter verwalten und die größten Ehrenstellen besitzen, wie viel sie auch sonst von sich halten mögen, doch nicht selten so bescheiden gewesen sind, daß sie sich in ihren Urtheilen wenig oder gar nicht von dem Pöbel entfernt, und sich minder durch Geschmack als vielmehr nur durch die

Sitt-

Kleidung von demſelben zu unterſcheiden geſucht haben. „Mirari quidem non debes, „ſagt Seneca, corrupta excipi non tantum „a corona fordidiore, ſed ab hac turba „quoque cultiore; togis enim inter ſe iſti, „non judiciis diſtant.“ (Du darfſt dich gar nicht verwundern, daß ſchlechte Werke nicht blos von den niedrigern, ſondern auch von den höhern Ständen mit Beyfall aufgenommen werden; denn dieſe ſind von jenen oft nur in der Kleidung, nicht in dem Geſchmack verſchieden.)

Es iſt alſo eine unverantwortliche Grobheit, daß unſre Feinde von dem, was ſie Pöbel nennen, ſo verächtlich reden, da ſich doch Perſonen darunter befinden, denen ſie alle Ehrerbietung ſchuldig und die im Stande ſind, die Verachtung, die man gegen ihre Urtheile äuſert, mit Nachdruck zu rächen. Ich wünſche nicht, daß die guten Schriftſteller jemals ihren mächtigen Arm auf ihrem Nacken fühlen mögen. Aber es ſollte mir eine Freude ſeyn, wenn dieſe Herren durch meine gründlichen Vorſtellungen überzeugt, endlich einmal begriffen:

sen: Daß unsre Schriften den Meisten gefallen, daß der Beyfall des größten Haufens nicht zu verachten ist, daß, wer sich darauf beruft, kein Stümper ist, daß wir schlechten Schriftsteller mit Recht darauf stolz sind, und daß uns dieser Beyfall einen grosen Vorzug vor unsern Feinden giebt, und unsre Vortreflichkeit eben so unstreitig macht, als der Ausspruch des Delphischen Orakels die Weisheit des Sokrates.

Ich habe dies handgreiflich erwiesen. Allein was wird es helfen? So lange unsre Feinde sehen, daß viele schlechte Schriftsteller in der äusersten Verachtung leben, und ihre Schriften entweder gar nicht abgehen, oder nur von Spöttern gekauft werden, so lange werden sie immer behaupten, daß eine Schrift, ohne Vernunft gemacht, ihrem Verfaßer wenig Ehre bringe. Nun könnte ich zwar dies mit eben so viel Fug und Recht läugnen, als meine Brüder läugnen, daß sie schlechte Schriftsteller sind. Allein ich mache mir ein Gewisen, dem Augenscheine zu widersprechen. Es ist leider nur allzuwahr, daß viele meiner Brüder von aller Mühe,

die

die sie auf ihre Schriften verwenden, nicht so viel haben, daß auch nur ein einziger ihrer Arbeit lohe. Es ist unstreitig, daß eine ansehnliche Anzahl schlechter Schriften kaum das Tageslicht sieht, und von den Motten verzehrt wird. Viele werden von den Buchhändlern zu Makulatur gebraucht; und einige haben gar das Unglück, daß sie, kaum aus der Presse ackommen, nach dem Gewürzladen geschickt werden.

— — in vicum vendentem thus et odores
Et piper, et quicquid chartis amicitur ineptis.

(— — Zum Krämer, der Weihrauch, Gewürze,
Pfeffer verkauft, und was man sonst noch wickelt in Schriften
Albernen Inhalts. —)

Aber dies widrige Schicksal schlechter Schriften, worüber unsre Feinde spotten, kann das, was ich von den Vorzügen und von der Vortreflichkeit der schlechten Schriftsteller geschrieben habe, unmöglich umstoßen und unwahr

wahr machen. Keine Regel ist ohne Ausnahme; und wenn ich sage, daß das Unvernünftige dem größten Haufen am beßten gefalle, so begehre ich nicht zu läugnen, daß nicht zuweilen eine unvernünftige Schrift von dem Pöbel anders, als es billig geschehen sollte, aufgenommen werde. Ich weiß wohl, was solchen Schriften oft zu geschehen pflegt; aber alles, was ihnen begegnet, sind Unglücksfälle, von welchen man, ohne Unbilligkeit, auf ihren innern Werth keinen Schluß machen kann, und worüber die guten Schriftsteller um so weniger Ursache haben zu spotten, je gewißer es ist, daß ihre Schriften diesem Schicksale eben so wohl unterworfen sind, als die unsrigen. Es ist auch eine große Frage, ob mehr schlechte als gute Schriften verloren gegangen sind. Und mißbraucht man unsre Blätter zu Pfeffer-Duten, so hat man wohl eher in die Schriften des Livius Käse gewickelt; ja ich frage jeden lebenden guten Schriftsteller auf sein Gewißen, ob ihn noch nie eine leise Ahndung angewandelt habe, daß auch von seinen Schriften einige oder mehrere den Weg alles Fleisches gegangen seyen; ich will mehr nicht

sagen

sagen, um keinen von ihnen zu beschämen: denn wie schamroth müßten sie werden, wenn ich sagen wollte, wo ich von den berühmtesten unter ihnen mehrere Schriften schon oft gesehen habe!

Gesetzt aber auch, dies Unglück wieder führe nur unsern Schriften, gesetzt, es fiele dadurch alles, was ich von dem Vorzug der schlechten Schriften vor den guten, in Ansehung der Anzahl ihrer Bewunderer, geschrieben habe, gänzlich über den Haufen, so würde doch darum der Vortreflichkeit meiner Brüder nichts abgehen, weil sich dieselbe nicht auf die Begriffe, die sich andre von uns machen, sondern auf unsre eigene Empfindung, auf ein wahres Intuitionsgefühl von unserm Werthe gründet. Unsre Feinde irren sich, wenn sie glauben, daß ich unsre Vortreflichkeit in dem Beyfall des großen Haufens suche. Nein wir stützen uns diesfalls auf unsre eigne gute Meinung von uns selbst.

Was ich hier schrieb, hat keinen andern Zweck, als sie zu überzeugen, daß der Mangel

der

der Vernunft uns nicht so verächtlich macht, als sie sich einbilden, sondern uns vielmehr, in der Regel, den Beyfall und die Hochachtung aller uns gleichgesinnten, und folglich der meisten Menschen erwerbe. Aber glauben sie denn, daß wir ohne diese Hochachtung nicht glücklich seyn können? Ich gestehe, es ist eine angenehme Sache, von vielen gelobt zu werden; allein mir deucht, wir würden doch bleiben, was wir sind, wenn wir gleich von aller Welt ausgezischt, und unsre Schriften von niemanden gelesen, oder von allen, die sie lesen, getadelt würden. Der Mangel der Vernunft, der uns das Schreiben so leicht, und unsre Schriften dem größten Haufen so angenehm macht, würde uns auch auf den Fall, gute Dienste leisten, wenn der größte Haufe, von unsern Feinden schlüge, und wir würden in unserm Unglück größer seyn, als in glücklichen Tagen. Unsern Feinden kann dies so unglaublich nicht vorkommen; denn sie kennen unsre Großmuth, unsre Geduld, unsre Gelaßenheit. Wir haben ihnen, seitdem sie uns geängstigt haben, so viele ausnehmende Proben davon gegeben, daß sie selbst darüber erstaunt sind. Was würden sie also

erſt ſagen, wenn ſie ſehen ſollten, wie wenig wir uns daraus machen würden, wenn gleich alle, die uns ſonſt noch hochgehalten haben, mit ihnen auf uns losſtürmten? Sie hielten es nicht aus, wenn ihnen dergleichen begegnete; denn man weiß, wie eitel und empfindlich ſie bey allem Hochmuth ſind, den man an ihnen kennt. Wir hingegen, dies kann ich heilig verſichern, würden dies Unglück, wie groß es auch ſeyn mögte, nicht einmal empfinden.

Wie wenig Verſtand man uns auch zuſchreiben mag, wir begreifen doch, daß es thörigt iſt, ſeine Glückſeligkeit in Dingen zu ſuchen, die außer uns ſind. Unſer Wahlſpruch iſt:

— ne te quaeſiveris extra!

(Suche dich nicht außer dir ſelbſt!)

Und die gütige Natur, die wohl vorhergeſehen, daß wir wegen unſrer Schriften viele Anfechtungen haben würden, hat uns dergeſtalt gegen die Angriffe unſrer Feinde gewafnet, daß alle Pfeile der Spötter, wie ſpitzig und wie

ſcharf

ſcharf ſie auch ſeyn, uns nicht die geringſte ſchmerzhafte Empfindung verurſachen können. Eine innere Empfindung unſrer Vortrefflichkeiten erſetzt uns den Mangel fremden Lobs, womit ſich unſre Feinde ſo groß wiſſen, und tröſtet uns kräftig, wenn man unſer ſpottet.

Ridentur mala qui componunt carmina; verum
Gaudent ſcribentes et ſe venerantur, et ultro,
Si taceas, laudant quicquid ſcripſere beati.

(Lache man immer der ſchlechten Dichter, ſie freun ſich der Werke
Ihrer Hände, bewundern ſich ſelbſt, und ſchweigeſt du ſtille,
Loben ſie unaufgefordert ihr Werk, die ſeligen Geiſter.)

Unſre Schriften führen alſo, wie die Tugend, ihre Belohnung mit ſich, und wir haben nicht nöthig, den Lohn unſrer Arbeit von andern zu erwarten. Ein gewiſſer Lehrer der rö-

miſchen Kirche, der Pater Garaße, hatte einſt hierüber ganz artige Gedanken. Er meint, Gott beweiſe ſich eben ſo gnädig als gerecht gegen uns als gegen die Fröſche. Denn wie er dieſen die Gnade verleihe, ſich ſelbſt an ihrem eben nicht ganz angenehmen Geſange zu beluſtigen, ſo habe er es, in Anſehung unſer, ſo weislich gefügt, daß wir, da niemand unſre Verdienſte erkennen will, eine ungemeine Zufriedenheit mit uns ſelbſt hätten. „Selon, la „juſtice, ſpricht er, tout travail honête doit „être recompenſe de louange ou de ſatis„faction. Quand les bons eſprits font „un ouvrage excellent, ils ſont recompen„ſés par les applaudiſſemens du public. „Quand un pauvre eſprit travaille beau„coup pour faire un mauvais ouvrage, il „n'eſt pas juſte ni raiſonnable, qu'il atten„de des louanges publiques; car elles ne „lui ſont pas dues. Mais afinque ſes tra„vaux ne demeurent pas ſans recompenſe, „Dieu lui donne une ſatisfaction perſon„nelle que perſonne ne lui peut envier ſans „une injuſtice plus que barbare. Tout „ainſi que Dieu qui eſt juſte donne de la „ſatis-

„satisfaction aux grenouilles de leur chant;
„autrement le blâme public, joint à leur
„mécontentement; serait suffisant pour
„les reduire au desespoir.“ (Die Gerechtigkeit erfordert, daß jede ehrliche Arbeit mit Lob oder Zufriedenheit belohnt werde. Wenn nun die guten Köpfe eine vortrefliche Schrift verfertigen, so werden sie durch den Beyfall des Publikums belohnt. Arbeitet sich hingegen ein dürftiger Kopf ab, um ein schlechtes Werk zu Stande zu bringen, so ist es weder gerecht noch billig, daß er öffentliche Lobsprüche erwarte; denn man ist ihm keine dafür schuldig; damit aber doch seine Arbeiten nicht ganz unbelohnt bleiben, giebt ihm Gott eine persönliche Zufriedenheit, die ihm niemand ohne eine überbabarische Ungerechtigkeit beneiden kann. So giebt der gerechte Gott auch den Fröschen Zufriedenheit mit ihrem Gesang. Sönst würde auch der öffentliche Tadel, vereinigt mit ihrer eignen Unzufriedenheit sie zur Verzweiflung bringen.)

Leute, für die der Himmel so gütig gesorgt hat, können sich leicht wegen der Verachtung, die eine böse Welt gegen sie äußert, beruhigen,

und unſre Feinde können ſonach, wenn ſie wollen, leicht die Urſache ergründen, warum die Spöttereyen, wodurch ſie uns wehe thun wollen, ſo fruchtlos ſind. Unſre Zufriedenheit mit uns ſelbſt macht ihre beharte Bemühung vergeblich, und ich ſage alſo nicht zu viel, wenn ich behaupte, daß dieſelbe die größte unſrer Vortreflichkeiten und der Grund unſrer Glückſeligkeit ſey.

So lange wir mit uns ſelbſt zufrieden ſind, und an unſrer Arbeit ein Vergnügen finden, wird alles, was unſre Feinde gegen uns beginnen, viel zu ſchwach ſeyn, um uns unglücklich zu machen und unſre Gemüthsruhe zu ſtören. **Cicero** nennt die Anhänger **Epikurs** glücklich, und giebt keine andre Urſache davon an, als weil ſie ſichs einbildeten. „Sunt enim, „ſpricht er, et boni viri, et quoniam ſibi ita „videntur, beati.“ Da wir nun dieſelbe Einbildung haben, ſo mögte ich den ſehen, der uns eine unangenehme Stunde machen könnte. Ein ſchlechter Schriftſteller iſt über die Läſterungen und Spöttereyen ſeiner Neider weit erhaben.

Cel-

Celsior exsurgit pluviis auditque ruentes
Sub pedibus nimbos et rauca tonitrua calcat.

(Hoch entschwingt sich der Edle dem Regen, hört unter dem Fuße
Die sich ergießenden Schauer, und tritt die rollenden Donner.)

Man mache ihm seine Unwißenheit, seine Geistesschwäche, seine Thorheit, seine Ungeschicklichkeit noch so anschaulich, er wird doch dabey bleiben, daß die Natur ihr Meisterstück an ihm bewiesen und sich an seinen Schriften, die andere ohne Langeweile oder Widerwillen nicht lesen können, auf seine eigne Hand ergötzen.

Ich sehe nicht, was man gegen einen solchen Menschen vermögen kann. Er ist unüberwindlich, und die guten Schriftsteller sind große Thoren, wenn sie glauben, daß sie ihn auf andre Gedanken bringen können. Ihre Klagen über unsre Hartnäckigkeit zeigen deutlich, daß sie die Eitelkeit ihrer Bemühungen selbst erken-

nen. Sie müßen also auch wider ihren Willen gestehen, daß Leute, die so sehr von sich eingenommen sind, daß man ihnen die süße Einbildung von ihrer Vortreflichkeit, und die darauf sich gründende Zufriedenheit mit ihrem Zustande auf keinerley Weise rauben kann, die glücklichsten Geschöpfe unter der Sonne sind. Ist es nun nicht, wie der Pater Garaße sagt, barbarisch gehandelt, wenn man seinem Mitchristen sein Glück nicht gönnt? Dies heißt die Bosheit auf das höchste treiben; und unsre Feinde sollten sich also schämen, von uns zu verlangen, daß wir die Vernunft gebrauchen sollten. Dies Ansinnen kömmt mir eben so höflich und christlich vor, als wenn ich jemanden ersuchen wollte, er mögte doch so gut seyn, und sich von einem Felsen herabstürzen. Könnten unsre Feinde uns zu dieser Thorheit verleiten, so wäre es um uns geschehen, und wir würden hinfort keine fröhliche Stunde haben.

Denn die Zufriedenheit mit uns selbst, die uns glücklich macht, und uns einen so großen Vorzug vor unsern Feinden giebt, kann mit dem Gebrauch der Vernunft unmöglich bestehen.

Sobald

Sobald wir der Vernunft zu vielen Willen laßen, nimmt sie sich unerträgliche Freyheiten, heraus. Sie hat die böse Gewohnheit, daß sie allen, die ihr zu viel Gehör geben, den vermaledeiten Rath giebt, sie sollten sich bestreben, sich selbst kennen zu lernen. Ein schöner Rath für uns schlechte Schriftsteller. Der Mangel der Selbsterkenntnis ist der einzige Freund unsrer Zufriedenheit; wir müßten also den Kopf verlohren haben und noch weit weniger Verstand haben als uns unsre Feinde zutrauen, wenn wir nicht mit aller Macht unsre Vernunft, die so verführerisch ist, im Zaum halten. Wenn zum Beyspiele drey meiner besten Freunde sich selbst kennten, sie würden schon längst in Verzweiflung gerathen seyn, und hatten sich vielleicht schon selbst ein Leid angethan. Aber so leben sie noch, sind fröhlich und guter Dinge. Ihre Feinde verwundern sich darüber, blos darum, weil sie die Vortreflichkeiten der schlechten Schriftsteller nicht einsehen. Hätten sie aber die Alten gelesen, so würden sie sich über die Unempfindlichkeit und Zufriedenheit, welche diese drey theuren Männer mitten in ihrem Unglück,

recht wie Sadrach, Mesach und Abednego in dem feurigen Ofen, zu erkennen geben, nicht im geringsten verwundern.

Plinius hat in seiner Naturgeschichte schon längst die Bemerkung gemacht, daß die Esel von gewißen bekannten stechenden Insekten frey seyn. Wem es gegeben ist, den mystischen Sinn dieser dem Buchstaben nach ungegründeten Bemerkung zu faßen, der sieht wohl, daß Plinius nichts anders sagen wollte, als daß ein schlechter Schriftsteller kein Gefühl von seinen Mängeln habe. Die Gründlichkeit dieser Auslegung zu beweisen, ist überflüßig. Es ist eine alte Gewohnheit, von einem schlechten Schriftsteller unter dem Bilde eines Esels zu reden; und da jedermann weiß, daß die Erkenntnis unsrer Schuld mit Einem Worte das Gewißen genennt wird, das Gewißen aber in dem Rufe steht, daß es Biße verursache oder steche, so ist leicht zu begreifen, was für eine Aehnlichkeit zwischen ihm und jenen stechenden Insekten sey. Ich will mich weiter dabey nicht aufhalten; nur bitte ich meine Leser, mit mir zu erwägen, was für Vortheile die vortrefliche

Ei-

Eigenschaft, die wir nach Plinius und der Erfahrung zufolge besitzen mit sich führt.

Die Erkenntnis der Fehler gebiehrt Reue. Die Reue ist eine Art von Traurigkeit, also ein unangenehmer Affekt. Sie läßt sich ohne Zerknirschung, ohne Verachtung oder Verabscheuung seiner selbst nicht denken. Sie macht demnach einen Menschen mit seinem Zustande misvergnügt; und wer mit seinem Zustande nicht zufrieden ist, kann nicht glücklich seyn. Unsre Feinde erkennen es mit ihrem Schaden, daß das, was ich hier schreibe, die Wahrheit ist. Je mehr Verstand sie haben, um so mehr schärft sich ihr Sinn für Unvollkommenheiten und Fehler; und diese verdrießliche Einsicht macht ihnen das Leben recht sauer. Ich darf ihnen nicht zu Gemüthe führen, mit welchen Schmerzen sie ihre geistlichen Kinder gebähren; sie wißen es beßer, als ich es ihnen sagen kann; sie läugnen es auch nicht. Und wird endlich zuletzt ein guter Schriftsteller von seiner gelehrten Bürde nach einer schweren Geburt entbunden, so ist er nicht einmal so glücklich als die Affen, die ihre Jungen, deren Häßlichkeit ungeachtet,

zärts

zärtlich lieben; sondern er entdeckt an den Kindern seines Verstandes, wie schön sie auch sind, so viele Gebrechen, daß er sie kaum ansehen mag.

Et toujours mécontent de ce qu'il vient de faire
Il plait à tout le monde et ne saurait se plaire.

(Der Thor von gutem Kopf ist nie mit sich zufrieden;
Auch allgelobt, hat er in sich doch keinen Frieden.)

Ein schlechter Schriftsteller hingegen gebiehrt ohne Schmerzen und erdrückt seine Jungen beynahe vor Liebe, nicht anders als die Affen. Man lache darüber so viel man will, man wird doch nicht in Abrede seyn können, daß ein schlechter Schriftsteller weit glücklicher sey, als ein guter. Es ist nicht nöthig, daß ich mir die Mühe gebe, dies mit vielen Gründen zu beweisen. Unsre Feinde sind so billig, dies selbst zu erkennen. Boileau beneidete den Scribler Pelletier. Er sagt:

J'an-

J'anvie en écrivent le fort de Pelletier.

(O wie beneid' ich ihn, arbeitet ſchwer mein Geiſt!)

Und Horaz ſagt ausdrücklich, er mögte lieber ein ſchlechter Schriftſteller ſeyn und ſeine Fehler nicht erkennen, als einer der beßten und dabey misvergnügt mit ſich ſelbſt ſeyn.

Praetulerim, ſcriptor deliras, inersque videri
Dum mea delectant mala me vel denique fallant
Quam ſapere et ringi.

(Lieber will ich unſinnig und ungeſchickt heiſſen zum Schreiben,
Wenn mich nur meine Gebrechen beluſtigen oder verborgen
Immer mir bleiben, als klug ſeyn, und dann mir ſelbſt nie genug thun.)

Was bedürfen wir alſo weiter Zeugniß? Unſre Feinde ſelbſt machen uns unſre Vortreflich-

lichkeit und Glückſeligkeit nicht ſtreitig. Aber dennoch ſind dieſe mit ſo viel Klugheit ausgeſtatteten Geſchöpfe ſo verblendet und ſo übel berathen, daß ſie die Selbſterkenntnis für nöthig halten. Meine Leſer mögen urtheilen, ob ein ſo widerſinniges Betragen mit der tiefen und abergläubiſchen Verehrung beſtehen könne, welche die guten Schriftſteller gegen die Vernunft hegen.

Ich weiß wohl, daß es den guten Schriftſtellern nie an Ausflüchten mangelt. Sie werden ſagen: Die Erkenntnis der Fehler, wenn ſie auch anfangs unangenehm ſey, habe doch eine gute Wirkung, indem ſie dadurch zur Verbeßerung der erkannten Fehler und zum Streben nach der Vollkommenheit angetrieben würden, die, wenn man ſie erreiche, ein ſo unausſprechliches Vergnügen mit ſich führe, daß dadurch einem Schriftſteller die an die Verbeßerung ſeiner Fehler gewandte Mühe überſchwenglich belohnt würde. Soll ich aber ganz freymüthig die Wahrheit geſtehen, ſo iſt mit alle dem im Grunde nichts geſagt.

Ein

Ein Schriftsteller ist ein Mensch und muß also Fehler haben. Wer sich damit nicht zufrieden geben kann, dem weiß ich keinen beßern Rath, als daß er seine Menschheit ablege, und sich um eine Stelle unter den Cherubim und Seraphim bewerbe, oder gar göttliche Natur anziehe. In dieser Sterblichkeit nach Vollkommenheit zu streben, ist ein lächerliches und vergebliches Bemühen. Und sollte es ja möglich seyn, diese eingebildete Vollkommenheit zu erreichen, so wüßte ich doch nicht, ob es sich der Mühe lohnte, dieesfalls seiner Natur Gewalt anzuthun, und sich mit der verdrießlichen Verbeßerung einiger der Menschheit so wesentlichen Fehler zu quälen; und ob man nicht auf eine weit gemächlichere Art derjenigen Vortheile theilhaftig werden könnte, die sich unsre Feinde von der Vollkommenheit oder der gänzlichen Befreyung von allen Mängeln versprechen.

Irre ich mich nicht, so besteht aller Vortheil, den die Vollkommenheit geben kann, in dem unaussprechlichen Vergnügen, das ein Mensch, der sich keiner Fehler mehr bewußt ist, nothwendig genießen muß. Nun sind ja wir schlech-

ſchlechten Schriftſteller uns unſrer Fehler wirklich nicht bewußt; denn wir erkennen ſie nicht; wir beſitzen alſo die Glückſeeligkeit ſchon, nach der unſre Feinde mit ſo vieler Mühe ringen. Iſt dies nicht weit bequemer? Und kann man ſich des Lachens enthalten, wenn man ſieht, wie mühſame Umwege die guten Schriftſteller machen, um zu demſelben Ziele zu kommen? Sie kommen mir wahrlich nicht klüger vor, als der König Pyrrhus, der ſich einbildete, er könnte mit ſeinen Freunden des Lebens nicht froh werden, wenn er nicht vorher Italien, Sicilien, Carthago, und ich weiß nicht was für Länder mehr bezwungen hatte. Man ſtellte ihm vor, er dürfte, um zu dieſem Zwecke zu kommen, den Fuß nicht aus ſeinem Königreiche ſetzen. Eben ſo würden auch unſre Feinde, wenn ſie nur einmal bedenken wollten, wie vergnügt wir unſer Leben zubringen, ohne unſre Fehler zu erkennen, leicht begreifen, daß die Mühe, die ſie ſich geben, um zu einem Glücke zu gelangen, das in ihren Händen ſteht, höchſt unnütz ſey. Ich könnte noch mehr ſagen. Denn wenn man ihr Betragen wohl betrachtet, ſo muß man es im höchſten Grade lächerlich finden.

Sie

Sie ſuchen durch die Erkenntnis ihrer Fehler glücklich zu werden; da doch die Glückſeligkeit in dem Bewußtſeyn beſteht, von Fehlern frey zu ſeyn. Kann man wohl verkehrter handeln? Sie ſagen freylich: Sie blieben bey der Erkenntnis der Fehler nicht ſtehen, ſondern bemühten ſich, durch Ablegung derſelben die Vollkommenheit zu erreichen, die allein einen Schriftſteller glücklich machen kann. Allein ich antworte, daß es unmöglich iſt, auf dieſe Weiſe glücklich zu werden. Ich kann mich diesfalls auf die Erfahrung berufen. Wäre es möglich, ſo müßte die Zufriedenheit eines Schriftſtellers, der es in der Verbeſſerung ſeiner Fehler weit gebracht hätte, und der Vollkommenheit ſehr nahe gekommen wäre, größer ſeyn, als eines andern, der es nicht ſo weit gebracht hätte, und von der Vollkommenheit weiter entfernt wäre. Wir ſehen aber täglich das Gegentheil. Montaigne ſagt: Es verhalte ſich mit den Gelehrten wie mit den Aehren, die, ſo lange als ſie leer ſind, aufrecht ſtehen und ſich brüſten; ſo bald ſie aber von Körnern ſchwer werden, das Haupt ſinken laßen „Il eſt advenu, ſind ſeine Worte, aux gens

„veritablement ſçavans, ce qui advient aux „eſpies de bled, ils vont l'elevant et hauſ„ſant la tête droite & fiere, tant qu'ils „ſont vuides; mais quand ils ſont pleins „& groſſis de grain en leur maturite, ils „commencent à l'humilier & baiſſer les „cornes." Er hat Recht. Ein unvollkommener Schriftſteller, der ſich nicht kennt, iſt bey allen ſeinen Fehlern vergnügt, und mit ſich ſelbſt zufrieden. Je näher hingegen ein Schriftſteller der Vollkommenheit kömmt, um ſo mehr Fehler entdeckt er an ſich, um ſo eckler, verdrießlicher, misvergnügter wird er mit ſich ſelbſt. Die Urſache iſt auch ganz klar: Die Vollkommenheit, wornach die guten Schriftſteller ſtreben, iſt eine leere Einbildung und ein ſüßer Traum, womit ſich ihre groſſe Einbildung von ſich ſelbſt nährt. Das erkennen auch die Beſcheidenſten unter unſern Feinden an. Sie bekennen, daß alle ihre Arbeit, ihr Wachen, ihr Leſen, ihr Nachdenken ihnen keinen andern Vortheil gebracht habe, als daß ſie die Schranken ihrer Kräfte haben kennen lernen und zur Einſicht, daß alles Wiſſen Stückwerk ſey, nach vielem Forſchen gelangt ſeyen. Wie dieſe Entdeckung

einen

einen Menſchen vergnügt machen könne, begreife ich nicht. Ich halte vielmehr dafür, daß natürlicher Weiſe die Verzweiflung ihr auf dem Fuße folgen müßte, und ein guter Schriftſteller, wenn er ſich lange gequält hat, ſtatt der Zufriedenheit, die er ſucht, nichts als einen ewigen Abſcheu vor ſich ſelbſt zur Belohnung ſeiner Mühe erlangen kann.

Wie ſchöne Gelegenheit hätte ich hier, unſre Feinde zu verhöhnen und lächerlich zu machen! Ich könnte über ihre eingebildete Weisheit ſpotten und ihnen deutlich zeigen, daß ſie nichts weniger als weiſe ſind. Denn die vornehmſte Eigenſchaft eines Weiſen iſt die Zufriedenheit mit ſich ſelbſt. „Nisi sapienti sua non placent, ſagt Seneka; omnis „stultitia laborat fastidio sui.“ (Nur dem Weiſen gefällt was er thut; jeder Thor iſt ſich ſelbſt zur Laſt.) Die Vorrückung ihrer Thorheit würde auch ihrem Stolz ſehr empfindlich ſeyn. Doch ich will ihr Unglück nicht vergrößern; ihre Umſtände ſind ohnedem ſchon traurig genug. Ich bin zufrieden, wenn nur meine Leſer erkennen, daß unſre Feinde,

die guten Schriftſteller, ſehr unvernünftig handeln, wenn ſie uns den Mangel an Vernunft zur Sünde deuten, der doch die Quelle unſrer Vortreflichkeiten iſt, und in uns eine Vortreflichkeit wirkt, zu welcher in dieſem Jammerthal außer uns nur wenig Menſchen zu gelangen das Glück haben.

2.

Da ich mir ſchmeicheln darf, dies mit ſtattlichen Gründen überflüßig bewieſen zu haben, ſo ſchreite ich nun zu dem andern Hauptfehler ſchlechter Schriftſteller, der wie unſre Feinde meinen, in einem Mangel an **Ordnung** beſtehen ſoll. Da es mir leichter geworden iſt, als ich anfangs ſelbſt nicht geglaubt habe, den uns vorgeworfenen Mangel an Vernunft zu rechtfertigen, ſo wird es mir wenig Mühe koſten, unſern Feinden zu zeigen, daß ſie gar keine Urſache haben, unſre Schriften darum zu verachten, weil ſie eben nicht allemal in der bündigſten Ordnung geſchrieben ſind.

Die **Ordnung** im Schreiben iſt, wie jedermann geſteht, willkührlich. Es iſt alſo kein

kein Schriftſteller befugt, dem andern vorzuſchreiben, wie er ſein Buch einrichten ſolle; eben ſo wenig, als mein Nachbar das Recht hat, mir wegen der Einrichtung meines Hausweſens Vorſchriften zu geben, oder mich wegen meiner häuslichen Ordnung zur Rede zu ſtellen. Unſre Feinde nehmen ſich alſo zu viel heraus, wenn ſie ſich unterſtehen, über die Ordnung oder Unordnung unſrer Schriften zu richten. Ihr Urtheil kann in dieſem Falle nicht gelten, ich will nicht einmal ſagen, weil ſie partheyiſch ſind, ſondern auch ſchon deswegen, weil das, was man Ordnung nennt, etwas ſehr Problematiſches und Ungewiſſes iſt.

Die Metaphyſiker ſagen: Die Ordnung ſey eine Uebereinſtimmung des Mannigfaltigen. Dies Mannigfaltige kann auf vielerley Art und unzählige Male verſetzt werden, und es bleibt doch allemal eine Uebereinſtimmung in demſelben übrig. Da nun das Mannigfaltige auf verſchiedene Weiſe übereinſtimmen kann, ſo ſteht es bey jedem, was für eine Uebereinſtimmung er der andern vorziehen will; und keiner iſt befugt, mich einer Unordnung zu

beſchuldigen, wenn ich etwa das Mannigfaltige von einer andern Seite angeſehen habe als er. Sollte dies nicht wahr ſeyn, ſo müßte in der Muſik nur eine einzige Melodie Statt finden; denn die Melodie iſt nichts anders als eine harmonirende Menge verſchiedener Töne. Fände nun in dem Mannigfaltigen nur eine einzige Uebereinſtimmung Statt, ſo müßte auch in der Muſik nur eine einzige Harmonie verſchiedener Töne die rechte ſeyn, und alle andern Miſchungen dieſer Töne müßten übel klingen. Dieſe Behauptung wäre lächerlich. Folglich kann ein jeder das Mannigfaltige, womit er zu thun hat, verſetzen, wie er will, und diejenige Uebereinſtimmung deßelben wählen, die ihm die beßte ſcheint.

Es wäre ſonderbar, wenn dies blos den ſchlechten Schriftſtellern nicht frey ſtehen und jeder Stöter berechtigt ſeyn ſollte, ihre Schriften als verworren zu verſpotten, darum weil ſie das Mannigfaltige, woraus ſie beſtehen, nicht nach ſeiner Phantaſie gemiſcht haben. Die ſchlechten Schriftſteller ſchreiben Bücher. Ein Buch iſt eigentlich nichts als eine Menge

mit

mit Buchſtaben beſchriebener Blätter. Wenn unter dieſen Buchſtaben eine Uebereinſtimmung iſt, ſo iſt Ordnung in dem Buche, das ſie ausmachen. Nun iſt unter dieſen Buchſtaben ſchon eine Uebereinſtimmung, wenn ſie nur ſo zuſammengeſetzt ſind, daß verſtändliche Worte herauskommen; und dieſe Worte können in allen Sprachen abermal unzählige Male anders gemiſcht werden, ohne Nachtheil der ſo nöthigen Uebereinſtimmung des Mannigfaltigen. Es ſteht alſo in eines jeden Belieben, wie er die Worte der Sprache, in welcher er ſchreibt, unter einander mengen will. Da dies nun in eines Jeden Freyheit ſteht, ſo handelt derjenige unvernünftig und tyranniſch, der ſich die Macht anmaßt, einen Schriftſteller, wegen dieſer willkührlichen Vermengung der Worte, zur Verantwortung zu ziehen; es wäre denn, daß man wider alle Vernunft behaupten wollte, die nöthige Uebereinſtimmung des Mannigfaltigen könne nur durch eine einzige Art unter allen möglichen Wort-Miſchungen erhalten werden, und folglich nur ein einziges ordentlich geſchriebenes Buch in der Welt ſeyn.

Ich habe das Vertrauen zu unſern Feinden, daß ſie ſich ſchämen werden, ſo entſetzlich zu ſchwärmen. Aber mit was für Fug können ſie denn unſre Schriften als verwerfen verrufen? Beſtehen denn dieſe Schriften nicht aus verſtändlichen Worten? Ich ſollte es denken; denn ſonſt würden ſie doppelt unvernünftig handeln, wenn ſie von der Ordnung ſolcher Schriften urtheilen wollten, in welchen ſie kein Wort verſtehen. Haben wir nicht daſſelbe Recht, die Worte nach unſerm Gutdünken zu miſchen, das ſie haben? Und wären wir nicht auch berechtigt, ihre Schriften für unordentlich zu halten, wenn die Vermiſchung der Worte, die ſie gewählt haben, uns nicht anſtünde? Aber ſo unbillig ſind wir nicht. Wir laßen einem jeden ſeine Freyheit, und verlangen von unſern Feinden ein gleiches.

Es iſt indeßen ſchwerlich zu vermuthen, daß ſie ſo gerecht gegen uns ſeyn werden, wie gründlich ich auch gezeigt habe, daß unſre Forderung billig ſey. Denn man kennt ihre ungerechte Denkart und ihr eigenſinniges Herz. Ich will alſo dieſe Forderung fahren laßen, und ihnen, jedoch unſern Rechten unverfänglich, zugeben,

ben, daß in unſern Schriften die gröſte Unordnung herrſche. Mir deucht nicht, daß dieſer Fehler ſo groß ſey, als ihn unſre Feinde machen, und ihr eignes Betragen beſtärkt mich in dieſer Meinung. Es iſt bey ihnen gar nichts Seltenes, daß ſie Schriften mit Luſt leſen und bis in den Himmel erheben, die doch ganz unordentlich geſchrieben ſind. Wenn dieſe Schriften Verfaßer haben, denen ſie gewogen ſind, ſo wißen ſie den Fehler, der ihnen an uns ein Greuel iſt, nicht genug zu preiſen. Ein **Sterne** darf ungeſtraft einen **Triſtram Schandy** ſchreiben, in der aller Ordnung Hohn geſprochen wird, blos darum, weil er nicht zu unſrer Geſellſchaft gehört, und ein noch lebender deutſcher Schriftſteller darf **Lebensläufe nach aufſteigender Linie** und **Kreuz- und Querzüge** ſchreiben, in denen alles kunterbunt unter einander gemiſcht iſt, und unſre Feinde wißen ihm noch Dank dafür. Die Unordnung, die ſie in ſolchen Schriften wahrnehmen, heißt ihnen eine **angenehme**, eine **liebenswürdige**, eine **geiſtreiche** Unordnung, und ſie bewundern die Höflichkeit ihrer Verfaßer, die, wie ſie ſagen,

dem Ueberdruß ihrer Leser so geschickt vorzubeugen und für ihre Unterhaltung so gut zu sorgen wißen, daß sie sich oft mit ihnen von der ordentlichen Landstraße entfernen, und sie in so reizende Gegenden und auf so liebliche Auen führen, daß sie von Lust entzückt und vor Freude außer sich die Beschwerlichkeiten der Reise nicht merken, und sich nach der Herberge nicht sehnen. Wenn hingegen wir armen Leute, aus gutem Herzen, unsern Leser querfeldein führen und ihm eine Ehre anthun wollen, so bekömmt es uns eben so übel, als wenn der Esel nach dem Beyspiele des Hündchens seinem Herrn liebkosen will. Man nennt unsre Höflichkeit eine Ausschweifung, und uns selbst elende Schwärmer, die nicht wißen, wo sie zu Hause seyn. Ob dies billig gehandelt sey, weiß ich nicht; das weiß ich, daß meine Leser über dies Verfahren unsrer Feinde erstaunen werden; aber sie werden sich noch mehr verwundern, wenn sie Folgendes zu bedenken, die Gefälligkeit haben wollen.

Die Poesie, der unstreitig der Rang über die Beredsamkeit gebührt, hat nichts Vortreffliches

lichers als die Ode und das Heldengedicht. In beyden muß aber eine gewiße Unordnung herrſchen, wenn ſie gut ſeyn ſollen. Eine Ode, in der man keine Fußſtapfen eines entzückten Geiſtes findet, taugt nicht viel. Sie muß voller Ausſchweifungen ſeyn und mit einer angenehmen Verwirrung prangen. Hängen die Strophen auf eine gemeine Weiſe ordentlich zuſammen, ſo wird ſie platt und abgeſchmackt. Ein Heldengedicht, in dem eine gemeine hiſtoriſche Ordnung, wie in einer Zeitung, oder wie in einem kaiſerlichen Wahl- und Krönungs-Diarium, beobachtet würde, brächte ſeinem Verfaſſer wenig Ehre. Will er, daß man ihn unter die Dichter zähle, ſo muß er ſchwärmen und alles unter einander mengen. Er kann anfangen, wo er will, nur bey Leibe nicht von vorne. Sed per ambages, Deorumque miniſteria, et fabuloſum ſententiarum tormentum praecipitandus eſt liber ſpiritus, ut potius furentis animi vaticinatio appareat quam religioſae orationis ſub teſtibus fides. (Sein entſetzter Geiſt muß in Umwegen abſchweifen, Götter ins Mittel treten laßen, ſich in fabelhaften

haften Orakelsprüchen rauschend ergießen, und in seiner Rede über die Extase eines von Sinnen gekommenen Gemüths, als der Ton eines genau sich an seine Zeugen haltenden gewissenhaften Erzählers vernehmlich seyn.)

So reden unsre Feinde, und so machen sie es auch. Sollten sie sich also nicht schämen, unsre Schriften wegen einer Unordnung zu verachten, die sie selbst bey den wichtigsten und größten Werken des menschlichen Geistes nicht vermißen können? Müßen sie nicht selbst gestehen, daß die Unordnung in unsern Schriften uns von dem gemeinen Haufen derer, die in ungebundener Rede schreiben, merklich unterscheide, und eine Eigenschaft sey, wodurch unsre ungereimten Werke den lyrischen und epischen Gedichten, die man als die erhabensten Schöpfungen des menschlichen Geistes bewundert, ungemein ähnlich werden? Ihre Unbilligkeit fällt also so sehr in die Augen, daß ich mich schäme, diesfalls ein Wort weiter zu verlieren. Sie mögen selbst sehen, wie sie ihr Verfahren bey Unpartheyischen rechtfertigen.

Dies

Dies wird ihnen um so schwerer fallen, je offenbarer es ist, daß unsre Schriften den ihrigen in Ansehung der Ordnung nichts nachgeben. Man sehe nur unsre Bücher an, und sage, ob sie nicht eben so aussehen, als diejenigen, die unsre Feinde verfertigen. Der Anfang kömmt zuerst; dann folgt das Mittel, und zuletzt kömmt das Ende. Ich habe es noch nie erlebt, daß einer meiner Brüder eine andre Ordnung beobachtet hätte. Wie sehr wir uns auch sonst von unsern Feinden unterscheiden mögen, so richten wir doch unsre Bücher eben so ein als sie. Einige meiner Freunde zum Beyspiele, von denen man wohl sagen kann, daß sie der Vernunft zum Possen geschrieben, haben Büchlein und dicke Bücher ausgehen lassen, die so wohl eingerichtet sind, daß man, ehe man sie liest, schwören sollte, sie wären von guten Schriftstellern gemacht. Wenn man sie aufmacht, erblickt man zuerst das holde Antlitz ihrer vortreflichen und berühmten Verfaßer, deren Tauf- und Familien-Namen, zum Theil mit beygesetztem Vaterland, Alter und Würden. Dann kömmt die Zueignung, dann die Vorrede, in der sie ihre eignen Verdienste

und

und Tugenden tapfer herausstreichen, dann das Werklein oder Werk selbst, dann das Register, und zuletzt ein Verzeichniß der Schriften ihrer respektiven Verfaßer. Einige der Werke meiner Freunde sind auch auf so schönes Papier, und so sauber gedruckt und mit so zierlichen Bilderchen versehen, daß vor einigen Jahren ein Epigrammatist in einem unsrer Musenalmanache selbst versicherte: Sie seyen, den Inhalt ausgenommen, ganz vortreflich, ganz den Werken guter Schriftsteller ähnlich. Ein elendes Buch kann also einem guten so ähnlich sehen, wie ein Ey dem andern. Und ich frage: Läßt sich eine beßre Ordnung angeben, als diejenige, die von jenen unter meinen Brüdern in ihren Schriften beobachtet worden ist, und von der, meines Wißens, nicht leicht jemand von uns abweicht?

Ueber die Ordnung der Buchstaben und Wörter in unsern Schriften laße ich mich mit unsern Feinden nicht ein. Denn ich habe schon oben aus der Metaphysik erwiesen, daß es in eines jeden Belieben steht, wie er die Wörter und Buchstaben, die er zur Verfertigung seiner Schrift

Schrift gebraucht, mischen wolle. Doch kann ich wohl so viel sagen, daß wir ohne Ruhm zu melden, eben so gut als unsre Feinde wißen, wo ein jeder Buchstaben hingehört.

Welches Wort es immer sey, das wir schreiben wollen, wir setzen allemal den ersten Buchstaben zuerst, und den letzten zuletzt. Was die Ordnung der Wörter unter sich betrift, so glaube ich, wir thun genug, wenn wir sie so setzen, daß die meiste Zeit ein Verstand herauskömmt. Können unsre Leser den Sinn manchmal nicht erreichen, so müßen sie es entweder ihrer Einfalt zuschreiben, oder denken, daß wir selbst nicht gewußt haben, was wir sagen wollten; und dann wäre es Unbescheidenheit, uns wegen einer Sache zur Verantwortung zu ziehen, wovon wir nicht im Stande sind, Rechenschaft zu geben.

Ich könnte nun aus dem bereits Gesagten den bündigen Schluß ziehen, daß unsre Schriften so ordentlich geschrieben sind, als man es nur immer fordern kann; aber ich sehe voraus, daß unsre halsstarrigen Feinde sagen werden,

es

es sey noch zu frühe. Die Grillenfänger werden sagen: Es komme in einer Schrift vernemlich auf die Gedanken an; wir aber dächten ganz verworren, und unsre Gedanken kämen alle über Kopf zu Papier. Dieser Einwurf bedeutet nichts, und ist, mit aller Bescheidenheit zu sagen, im höchsten Grade abgeschmackt. Ich könnte nur darauf antworten: Es sey, ihrem eignen Geständniße nach, unmöglich, daß wir unordentlich dächten, weil sie sagten, wir dächten gar nicht. Denn quicquid non est simpliciter tale, illud non est cum addito tale; (einer Sache, die gar nicht ist, läßt sich auch keine Eigenschaft zuschreiben.) Allein ich will sie so schimpflich nicht abfertigen. Ich bitte sie nur, mir zu sagen, woher sie denn wißen, daß die Gedanken in unsern Schriften nicht in gehöriger Ordnung stehen? Sie können ja unsre Gedanken nicht sehen, weil sie unsichtbar sind, und können also nicht anders als nur nach den Zeichen, mit welchen wir sie andeuten, von denselben urtheilen. Diese Zeichen sind die Worte, aus welchen unsre Bücher zusammengesetzt sind. Da nun diese Worte, wie ich schon gezeigt habe, so ordents

deutlich von uns gesetzt werden, und überdies kein Schriftsteller verbunden ist, dem andern von der Art seiner Wort-Mischung Rede und Antwort zu geben, so sehe ich nicht, wie die Gedanken, welche durch die Worte angedeutet werden, in unsern Schriften unordentlich unter einander gemischt seyn können, und was für ein Recht unsre Feinde haben, über die von uns beliebte Ordnung, wenn sie ihnen nicht anständig ist, zu spotten.

Zwar muß ich bekennen, daß wir in der Wahl unsrer Gedanken und der sie bezeichnenden Worte eben nicht sehr eckel sind. Wir schreiben sie hin, so wie sie uns einfallen; wir halten aber auch dafür, daß gerade dies unsern Schriften den Character der Originalität giebt; wir sind überzeugt, daß dies nicht nur gemächlich, sondern löblich und ein klarer Beweis unsrer Vortreflichkeit ist. Ich verdenke es allerdings unsern Feinden nicht, daß sie sich beym Schreiben mit der ängstlichen Wahl der ihnen beyfallenden Gedanken quälen, und sich kaum entscheiden können, welchen Einfall sie zuerst zu Papier bringen wollen. Denn

ihre Gedanken sind nicht alle gleich gut. Allein sie werden dann auch so gut seyn, und nicht von uns verlangen, daß wir uns eben so sehr quälen sollen. Wir haben dies nicht nöthig, weil unsre Gedanken alle gleich gut sind, und also wenig daran gelegen ist, welcher zuerst oder zuletzt hingeschrieben werde. Dies giebt uns einen besondern Vorzug vor unsern Feinden, und erleichtert uns die Geburt ungemein, so daß wir gemeiniglich mit dem ersten Gedankenwurf sogleich in die Presse eilen können. In den Köpfen der guten Schriftsteller geht es nicht anders, als in dem Leibe der Rebecka. Die Gedanken stoßen sich darin, wie die Kinder, die unter dem Herzen dieser Erzmutter lagen. Ja das Gedränge der Gedanken, von denen immer einer eher als der andre heraus will, ist so groß in dem Gehirne dieser Unglückseligen, daß man sich nicht verwundern dürfte, wenn viele in der Geburt stürben.

Dergleichen unglückliche Zufälle haben wir nicht zu befürchten; es geht uns, Gott seys gedankt, nie unrichtig. Unsre Gedanken sind

einander vollkommen gleich; ſie leben in Frieden und ſtreiten ſich nicht um den Rang; ſie drängen ſich nicht, ſondern gehen ohne alle Ceremonie, ſo wie die Reihe ſie trift, aus Mutterleibe hervor. Soll dies eine Unordnung heiſſen, ſo müſſen unſre Feinde glauben, daß auſſer den öffentlichen Proceſſionen keine Ordnung zu finden, und zum Beyſpiele in einer Geſellſchaft guter Freunde nichts als Verwirrung und Unordnung anzutreffen ſey. Sie werden hoffentlich ſo toll nicht ſeyn, dies behaupten zu wollen. Warum bilden ſie ſich aber denn ein, daß unſre Schriften darum unordentlich ſeyen, weil wir keine Rangordnung unter unſern Gedanken eingeführt haben? Da unſre Gedanken alle gleich gut ſind, ſo kann es unſern Schriften nicht an Ordnung gebrechen, wenn wir auch die Gedanken noch ſo wunderlich durch einander werfen. Ja unſre Schriften werden eben dadurch um ſo künſtlicher. Man ſehe ſie von vorne, von der Seite, oder von hinten zu an; ſo wird man allezeit eine Ordnung darin finden; daher ſagen auch unſre Feinde ſelbſt, man könne ſie, ohne Gefahr, ſich zu verwirren, von hinten ſo gut

als von vorne lesen, was nach unsrer besten Ueberzeugung ganz und gar kein Tadel ist, da man dasselbe von sehr berühmten Schriften sagen kann, die in Fragmenten geschrieben sind. Unsre Feinde haben hier ganz Recht: es steht ihnen aber sehr übel, sich deßen ungeachtet über die Unordnung in unsern Schriften zu beklagen.

Wer die Gründe, womit ich die Ungereimtheit dieser Klagen dargethan habe, gebührend erwägt, wird mit Händen greifen, wie unmöglich es sey, daß sich die geringste Unordnung in unsre Schriften einschleiche. Denn da unsre Gedanken einander vollkommen gleich sind, so kann es nicht fehlen, es muß eine Uebereinstimmung unter ihnen seyn, sie mögen auch gemengt seyn, wie sie wollen. Ja ich stehe gut dafür, daß wenn man die Blätter der Schriften einiger meiner besten Freunde in ein Lotterierad würfe, und nach öftern Umdrehungen des Rades wieder von einem Waisenknaben herausziehen laßen würde, ein Werk zum Vorschein käme, das, wo nicht beßer, doch allemal so gut seyn würde, als alles, was diese Männer je geschrieben haben.

Wenn

Wenn das nicht Bewunderung verdient, ſo will ich Unrecht haben.

3.

Nachdem ich alſo nun auch den ungegründeten Vorwurf einer erdichteten Unordnung von den ſchlechten Schriftſtellern ſo gründlich und vortreflich abgelehnt habe, ſo gehe ich mit einer einem ſchlechten Schriftſteller anſtändigen Zufriedenheit weiter, und beleuchte dasjenige, was die guten Schriftſteller an unſerer Schreibart auszuſetzen haben. Da ſie in allen Stücken ſo eckel und von ſo verwöhntem Geſchmacke ſind, ſo darf es niemanden befremden, daß ihnen unſere Schreibart nicht zierlich genug iſt. Sie rümpfen die Naſe, wann ſie unſere Schriften leſen, und drücken ihren Widerwillen durch die bitterſten Worte aus. Sie klagen, daß unſre abſcheuliche Schreibart ihnen ein entſetzliches Reißen in den Eingeweiden verurſache, und ſie geberden ſich ſo übel dabey, daß man beynahe davor erſchrecken ſollte. Allein ich kenne dieſe Herren beßer, und muß über ihren Eckel und über ihre Geberden nur lachen. Ich glaube auch, daß alle,

die mir die Ehre erweisen, meine Schrift bis hieher zu lesen, schon begreifen werden, daß diese übergroße Zärtlichkeit unsern Feinden weit mehr zur Schande gereicht, als uns der Vorwurf, den sie uns machen, gesetzt auch, daß er noch so gegründet seyn sollte.

Ein weiser Mann befleißigt sich in allen Dingen der Mäßigung, und sieht also die ängstliche Bemühung, mit Geschmack zu schreiben, als eine Schwachheit an, die sich für ihn nicht schickt, und die sich auch ein Kraftgenie noch nie hat zu Schulden kommen laßen. Unsre Vorfahren, die alten Teutschen, waren gewiß ganz andere Leute als wir, und ihre Tugenden setzten selbst diejenigen in Erstaunen, die von den großen Vorzügen unsrer Väter am meisten abgewichen sind. Man sehe aber die Schreibart dieser vortreflichen Männer an. Ich frage: Ist Geschmack, ist Zierlichkeit darin? Ist sie nicht vielmehr ganz rauh und ungefeilt? Und dies aus keiner andern Ursache, als weil ihre Sitten von aller Ueppigkeit und Verzärtelung entfernt waren; talis hominibus fuit oratio, qualis vita; (sie sprachen,

wie

wie ſie handelten; ſie ſchlugen mit Fäuſten drein.)

Wenn wir daher ſonſt an nichts erkennen könnten, wie ſehr wir aus der Art geſchlagen, ſo könnten wir es zur Noth aus den ſo zierlichen, abgerundeten, wohltönenden Perioden ſchließen, die in unſern Zeiten leider ſo ſehr überhand genommen haben und wovon man ſogar nach gerade traurige Spuren in dem Kanzleyſtil wahrnimmt, in dem ſonſt durchaus nichts von gutem Geſchmack, nichts von ſchöner Schreibart wahrgenommen werden durfte. Dergleichen mühſame Künſteleyen ſind, wie Seneka richtig bemerkt, ein ſicheres Kennzeichen eines verderbten Staats; wo man am Stil ſo ſehr putzt, da ſteht es ſchlecht um gute Sitten, um Ruhe und Ordnung im Staate, um die öffentliche Tugend. „Si diſciplina civitatis laboravit, ſagt er, „et ſe in delicias dedit, argumentum eſt „luxuriae publicae orationis laſcivia.“ (Wenn der Staat in Verfall gerathen und weichlich geworden iſt, ſo verräth ſich dieſe Entkräftung des gemeinen Weſens durch die

Ueppigkeit der herrſchenden Schreibart.) Er giebt einen Grund dafür an, der gewiß bündig iſt. „Non poteſt, ſagt er, alius eſſe inge„nio, alius animo color. Si ille ſanus eſt, „ſi compoſitus, gravis, temperans, inge„nium quoque ſiccum et ſobrium eſt.“ (Denn wie der Character, ſo auch die Schreibart; das Gegentheil läßt ſich nicht denken. Iſt jener geſund, geſetzt, würdig, gemäßigt, ſo iſt dieſe auch trocken und nüchtern.) Das Zeugnis eines Mannes, der ſelbſt ſo zierlich geſchrieben, muß nothwendig bey unſern Widerſachern viel gelten, und ich hoffe, ſie werden ſich dadurch bewegen laßen, in Zukunft von unſrer unzierlichen und trocknen Schreibart etwas milder zu urtheilen.

Um dies von ihnen zu erhalten, will ich ihnen noch eine Stelle aus ihrem Seneka zur Ueberlegung mittheilen, aus welcher ſie lernen können, wie wenig ein Mann, deßen Urtheil ſie ſo ſehr trauen, auf die Zierlichkeit, deren Mangel ihnen unſre Schreibart ſo unausſtehlich macht, gehalten hat. „Cujuscum„que, ſagt er, orationem videris ſollicitam

„et

„et politam, scito, animum quoque non „minus pusillis occupatum. Magnus ille „remissius loquitur et securius; quaecum„que dicit, plus habent fiduciae quam „curae. Nosti complures juvenes, barba et „coma nitidos, de capsula totos; nihil ab „illis speraveris forte, nihil solidum. Ora„tio vultus animi est; si circum tonsa est „et fucata et manufacta, ostendit, illum „quoque non esse sincerum, et habere ali„quid fracti. Non est ornamentum virile, „concinnitas.“ (Wer in seinem Ausdruck übertrieben sorgfältig und geputzt ist, dessen Geist beschäftigt sich auch sicher mit kleinlichen Gegenständen. Ein großer Geist drückt sich nachlässiger aus; was er sagt, zeugt mehr von Zuversicht, als von Begierde zu gefallen. Es giebt viele junge Leute, die sich auf das zierlichste putzen; man mögte sagen, sie kämen vom Kopf bis zum Fuße aus einer Schachtel; von solchen erwarte man nichts Männliches, nichts Gründliches. Der Ausdruck ist der Spiegel der Seele. Ist er ringsum beschnitten, geschminkt und gekünstelt, so zeigt dies, daß auch die Seele nicht ohne Falsch ist, daß

nicht mehr alles an ihr ganz ist. Zierlichkeit ist nicht die Zierde des Mannes.) Goldne Worte! Ists nicht, als wenn der vortrefliche Seneka den Vorsatz gehabt hätte, uns gegen unsre unbillige Verfolger zu vertheidigen? Er hat es so nachdrücklich gethan, daß ich es nicht besser zu machen weiß. Unsre Feinde können von ihm lernen, wie eitel und weibisch ihre Bemühung, und wie unanständig einem rechtschaffenen Manne eine zierliche Schreibart ist. Sie werden demnach so gütig seyn, und die Unzierlichkeit der unsrigen nicht weiter verachten. Wir haben es ihnen so oft gesagt, daß wir männlich schreiben, und nun hören sie von einem Schriftsteller, den sie gewiß keiner Partheylichkeit beschuldigen können, daß eine männliche Schreibart keinen Schmuck vertrage. Wenn das sie nicht überzeugt, daß das Recht auf unsrer Seite ist, so ist alle Hofnung an ihnen verloren.

Sie irren sich auch, wenn sie sich einbilden, daß unsre Schreibart durch den Mangel an Zierlichkeit allen Reitz verliere, und aufhöre schön zu seyn. Sie findet doch ihre Liebhaber

und

und iſt um ſo viel ſchöner, je natürlicher und ungekünſtelter ſie iſt. Ein geputztes und geſchminktes Geſicht fällt ſehr in die Augen; aber das ſind die rechten Schönheiten, die auch ungeputzt gefallen. Unſre Schreibart hat gerade dieſe glückliche Eigenſchaft; ſie iſt ſchön, eben darum, weil ſie eine natürliche Wildheit hat; ſie iſt, wie die Möpſe, ſpeciosa ex horrido, durch ihre Häßlichkeit ſchön; und wir würden ſie verderben, wenn wir daran künſteln wollten.

Ja wenn wir auch dies thun wollten, ſo wäre es noch die Frage, ob wir es unſern Feinden zu Dank machen würden. Wir ſind mit dieſen eigenſinnigen Kunſtrichtern übel daran. Schreiben wir natürlich und männlich, ſo iſt es ihnen nicht recht; ſchreiben wir zierlich und künſtlich, ſo verhöhnen ſie uns. Diejenigen aus unſerm Mittel, die man unter dem Namen ſchlechter Dichter in einen übeln Ruf zu bringen ſucht, erfahren es täglich. Dieſe zierlichen Herren putzen ſich ungemein heraus, weil ſie oft zur Hochzeit gehen. Ihre Gedichte ſind prächtig geſchmückt, ſie prangen

mit

mit Gold, mit Silber, mit Erz und mit Edelgesteinen. Sie gleichen dem Wagen des Phöbus.

Aureus axis erat, temo aureus, aurea summae
Curvatura rotae; radiorum argenteus ordo;
Per juga Chrysolithi, positaeque ex ordine gemmae
Clara repercusso reddebant lumina Phoebo.

(Golden die Axe, die Deichsel golden, die Schiene des Rades;
Silbern die Speichen; der Pferde Geschirr geschmückt mit gereihten
Edelgesteinen; sie strahlten den Glanz des leuchtenden Phöbus
Herrlich zurück.

Und wer sie mit gläubigen Augen ansieht, findet darin einen Vorschmack des neuen Jerusalems. Aber, des alles ungeachtet, kommen sie unsern Feinden eben so lächerlich vor, als

als Molieres Precieuses ridicules; und so höhnisch diese Querköpfe denjenigen meiner Brüder, die wie ich in ungebundener Rede schreiben, ihre unzierliche Schreibart vorwerfen, so übel sind sie mit der Zierlichkeit meiner geliebten Brüder, der schlechten Dichter, zufrieden. Es ist ein Jammer anzusehen, wie sie mit diesen würdigen Männern umgehen, die doch keine Unkosten sparen, um ihren Lesern Vergnügen zu machen. Sie laßen ihnen beynahe so wenig Ehre als den Nachdruckern, und haben sie so weit heruntergebracht, daß man kaum glauben sollte, sie stammten in gerader Linie von dem Könige Midas, glorwürdigsten Andenkens, ab, wenn nicht ihre hohe Abkunft dadurch außer allen Streit gesetzt würde, daß alles, was sie berühren, Gold wird.

Da sich nun unsre Feinde so offenbar in ihren Urtheilen widersprechen, so verdienen sie nicht, daß man sich an sie kehre. Sie wißen nicht, was sie wollen: bald schreiben wir ihnen zu zierlich, bald nicht zierlich genug. Es ist uns also nicht zu verdenken, wenn wir sie sagen laßen, was ihnen gefällt, und für unsre Perso-

nen

nen veſt dabey bleiben, es ſey eine Thorheit, zierlich zu ſchreiben, wenn man nicht gerade Verſe macht. Denn freylich bin ich weit entfernt, auf den Hals meiner Brüder, der ſchlechten Dichter, ein Joch legen oder ihrer Verſchwendung Ziel und Maaß ſetzen zu wollen. Dieſe meine geliebten Brüder mögen mit den Schätzen, welche ihnen nicht ſauer werden zu verdienen, nach Belieben wirthſchaften. Je reichlicher und freygebiger ſie ihre Koſtbarkeiten ausſpenden, um ſo lieber iſt es mir. Ich ſage nur, daß ich und meines gleichen beßer thun, wenn wir uns der gekünſtelten und zierlichen Schreibart, worauf unſre Feinde einen ſo hohen Werth legen, gänzlich enthalten.

Denn gewiß, die gar zu ängſtliche Sorgfalt, mit welcher die guten Schriftſteller ihre Worte wählen, und ihre Schriften ſchmücken, ſteht einem weiſen Manne, der ſich mit Kleinigkeiten nicht aufhält, ganz und gar nicht an, und inſonderheit hat ein ſchlechter Schriftſteller nicht nöthig, ſich ſo viele Mühe zu geben. Wir können ohnedem glücklich ſeyn. Kehren wir uns

uns nur nicht an die Reden unſrer Feinde, ſon-
dern ſetzen denſelben ſtandhaft eine großmüthige
Verachtung entgegen, ſind wir nur mit uns
ſelbſt zufrieden und dünken uns damit groß, daß
wir Eigenſchaften beſitzen, die andern lächerlich
vorkommen, bilden wir uns nur ein, daß wir
um ſo gelehrter ſind, je weniger Luſt wir haben,
etwas zu lernen, ſo iſt unſre Glückſeligkeit voll-
genug gegründet. Seneca, der uns ſehr ge-
nau muß gekannt haben, ſagt ausdrücklich:
„Ad hanc tam ſolidam felicitatem, quam
„tempeſtas nulla concutiat, non perducent
„te apte verba contexta, et oratio fluens
„leniter. Eant ut volent, dum animo
„compoſitio ſua conſtet, dum ſit magnus,
„et opinionum ſecurus, et ob ipſa, quae
„aliis displicent, ſibi placens: qui profe-
„ctum ſuum vita aeſtimet, et tantum ſcire
„judicet, quantum non cupit, quantum
„non timet.“ (Zu jener unerſchütterlichen
Glückſeligkeit, die keinen Sturm mehr fürchten
darf, führt keine künſtliche Stellung der Worte,
kein ſanft fließender Stil. Mögen die
Worte dahinfließen, wie es ihnen beliebt, wenn
nur die Seele ihr Gleichgewicht behält, wenn

ſie

ſie nur ſtark genug in ſich ſelbſt iſt, durch fremde Meinungen in ihrer Ruhe nicht geſtört wird, und an ſich ſelbſt, gerade um desjenigen willen, was andern miefällt, ein Wohlgefallen hat, indem ſie ihre Fortſchritte nur nach ihrem Selbſtbewußtſeyn abmißt, und nur inſoferne etwas zu wißen glaubt, als weder Furcht noch Verlangen auf ihr Erkenntnisvermögen wirkt.) In dieſen Worten faßt **Seneka** alles, was ich von den Vortreflichkeiten der ſchlechten Schriftſteller und von ihrer Glückſeligkeit ſagte, kürzlich zuſammen. Es iſt glaublich, daß der ehrliche Mann das Elend der guten Schriftſteller erkannt, und ob es ihm ſelbſt gleich unmöglich war, ſich dieſem Elende zu entreißen, doch wenigſtens den Freund, an den er dies ſchrieb, vor Schaden warnen, und ihm den rechten Weg zur wahren Glückſeligkeit eines Schriftſtellers zeigen wollte. Dies iſt auch meine Abſicht in Anſehung unſrer Widerſacher, und ich ſchmeichle mir, bis dahin mein Beſtes gethan zu haben, um dieſe redliche Abſicht zu erreichen.

4.

Auch in Anſehung des letzten Mangels, den die guten Schriftſteller an unſern Schriften entdeckt haben, ſoll es mir, wie ich hoffe, glücken, zu zeigen, daß er uns keinesweges ſchimpflich iſt; ja ich gedenke auch aus dieſem Mangel unſre Vortreflichkeit ſo ungezwungen herzuleiten, daß, wer meine Schrift lieſt, darüber erſtaunen ſoll.

Unſre Widerſacher werfen uns nemlich vor; es ſey kein Geiſt in unſern Schriften. Ich könnte ſie, wenn ich nicht eine Ehre darin ſetzte, ein großmüthiger Gegner zu ſeyn, recht in Verlegenheit ſetzen, wenn ich ſie aufforderte, mir zu ſagen, was denn Geiſt ſey, und wenn ſie mir nun keine Erklärung davon in logiſcher Form geben könnten, außer allenfalls eine kantiſche, die kein Chriſt verſteht, und ſie ſich nun einander, betroffen über ihre nicht vermuthete Unwißenheit, anblickten, und ſich nur durch Bilder und Vergleichungen, durch Anführung der Wirkungen deſſen, was ſie Geiſt nennen, wie Belletriſten aus der Sache zu ziehen wüßten, wo ſie eigentlich bey der Klinge

bleiben und philoſophiren ſollten, wie groſe Vortheile könnte ich von ihrer Verlegenheit ziehen, und wie beſchämt müßten ſie da ſtehen, wenn ich ihnen nur ihren Vorwurf wieder in Erinnerung brächte, nach welchem etwas in unſern Schriften nicht vorhanden ſeyn ſoll, wovon ſie nicht einmal im Stande ſind, beſtimmt zu ſagen, was es ſey, und das alſo ein wahres Ich weiß nicht was iſt, wovon kein Menſch einen deutlichen Begriff hat!

Ich will es aber wie der Gott des Meeres in Virgils Aeneide dabey bewenden laſen, ihnen zu zeigen, was ich thun könnte, wenn ich alle meine Kräfte brauchen und mich in alle Vortheile ſetzen wollte. Ein ſolches edelmüthiges Quos ego — (Wenn ich Euch packe! —) von dem dazu gehörenden Mienenſpiel und Fauſtausdruck begleitet, hat ſchon manchen Gegner beſcheidener, und ſchärfere Maaßregeln gegen ihn unnöthig gemacht; es ſollte mir ſehr lieb ſeyn, wenn es auch unſern Gegnern mehr Achtung für uns einflößte und ſie einmal eine kleine Ahndung bekämen, daß wir einen viel feinern Sinn für die Schwächen

ihrer

ihrer Argumente haben, als ſie uns bis dahin nicht zutrauten. Gewiß wir wollen nicht ihr Verderben; wenn es möglich wäre, daß ſie noch in ſich ſelbſt ſchlügen, und ihr Unrecht gegen uns erkennten, wir wollten ihnen ſogleich Frieden anbieten; ja wir wollten ihnen mit der Großmuth Auguſts gegen Cinna entgegenſchreiten und ihnen mit aller theatraliſchen Würde ſagen: Soyons amis. (Laßt uns Freunde ſeyn!)

Da indeßen dies leider nicht zu hoffen ſteht, ſo will ich nur noch mit wenigen Worten das unpartheyiſche Publikum, das zwiſchen den guten und ſchlechten Schriftſtellern richten ſoll, und, wie ich höre, die Akten oft ſehr flüchtig lieſt, auf das Widerſprechende in der Beſchuldigung unſrer Gegner aufmerkſam machen, ohne mich darüber weiter in einen unendlichen Streit mit ihnen ſelbſt einzulaßen. Ein verehrliches Publikum wolle dies nicht ſo auslegen, als wollte ich es über etwas belehren, worüber es gewiß keiner Belehrung bedarf, oder als zweifelte ich einen Augenblick an ſeinem Scharfſinn; meine Abſicht iſt nur,

ſeiner Aufmerkſamkeit auf die Hauptmomente unſers Streits mit den guten Schriftſtellern, bey der Menge von Geſchäften, womit es überhäuft iſt, einiger Maßen zu Hülfe zu kommen, und ich denke nicht, damit dem Reſpekt zu nahe zu treten, den ich ihm billig als meinem Richter ſchuldig bin.

Wir werden beſchuldigt, unſre Schriften ſeyen geiſtlos; und wir, die wir gerne auch vom Feinde Belehrung annehmen, fragen alſo, da wir aufrichtig hier unſre Unwiſſenheit geſtehen, uns gefälligſt zu ſagen, was Geiſt ſey; denn wenn wir dies nur einmal wüßten, ſo wollten wir von Herzen gerne alles, was in unſerm Vermögen ſteht, aufbieten, um dieſem angeblichen Mangel in unſern Schriften abzuhelfen. Aber ſiehe da! unſre Feinde ſind, wenn wir hierauf Antwort verlangen, an Händen und Füßen zu kalt, und wißen uns keine klare und runde Antwort zu geben. Iſt es nun, fragen wir, zu verantworten, daß man unſern Schriften Geiſt abſpricht, und uns doch nicht ſagen kann, was eigentlich Geiſt iſt? Dies iſt die gerechte Beſchwerde,

die

die wir gegen unſre Gegner führen, und die uns berechtigt, bey einem hochpreislichen Publikum demüthig zu ſuppliciren, daß den Anwälden unſrer Gegenparthey ſo lange unterſagt werde, uns Geiſtloſigkeit vorzuwerfen, bis ſie uns geſagt haben, was unter Geiſt zu verſtehen ſey.

Ich weiß zwar wohl, wie ſie ſich in dieſer Sache zu helfen ſuchen. Sie ſagen, eine geiſtloſe Schrift mache keinen Eindruck auf den Leſer, ſie ſey langweilig, ſie gebe dem Leſer keine neue Gedanken, und ſtoße auch keine in ihm an, ſie ſache keine edle Gefühle, keine große Geſinnungen, keine männliche Entſchlieſſungen in dem Leſer an, ſie wecke keine Reminiſcenzen in ſeiner Seele, ſie laße kein Verlangen nach ſich zurück, und was des Wiſchiwaſchis mehr iſt; eine geiſtreiche Schrift hingegen, ſagen ſie, bringe dieſe Wirkungen in dem Leſer hervor, der ſolcher Eindrücke empfänglich ſey. Und das ſollen wir nun für eine Erklärung deßen, was ſie Geiſt heißen, halten, wenn wir ſo gut ſind, es dafür anzunehmen; ich will mich aber auf jeden Primaner, der auch nur

ein halbes Jahr Logik gehört hat, berufen, ob er sagen könne, daß damit etwas von dem, was wir eigentlich zu wißen verlangen, erklärt sey — vorausgesetzt, daß er etwas von diesem Salimathias versteht.

Doch ich will einmal annehmen, daß das, was unsern Schriften diesfalls fehlen soll, darin bestehe, daß sie nicht vermögend seyen, die Impulsionen, Bewegungen, und Wirkungen in der Seele des Lesers hervorzubringen, die von sogenannten geistreichen Schriften hervorgebracht werden sollen; ich muß alsdann nur bey mir selbst lachen, daß unsre Feinde nicht merken, daß sie sich mit ihren eignen Waffen schlagen, und über viele ihrer beßten Freunde und treusten Bundesgenoßen das in ihren Augen so schimpfliche Urtheil der Schlechtigkeit aussprechen, das sie denn doch, selbst nach unserm Zeugniße, in keinem Falle verdienen. Ich sehe schon, daß unsre Feinde bey dieser Behauptung gewaltig aufhorchen, und mir gerne Schuld geben mögten, ich griffe auf eine ungeschickte Weise in das edle Vorrecht gütter Schriftsteller, Paradoxen aufzustellen, ein;

ich will sie aber gebeten haben, des Sprüchworts eingedenk zu seyn: „Bien rit qui rit le „dernier;“ (wer zuletzt lacht, der lacht gut;) vielleicht dürfte die Sache eine ganz andre Wendung nehmen, als sie sich vorstellen, und eine große Beschämung ihnen bevorstehen. Ich sage also: Es leidet keinen Zweifel, daß es mehrere anerkannt gute Schriftsteller giebt, die mit Vernunft, in beßter Ordnung und mit Geschmack schreiben und denen doch meines Wißens noch kein Mensch nachgeredet hat, daß ihre Schriften geistreich wären; denn niemand will zum Beyspiele sagen, daß sie in dem Leser Verlangen und Sehnsucht nach sich zurücklaßen, oder seine geistige Reminiscenzen in seiner Seele wecken, was doch als ein Verdienst der geistreichen Schriften gepriesen wird; ich habe im Gegentheil schon mehrere Personen, die gewiß niemand zu unsrer Parthey rechnen wird, und deren Urtheil also gewiß unpartheyisch ist, im Vertrauen von diesen Schriften sagen hören, sie seyen unstreitig sehr vernünftig, auch korrekt und zierlich geschrieben, aber sie müßen doch gestehen, daß sie ihnen herzlich langweilig seyen, und es koste ihnen immer einige Ueberwindung, sie

zu lesen, ob sie gleich kein Wort daran zu ändern wüßten. Ist dies nicht ein überzeugender Beweis, daß man für einen guten Schriftsteller gelten kann, ohne daß man eben das, was man Geist heißt, in seine Schriften zu legen nöthig hat? Mir deucht also, man kann es damit halten, wie man will; und ohnedem muß jeder seinen Schritt nach seinen Beinen einrichten; wer Geist hat und damit zu schalten und zu walten weiß, der mag denn eben zum Ueberfluß auch noch dies in seine Schriften legen, ob ich mich gleich gerne bescheide, mich hierauf nicht zu verstehen; wem aber diese problematische Gabe versagt ist, gegen den muß man, wie ich glaube, billig seyn, und nichts von ihm verlangen, was nicht in seinem Vermögen stehe zu leisten.

Wenn ich ferner bedenke, was für ein gefährliches Geschenk, selbst nach dem Urtheil unsrer Feinde, die übrigens gute Mutter Natur denjenigen macht, die sie mit Geist begabt, und auf was für traurige Abwege schon oft, ja beynahe gemeiniglich, Männer von Geist gerathen sind, so haben wir Ursache, das gütige Schicksal zu preisen, das uns mit diesem Geschenk verschonte

ſchonte und eben dadurch vor dieſen Abwegen vermahrte. Zwar wollen ſich viele dieſe Männer von Geiſt, ſelbſt wenn ſie es nicht läugnen können, zu welchen Verirrungen ihr göttliches Genie, wie ſie es ſelbſt beſcheiden genug nennen, ſie verleitet hat, vor uns nicht demüthigen, und dünken ſich groß damit, daß ſie ſagen: Es gebe dumme Streiche, deren kein gemeiner Kopf fähig ſey. Ich bin aber überzeugt, daß jeder Unbefangene fühlt, daß es weit beßer wäre, wenn dieſe excentriſchen Geiſter, ſtatt von ſich ſelbſt ſo ſehr eingenommen zu ſeyn, ihr Elend beweinten, ein aufrichtiges peccavi anſtimmten, uns Gerechtigkeit wiederfahren ließen, und ſich ſelbſt unter uns erniedrigten, um mit der Zeit bis zu uns erhöht zu werden. Es bleibt doch allemal wahr, daß, wer das Schwerdt nimmt, und ein ſolches Schwerdt iſt ja, nach aller Welt Zeugniß, dies ſogenannte göttliche Genie, auch durch das Schwerdt umkommt, und daß alſo, wer zu gutem Glücke kein ſolches Schwerdt hat, beym Leben bleibt, und zu ſeiner Zeit nur eines natürlichen ſeligen Todes ſtirbt.

Man glaubt vielleicht, ich ſpiele hier auf den bleichen hohlwangigen Werther an, der ſich ſelbſt

bekanntlich ein Leid anthat, und eben deswegen glaubte, er sey ein Genie und habe viel Geist. Aber schon Seneka hat gesagt, daß große Geister zum Selbstmord beynahe unüberwindlich versucht werden, was doch, Gott sey ewig dafür gelobt, uns schlechten Schriftstellern, wofern wir nur keine schlechten Menschen sind, noch niemand nachgeredet hat. „Nunquam, sagt er, „magnis ingeniis cara in corpore mora; „exire atque erumpere gestiunt; aegre has „angustias ferunt, vagi per omne sublime „et ex alto assueti humana despicere.“ (Keinem großen Geiste ists lieb, sich lange in diesem Körper aufzuhalten; immer verlangen solche Seelen, diese Herberge zu verlaßen und in die Freyheit zu kommen; es ist ihnen in diesem Kerker viel zu enge, da sie das ganze Weltall als ihr Vaterland ansehen, und gewohnt sind, von der Höhe auf die menschlichen Angelegenheiten herabzuschauen.) Ich denke, dies ist der beste Beweis von dem, was dieser beynahe zu ehrliche Mann an einer andern Stelle sagt: „Nullum magnum ingenium sine „mixtura dementiae fuit.“ (Jeder große Geist hat eine Portion Wahnsinn.) Er will

es

es zwar nachher wieder ein wenig ins Feine bringen, wenn er ſagt: Ohne dieſe Portion Wahnſinn würden ſie auch nichts Großes leiſten, würden auch nicht in einer heiligen Begeiſterung der Erde ſich zu entſchwingen vermögend ſeyn. Aber bald darauf ſagt er abermal: Sie ſeyen auch dann nicht recht bey Sinnen, nicht recht bey ſich ſelbſt, oder haben, wie mehrere große Herren, eine Gemüthskrankheit, und ſie könnten es auch nicht ſo weit bringen, wenn ſie bey geſundem Verſtande wären. „Non poteſt, „ſagt er, mens grande aliquid et ſupra ce„teros loqui, ohne dieſe Mixtur von Wahn„ſinn. Non poteſt ſublime quicquam et in „arduo poſitum contingere, *quamdiu apud „ſe eſt*“ Mit Recht vergleicht er darum auch dieſe großen Geiſter mit ausreißenden Pferden. Deſciſcat oportet a ſolito, et efferatur, et mordeat fraenum et rectorem rapiat ſuum, eoque ferat, qua per ſe (alſo bey geſundem Verſtande) timuiſſet aſcendere, was ich nicht einmal überſetzen mag, da hier die Männer von Geiſt ſogar mit unvernünftigen Thieren verglichen werden.

Die

Die tägliche Erfahrung, die beßte Lehrerinn, lehrt uns auch, daß die geiſtreichſten Menſchen, in der Regel, nichts weniger als die gemeinnützigſten ſind, daß man vielmehr die brauchbarſten, gemeinnützigſten Männer in jedem Stande unter denjenigen findet, denen die Natur keinen Funken Geiſt, ſondern nur geſunden Verſtand für den täglichen Gebrauch verlieh, und die dabey dieſen Verſtand, wenn ſie ein gelehrtes Handwerk treiben, auf hohen und niedern Schulen nicht brach liegen ließen, ſondern ſich ordentliche Kenntniße in ihrem Fache erwarben. Man darf auch nur ein wenig nachdenken, um dies ſehr begreiflich zu finden. Die Männer von Geiſt und Genie wiſſen ſich ſelten in die einmal wohl hergebrachte Obſervanz in ihrem Stand und Berufe zu fügen; ſie haben, was ich oft mit wahrem Mitleiden bemerkte, keinen Sinn für das, was die Leute einmal gewohnt ſind, und wobey ſie ſich von jeher wohl befanden; ſie durchdringen nicht die feinen, kleinen Rückſichten und Achtſamkeiten, die man in der Welt nun einmal beobachten muß, wenn man beliebt werden will; ſie geben ſich keine Mühe, ſich zu inſinuiren; ſie

wißen

nißen ſich nicht genug herabzulaßen; ſie eckeln gar zu merklich alles an, was ſie Schlendrian und Pedanterey nennen, und was doch gewiß auch ſeine reſpektable Seite hat; ſie haben leicht Langeweile, und wiſen die Neuigkeiten des Tages weder con amore zu erzählen, noch mit Wärme und Intereße anzuhören; ſie verderben es leicht durch Vernachläßigungen mit denen, die ſie im Vertrauen dumm und eitel nennen; ſie verſtehen auch viel zu wenig die in der Welt unentbehrliche Kunſt, jeden mit ſich ſelbſt zufrieden zu erhalten, jedem den ſeligen Glauben zu laßen, daß er ſchon ein Bidermann und auf dem rechten Wege ſey; ſie wollen gewöhnlich in ihrem Stande eine neue Bahn brechen, und alles um ſich her klüger und beßer machen, und ſind ſo kurzſichtig, daß ſie nicht begreifen, wie ſehr ſie jeden Ehrenmann beleidigen, wenn ſie ihn merken laßen, daß er noch nicht klug und gut genug ſey. Man muß geſtehen, wenn man dies alles bedenkt und ſich nicht vorſetzlich wie Pharao gegen die Wahrheit verhärtet, daß gemeine Menſchen weit beßer mit den Leuten umzugehen wiſen, weit beßer an ihren Nebenmenſchen gewiße Dinge aushalten und ertragen

und

und genießen können, wobey geistreiche Menschen ein unüberwindliches Gähnen anwandelt, weit beßer sich in alle Verhältniße zu schicken wißen, ohne mit den Zähnen zu knirschen, daß man sich darein schicken soll, und ohne sich von Statuten des Pinselordens und von Schaafsköpfen etwas verlauten zu laßen, und daß sie also eine viel zu große Ueberlegenheit über Männer von Geist beßitzen, um nicht die Palme der Gemeinnützigkeit neben ihnen davon zu tragen.

Das ist aber noch nicht einmal alles; ich gehe noch einen Schritt weiter und behaupte, daß die sogenannten geistreichen Menschen nicht nur in die Verhältniße des trivialen bürgerlichen Lebens nicht gut paßen und zum Beyspiele Bedienungen, denen ein gemeiner Mensch oft mit Würde und Beyfall vorzustehen weiß, selten gut bekleiden, wenn nicht ganz unbrauchbar dafür sind, sondern daß vornemlich sie in allen Fächern das Unheil anrichten, über das allgemein geklagt wird. Stünden überall nur gemeine Menschen den Dingen vor; so würde alles in seinem Gleise beständig fortgehen; kein Mensch würde zwar höher gehoben und weiter

ge-

gebracht; aber kein Mensch würde auch klagen; es würde nichts Erhebliches verfallen und so gienge bis zum jüngsten Tage alles seinen ruhigen, friedlichen Weg. Allein die Männer von Geist verderben alles, und die Folgezeit wird die schönen Früchte ihrer Bemühungen noch reifen sehen. Zu gutem Glücke sind ihrer, wie der afrikanischen wilden Thiere, nicht so viele; sonst hätten sie die Welt schon längst aufgerieben; eine weise Vorsehung scheint hierin offenbar zu walten, damit nicht alles Gute, was noch in der Welt durch die gemeinen Menschen erhalten wird, zu Grunde gerichtet werde. Denn als **Theologen** pflegen die Genies, zumal die von der empfindsamen Art, die Weiblein gefangen zu nehmen, und die Religion durch ihre theologischen Phantasien in die augenscheinlichste Gefahr zu setzen. Als **Rechtsgelehrte** schreiben sie entweder den Potentaten Deductionen, die Land und Leute gefährden und das Elend des Kriegs oder das eiserne Joch des Despotismus über friedliche Provinzen bringen; oder sie legen in ihre Schriften die Keime der gefährlichsten Staatsrevolutionen, die vielleicht das halbe

Eu-

Europa aus seinem Gleichgewichte bringen. Als Aerzte machen sie zur Verherrlichung ihrer Brodwißenschaft Experimente an unserm kranken Körper, und machen sich kein Gewißen, unser theures Leben durch gewagte Mittel auf das Spiel zu setzen. In der schriftstellerschen Welt machen bekanntlich nicht die gemeinen Schriftsteller, die den Leser weder hinreißen, noch überraschen, noch empören, sondern diejenigen, in denen ein Ueberfluß von Geist spuckt, den Kunstrichtern am meisten zu schaffen. Denn da können Jahrzehende, ja oft kann ein ganzes Menschenleben darauf gehen, ehe nur Ein solcher Geist ausgetrieben ist. Wer Geist hat, ergiebt sich so leicht nicht an die Rezensenten; und wenn sie zuletzt auch glauben, ihn zu Boden rezensirt zu haben, — ehe sie sich versehen, steht er in neuer Geisteskraft wieder da, und scheint ihnen ordentlich zum Poßen zu leben, um ihnen recht viel Dampf anzuthun.

Ueberlege ich dies alles bey mir selbst im Stillen, so kann ich nicht begreifen, wie man unsern Schriften Geistlosigkeit als einen Fehler vorwerfen kann. Mir deucht, eine geistlose

Schrift

Schrift hat das unbestreitbare Gute, daß sie niemanden verführt. Man sagt: Ein Geist der Verführung ist ausgegangen — eben um anzuzeigen, daß in dem Geiste das Verführerische für so viele Menschen liegt; es ist deswegen etwas sonderbar, in den Büchern verboten der wachsamen Wienercensur auch mit unter ganz geistlose Bücher angezeichnet zu sehen, deren Verfaßer sich dieser zu schmeichelhaften Auszeichnung überheben könnten. Mehrere Schriftsteller von Ruf, gegen welche die Kunstrichter nun schon seit einem Menschenalter, und noch länger, zu Felde gezogen sind, und einen rühmlichen und glücklichen Krieg geführt haben, schrieben, was man auch übrigens von ihnen denken möge, doch nicht ohne Geist; dies gestünden selbst die Kunstrichter ohne Bedenken, wenn es nicht gegen alle Regeln wenigstens des gelehrten Kriegs wäre, dem Feinde Gerechtigkeit wiederfahren zu laßen. Aber eben gerade das, daß Geist in ihren Schriften war, machte es jedem gewißenhaften Kunstrichter zur Pflicht, alle seine Kräfte und Hülfsmittel aufzubieten, um sie nicht aufkommen zu laßen, weil sie durch ihre

hinreissende Schreibart auf Ununterrichtete einen verderblichen Eindruck machten, und den völligen Sieg der guten Sache, derenthalben man schon beynahe allgemein einverstanden war, um eine ganze Geschlechtsfolge zurücksetzten. Hätten sie gemeiner geschrieben, sie hätten nicht so viele Anhänger gefunden, oder man wäre doch in weit kürzerer Zeit mit ihnen fertig geworden.

Freylich sehe ich schon voraus, daß ich am Ende nur tauben Ohren werde gepredigt haben, und daß unsre Feinde den Werth geistloser Schriften, und die große Gefährlichkeit geistreicher Schriftsteller nicht anerkennen werden; ich befürchte auch beynahe, daß derjenige Theil des Publikums, der unsre Schriften als geistlos verachtet, und sich einbildet, durch seine Urtheile das ganze Publikum nachgerade zu stimmen oder zu zwingen, mit ihm übereinstimmend zu denken, lieber unter der Anführung geistreicher Schriftsteller dem Verderben, als unter der Fahne geistloser Schriftsteller seinem Heile entgegengeht. Allein ein rechtschaffner Patriot giebt der erkannten Wahrheit Zeugnis,

nis, gleichviel ob ſie ſeinen Zeitgenoſſen gefalle oder nicht; er vertröſtet ſich der Zukunft, die ſeine wohlgemeinten Winke, Warnungen und Räthe gemeiniglich rechtfertigt. Wahrheiten zu ſagen, die jedermann ſchon dafür anerkennt, iſt keine Kunſt und kein Verdienſt; aber das iſt löblich und groß, wenn man den Muth hat, Wahrheiten zu behaupten, die nach dreyßig dert Jahren allgemein dafür gelten werden. So lange wird es vielleicht auch nicht einmal dauern, bis man ſehen und mit Händen greifen wird, wohin die angeblich geiſtreichen Schriftſteller unſer geliebtes Vaterland werden gebracht haben! Mögten die Groſſen der Erde, durch meine patriotiſchen Vorſtellungen aufmerkſam gemacht, ihnen noch zu rechter Zeit ihr gefährliches Handwerk legen, ehe ſie ſich durch ihre verführeriſchen Schriften der Herrſchaft über die ganze Denkart ihrer Völker bemächtigt haben! Mögten ſie uns, gedrängte Menſchen, denen man gerne ein ewiges Stillſchweigen auflegte, in ihren mächtigen Schutz nehmen, und uns den Wirkungskreis verſchaffen, in den ſich unſre Feinde, zur augenſcheinlichen Gefahr für die Sicherheit ihrer Thronen, ge-

ſetzt haben! Wenn ich auch einiges nicht unrichtig deute, was mir wirklich zu verſprechen ſcheint, daß die Großen ſchon an uns denken und auf uns rechnen, ſo ſtehen uns vielleicht bald goldne Zeiten bevor, und das Blatt wird ſich mit uns wenden; doch ſcheint es mir beſcheidener, hier nicht vorlaut zu ſeyn, und mit der Protection, unter der wir bald wieder thätiger als bis dahin werden dürften, nicht zu prahlen. Nur ſo viel darf ich wohl ſagen: Man verkennt uns doch nicht überall: und gerade unſre ſogenannte Geiſtloſigkeit gereicht uns bey Perſonen von Bedeutung, deren Namen ich aber keinesweges ins Spiel bringen will, zur Verdienſte. Wer weiß, ob auch nicht vielleicht bey einem Reichstage, der mehr als der Klopſtockſche ſagen will, ſchon von uns geſprochen worden iſt; einmal man ſcheint ſich hie und da für die Ruhe der Staaten und die Aufrechthaltung einer guten Ordnung mehr von unſern Bemühungen als von der zu unruhigen Wirkſamkeit unſrer Feinde, die vielleicht auch in den vielen geheimen Orden, denen man itzt zu Leibe geht, ihr großes verdecktes Spiel hat, zu verſprechen.

II.

Nach allem bis dahin Gesagten, was so leicht nicht wird umgestoßen werden können, wird es mir nun noch ein leichtes seyn, die Nothwendigkeit der schlechten Schriftsteller, meinem Versprechen gemäß, eben so gründlich als ihre Vortreflichkeit zu behaupten.

Ich will mich hier der Kürze befleißigen, und frage nur unsre Feinde, ob die Buchhandlung und Buchdruckerey nicht ehrliche und dem gemeinen Wesen nützliche Gewerbe sind. Sie werden nicht anders als mit Ja antworten können. Sie müßen also auch gestehen, daß diejenigen, die einen so nützlichen Gewerb treiben, Leute sind, die verdienen, daß man ihnen alles Gute gönne, und ihre Nahrung befördere. Ich mögte aber gerne wißen, was die armen Buchführer und Buchdrucker, die Buchbinder noch nicht einmal gerechnet, wohl anfangen wollten, wenn keine schlechten Schriftsteller in der Welt wären? Wir geben bey weitem ihnen am meisten zu verdienen; sie leben von uns und müßten also betteln gehen, wenn wir aufhören würden zu schreiben. Von

den Werken der guten Schriftsteller würden sie das liebe Brod nicht haben. Ich will annehmen, es seyen in Deutschland nur sechstausend Personen, die von der Buchdruckerey und vom Buchhandel leben. Nun nehme man die Verzeichniße der neuen Bücher, die alle Messen herauskommen, nur von zehen Jahren her, und mache den Ueberschlag, wie viel gute darunter sind. Ich habe es gethan, und nach einer ziemlich genauen Ausrechnung gefunden, daß, ein Jahr ins andere gerechnet, ungefähr zehen Bücher von bleibendem Werthe zum Vorschein kommen. Was ist das unter so viele? Würde nicht eine große Menge ehrlicher Leute vor Hunger sterben müßen, wenn die schlechten und mittelmäßigen Schriftsteller, nach dem Wunsch unsrer Feinde, von dem Erdboden vertilgt wären?

Sie sollen freylich diesen Tag nie erleben; aber man siehe doch daraus, wie gemeinschädlich und wie lieblos gegen ihren Nächsten unsere Verfolger sind. Zwar wie kann man von ihnen erwarten, daß sie ihren Nächsten lieben, da sie nicht einmal sich selbst lieben? Sie kennen nicht einmal ihren eignen Vortheil;

theil; sie wollen uns ausrotten; allein wie übel würden sie daran seyn, wenn sie ihren boshaften Zweck erreichten? Wir machen ihnen durch unsre Schriften so manche fröhliche Stunde; und Erasmus lachte sich einst an einer, den Briefen der obscuren Männer, gesund; woran wollten sie sich denn wohl belustigen, wenn wir nicht mehr schrieben? Das Vergnügen, das sie in dieser Welt genießen, haben sie einzig und allein uns zu danken. Ja sie würden, wie ich auch schon bemerkte, nicht einmal seyn, was sie sind, wenn wir nicht wären. Man nennt sie itzt gute Schriftsteller; aber müßten sie nicht diesen Ehrentitel fahren laßen, wenn es keine schlechten gäbe? Dies wäre schon arg genug; aber der Untergang der schlechten und lächerlichen Schriftsteller würde noch weit mehr Böses nach sich ziehen.

Unsre Feinde sind reich an lustigen und sinnreichen Einfällen; sie spotten gerne und wir sind diejenigen, die ihnen Gelegenheit geben, ihre Einfälle anzubringen, und ihre Tadelsucht zu befriedigen. Wohin wollten sie nun mit ihren Einfällen, wenn sie uns nicht

hätten, und wie würde es dann um ihre Gesundheit stehen? Sie dürfen nicht denken, daß ich scherze; es ist wahrlich kein Kinderspiel um einen zurückgehaltenen Spaß; er verursacht die größte Qual. Mir ist es in meinem Leben nur Einmal begegnet, daß ich einen Einfall hatte, der für einen Einfall eines schlechten Schriftstellers noch so ziemlich sinnreich war; aber ich mußte ihn bey mir behalten; und da weiß ich, wie mir zu Muthe war. Ich wollte meinem ärgsten Feinde die Schmerzen nicht gönnen. Da nun ein einziger Spaß, deßen ich nicht zu rechter Zeit los werden konnte, mir so viel Ungemach verursachte, was für Qual müßten die guten Schriftsteller, die so fruchtbar an artigen Einfällen sind, empfinden, wenn wir ihnen nicht Gelegenheit gäben, sich zu erleichtern. Ihre Einfälle brennen ihnen auf dem Herzen, und schon Ennius soll zu seiner Zeit gesagt haben: Ein weiser Mann könne eher eine Flamme in seinem Munde halten, als einen guten Einfall verschweigen; flammam a sapiente facilius ore in ardente opprimi, quam bona dicta teneat. Unsern Feinden

den würde also ganz gewiß ein groſſes Unglück wiederfahren, wenn wir nicht wären. Warum wünschen sie denn unsern Untergang, mit welchem der ihrige so genau verknüpft ist?

Gesetzt aber, es wäre möglich, daß sie uns überlebten, so würde doch die gelehrte Welt wenig Vortheil mehr von ihnen haben. Denn wir sind gerade diejenigen, welche die sinnreichsten und witzigsten Schriften aus ihnen herauslocken, an welchen sich das Publikum so sehr ergötzt. Woher wollten so viele stattliche Satyren kommen, wenn unsre Feinde nie manden hätten, über den sie spotten könnten? Lele viel würde also die kluge Welt an uns verlieren? Es ist wahr; wir können sie nicht mit guten Schriften beschenken; allein schon die Alten haben die Bemerkung gemacht; daß, obgleich der Esel eben nicht die angenehmste Stimme habe, und zur Musik ganz ungeschickt sey, man doch aus seinen Knochen die schönsten Flöten machen könne. „Mirandum, sagt Plutarch nach einer lateinischen Uebersetzung, „animal crassissimum et a musica alienissi„mum tamen ossa tenuissima et maxime

„canora fuppeditare.“ So geben auch unſre Schriften, wie ſchlecht ſie auch ſeyen, doch Gelegenheit zu vielen gründlichen Widerlegungen und witzigen Spottſchriften, deren die gelehrte Welt nothwendig entbehren müßte, wenn niemand wäre, der ſchlecht und lächerlich ſchriebe.

Doch dies iſt der geringſte Vortheil, den die Welt von uns hat, weil er ſich eigentlich nur auf die Gelehrten erſtreckt. Weit wichtiger iſt der Nutzen, den das menſchliche Geſchlecht von uns hat, und beweiſt unſre Nothwendigkeit noch bündiger und überzeugender. Wir arbeiten mit Macht an der Unterdrückung der Vernunft, die der Ruhe des Staats und der Kirche ſo nachtheilig iſt. Wir ſind die Beſchützer der herrſchenden Meinungen und Vorurtheile, die zu einem ruhigen, ſtillen und veranügten Leben ſo unentbehrlich ſind. Wir vertheidigen die natürlichen Weiſen und reinigen die Kirche von Ketzern. Unſre Feinde thun zwar dies letztere auch, aber ſehr ſelten; und wenn ſie es thun, ſo thun ſie es mit Vernunft; und das taugt nicht. Ohne uns

würde

würde es alſo in der Welt toll genug gehen, und unſre Feinde würden alles umkehren. Wer hätte ſich wohl in dieſem Jahrhunderte den gefährlichen Neuerungen eines Pufendorfs, Thomaſius, Leibnitzens, Wolfs, Jeruſalems, Spaldings, Tellers, Eberhards, Steinbarts, Zollikofers und ihrer leider nur zu zahlreichen Anhänger unter uns widerſetzt, wären wir nicht vor den Riß getreten. Dies allein reicht ſchon hin zum Beweiſe, wie nothwendig wir der Welt ſind. Unſre Verdienſte ſind nach unſrer innigſten Ueberzeugung ſo groß, daß wir die Ehrerbietung des ganzen menſchlichen Geſchlechts verdienen. Niemand will ſie freylich anerkennen; man lohnt uns mit Undank, und es iſt leider ſchon dahin gekommen, daß man es für ein untrügliches Zeichen eines offenen Kopfs hält, wenn man über uns und unſre Schriften ſpotten kann. Doch ſo wie den Frommen alles zum Beſten dienen muß, ſo hat auch unſer ſchweres Kreutz, das niemand als wir zu tragen vermöchte, ſeine Vortheile; und mir deucht, unſre verdienſtvolle Unentbehrlichkeit wird dadurch außer allen Zweifel geſetzt.

Ich

Ich habe schon oft gesagt, daß unsre Feinde, die guten Schriftsteller, weil sie ihre Vernunft gebrauchen, mit dem, was in der Welt vorgeht, schlecht zufrieden sind. Ueberall entdecken sie Thorheiten; wenigstens bilden sie sich es ein, daß sie deren überall sehen; und es ist ihnen unmöglich, sich nicht über das, was ihnen thörigt vorkömmt, nach der Verschiedenheit ihres Temperamentes, pathetisch oder sarkastisch aufzuhalten. Wenn sie demnach keine schlechten Schriftsteller hätten, an denen sie ihre Bosheit auslaßen könnten, so würde kein ehrlicher Mann vor ihnen sicher seyn; sie würden, weil sie doch immer etwas zu meistern haben müßen, alles anfallen, was in der Welt groß und ehrwürdig ist, und durch ihre Satyren den Staat und die Kirche beunruhigen. Wir können uns also rühmen, daß wir unsre eigne Wohlfahrt für das gemeine Beste aufopfern und ohne Prahlerey dürfen wir sagen, daß wir einem Staate unentbehrlich sind. Unsre Feinde werden vielleicht höhnend antworten: Diese Unentbehrlichkeit stehe nach unsrer eignen Vorstellung mit der von gewißen Mädchen, die man in großen

Städten

Städten dulde, in Einer Linie. Aber sie thäten wohl beser, mit dieser Vergleichung zu Hause zu bleiben. Denn sie machen sich selbst damit eben kein feines Kompliment. Denn wer sind alsdenn sie, deren wilde Lüste man mit unsers gleichen befriedigen muß, wenn nicht jeder Biedermann in Gefahr kommen soll, von ihnen angefallen und gemißhandelt zu werden? Wie ungeschickt überdem diese Vergleichung sey, fällt in die Augen, da man uns doch nicht für so dumm halten wird, daß wir uns selbst ihren plumpen Liebkosungen anbieten werden, und wir wahrlich nichts weniger als Vergnügen davon haben.

Ich wünsche also von Herzen, daß alle wohldenkenden christlichen Obrigkeiten, was ich hier schreibe, in reife Erwägung ziehen mögen und flehe insonderheit unsern allergnädigsten Kaiser, auch sämmtliche resp. höchste und hohe Churfürsten, Fürsten und Stände des heiligen römischen Reichs demüthigst an, so fern es Höchst- und Hochdenselben itzt die vielen Sorgen für die Wohlfahrt des Reichs erlauben, hocherleuchtet zu ermeßen, wie würdig

wir

wir ihres Schutzes sind, die wir dem Staat und der Kirche schon so lange eine Vormauer wider die unruhige Schaar der Naseweisen waren, die so gerne, wenn sie nur dürften, das Unterste zu oberst kehrten. Es wäre, deucht mir, nachgerade Zeit, daß man auf eine Vergeltung unsrer wichtigen Dienste dächte; doch sehen wir freylich auch ein, daß, da wir uns so lange schon geduldet haben, wir wohl auch noch bis zur gänzlichen Wiederherstellung des Friedens in dem bedrängten Reiche warten können, und wollen also unserm Vaterlande, das außer den Kammerzielern und Römermonaten nun auch noch die Last der Unterhaltung des Triplums zu tragen hat, nicht zur Unzeit unbescheiden zur Last fallen; wir wollten für Einmal zufrieden seyn, wenn man uns nur wenigstens einigermaßen Ruhe vor unsern Feinden verschafte, und diesen bösen Menschen Zaum und Gebiß anlegte. Womit haben wir es verdient, daß man uns der Willkühr unsrer Verfolger überläßt, da hingegen andre ehrliche Leute gegen ihre Lästerer Schutz finden? Ich weiß wohl, daß es zur Sicherheit andrer geschieht; allein warum sol-

len

len nur wir die Sünden unſrer Mitbürger tragen? Ich finde darin keine Billigkeit, und zweifle nicht, daß meine gegründeten Vorſtellungen die Wirkung haben werden, die ich wünſche, ſo bald man nur die Gewogenheit haben wird, ſie in Erwägung zu ziehen.

Sollten aber, wie ich doch nicht hoffen will, die Großen unſers Vaterlands durch das Geſchwätz unſrer Feinde verführt, in dem Wahn ſtehen, unſer Jammer verdiene nicht, daß ſie ihn zu Herzen nehmen, und der Frevel unſrer Feinde ſey ſo groß nicht, daß es nöthig wäre, deswegen mit dem Schwerdte darein zu ſchlagen, ſo wende ich mich an diejenigen, die das geiſtliche Schwerdt führen, und erſuche ſie ganz ergebenſt, wider das boshafte Verfahren unſrer Feinde denjenigen Eifer zu bezeugen, den ihr Amt von ihnen fordert. Ich verlange dies eben nicht von denjenigen unter ihnen, die es zu ihrer Schande öffentlich oder heimlich mit den Spöttern halten, und mit ihnen gemeine Sache zu unſerm Untergang machen; ſondern ich bin zufrieden, wenn nur die Geiſtlicharmen unter ihnen ihre

Stimme

Stimme wie eine Posaune erheben, und mit ihrer salbungsvollen Beredsamkeit wenigstens dem gemeinen Manne zu beweisen suchen, wie groß die Sünde sey, über lächerliche Dinge zu spotten. Sie dürfen nicht denken, daß es schwer oder ganz und gar unmöglich sey, einen so albernen Satz zu behaupten. Der ehrwürdige Pater Girard hat seiner Zeit in einer Schrift, die man nach seinem Tode unter seinen Papieren fand, dargethan, daß es eine weit größre Sünde sey, eine Satyre zu schreiben, als in den Hainen Cythereens zu naschen. Ich bin überzeugt, daß sie geschickt genug sind, noch tollere Dinge zu behaupten. Ich hoffe demnach, sie werden die Güte haben, eben so tapfer mit dem Munde, als ich mit der Feder, wider unsre Feinde, die gewiß auch ihre Freunde nicht sind, zu streiten, und ihnen wenigstens einen bösen Namen bey denjenigen zu machen, die nicht im Stande sind, über die Sache zu urtheilen. Dies wird meiner Schrift den rechten Nachdruck geben, und zugleich zu ihrer eignen Sicherheit gereichen.

Beſchluß.

Hiermit beurlaube ich mich von dem geneigten Leſer und ſchmeichle mir mit der angenehmen Einbildung, es ſo gemacht zu haben, daß er mit mir zufrieden ſeyn könne.

Von meinen Widerſachern kann ich mir dies nicht verſprechen; denn ein ſo unerwarteter und ſcharfer Angriff muß ſie natürlich in die äußerſte Beſtürzung ſetzen. Es kann ihnen unmöglich lieb ſeyn, daß ich ſie ſo gewaltig zu Boden geſchlagen. Wären ſie nun wie andre Leute, ſo würde dieſe Niederlage ſie auf Friedensgedanken leiten. Allein da mir ihr harter, unbezwinglicher Sinn bekannt

iſt, ſo kann ich dies wohl ohne Thorheit nicht hoffen. Doch glaube ich, der Sieg, den ich in dieſer Schrift über ſie erfochten, habe, werde wenigſtens ſo viel bey ihnen wirken, daß ſie ſich auf einige Minuten zu einem Waffenſtillſtand mit uns verſtehen und meine Friedensvorſchläge anhören.

In dieſer Zuverſicht hebe ich meine Augen empor und erſuche ſie auf das freundlichſte, meine geharniſchte Schrift nicht als ein Zeichen eines feindſeligen Gemüths, ſondern blos als eine Nothwehr anzuſehen. Ich verſichere ihnen, daß wir nichts als ihr Beſtes ſuchen, und unſre Abſicht keine andre iſt, als ſie zur Erkenntnis ihres Elends zu leiten. Es ſchmerzt uns ſehr, daß ſie mit ſo vieler Mühe nach einer Vollkommenheit trachten, die uns möglich zu erhalten ſteht, und ſich durch dieſe lächerliche Bemühung immer weiter von der Zufriedenheit entfernen, die uns ſo glücklich macht.

Ich gebe ihnen zu bedenken, ob ſie nach der Vernunft, die ſie ſo hoch achten, ohne

Sünde

Sünde uns haßen können, die wir ſo liebreich gegen ſie geſinnet ſind, und ob es nicht für ſie ſo wohl als für uns beßer wäre, wenn wir in Frieden mit einander lebten. Wir ſpinnen bey dem unglücklichen Kriege, in welchen wir verwickelt ſind, beyderſeits keine Seide und haben keinen andern Vortheil davon, als daß die Ungelehrten uns auslachen, und aus den Wahrheiten, die wir uns einander ſagen, den ſchimpflichen Schluß ziehen, daß alle Gelehrten nicht klug ſind. Da nun dieſes Urtheil der ungelehrten Zuſchauer unſers Kampfs ſie mehr ſchmerzen muß als uns, die wir aufrichtig unſre Einfalt geſtehen, ſo wäre es meiner Meinung nach wohl gethan, wenn ſie die Feindſeligkeiten einſtellten und Frieden machten.

Wir ſind unſerſeits ganz geneigt dazu; da wir uns aber in einem ſo glückſeligen Zuſtande befinden, daß wir uns ſchon für vollkommen halten, und überzeugt ſind, wir haben noch viel Recht übrig, ſo ſchickt es ſich nicht, daß wir den erſten Schritt thun. Ueberdem müßten wir beſorgen, ſie mögten es als einen Ein-

griff in ihre Rechte ansehen, und, wenn wir nachgeben wollten, uns in dem Verdacht halten, wir hielten uns für klüger als sie, weil immer der Klügere und Vernünftigere nachgiebt. Ferne, daß wir zu diesem Gedanken Anlaß geben sollten, wodurch die Erbitterung noch größer werden würde.

Wir haben, ob sie gleich unsre Feinde sind, doch so viele Hochachtung für sie, daß wir ihnen die Ehre des Nachgebens nicht streitig zu machen gedenken. Und käme uns ja die Lust dazu an, so würde doch unser natürliches Unvermögen unsre Bemühung fruchtlos machen. Denn, um nachzugeben, müßten wir zu ihnen hinauf steigen, und dies erlaubt unser außerordentlich schwerer Kopf nicht. Wir erwarten also, und das von Rechts wegen, von unsern Feinden, daß sie sich zu uns herablassen. Denn fallen ist leichter als steigen.

Facilis descensus averni;
At revocare gradum, superasque evadere ad auras
Hoc opus, hic labor est.

(In

(In die Unterwelt iſts ſehr leicht hinunter zu ſteigen.
Aber daher zurück an die obern Lüfte zu kommen,
Das iſt ein Werk, das iſt Arbeit.)

Unſere Feinde dürfen nur den Kopf zwiſchen die Beine nehmen, und ſich, wie wir, der natürlichen Schwere ihres Körpers überlaßen.

Dies iſt der einzige Vorſchlag, den ich ihnen thun kann. Nehmen ſie ihn an, ſo iſt ihr Glück gemacht. Der Fall, zu welchem ich ihnen wohlmeinend rathe, wird ihnen vortheilhafter ſeyn, als ihr mühſames Klettern. Dies bringt ihnen nichts als Misvergnügen. Durch den glücklichen Sturz hingegen, zu welchem ich ſie aufmuntere, verſinken ſie in ein unergründliches Meer der ſüßeſten Zufriedenheit, und erreichen ohne Mühe den Grad der Vollkommenheit, nach welchem ſie bis dahin auf eine verkehrte Art und folglich vergebens trachteten.

Verwerfen ſie aber meinen höchſtbilligen Vorſchlag, ſo muß zwar alle Hofnung zum Frie-

den gänzlich verschwinden; allein ich hoffe doch, daß der Glimpf, den ich in dieser Schrift gegen sie gebraucht habe, und die liebreiche Art, mit welcher ich ihnen, ob ich gleich über sie gesiegt habe, den Frieden anbiete, ihren Grimm ein wenig mildern, und sie überzeugen werde, daß sie unrecht haben, so unschuldige, ehrliche und fromme Leute, als wir sind, so heftig zu verfolgen.

Erhalte ich nur dies von ihnen, so soll mich die auf diese Schrift gewandte Mühe nicht verdrießen; denn ich kann alsdann versichert seyn, daß meine Brüder einem so tapfern Vertheidiger unsrer gemeinschaftlichen guten Sache ihre Erkenntlichkeit zu erproben nicht ermangeln werden.

Anhang.

In der Liscovschen Schrift findet man nun noch einen Anhang einiger berühmten schlechten Schriften, die bey deren Verlegern, wie er sagt, in großer Anzahl vorräthig wären. Es wäre ein leichtes, dem gemeinen Wesen auch durch Mittheilung eines solchen Katalogs nützlich zu seyn; da indeßen die gemeinnützigen kritischen Institute unsrer Zeit die berühmten so wohl als die unberühmten schlechten Schriften und deren Verfaßer nun so gar wöchentlich mit der reitenden und fahrenden Post zur Kenntnis des Publikums bringen, so stehe zu besorgen, daß ich damit zu spät kommen dürfte; ich will also dem geehrten Publikum den Ankauf dieser in meinen Augen gewis wichtigen Schrift nicht noch durch Mittheilung eines Katalogs schlechter Schriften erschweren,

der, wenn man sich auch nur auf die Meßkataloge der fünf letzten Jahre einschränken, und bittere Klagen über Hintansetzung mehrerer nicht unberühmten schlechten Schriftsteller auch nur einigermaßen verhüten wollte, bey der größten Sparsamkeit in Ansehung des Raums, doch immer wenigstens ein Alphabet hätte halten müßen und dem Publikum gewiß auf einen Thaler würde zu stehen gekommen seyn, den es also nun in seiner Tasche behält.

Um so mehr hoffe ich nun aber auch, daß sich das Publikum, aus Erkenntlichkeit für diese cessante lucro auctoris unstreitig verdienstliche Artigkeit gegen seinen Beutel, werde geneigt finden laßen, noch einige Groschen zu bezahlen, die es auch schon einmal bezahlt hat, zumal da es sich dies so oft von zum Theil sehr angesehenen und berühmten Schriftstellern gefallen läßt, die bey weitem nicht so schonend mit seinem Beutel umgehen, und ihm sein wohlerworbenes Geld bey Thalern doppelt abnehmen. Der Herr Verfaßer des kleinen Aufsatzes, womit ich dem Publikum nun noch, gegen einige gute Groschen, ein mich nichts ko-

kostendes Geschenk zu machen gedenke, hat auch so trefflich für deßen Unterhaltung gesorgt, daß auch die Wenigen, die sich ein Gewißen daraus machten, seine niedliche Abhandlung undankbar zu vergeßen, es gerne sehen werden, wenn diese wohlgerathene Arbeit aus dem Ocean eines Journals, der sie zu verschlingen drohte, gerettet und von neuem gefaßt wird; und für alle übrigen Leser, also weit den größten Theil der Lesewelt, ist es so gut wie ein ganz neues Gelese, das ich mir aber keinesweges zuzueignen gedenke, wie sonst wohl von andern geschehen dürfte, die sich gern mit fremden Federn schmücken, selbst wenn sie keine Wahrscheinlichkeit haben, es ungestraft zu thun.

Es ist der Herr Doctor Christian Henrich Schmid in Gießen, der mir noch einige Bogen Honorar zu verdienen geben und dem Publikum noch einige zwar sehr wohl angelegte Groschen kosten soll. Ich traue dem Herrn Doctor so viel christliche Nächstenliebe zu, daß er seinem Nebenmenschen den kleinen Vortheil, den er von seiner Arbeit zu ziehen versteht, wohl gön-

gönnen werde, und bedaure nur, daß meine Schriften nicht von der Art sind, daß er sich auch einmal einen Tag gütlich davon thun könnte; sonst stünden sie ihm zu diesem Behufe mit tausend Freuden zu Diensten. Das Publikum wird sich aber von der Zweckmäßigkeit dieses Anhangs zu der Liskovschen Schrift sogleich überzeugen, wann es sich das Vergnügen wird gemacht haben, die Schrift des Herrn Doctors, die ich ihm zugedacht habe, zu lesen, und wird sie als ein Surrogat eines Bücherkatalogs, den ich ihm noch zu liefern schuldig wäre, dankbar aus meinen Händen annehmen.

Der Aufsatz heißt: **Ueber die Wahl der Büchertitel, ein Beytrag zu der Characteristik der neuesten deutschen Literatur,** und steht in einem Hefte des nun eingegangenen oder sich suspendirenden **Journals von und für Deutschland,** das wir dem Patriotismus des Herrn von **Bibra** verdankten. Der Herr Doctor hatte zwar in diesem Aufsatze nicht eben gerade nur uns schlechte Schriftsteller im Auge; denn es kommen auch Personen

und

und Schriften darin vor, die wir nicht zu unſrer Claße zu rechnen pflegen, und ich glaube, daß der Zweck des Herrn Verfaßers nur war, die erfinderiſche Induſtrie der Bücherfabrikanten, die freylich größtentheils zu unſrer Brüderſchaft gehören, anſchaulich zu machen, ohne eben dadurch gerade nur uns allein ein Denkmal zu ſtiften. Allein eben dies kömmt mir bey dieſem Surrogat eines Katalogs ſchlechter Schriften ſehr wohl zu zu Statten. Denn da ein ſolcher Katalog ſeine großen Mißlichkeiten hat, weil Vollſtändigkeit unmöglich iſt, und Unvollſtändigkeit mir von Seiten der im Katalog angeführten oder auch der darin vergeßnen Schriftſteller Verdruß zuziehen könnte, ſo halte ich mich, des Friedens wegen, lieber an eine ſchon vorhandene Schrift, die viele allgemeine Titel enthält, und an eine Menge ſchlechter Schriftſteller auf Einmal erinnern kann; und da ſich auch verſchiedene unter uns aus übelverſtandenem Stolz ſchämen, ſich zu uns zu bekennen, und lieber zu den guten Schriftſtellern ſich gerechnet ſähen, mir aber mein Gewiſſen nicht erlaubt, ſie gute Schriftſteller zu nennen, und

doch

doch meine Verbindungen mit ihnen es nicht rathen, daß ich es mit ihnen öffentlich verderbe, und sie geradezu vor den Kopf stoße, so finde ich es der Klugheit gemäß, mir mittelst dieser Schrift des Herrn Doctor Schmids in Gießen, die einem Netze gleicht, in dem man gute und faule Fische findet, den Rücken zu decken, und es in Ansehung jedes einzelnen meiner Brüder, den eine falsche Schaam von dem Bekenntniße zu unserer Parthey abhält, in suspenso zu laßen, ob er zu den guten oder zu den schlechten Schriftstellern zu rechnen sey; wenigstens soll hier keiner durch mich in seiner Einbildung gestöhrt werden, daß er ein guter Schriftsteller sey, weil alles in der Schrift meines Herrn Patrons in Gießen eine doppelte Auslegung leidet, und es darin ganz unbestimmt gelaßen worden ist, ob ein gegebener Titel der Schild eines schlechten oder eines guten Buchs sey. Ich denke, daß diejenigen meiner Brüder, auf die ich hierbey Rücksicht nahm, mir für diese meine Schonung ihrer Schwachheit in ihrem Herzen Dank wißen werden, und hoffe übrigens, daß das Publikum, das sie schon kennt,

nichts

nichts dabey verlieren wird, daß ich sie nicht genauer bezeichnete.

Schließlich wolle Herr Doctor Schmid mir die Freyheit nicht verübeln, die ich mir nahm, an mehrern Stellen seiner Schrift, da sich seit drey Jahren manches verändert hat, noch das eine und andre einzuschalten, das zum Theil von spätterm Datum als sein Aufsatz ist, und wovon er sich hoffentlich nicht als von etwas, das seiner und seines Aufsatzes unwürdig sey, lossagen wird.

In der Literargeschichte aller Völker findet man, daß der Titel der Bücher, so eine gleichs gültige Sache er denen ist, die auf das Wes sentliche sehen, dennoch oft das Glück derselben, insofern es von dem großen Haufen abs hängt, entschieden, daß oft die Absicht der Verfaßer verkannt worden, weil sie nicht gleich auf dem Titel den Gesichtspunkt angaben, aus dem sie zu beurtheilen seyen, daß manches Buch um eines vermeintlich anstößigen Titels willen verboten und unterdrückt worden, daß manches in Vergeßenheit modern müßen, weil ihm ein Titel fehlte, der Aufmerksamkeit genug erregt hätte, um es in Umlauf zu bringen.

Daher hat Denina in der 1788 übers setzten Bibliopöie (oder Büchermacherkunst) den

den Schriftstellern über diesen Gegenstand Regeln der Klugheit zu geben nicht verabsäumt. (Diejenigen, die in eignen Abhandlungen über die Büchertitel geschrieben, stehen, dem Bünauischen Katalog zufolge, verzeichnet in Johann Christoph Krusike vindem. liter. spec. secundo; von albernen und seltsamen Titeln handeln Georg Trinkaus de ineptis librorum titulis, und Bidermann de insolentia titulorum; Beyspiele mehrerer abgeschmackten Titel führt Christgau an, in der commentatione historico - literaria de Mammotrecto, Frankfurt an der Oder, 1740.) Wenn Riedel von den Namen der Schönen sagt:

Ein wichtig Stück an einer schönen Dame,
Und fast das wichtigste ist ohne Streit ihr Name,

so mögte, wer mit den Schicksalen der gelesenen und ungelesenen Bücher bekannt ist, wohl auch zur Demüthigung des gelehrten Stolzes ausrufen: Ein wichtig Stück und fast das wichtigste an einem Buche ist ein glücklich gewählter Titel. Oft macht es daher einen

groſſen Theil der Subſcriptionsplane und der Vorreden aus, daß der Verfaſſer ſeinen Titel zu rechtfertigen und zu erklären ſucht; aber die Subſcriptionen wollen ihr Glück nicht mehr machen, und Vorreden, zumal wenn ſie lang ſind, werden meiſtens überſchlagen, oder nicht aufmerkſam genug geleſen, und ſo iſt es beſſer, wenn der Titel für ſich verſtändlich iſt, und dann durch das Buch ſelbſt beſtätigt und erörtert wird. So wie mancher Autor ſeinen Titel erſt dann wählt, wenn das ganze Werk vollendet iſt, um ihn dem Endzwecke deſſelben deſto beſſer anzupaſſen, vielleicht dann ſich den Kopf darüber noch mehr als über der Ausarbeitung ſelbſt zerbricht, und, wenn er nicht mit ſich einig werden kann, die currenten Titel in einen Loostopf wirft, um auf gut Glück den erſten beſten zu wählen, in welchem Falle er zuletzt oft gerade den unſchicklichſten erwiſcht, ſo giebt es auf der andern Seite auch manche Schriftſteller, die, in der Erfindung der Titel glücklicher als in der Ausführung, Verleger und Leſer täuſchen und wohl gar manches Buch ſchreiben, um einen neuen Titel nicht umſonſt erfunden zu haben.

Was

Was sich von der Wichtigkeit der Titel für die Aufnahme der Bücher überhaupt sagen läßt, gilt, glaube ich, doppelt in Ansehung des deutschen Bücherwesens, und in Rücksicht auf daßelbe will ich eigentlich diesen Gegenstand betrachten. Die Ursachen, warum vorzüglich ein deutscher Schriftsteller, wenn er nicht verkannt seyn will, mehr noch als die Autoren andrer Länder, darauf bedacht seyn muß, nicht blindlings und willkührlich den ersten besten Titel zu ergreifen, scheinen mir folgende zu seyn. (Denn sonst könnte man mit Recht erinnern, daß das französische und englische Publikum von dem Vorurtheil, die Bücher nach den Titeln zu schätzen, nicht minder behaftet sey als das deutsche.)

Da die Bücherliebhaber in den zu Deutschland gehörigen so wohl als in den deutsch redenden Provinzen weit mehr einzeln zerstreut sind, als in andern europäischen Ländern, wo sich eine große Menge derselben in den Hauptstädten zusammen drängt; da keine einzige Stadt bey uns den Ton angiebt; da die Bücherfreunde zum Theil sogar von Buch-

läden entfernt leben, so muß für sie oft der Titel in den Meß- und Buchhändler-Verzeichnißen, ja wohl gar nur das Gerücht von dem Titel die erste Anlockung seyn. Es sind in Deutschland keine Clubs und keine Cercles, in denen die Schriftsteller ihre Werke vorher in der Handschrift vorlasen, und durch deren Ausspruch die Erwartung des Publikums schon zum voraus so gespannt würde, daß man, ohne sich um den Titel zu bekümmern, auf die erste Nachricht von der Erscheinung solcher Werke im Druck, dem Buchhändler die noch feuchten Bogen aus den Händen riße. Der troquirende Buchhändler muß das neue Werk erst mit von der Leipzigermeße bringen, es erst in seinem Katalog feil bieten, es erst pro novitate in die Häuser und über Land schicken, und endlich, wenn es sich nicht verkaufen will, es zur Leihebibliothek oder zum Leseinstitut verdammen. Ja Leipziger Buchhändler haben mich öfters versichert, daß sie in der Stadt Leipzig selbst das wenigste absetzten.

Man sollte glauben, da Deutschland an recensirenden Zeitungen und Journalen so vorzüg-

züglich geſegnet iſt, und ſo gar vor einigen Jahren ein Journal aller Journale hatte, auch einige Herren Buchhändler, die das Handwerk am beſten zu verſtehen ſcheinen, nun anfangen, dem Publikum in den Intelligenzblättern der gangbarſten Journale, und in beygehefteten Anhängen zu den Heften der Monatſchriften ihre eignen neuſten Verlagsartikel ſelbſt zu empfehlen, und dem Urtheile der Rezenſenten liſtig zuvorzukommen, ſo müßte der Inhalt der Bücher, die Titel mögten ſeyn, wie ſie wollen, gar bald allgemein bekannt, und dadurch die Käufer leicht beſtimmt werden. Allein, nicht zu rechnen, daß nicht alle Herren Buchhändler den Geſchmack des Publikums auf ihre eignen Verlagsartikel zu leiten verſtehen, und daß durch allerley Zufälle, vornemlich aber durch die unermeßliche Menge neuer deutſcher Schriften es oft geſchieht, daß ein Buch in keiner Zeitung und Journal oder doch nur in wenigen, vielleicht ſehr ſpäte und flüchtig, angezeigt wird, ſo können nur wenige Bücherliebhaber alle Zeitungen und Journale halten und leſen. Viele mögen ſie gar nicht leſen, nachdem die deutſchen Kritiker durch Fehden

unter ſich und durch verſchiedene leidenſchaftliche Auftritte ihren Kredit einigermaßen geſchwächt haben. Und, was die Gerüchte betrift, die durch die eifrigen Recenſionsleſer verbreitet werden, ſo wird nach der gewöhnlichen menſchlichen Schadenfreude öfter durch ſie ein Buch verſchrieen als das Gute deßelben bekannt gemacht.

Noch mehr, die Recenſenten nehmen oft ſelbſt die Titel der Bücher in Anſpruch, fordern den Verfaßer zur Rechenſchaft, wenn er ſeinem Titel kein Genüge geleiſtet zu haben ſcheint, und zuweilen bleibt gar ein Recenſent, der das Buch ſelbſt nicht durchſtudiren mogte, blos bey der Zergliederung des Titels ſtehen, und ſchikanirt den Verfaßer über jedes Wort deſſelben.

Ich rede aber hier eigentlich von den Büchern, nicht inſofern ſie der Kenner und der Nachwelt Lob erhalten, ſondern inſofern ſie den Buchhandel bereichern, nicht blos im Munde, ſondern auch in den Händen von jedermann ſind. Abbt vom Verdienſte S. 755.

hat

hat folgende Berechnung angestellt: „Setzet „zwanzig Millionen Menschen in Deutschland; „die witzigste Schrift hat kaum achtzigtausend „Leser; also ist ein solches Publikum der 250ste „Theil von Deutschland und die sogenannten „nützlichsten Wochenschriften sind immer 19 „Millionen 920000 Deutschen unbekannt.“ Jener gröſsre Theil des Publikums, der eigentlich den Buchhändler ernähren muß (denn die Gelehrten können oder mögen nicht kaufen, und mancher denkt, wie ein gewißer Mann, den ich auf die Frage, ob er Bücher kaufen wollte, antworten hörte: Nein, ich kann selbst welche machen,) liest wenig oder gar keine Recensionen, kauft nach mündlichen Empfehlungen, kauft durch zufällige Veranlaßungen, und wird unter anderm vornemlich durch den Titel zum kaufen gereizt.

Ich will davon ein artiges Beyspiel anführen, das mir von zuverläßiger Hand ist mitgetheilt worden. Ein Menschenfreund, dem es darum zu thun ist, seine Mitbürger durch gemeinnützige Bücher aufzuklären, ließ es sich angelegen seyn, die sogenannte Schulmeister-

bibel des Herrn Doctor Seilers, wovon zu Michaelis 1790. der erste Band herauskam, unter den Schulmeistern seiner Gegend bekannt zu machen und zu empfehlen. Er machte den ersten Versuch damit bey einem der angesehensten, der mit dem Titel als **Cantor** der Schule eines beträchtlichen Dorfes vorsteht. Allein zu seinem Erstaunen erhielt er von demselben die Ankündigung des Werks mit der Erklärung zurück: Das Buch gefalle ihm ganz gut, nur der Titel nicht! Der sonst wackere Mann hätte es vielleicht gekauft, wenn es **Cantorbibel** überschrieben gewesen wäre. (So wollte ein Student, der eben erst immatriculirt worden, ein Buch verächtlich wegwerfen, auf dessen Titel er die Worte: **Für Schüler**, erblickte, und Herr Nierteno that daher **wohl**, auf dem Titel seiner Geschichte der Gelehrsamkeit zu versichern, daß sie **für Leute, die bald auf Universitäten gehen wollen, oder kaum dahin gekommen sind**, geschrieben sey.) Wenn nicht Schulmeister, Kaufleute, Unstudirte, Anfänger, reiche Dilettanten, die mehr Geld und Muße für die Lectüre haben als die eigentlichen Gelehrten, den Buchhändlern ihre Waaren abnehs

nehmen hälfen, nicht öfters um des Titels, der Bilderchen, des schönen Papiers und andrer unbedeutenden Dinge willen, Bücher kauften, wie könnte die täglich sich mehrende Menge der Buchhändler in Deutschland bestehen?

Eben diese Menge von Verlegern und die ganz unübersehbare Anzahl schreibender Hände in Deutschland macht die Konkurrenz auf den gelehrten Märkten so groß, daß ein deutscher Schriftsteller es vorzüglich nöthig hat, sich vor seinen Kollegen durch irgend etwas, wäre es auch nur der Titel seines Buchs, auszuzeichnen, um bemerkt zu werden und Liebhaber zu finden. Leider bringt es die Lage der Gelehrten in Deutschland mehr, als in andern Ländern, mit sich, daß sie um das Brod zu schreiben und die Schriftstellerey zu einer Spekulation zu machen genöthigt sind, die, weil sie in Deutschland nie so viel einträgt, als **Popen** die Uebersetzung des **Homers**, immer wiederholt werden muß.

Leider ist die Lage des deutschen Buchhandels so beschaffen, daß der Buchhändler, um

sich zu erhalten, oft wie **Hieronymus Nothanker**, seine Waaren gegen Ochsen, Getraide und Eyer umsetzen, und folglich die Leute, die das geben können, auf allerley Art, unter anderm auch durch die Titel, anlecken muß. Wie schwer dies den Soßen in Deutschland, bey der durch Luxus und Theurung, die sich auch auf die Bücher erstreckt, immer kleiner werdenden Anzahl der Bücherkäufer, werden müße, sieht man aus den mancherley Mitteln, die sie in dieser Rücksicht ergreifen, und worin einer den andern zu übertreffen sucht. So versprach neulich Herr **Hofmann** in **Chemnitz** den Käufern seines Almanachs der Revolutionsopfer, die sich in einer bestimmten Frist **mit baarem Gelde** melden würden, außer den gewöhnlichen Vortheilen, noch doppelte Abdrücke der Bilderchen; und Herr **Unger**, um für seine girtannerschen Annalen die Kunden zu behalten, giebt den Käufern nun jeden Monat ein Bild von einem berühmten Frankreicher, da hingegen Herr **von Archenholz** die Käufer seiner Minerva nur alle Vierteljahre mit einem Bilde beschenkt.

Glück-

Glücklich iſt freylich derjenige Verfaſſer, der nicht (das unſeligſte Geſchäft, das ſich denken läßt) Verleger aufzuſuchen braucht, ſondern den ſie ſelbſt ſuchen, weil ſein Name ſchon ſo viel wirkt, daß das Publikum ein Werk, das mit demſelben prangt, ſchon darum kauft, der Titel, und vielleicht auch die Ausführung, ſey übrigens beſchaffen, wie ſie wolle.

Wenn ich in dem Meßverzeichniße den Titel leſe: **Reiſe in die mittägigen Provinzen von Frankreich** — ſo wird meine Neugierde dadurch noch nicht ſonderlich rege gemacht. Denn Reiſebeſchreibungen giebt es ſo viele als Sand am Meer. Kaum höre ich aber, daß es ein Werk des Herrn **von Thümmel** ſey, ſo kann ich nicht ruhen, bis ich es bekomme. Der Schriftſteller von Rufe braucht keinen Kranz auszuhängen; (vino vendibili non opus eſt ſuſpenſa hedera;) er kann jeden, kann den einfachſten Titel wählen; ſein Name iſt Empfehlung genug. Ein **Forſter** nennt ſeine Reiſen nicht maleriſche Wanderungen, ſondern nur **Reiſen**; **Johannes Müller** ſeine Geſchichte der Eidsgenoßen nur

Ge-

Geſchichte der Eidsgenoßen; der Freyherr von Knigge ſein Buch über den Umgang mit Menſchen nur: Ueber den Umgang mit Menſchen; Huſeland ſein Jus naturae nur Lehrſätze des Naturrechts, und der Verleger kann des Debits gewiß ſeyn. Allgemein bekannte Schriftſteller ſetzen ihrem Namen auf dem Titelblatte nicht einmal ihren Rang und Stand bey. Jedermann weiß, wo Göthe und Herder leben und was ſie ſind, daher auch, wie Herr Schulz (nicht Schulz ſchlechtweg) in ſeinen mikrologiſchen Aufſätzen, und ein ſchen genannter Gelehrter in ſeiner jüngſten Schrift: Ueber Schriftſteller und Schriftſtellerey kürzlich ſehr artig und richtig bemerkten, niemand von Herrn Geheimenrath von Göthe, oder von Herrn Vicepräſidenten Herder ſpricht; aber minder bekannte dürfen es nicht verſäumen, ſich auf dem Titel oder wenigſtens unter der Vorrede nach Stand und Würden zu charakteriſiren. Wenn bey der Ueberſetzung von Boulainvilliers Leben des Mahomeds weiter nichts auf dem Titel ſtehet, als: Ueberſetzt von J. A. Mebes, ſo hat nicht jeder Luſt, Meuſels gelehrtes Deutſchland nach-

nachzuschlagen, um zu sehen, wer der Herr Niebes ist.

So wenig Einfluß es eigentlich auf den wahren Werth eines Buchs haben kann, ob der Verfaßer Minister oder Kammerdiener, Bauer oder Soldat sey, ob er einen Weiberrock oder einen Priesterrock trage, so stimmen doch auch diese Umstände zuweilen die Kaufluft des Publikums, zumal wenn der Verfaßer etwa, wie zum Beyspiele die Landleute Mayo und Bosbard, zu einer Art Menschen gehört, die sich seltener mit Schriftstellerey abgeben.

In soferne man auch aus dem Stande des Verfaßers die gute Gelegenheit, die er zu Materialien seines Werkes oder die Schwierigkeiten, die er zu übersteigen gehabt, beurtheilen kann, hat die Anzeige davon auch einen reellen Nutzen, nicht zu gedenken, daß sie das Studium der Litteratur erleichtert.

Schriftsteller von fixirtem Ruhm können sich auf dem Titel, auch ohne ihren Namen zu nennen, nach einer ihrer mit allgemeinem Beyfall

fall aufgenommenen Schriften bezeichnen. Die Worte auf dem Titel eines Romans, von dem Verfaßer des **Moritz**, aus den Papieren des **braunen Mannes**, vom Verfaßer der **Lebensläufe nach aufsteigender Linie**, sind hinreichend, um den Leser begierig zu machen. Hat ein Schriftsteller viel geschrieben, so kann man aus dieser Art des Titels schließen, welches von seinen Werken am meisten gelesen werde, oder auch, welches seine Lieblingsschrift sey. Tusch bezeichnete sich gerne nach den **moralischen Briefen zur Bildung des Herzens**, ob er gleich beßre Sachen geschrieben hatte. Wenn obscure Verfaßer, wie der Verfaßer von **Lauretta Pisana**, die kein Mensch kennt, oder gar **Uebersetzer** diese Bezeichnung nachmachen, so kann man sich des Lächelns nicht enthalten. Angehende Schriftsteller und ihre Verleger bewerben sich zum Vortheile ihrer Bücher um die Ehre, auf den Titel die Worte: Mit der **Vorrede**, unter der **Aufsicht**, auf **Anrathen**, mit **Genehmigung** eines berühmten Mannes setzen zu können, und es ist ein Zeichen, daß einer ein **vornehmer** Mann, ein Mann von **Gewicht** und **Bedeutung** in

der

der gelehrten Welt geworden iſt, wenn ſein Name auf dem Titel eines Buchs das er nicht gemacht hat, demſelben zum Fortkommen in der Welt dienen kann.

Der Buchhändler, der auf der Meße mit ſich zu Rathe geht, wie viel Exemplare er wohl von jedem neuen Buche mit nach Hauſe nehmen wolle, kann, da er die Meßprodukte nur erſt dem Titel nach kennt, blos nach der Beſchaffenheit deſſelben, nach dem darauf befindlichen Namen, und nach der Denkart ſeines Localpublikums in Anſehung dieſer Punkte ſeine Entſchließung faßen. Kein Wunder alſo, daß oft der Verleger den Titel eines Buchs ſelbſt angiebt oder umändert, je nachdem er ſein Vertrauen auf dieſe oder jene Art von Umſchrift ſetzt. Manchem Ladenhüter wird ein neues Titelblatt umgeſchlagen, um zu verſuchen, ob er durch daſſelbe vielleicht ſeiner Gefangenſchaft entledigt werden könne; mit confiſcirten Büchern wird unter andern Titeln ein Schleichhandel getrieben. Wie viele Bücher werden heut zu Tage mit einem doppelten Titelblatte verkauft, damit die Liebhaber die Wahl haben,

mit

mit welchem ihnen das Buch beßer gefalle; ja der Herr Charles Frederic **Cramer** in **Kiel** hat mehr als ein ganzes Halbdutzend Titel für Ein und daſſelbe Buch im Vorrath. Sein Neſeggab heißt auch **Geſchichte meiner Reiſe nach den caraibiſchen Inſeln; auch menſchliches Leben; auch Gerechtigkeit und Gleichheit**; einige Stücke heißen auch: **hinterlaßene Gedichte Johann Andreas Cramers**, herausgegeben von ſeinem Sohne; endlich heißt ein Stück auch **Commentar über den Meßias**; item **der Tod**; item **Klopſtock über ihn.** Und wenn Schröckh die Univerſalhiſtorie von **Hilmar Curas** umforme, ſo ſteht es jedem frey, das Buch unter jenes oder dieſes Namen zu kaufen, damit die Freunde des Modernen ſowohl als des Antiken ſich, nach Belieben, des Buchs bedienen können.

Nach dieſen allgemeinen Bemerkungen über die Urſachen, warum in der deutſchen Literatur die Büchertitel eine ſo erhebliche Sache ſind, will ich nun es durch einzelne Fälle erläutern, wie viel Titel bey deutſchen Büchern ausrichten können.

Bey

Bey keiner Art von Werken des Witzes wirkt der Titel so viel, als bey Schauspielen, indem die Einnahme der Theaterprinzipale sehr oft davon abhängt. Lessing sagt zwar in seiner Dramaturgie Th. 1. Seite 132. „Der „Titel ist eine wahre Kleinigkeit, er braucht „den Inhalt weder anzuzeigen noch zu ers „schöpfen;“ doch setzt er sogleich selbst hinzu: „Aber er solte doch auch nicht irre führen;“ und ruft zuletzt aus: „Was ist leichter zu „ändern als ein Titel?“ Titel von Schauspielen, welche Erwartungen erregen, die nicht erfüllt werden, machen am Ende den Zuschauer unvergnügt; aber eben so sehr sind auch diejenigen Titel zu tadeln, die die Aufmerksamkeit des Hörers oder Lesers dadurch schwächen, daß sie den Ausgang schon zu deutlich verrathen. Spricht der Titel schon von einer glücklich gewordnen Waise, so interessiren ihre vorhergehenden Unglücksfälle weniger, man sieht die ganze Katastrophe vorher. Daher haben diejenigen Titel den Vorzug, die sich nur auf die Charaktere beziehen, wie Menschenhaß und Reue, oder die Haupthandlung nennen, ohne ihre Folgen und

die Entwicklung anzugeben, wie der **Aufruhr zu Pisa**, oder nur von dem Namen der Hauptperson entlehnt sind, wie **Rosalie von Felsheim**, oder doch den Leser ganz in Ungewißheit laßen, wie **Freeman, oder wie wird es ablaufen?** Noch beßer sind die etwas räthselhaften Titel, die, gleich den Mottos, man nicht eher versteht, als bis man mit dem ganzen Stücke bekannt ist, wie die **Ueberreilung**, die große **Batterie** und dergleichen. In dieser Rücksicht hat man, besonders seit Bocks Zeiten, die sprüchwörtlichen Titel vorgezogen, weil, ob sie sich paßen oder nicht, nicht anders als durch das Stück selbst entschieden werden kann, z. B. **Nicht mehr als sechs Schüßeln; Lieber heut als morgen.** Eben darum, weil man fürchtet, daß Ein Titel nicht allen Zuschauern ein Genüge leiste, ist bey sehr vielen Schauspielen noch ein zweyter mit einem **oder** hinzugefügt. Die Directoren halten es ihres Vortheils halber für nöthig, auf den Anschlagzetteln die Titel der Schauspiele zu ändern, zu umschreiben und zu erläutern, je nachdem es ihr Publikum zu erfordern scheint. **Was für zahn-**

arzt-

artmäßige, geſchmackloſe und unſinnige Verbrämungen die Titel auf dieſe Art zuweilen erhalten, hat der **Theaterkalender** mit Beyſpielen vieler deutſchen Komödienzettel belegt, und das **Modenjournal** bringt uns deren immer noch neue auf die Tafel. Locale Umſtände können es nöthig machen, ein Schauſpiel auf einer Bühne anders als auf der andern zu betiteln. So heißt der **geadelte Kaufmann** von **Brandes** in **Hamburg** der **Namenstag**. Wenn ein Komödienſchreiber ſich durch etwas Beſonderes vor ſeinen Mitbrüdern auszeichnet, ſo kündigt er es auch gern auf dem Titel an; ſo gab **Schummel** einſt **Luſtſpiele ohne Heirath** heraus, ſo ſchrieb **Bodmer politiſche Schauſpiele**, die ihm freylich die Grazien nicht diktirten. Daß es für den Verfaſer nicht rathſam ſey, die Gattung, zu der ſein Stück gehört, genau auf dem Titel anzugeben, daß er beſſer die allgemeinen Benennungen **Drama**, **Scenen** und **Schauſpiel** braucht, iſt bekannt. Dem Geſchmack macht es Ehre, daß es einem Schauſpiele ſchon zur Empfehlung dient, wenn der Titel es als ein **Originalſchauſpiel**,

als ein **vaterländisches**, oder als ein zum Behuf **deutscher** Bühnen umgearbeitetes Stück ankündigt. Der Speculationsgeist nutzte indessen auch das allgemeine Interesse des Publikums an der französischen Staatsumwälzung, und lieferte für das Theater die **Rokarden**, den **weiblichen Jakobiner-Klub**, die **Stimme des Volks** oder die **Zerstörung der Bastille**, **Ludwig Capet** oder den **Königsmord**, und so weiter; mit welchem Glücke bey dem großen, mit welchem Beyfall bey dem vernünftigen Publikum, gehört nicht hieher. Der **Bürgergeneral** verdankt ebenfalls sein Daseyn der neuesten französischen Geschichte.

Die nur allzusehr angeschwollene Menge von **Romanen** nöthigt diejenigen, die in diesem Fache arbeiten, wo möglich darauf bedacht zu seyn, sich durch den Titel vor dem großen Haufen ihrer Kollegen einigermaßen auszuzeichnen. Sie vertauschen daher gern den gemeinen Titel **Roman** und **Liebesgeschichte** mit solchen Titeln, wie **Lebensscenen aus der wirklichen Welt**, **romantische Gemählde**, **Begebenheiten**,

Leben und Meinungen, **Sagen der Vorzeit**, **Wahrheiten im Romanengewand**, **ſkizzirte Geſchichte**, **Geſchichte in Briefen**, **Holzſchnitte**, **Scenen aus den Ritterzeiten**, **vaterländiſche Eichen**, **die Edeln der Vorwelt**, **Erzählungen aus der Urwelt**, um etwas mehr als Alltägliches erwarten zu laßen. Sie ſetzen hinzu, daß es eine **wahre** Geſchichte (wiewohl dies die Romanenſchreiber ſchon ſo oft verſichert haben, daß es wenig mehr wirkt, und der Leſer es auch dann nicht glauben will, wenn ein Schriftſteller ſo viel wahre Geſchichte wie **Stilling** oder **Reiſer** zum Grunde legt) eine **Familien**geſchichte, ein Gemählde aus dem **häuslichen** Leben, eine **Geſchichte** der mittlern **Zeit**, **mehr als** Roman, oder **kein Roman**, **aber ziemlich theatraliſch** ſey, um dadurch ihren Werken mehr das Anſehen der Wahrſcheinlichkeit zu geben. Sie verſichern wohl gar, daß es **keine Liebes**geſchichte ſey, damit der Feind der Romane, oder der, der ſich die gewöhnlichen überdrüſſig geleſen, nicht zum voraus verdamme. Jemand nannte ſeine Erzählungen ſo gar **Antiromane**. Oft wird

uns schon auf dem Titel ein Wink gegeben, daß ein moralischer Satz ausgeführt werden soll, damit man den Roman so gar für lehrreich oder gar erbaulich erkenne; z. B. Die Folgen der Erziehung, Gemählde häuslicher Scenen zur Veredlung junger Herzen, Bücherklugheit strandet im Weltlauf, ein Sittengemählde unsrer Zeit, zur Menschenkunde, zur angenehmen und nützlichen Unterhaltung. Besonders pflegt man heutzutage gern irgend einen philosophischen Nutzen des Romans zu versprechen, macht sich gern auf dem Titel anheischig, eine psychologische Geschichte, einen Beytrag zur Kenntnis des menschlichen Herzens, eine Geschichte von den mannigfaltigen Wendungen desselben, einen Beytrag zur Geschichte des sittlichen Gangs der menschlichen Natur zu liefern. Zuweilen sind die Ueberschriften gesuchter, und man nennt z. B. Feenmärchen Kinderklappern und Straussedern, oder der Titel selbst ist schon Fiktion; z. B. Komische Romane aus den Papieren des braunen Mannes, die graue Mappe aus Rinks Verlaßenschaft, Besuche

ſuche in allen vier Welttheilen unter Führung eines Genius. Auch die Romane empfehlen ſich itzt dadurch, daß ſie deutſche Originale (freylich aber von anderer Art als die Originalromane, die Schneider zu Leipzig verlegt) ſind; Hatto, (deßen Verfaßer allein von 1787. bis 1790. bey Weigand in Leipzig dreyzehen altdeutſche Romane herausgab,) wird mehr als Jaublas, Alcibiades mehr als Anacharſis, Leopoldine mehr als Julius Grammont geleſen; und bey Ueberſetzung ausländiſcher Werke von der Art verlangt man itzt eine ſo gänzliche Verdeutſchung, daß ſo gar die Namen der Perſonen deutſch klingen müßen und aus der Klariße eine Albertine, aus der Pamela eine Leonore Schmidt werden muß.

So wie die jedesmaligen Zeitläufte eine Menge von Pamphlets veranlaßen, die ſich darauf beziehen, ſo giebt man auch gern auf dem Titel ſeinem Werke irgend eine Beziehung auf das Geſpräch des Tages, um es dadurch anziehender zu machen. So wie die Pariſer Modefabriken einſt von Horia und Oczakow Benennungen für ihre Produkte

entlehnten, so benutzen nicht blos die Tagelöhner der Buchhändler, sondern auch gute Köpfe auffallende Vorfälle ihrer Zeit, um Titel und Kostume ihrer Werke interessanter zu machen. So schoß Herr Nikolai sich mit seinem Leben Nothankers an Thümmels Wilhelmine an, als diese Aufsehen erregt hatte. So gab die Sensation, die Lavaters Physiognomik machte, dem verstorbenen Musäus Anlaß, seinen satyrischen Roman physiognomische Reisen zu betiteln. So prangten im Jahr der Theurung 1772. auf einer Menge von Schriften die Worte: Zum Besten der Armen. So schrieb Herr von Göchhausen ein Wertherfieber, und Timme einen Empfindsamen, als jedermann von Werthers Leiden und von Empfindsamkeit sprach. So überschrieb ein Schriftsteller, der von den Mitteln, die Völker zu cultiviren, handelte, sein Werk Cook und Clerk, zu einer Zeit, da die Entdeckungsreisen der Britten mit großer Begierde gelesen wurden. So wie Pezzl zur Zeit der Anwesenheit eines maroccanischen Gesandten in Wien maroccanische Briefe schrieb,

ſchrieb, ſo fiel man durch den Türkenkrieg auf die Idee, den alten eſpion turc unter dem Titel **türkiſche Briefe** zu verdeutſchen. Vor einigen Jahren war mancher Romantitel mit den Worten **Pendant zu Trenks Leben** verziert. Die Demolirung der Baſtille war die Gelegenheit, daß man folgenden Roman aus dem Engliſchen überſetzte: **Die Baſtille oder Karl Townly, ein Mann aus der großen Welt.** Nun nahmen die Schriften über die **franzöſiſche Revolution**, über **Cuſtine**, über **Mainz**, über **Ludewig den ſechszehenten** einen großen Platz im Meßkatalog ein; nun erhielten wir ſo gar einen **Revolutionsalmanach** und bekommen nächſter Tage einen **Almanach der Revolutionsopfer**; nun giebt es ſo gar einen kleinen Stillſtand mit den **Reiſebeſchreibungen** und den Schriften **über Kantiſche Philoſophie**, die ſonſt ſo gangbare Artikel waren, und an politiſirenden ja ſelbſt kannegieſernden Schriften ſcheint itzt am meiſten verdient zu werden; ein Mediziner ſchreibt itzt **politiſche Annalen**; und ein Generalſuperintendent, der den Geſchmack

des Publikums zu nutzen versteht, und vor einigen Jahren Briefe über die kantische Philosophie an eine Emma schrieb, schreibt itzt über Regieren und Gehorchen, über Revolutionen, ihre Quellen und die Mittel dagegen, schreibt Predigten für Unterthanen, und untersucht die Frage, was der Adel itzt thun sollte.

Wenn es im Reiche der Literatur so gut Moden giebt, als im Reiche des Luxus, wenn das Publikum heute gewisse Materien und gewisse Arten der Einkleidung mehr liebt, als vor einem Jahre, so ist es natürlich, daß ein Schriftsteller, der sein Buch gesucht oder gar beliebt zu sehen wünscht, darauf Rücksicht nimmt, und auf seinem Titel durch Ankündigung solcher Lieblingsgegenstände und Lieblingsformen wenigstens die Miene eines modernen Schriftstellers heuchelt, wenn gleich vielleicht Gedanken und Schreibart um funfzig Jahre zu alt sind. Vor einigen Jahren kam ein neuer Orbispictus für unser philosophisches und aufgeklärtes Jahrhundert heraus. Die Worte Aufklärung, Alchymie, Aberglaube, Geisterseher, Elek-

Elektricität, Mittelalter, Justizmord, Menschenkenntnis, Menschheit, Revolution, Toleranz, statistische Schilderung, Seelenkunde, Welt- und Völkerkunde, Philosophie des Lebens, Friedrich der Einzige, Joseph der Zweyte, Büchernachdruck, Unterricht des Bürgers, des Landvolks, der Jugend, der Frauenzimmer, Katechismus der gesunden Vernunft, konnten damals, als ein Schild auf dem Titel ausgehängt, schon an und für sich manchen Leser anlocken. Sogar ein Wienerkalendermacher nutzte das Schild der Toleranz, um seinen Titel damit auszustaffiren, und es erschien zu Wien ein östreichischer Toleranzbote, das ist: Allgemeiner Reichskalender für alle Religionsgesellschaften. Nun reizt man die Aufmerksamkeit des Publikums durch kurze und faßliche Vorlesungen über bürgerliche Gesellschaft, Staat, Monarchie, Freyheit, Gleichheit, Adel und Geistlichkeit; und man liest nun gerne auf den Titeln: Pflichten und Rechte des Menschen, Volksdespotismus, vertraute

Briefe

Briefe über Frankreich, Durchflüge durch Frankreich, authentische Nachrichten von Augenzeugen, betreffend die Auftritte der französischen Staatsumwälzung, neue Scenen in Paris und Versailles. Doch ists nun bald auch nicht mehr rathsam, solche Titel zu wählen, weil das Publikum in kurzer Zeit zu viel darüber wird gelesen haben; wie dies zum Beyspiele mit den vielen Noth- und Hülfsbüchlein schon der Fall ist. (Auch scheinen die deutschen Schriftsteller auf Einmal ziemlich stille geworden zu seyn, seitdem die Regierungen gegen die Einführung ihrer Kontrebande Anstalten machten, seitdem das Glück die Waffen der alliirten Mächte begleitet, und seitdem es so toll in Frankreich hergeht, daß es scheint, daß keine Lorbeeren mehr bey der Vertheidigung dieser Sache zu pflücken seyen; das Ansehen eines Rehberg, Brandes und Gentz hingegen scheint sich seit einiger Zeit noch befestigt zu haben.) So wollen die Worte: Religionsedict, symbolische Bücher, Luftschifferey, Publicität, Magnetismus, Jesuitismus, Kindermord nicht mehr be-

behagen, und wer sie in dem Titel ausstellen wollte, würde viele Käufer abschrecken.

In der Dichtkunst ist man der **Fabeln** und **Erzählungen**, **Oden** und **Lieder**, **Balladen** und **Romanzen**, **Idyllen** und **Schäfergedichte**, **Ritterepopeen** und **Bardiete**, **Elegien** und **Travestirungen** so satt, wie einer, der der Süßigkeiten zuviel genossen, dieser übersatt wird. Indessen kann der Mann von Genie das alles schreiben, nur muß er jene Benennungen auf dem Titel vermeiden, um nicht für altmodisch angesehen zu werden. **Dramatische** und **dialogirte Romane** gefallen itzt beser als **Romane in Briefen**, **kurze Erzählungen** oder **Novellen** beßer als **lange Heldenromane**, **kleine Reisen** beßer als **Reisebeschreibungen in mehrern Bänden**; folglich muß der, der Schriften von der Art herausgiebt, gleich auf dem Titel zu erkennen geben, daß er den itzigen Geschmack des Publikums kennt. (Herr Schlenkert dramatisirte und dialogirte sogar Lebensbeschreibungen deutscher Fürsten vorriger Zeiten, um die Geschichte dem Roman und Schauspiel näher zu bring

bringen; auch hat man einen dramatiſirten und dialogirten Alexander von Macedonien.) Nachdem der Muſenalmanache zu viele, und viele davon zu geringhaltig geworden, zieht das Publikum die wißenſchaftlichen Almanache oder Taſchenbücher vor, und ſo können auch Schriftſteller in ernſtern Theilen der Gelehrſamkeit durch dieſe Form des Titels ihr Glück machen. Man hat mehrere hiſtoriſche Taſchenbücher, man hat bergmänniſche und militäriſche Almanache, man hat Taſchenbücher für Alchymiſten, Schulmeiſter, Aerzte, Wundärzte, Scheidekünſtler, Apotheker, Kameraliſten, Kräuterforſcher, Landwirthe, Technologen, Aſtronomen, Geographen, Heraldiker, Kaufleute, Pädagogen, Numismatiker — ja ſogar ein Taſchenbuch für Leute, die ſich vergnügen wollen. Eben ſo häufig ſind die Realwörterbücher.

Gemeine, bekannte Sachen, Materien, über die ſchon unendlich viel geſchrieben worden, können durch einen neuen Titel aufgeſtutzt, von neuem Aufmerkſamkeit erregen. Man nennt die chriſtliche Religion Chriſtus-

re-

religion, man verſpricht ein reines, ein höheres Chriſtenthum, eine Religion der Vollkommenen zu lehren, man ſchreibt Volkstonsbriefe über die Bibel, man betitelt Predigten Verſuche zur Beförderung des Wachsthums an Chriſtenweisheit und Chriſtentugend, Reden an Chriſten, Bibel und Natur in öffentlichen Vorträgen, Ermahnungen eines Volkslehrers an ſeine Gemeinde, Geiſt der Sittenlehre Jeſus, hebt den trivialen Namen Predigten und Kanzelvorträge durch irgend einen auffallenden Zuſatz, z. B. Saat, geſäet dem Tage der Garben, oder auch Predigten über Naturtexte, man umſchreibt Poſtillen durch Predigten zu Vorleſungen in Landkirchen, geiſtliche Lieder durch Geſänge frommer Empfindungen, den Katechismus durch Unterricht in den nöthigſten Lehren des Chriſtenthums, die Liturgie durch Gottesverehrungen, Leichengedichte durch Todtenfeyer, oder Roſen aufs Grab, Parentationen durch Denkreden, Reiſebeſchreibungen durch Wanderungen, Topographie durch Lokalbeſchreibun-

bungen, Anekdoten durch **Charakterzüge**, Chrestomathie durch **Lese**, (Fabelleſe, Epigrammenleſe) Vademecumsgeſchichten durch **Antihypochondriakus**, oder **Witz und Laune**, Feenmärchen durch **Dſchinniſtan**, Geographie durch **Erdkunde**, (und überhaupt alle gelehrten Benennungen der Wiſſenſchaften durch das deutſche Wort **Kunde**,) Kompendium durch **erſte Linien**, Kunſtſtücke durch **natürliche Magie**, Sammlungen durch **Analekten**, Recenſionen durch **Geißel** oder **Poſaune**, Antikritiken durch **Apologien**, Satyren durch **Jamben**, Biographien durch **Er und über ihn**, und in Anſehung Todter **Nekrolog** u. ſ. w. Es ſey mir erlaubt, hier etwas aus meiner eignen Autorerfahrung anzuführen. Als der erſte Theil meiner Literatur der Poeſie, den ich 1776 herausgab, nicht Abgang genug finden wollte, meinte der Verleger, daß, außer andern Umſtänden, auch der Titel ein Hindernis des Debits ſey, und, als ich auf ſein Verlangen das Werk 1781 auf einmal in einem Bande, kürzer zuſammengezogen, herausgab, ſo mußte ich es betteln: **Anweiſung zur Kenntnis der vornehmſten Bücher**

Bücher in allen Theilen der Dichtkunſt, weil — die Herren Nößelt, Müller und Weſtphal ihre Literaturen, die ſie bey demſelben Verleger herausgegeben, ſo genannt hatten.

Umgekehrt iſt es aber dennoch für die Verleger rathſam, auch für manche eigentliche Volksbücher zuweilen die von jeher gewöhnlichen Titel beyzubehalten, weil der Bürger und Bauer ſonſt weniges Zutrauen dazu haben würde. Man wird immer lieber eine Poſtille als Volkspredigten, lieber einen Briefſteller als Briefsübungen, lieber ein Rechenbuch als Theorie und Anwendung der reeſiſchen Regel auf bürgerliche Rechnungen, lieber einen Haushaltungs- und Wirthſchafts-Kalender als ein Taſchenbuch zum Nutzen und Vergnügen, lieber ein Kommunionbuch als Unterhaltungen der Andacht bey der Nachtmahlfeyer, lieber Abcbuch und Fibel als Leſeübungen kaufen; und eine ſalzmanniſche Erlöſung des Menſchengeſchlechts durch Jeſum läßt ſich, durch einen frommen Betrug, mancher alten Matrone in die Hände ſpielen, die wohl ſchwer

lich das Buch kaufen würde, wenn das Buch einen neologischen Titel hätte.

So wie man unser Zeitalter überhaupt eines gewissen Schwulstes beschuldigen kann, so glauben auch manche der heutigen Schriftsteller, durch pausbackigte Titel, die zuweilen bis zur Marktschreyerey gehen, auf das Publikum stärkern Eindruck zu machen, das aber eben deswegen dagegen fühllos wird, weil es zu oft geschieht; glauben, daß, nach jener Regel: „Jeder gelte so viel, als er aus „sich selbst mache," nicht der bescheidene, sondern der auf Stelzen einhergehende Titel einem Buche Beyfall verschaffen werde. Der Verfaßer der Schrift: Ueber die **Charlatanerien der Gelehrten** seit Menken, hat auch den Punkt von den Titeln berührt, konnte aber freylich nicht alles erschöpfen, da er mehrere Charlatanerien außerdem zu rügen hatte. Uebrigens scheint der Verfaßer weder die Literaturkenntniße, noch das Salz seines Vorgängers zu haben. Mit viel versprechendem Prunke wird z. B. eine Abhandlung über das Buchstabiren eine **Metaphysik für Schulmeister**, eine Samm-

lung

lung vertrauter Briefe Herzenserleichterungen, Hahnreihgeschichtchen Erzählungen aus der Geschichte actäontischer Nachkommen, eine Nachricht von seltenen Büchern eine Beschreibung von Druckdenkmalen genannt. Affektirte, künstliche, preziöse Titel gleichen einem gezierten Menschen, der beym Eintritt in die Stube, ein Tanzmeisterkompliment macht. Zu den unzähligen Bizarrerien der gelehrten Welt gehört auch das Haschen nach ungewöhnlichen Titeln. So scheinen gewisse Schriftsteller sich viel damit zu wissen, wenn sie so duhrambische Titel erfinden, wie Lustgutepruefungolehre wenn ihre Titel so gemacht klingen, wie Lolbuch für Lobgedicht, Rosen aufs Klavier statt Lieder fürs Klavier, Blumen auf den Altar der Grazien und Musen für Versuch in Gedichten, Geschäftsleiter für Anweisung zu Geschäften, Mysterien neuerer Bachanalien statt Redoutenlieder. Man jagt itzt dem Auffallenden in den Titeln so sehr nach, daß man sich sogar das Ungesittete und Unanständige erlaubt, um nur etwas Eignes zu haben. Ich erinnere mich eines

Schriftstellers, der auf dem Titel selbst versicherte, daß er meistens dummes Zeug liefere; ein andrer nannte seine Schrift Lappalien. Andre erklären ihre Schriften auf dem Titel selbst für unbedeutend, und nennen sie Bagatellen oder Fidibus; mir deucht auch, daß ich schon Makulatur auf dem Titel einer Schrift gelesen habe. Einige Autoren geben ihren Büchern dadurch ein originelles oder gelehrtes Ansehen, daß sie Namen aus der alten Geschichte an die Stirne derselben setzen, oder altgriechische Titel erneuern. So paradiren auf einigen Titeln Lazarus, Kornelius, Timotheus, Nathanael, Philolaus, Origenes. Unterhaltungen heißen Pägnia, eine Darstellung heißt eine Hypotypose, ein juristischer Almanach Themis und Komus. Die Monatsschriftsteller haben schon einen Theil der Götterlehre geplündert, um ihrer Fabrikarbeit einen antiken Namen zu geben. Wir hatten schon eine Iris, wir haben noch eine Minerva, einen Merkur, einen Apollo, eine Thalia, eine Urania, und letztere noch so gar für Kopf und Herz, so wie die Madame le prince

de

de Beaumont ihre Erziehungsschriften schrieb, pour former l'esprit & le coeur. Unmaßgeblich könnte man auch ein Journal, das unter Protektion mächtiger Fürsten wenigstens anfangs herauskam, und Blitze (Kolophonium blitze?) auf die neuern Aufklärer schleudern sollte, **Jupiter** nennen; die berlinische Monatschrift, wäre sie nicht friedlicher geworden, könnte den Namen **Maro** oder **Bellona** führen; eine **Ceres**, eine **Cybele**, eine **Juno**, eine **Hebe**, die **Horen**, und noch mehrere andre Göttinnen und Götter, Halbgötter und Heroen stehen ebenfalls noch den Monatschriftstellern zu Diensten; besonders würde vielleicht ein **Vulkan** dem Herausgeber einer Monatschrift gute Dienste leisten, wenn dieser Gott ihn beständig erinnerte, lauter wohlgehämmerte, fleißig gearbeitete Aufsätze zu liefern, und das Publikum mit Schofel, Sudeleyen, Lückenbüßern und Schnurrpfeifereyen zu verschonen. **Idas Blumenkörbchen** hätte ich beynahe vergeßen, in welchem die niedlichsten Dinge stehen sollten, da Ida ihre gnädige Willensmeinung erklärt hat, daß jeder, der sie nach Wunsch und Bedürfniß bediene, für

jeden Bogen seiner Arbeit fünfzehen Thaler Prämie haben sollte. Einige Titel sind so gelehrt, daß sie erst eines Commentars bedürfen, wie Hermäa von Schmidt, genannt Phiseldeck, manch Hermäon von Hermes, die die Verfaßer erst in der Vorrede haben erklären müßen. Zuweilen herrscht schon in dem Titel eine gewiße Parodoxie, um die Leser zu reitzen, den Aufschluß im Buche selbst zu suchen: z. B. Die eben so gewiße als unerweisliche Göttlichkeit des Christenthums. Räthselhafte, dunkle, geheimnisvolle Titel sollen gleichfalls eine Lockspeise für das neugierige Publikum seyn. Niemand, der nicht die Bücher selbst gelesen hat, weiß, was er unter folgenden Titeln erwarten soll: **Mädchenfeyer und Jünglingsweihe, Funken vom Heerde meiner Laren, graues Ungeheuer, Papiere des Kleebatts, die Unsterblichen, Raffinerien für raffinirende Theologen, Ausstellungen, Papillons.** Zuweilen finden es die Verfaßer für gut, dem rathenden Leser mit einem oder zu Hülfe zu kommen. Niemand war ein größrer Liebhaber von

orakel-

orakelmäßigen Titeln als der verstorbene Hamann.

Die Göttinn Mode, deren Scepter sich so gut über die Bücherfabrikanten als über die Putzmacherinnen erstreckt, beweist ihren Eigensinn auch in Ansehung der Büchertitel, und ein moderner Schriftsteller wird es nicht verabsäumen, sich durch irgend einen der herrschenden Modetitel zu empfehlen. Der Dichter Michaelis sagt in seiner Satire: Die Schriftsteller nach der Mode: (Einzelne Gedichte 1769. erste Sammlung S. 332.)

Ein Modetitel noch, so ist das Werk geschehn,
Empfindungen, Bardiet, Theater,
Reverien,
Fragment, Bibliothek, Einfälle,
Rhapsodien,
Musäum, Wälder, Brief, Antholo-
gie, Versuch —
Aus diesen nimm ein Wort und setz es vor
ein Buch;
Wenn dann vor seiner Stirn ein englisch
Motto schmettert,
So wird dein Werk verlegt, bezahlt, ge-
kauft, vergöttert.

Der Dichter sagt in einer untergesetzten Note, wie er seit 1766, da diese Satire zuerst erschien, die Beyspiele von Titeln schon wieder habe ändern müßen. Im Jahr 1766, als Hermes die Geschichte der Miß Fanny Wilkes zuerst herausgab, diente es noch einem Roman zur Empfehlung, wenn er aus dem Englischen übersetzt war. Daher setzte der Verfaßer der Fanny auf dem Titel: So gut als aus dem Englischen hinzu, und ließ die Worte: So gut — so klein wie möglich drucken. Ja er sagt in einer Note S. 5. von einem berlinischen Buchhändler, daß er in seinem Catalog die erste Ausgabe dieses Romans so angezeigt habe: Geschichte u. s. f. Aus dem Englischen übersetzt. Jetzo versichert man lieber, die Geschichte sey aus dem deutschen Vaterlande. Die Modewörter, die ich vor einigen Jahren auf den Titeln bemerkt habe, sind: Encyklopädie, Abriß, Kritik, Lesebuch, Uebersicht, Revision, Bemerkungen, Ideen, Neujahrsgeschenk, Ausführungen, Charakteristik, Darstellung, Beyträge, Chronik, Staatsanzeigen, Vervollkommung, Glück-

Glückseligkeitslehre. Nun grassiren Lesebücher, Spaziergänge, Lehrbücher, Gesundheitsvorschriften und Katechismen, Uebersichten, kurze Darstellungen, Berichte, u. dgl. Sind es Uebersetzungen, so erfordert es die Mode, zu versichern, man habe nicht aus dem Französischen oder Englischen, sondern nach demselben übersetzt; (bey Romanen verschweigt man es wohl gar, daß sie übersetzt sind) man habe das Original (besser noch die Urschrift) umgearbeitet, erweitert, berichtigt, abgekürzt, überarbeitet, für deutsche Leser adaptirt. Da man gefunden, daß wie alles, also auch Uebersetzungen veraltern, so glaubt man sich um das Publikum verdient zu machen, wenn ihm der Titel sagt, hier sey eine neue Verdeutschung, (nicht mehr Uebersetzung.) Einige Schriftsteller glauben, ihr Werk bekomme ein nationelleres Ansehen, wenn der Titel (nach Claudius und Mylius Art) in altdeutschem Kostüm abgefaßt sey; z. B. Büchlein zur Beförderung einfältiger Lebensweisheit; Hauschronika meines Vaters. Der Titel: Pächter Martin und sein

Vater, läßt auch etwas Schlichtes, natürlichen Mutterwitz, Anschein des unverschämten von sens erwarten. Die Mode erstreckt sich zuweilen auf so zufällige Dinge der Titel, daß z. B. in den Jahren 1766 — 1769 eine witzige Schrift nothwendig rothe Striche, so wie jetzo farbige Titelumschläge (das Modenjournal sollte billig alle Jahre einen von einer andern, der Modefarbe, haben) in Kupfer gestochene Titel, Titelkupfer und Vignetten das Glück eines Buchs befördern können. In Deutschland können gewisse Moden in Ansehung der Titel sich deste schneller ausbreiten, da der Nachahmungsgeist, deßen man unsre ganze Nation beschuldigt, sich auch in diesem Stücke äußert, und mancher Scribler sein Buch schon dadurch zu empfehlen hofft, wenn er den Titel eines Werks kopirt, das das Publikum mit außerordentlichem Beyfall beehrt hat. So wie die Einsamkeiten, die Phantasien, die Nachtgedanken, die empfindsamen Werke (und seit 1782 die Werke gegen die Empfindsamkeit) die Leiden, die Klostergeschichten vordem in gewißen Epochen auf unzähligen Titeln figurirten,

ten, weil Schriften unter diesem Titel gefallen hatten, so erhielt man in neuern Zeiten eine Menge **Volksmährchen**, nachdem das Publikum an denen von **Musäus** Gefallen gefunden hatte; so mußten, nachdem man eine Gallerie der **Teufel** hatte, auch eine Gallerie der **Engel**, eine Gallerie **edler deutscher Frauen**, eine Gallerie der **Schauspieler** hinzukommen; so sagt der Verfasser des **Alä Lama**, er habe auf Verlangen des Verlegers seinem Titel die Worte: **Auch ein goldner Spiegel**, hinzugefügt; so verschrie der Titel: **Freuden** (Menschenfreuden, Christusfreuden, Jugendfreuden) älteste **Urkunde**, wenn vom **ersten Buch Mose** die Rede war u. s. f. Da man auch viele alte Werke modernisirt, so formt man auch meistens ihre Titel um; z. B. **Ritter Reineck von Waldburg, nach Reinecke dem Fuchs frey bearbeitet; der im vorigen Jahrhundert so weltberufene Simplicius von Einfaltspinsel in einem neuen Kleid, nach dem Schnitt des Jahrs 1790.**

Der Herausgeber vermischter Sammlungen, der Kompilationen, Excerpten und Auszüge

züge, die in unsern Tagen einen so großen Theil der Meßwaaren ausmachen, sind am meisten in Verlegenheit, nachdem so viel gesammelt worden, neue Aufschriften für ihr Allerley zu finden. Göckingk sagt: (Gedichte Th. II. S. 124.)

Aus neun und neunzigen das hundertste zu schreiben,
Das ist die wahre Büchermacherkunst;
Wo würden sonst von hundert wohl, mit Gunst,
Ihr Büchermacher, neun und neunzig bleiben?

Schon Gellius in der Vorrede zu seinen attischen Nächten sagt schön: Quia variam & miscellam & quasi confusaneam doctrinam exquisiverunt, titulos quoque ad eam sententiam exquisitissimos indiderunt, und führt viele sonderbare Benennungen an, die die Sammler seiner Zeit erfunden. Da sich oft mehrere Verfaßer zu einer gewißen Arbeit vereinigen, so verlangt ihr gemeinschaftliches Werk einen schicklichen allge-

allgemeinen Titel. Noch immer ist **Magazin** gebräuchlich; aber es kann doch nicht lange mehr im Gebrauch bleiben, da der Magazine gar zu viele werden. Die Titel: **Sammlung, vermischte Schriften, Versuche, Skizen, Fragmente** sind schon lange aus der Mode. Solche wie **Abhandlungen, Aufsätze** sind zu allgemein. Jetzt sagt man lieber **Ganymed für die Lesewelt, Antipandora, europäische Fauna, Stromata, Kommentar, Memorabilien, fliegende Blätter, erläuternde Anmerkungen, Scholien, Repertorium, Auswahl, Miscellaneen, Kern, Materialien, Geist**. Je weitschichtiger zu diesem Behuf der Titel ist, desto beser; z. B. **Bibliothek der Geschichte der Menschheit**, (eine Sammlung von Reisebeschreibungen) **Sammlung der beßten prosaischen und poetischen deutschen Schriften** (unter welchem Titel der gemeinnützige Schmieder ein kaiserliches Privilegium für alle seine Nachdrücke erschlich) **Natur und Kunst; Natur, Menschenleben und Vorsehung; Natur und Gott; Liebe, Laune, List;**

Ue-

Uebungen des Lesens, Verstehens, Denkens, Behaltens und Rechnens; nützliches Allerley.

Da der periodischen Schriften in Deutschland so viele geworden, daß man für nöthig gefunden, ein eignes Repertorium über dieselben zu verfertigen, so wird es immer schwerer, für eine neu entstehende einen neuen Titel zu erdenken. Man kehrt also in Ansehung derselben theils zu sehr einfachen Benennungen wie **Journal, Monatschrift, monatliche Hefte, Provinzialblätter** zurück, theils sucht man noch je zuweilen, wie schon bemerkt ward, nachdem seit der Erscheinung des deutschen **Merkurs** schon fast der ganze Olymp Namen hergeben müßen, noch einen nicht gebrauchten mythologischen Namen, z. B. **Aesculap, Amalthea** hervor. **Olla Potrida** leistete auch einmal einem Monatschriftsteller gute Dienste. Journale, die lange gedauert haben, mußten, wenn sie den Titel nicht ganz ändern, ihren Fortsetzungen doch das Wörtchen **neu** beyfügen. **Annalen** (des Theaters, der Gesetzgebung, der Menschheit, der geogra-

phi

phischen und statistischen Wissenschaften, der theologischen Literatur, für Aerzte, der Philosophie, der Staatsarzneykunde, der brittischen Geschichte, politische, sächsische und anhaltische.) **Jahrbücher** (des Reichskammergerichts, der Menschheit.) **Archiv** (arzneykundiges, der praktischen Arzneykunst, patriotisches, zur Erweiterung der Forst- und Jagdwissenschaft, der Schwärmerey und Aufklärung, für die Rechtsgelehrsamkeit, fränkisches, zur Länder- und Geschichtskunde, weiblicher Hauptkenntniße, für die Geburtshülfe, für Aufklärung über das Soldatenwesen, für die Geschichte, für Staatsrecht und Topographie der Reichsritterschaft.) **Unterhaltungen, Portefeuille**, waren vor einigen Jahren und sind zum Theil noch einige der Modetitel für periodische Werke. Die Zeitungsform wird immer mehr auch auf solche Gegenstände ausgedehnt, die man sonst in dieser Form nicht behandelte. Man hatte noch vor wenigen Jahren und hat zum Theil noch eine Theaterzeitung, eine Zeitung für Rechtsgelehrte, für Landrechtler und Schullehrer, eine Zeitung für die Jugend, eine medizinisch-chirurgi-

gische Zeitung, wöchentliche Nachrichten für Aerzte, zwo Handelszeitungen, eine Gewerbszeitung, eine Predigerzeitung, eine deutsche Zeitung. Weiß ein Journalist sich weiter nicht zu helfen, so wählt er eine Aufschrift, wie: Für Leslustige, unter die sich freylich mancherley bringen läßt. Moralische Wochenschriftsteller raffiniren auf solche Titel, wie: Das Blumenkörbchen in wöchentlichen Bouquets, der räsonnirende Dorfkonvent, der Lustbaumeister, Plaisanterien für die Lesewelt, Wahrheit, Wahrscheinlichkeit und Dichtung, Laune, Spott und Ernst. Ein ökonomischer Journalist nennt seine Sammlung Weisheit und Thorheit. Auch das von und für des zwar nun auch eingegangenen oder doch sich selbst suspendirenden Journals von und für Deutschland ist verschiedentlich nachgeahmt worden; indeßen muß sich ein deutscher Patriot in so fern darüber freuen, als dergleichen Nachahmungen zur Belehrung oder zur Bekanntmachung einzelner deutscher Provinzen, z. B. Meklenburgs, Frankens, sind unternommen worden.

Nicht

Nicht zu gedenken, daß das deutsche Publikum Verse und ganze Sammlungen von Gedichten jetzt weit weniger gerne lieſt als vor zwanzig Jahren, so finden heut zu Tage die poetischen Anfanger ihre Plätzchen in irgend einem der vielen **Musenalmanache**. Daher kommen jetzt in den Katalogen weit weniger Titel von poetischen Sammlungen als sonst vor. Bekannte Dichter, die ihre Werke sammlen, welches jetzt am häufigsten geschieht, haben nicht nöthig, Künsteleyen mit Titeln zu treiben. Wenn auch noch irgend ein Versemann einen gesuchten Titel, z. B. **Terpsichoriden** ausklügelt, so ändert er damit wenig Beyfall ein.

Zu scherzhaften und satirischen Schriften gehören Titel, die dem Inhalt entsprechen und den Leser zum Lachen einladen. Wenn ich Titel, wie folgende: **Karrikaturen, Leben eines armen Teufels, Vetter Jakobs Launen, Bittschrift des Papiers an die Gelehrten, Kritik der schönen Vernunft von einem Neger, Reisen des Kronprinzen von Xylon, Zimmer-**

mann der Erſte und Friedrich der Zweyte, von Quitenbaum, Bildſchnitzer zu Hannover, des königlich großbritanniſchen Hoſenmachers Unterredung u. ſ. f. leſe, ſo erwarte ich nichts Ernſtes. Nirgends aber ſind verbrauchte Titel z. B. Reiſen in den Mond, öfter angebracht, als bey dieſer Art von Schriften.

Kontrovertirende und polemiſirende Schriften kündigen den Krieg ſo gleich auf dem Titel an, wollen beleuchten, prüfen, erörtern oder gar ernſthaft vermahnen, oder haben ſelbſt das fürchterliche Anti an der Spitze des Titels. Die Perſönlichkeiten, die ſich leider oft bey den gelehrten Streitigkeiten einmiſchen, verrathen ſich auch oft ſchon auf dem Titel, wie bey den Schriften, die vor einigen Jahren die Herren Campe und Moritz mit einander gewechſelt haben.

Man ſollte glauben, daß die kürzeſten Titel die beſten wären; dennoch lieben manche Schriftſteller die weitſchweifigen und paraphraſirenden, vermuthlich weil ſie befürchten, man

mögte

mögte ſonſt die ganze Nützlichkeit ihrer Werke nicht einſehen. Anſtatt Leben berüchtigter Spitzbuben ſagt man lieber **Thaten und Feinheiten renommirter Kraft- und Kniff-Genies**; anſtatt Thuans Geſchichte ſeiner Zeit, lieber, **Geſchichte der wichtigſten Weltbegebenheiten vom Tode Franz I. bis gegen den Anfang des dreyßigjährigen Krieges, voran eine hiſtoriſche Ueberſicht vom Anfang des ſechszehenten Jahrhunderts, ein pragmatiſcher Auszug aus de Thou**; anſtatt römiſche Alterthümer, lieber, **Beſchreibung des häuslichen, wißenſchaftlichen, ſittlichen, gottesdienſtlichen, politiſchen und Kriegeriſchen Zuſtandes der Römer nach den verſchiedenen Zeiten der Nation**; anſtatt über den Eid, **über den Urſprung, Begriff, Geſchichte des Eides und Moralität der Eidesformeln**; anſtatt Recepte für das weibliche Geſchlecht, für Damen und andre Frauenzimmer, eine **Sammlung der wichtigſten Mittel, wodurch ſie ihre Schönheit erhöhen und erhalten, verſchiedene innerliche und äußerliche Ge-**

brechen des Körpers theils verhüten, theils heilen können, gesammelt, bewährt erfunden und uneigennützig herausgegeben von einer Freundinn ihres Geschlechts. Dergleichen ellenlange Titel haben, ich weiß nicht, was für ein abschreckendes Ansehen.

Da wirklich, je mehr Bücher geschrieben, desto weniger gekauft werden, so mögten die Verfaßer gern schon auf dem Titel das Publikum bereden, daß alle Klaßen und Stände von Lesern ihre Werke benutzen können, damit, wenn sie dem einen nicht anstehen, doch der andre darnach begierig werde. Sie versichern daher auf dem Titel die **Popularität** und **Gemeinnützigkeit** ihrer Arbeiten sehr feyerlich. Sie sagen uns ausdrücklich, daß sie zum Nutzen und Vergnügen für jede Klaße von Lesern, für Ungelehrte, für jedermann, für alle Stände, für allerley Leser, für Schulgebrauch und Selbstunterricht, für Lehrer, für diejenigen, welche für sich und ohne alle persönliche Unterweisung lernen wollen, und für Lehrlinge,

linge, für Aerzte und Nichtärzte, für Freunde der Natur, die keine Gelehrte sind, für Schulmänner, Erzieher, Studirende und — (zu größrer Sicherheit wird noch eine allgemeine Klausel hinzugefügt) für andre Liebhaber geschrieben haben. Besonders rühmen sie gern den praktischen Nutzen ihrer Werke.

So verdächtig auch das Selbstlob ist, so geben doch die Schriftsteller oft auf dem Titel schon ihren eigenen Werken Beywörter, die den Werth derselben bestimmen sollen, rühmen selbst, ihr Buch sey allgemein umspannend, erbaulich, sittlich, unterhaltend, belustigend, rührend, zweckmäßig, nach einem neuen System geordnet, voll geheimer und interessanter Nachrichten, sokratisch, wahr und klar, sanft und vest, angenehm, auserlesen, faßlich, deutlich, gründlich, freymüthig, authentisch, zuverläßig, apodiktisch, unpartheyisch, merkwürdig, die innersten Geheimnisse einer Sache enthüllend. Ein gewisser Libinius gab vor einigen Jahren eine Ge-

schichte des Pabstes, wie er sagt, zur Belehrung des Misverstandes, Aufklärung verborgner Wahrheiten, Aufhebung aller Streitigkeiten in Religionssachen, und allgemeinen Glaubensvereinigung der Glieder des christlichen Reichs heraus. Bey solchen Selbstanpreisungen nehmen die Schriftsteller freylich Rücksicht auf den Genius ihrer Zeiten; statt daß zu unsrer Väter Zeiten man auf dem Titel versicherte, das Werk diene zur Bildung eines edeln Herzens in der Jugend, so sagt man itzt lieber, es gereiche zur Unterhaltung und Ergötzung der Jugend. Von Uebersetzungen wird auf dem Titel bald die Treue, bald die Freyheit gepriesen, oder sie werden gar Nachbildungen genennt. Auch hält es der Uebersetzer für Pflicht, das Werk, das er verdollmetscht, selbst zu empfehlen. So wird z. B. zu dem Worte: Der Mann von Stande, auf dem Titel hinzugesetzt: Interessante und mannigfaltige Scenen von dem Menschen- und Weltkenner Prevot. Besser nannte vor nicht gar langer Zeit jemand seine Schrift auf dem Titel: Briefe,

die

die geleſen zu werden, bitten. Oft ſucht man die Leſer dadurch zu beſtechen, daß man ihnen auf dem Titel ein Kompliment macht, daß man verſichert, für Kenner, Denker und Forſcher, für Patrioten, für Menſchen, die an dem Wohl und Wehe ihrer Mitgeſchöpfe Antheil nehmen, für wahre Chriſten, für Leſer von Geſchmack und Gefühl u. ſ. w. geſchrieben zu haben.

Iſt ein Buch nur für eine gewiße beſondere Gattung von Leſern bestimmt, ſo pflegt der Titel dies meiſtens ſehr deutlich zu beſtimmen, theils damit die Recenſenten ſich in ihren Beurtheilungen fein darnach richten ſollen, theils damit jeder Leſer, der zu dieſer Klaße gehört, einen deutlichen Fingerzeig von dem Nutzen des Werks erhalte. So betitelte Herr Hermes ſeine neuern Romane: Für Töchter edler Herkunft, für Aeltern und Eheluſtige unter den Aufgeklärten im Mittelſtande. Iſt es möglich, ſo fügt man der Klaße, der es zunächſt gewidmet iſt, noch eine oder die andre hinzu, die es nebenher

benutzen könne; Daher der itzt so gewöhnliche Zusatz auf den Titeln: Handbuch. Man setzt sodann hinzu, für wen es diene, z. B. für Anfänger, für angehende Aerzte, für Bücherfreunde und Bibliothekare, für gebildete Jünglinge aus den höhern Volksklaßen, für ausübende Wundärzte, für Oekonomen und Thierärzte, für Gartenliebhaber, für denkende Bürger oder auch für denkende Kaufleute, für Advokaten und Beysitzer in Gerichten, für hohe und niedere Gerichtspersonen, für Schauspieldirektoren, Schauspieler und Schauspielliebhaber, für Gelehrte, Nichtgelehrte, auch vor Gelehrten für nichtgelehrte Denker ohne Glauben und Unglauben, für denkende Christen von Cultur und poetischem Gefühl, für Leser feinern Gefühls, für Stadt- und Landvolk, auch zum Behuf der Christuslehrer, für Forstmänner, Jugendlehrer, Oekonomen und dergleichen. Ein Beyspiel, wie man sich noch nebenher auf dem Titel auch andre Leser anzuwerben sucht, für die das Werk sonst nicht zu gehören scheint, ist folgendes: Vachier's Behand-

handlungsart aller Krankheiten, ein für junge Aerzte, Wundärzte und gutthätige Leute, die sich mit der ausübenden Arzneykunde abgeben, überaus nützliches Werk. Uebrigens ist es allerdings ein Vorzug unsrer Tage, daß man alle Theile der Wissenschaften nicht blos im Allgemeinen, sondern auch in mancherley praktischen Anwendungen für einzelne Klaßen von Menschen bearbeitet.

Maskireyde Titel gab es von jeher, und giebt es noch, um die anstößige Absicht des Buchs vor Censoren und Fiscalen zu bemänteln. Wer gegen Gerechtsame, oder, noch schlimmer, gegen Personen großer Herren schreibt, ist selten frech genug, sein Vorhaben auf dem Titel zu sagen, sondern er wählt irgend einen allegorischen und mysteriösen Titel, z. B. Regenten des Thierreichs, Leben Uraniens, Königin von Sardanapalien, und dergleichen. Die obscönen Schriftsteller würden wenig Käufer finden, wenn sie ihre Werke Zoten, schmutzige Einfälle u. s. w. betitelten. Sie nennen sie lieber Xanthariden, Gedichte nach dem Leben, Minneglück und Weiberlist, die Philo-

sophie in Kollision mit der Liebe, Geist und Sitten der Vorzeit, in komischen Erzählungen. Diejenigen, welche die christliche Religion angreifen, greifen sie nicht gleich auf dem Titel an, sondern brauchen die gelindesten und sanftesten Ausdrücke, z. B. nur Christus und die Vernunft, um desto mehr Leser zu bereden, als wenn sie keine bösen Absichten hegten, oder sie verbergen ihre Absicht unter gelehrt klingenden Titeln, wie Horus, Hierokles u. s. w. Besonders geben sie ihren Titeln gerne ein morgenländisches Kostume, und dann wagen sie alles. Auch bedient man sich maskirender Titel, wenn man jemanden gegen seine Gegner vertheidigen will, gegen den das Publikum bereits entschieden zu haben scheint, so daß zu befürchten stünde, daß niemand die Schrift lesen würde, wenn man vermuthen könnte, daß es eine Schutzschrift für ihn seyn könnte. So schrieb einst ein listiger Anhänger Lavaters eine Beichte und Bekehrung eines Erzlavaterianers zur Lichtfreund- und Wahrmundschaft zu allgemeiner Warnung und Erbauung von ihm selbst herausgegeben, als

eine

eine Widerlegung der Herzenserleichterung zweener Menschenfreunde über ihn; und noch kürzlich las man **Briefe über den neuen Sektennamen Lavaterianismus**, die ebenfalls, dem Titel nach, gegen Lavatern geschrieben zu seyn schienen, und doch für ihn geschrieben sind.

Wie sehr Käufer, welche nur nach den Titeln gehen, irre geführt werden können, und zu welch lächerlichen Fehlern Bibliothekare, deren Kenntnis sich nicht über die Titel hinaus erstreckt, verleitet werden können, ließe sich durch viele Beyspiele beweisen. Ich begnüge mich, nur einige anzuführen. Man hat ein kurzgefaßtes **Kammerallexicon**, das vielleicht mancher Kameralist kauft, da es doch eine Erklärung der Terminologien bey dem **Reichskammergerichte** enthält. Auf **Fulda's Wurzellexikon** haben manche pränumerirt, in der Meinung, es schlage in die Forstwißenschaft ein. Im Jahr 1790 kamen **Gespräche über Gallicismen und Germanismen** heraus, die dem ersten Anscheine nach grammatikalischen Inhalts zu seyn schienen,

nen, und doch eigentlich die französische Revolution betrafen. Auch mit Fortsetzungen wird man zuweilen arg angeführt. Jemand besitzt die acht ersten Stücke von **Kramers menschlichem Leben**, die ihn als Gallerie aller Schriftsteller, welche bis 1792 gut oder schlecht für oder wider die französische Revolution geschrieben haben, und als Kompilation vieler vortreflichen Stellen aus Schriften über diesen Gegenstand, und um mehrerer anziehenden Anekdoten von Swift, Klopstock, Lessing u. s. f. angenehm unterhalten hatten. Das neunte Stück konnte er an seinem Orte nicht bekommen, vermuthlich wegen des demokratischen Inhalts der vorhergehenden Stücke; er verschrieb es also von Altona; aber wie sehr erstaunte er, als er dies neunte Stück erhielt, und darin den neunten und zehenten Gesang der Meßiade nach kramerscher Art und Kunst erläutert fand, und zu seinem Troste noch mehrere Titelblätter beyliegend sah, die dies Stück zum Theil auch als das vierte und siebente von andern kramerschen Büchern bezeichnen, die er nicht besitzt und zu kaufen keine Lust hat! Dies ist doch ein wenig zu arg,

und

und verdient eine öffentliche Rüge. Noch ein Beyspiel erlaube man mir hier anzuführen, das dahin einschlägt. Michaelis 1792 erschien in Altona der **vierte** Jahrgang des **Almanachs der französischen Revolution**, weil er in der Schulbuchhandlung in Braunschweig nicht mehr erscheinen konnte. Natürlich kaufte, wer die vorigen Jahrgänge gehalten hatte, auch diesen Jahrgang; aber wie sehr war er angeführt, wenn er zugleich den **Almanach des Herrn Rabaud de St. Etienne** gekauft hatte, aus dem der altonaische Almanach Wort für Wort abgeschrieben ist, und auch die Kupferstriche entlehnt sind!

Ein bekanntes Hülfsmittel junger und minder bekannter Schriftsteller ist es, sich dadurch an berühmte Männer anzuschließen, und ihnen gleichsam auf die Schultern zu steigen, daß sie ihr Werk als **Fortsetzung, Ergänzung, Seitenstück, Gegenstück, Beylage, Nachtrag** zu bekannten Schriften auf dem Titel ausgeben, oder doch ihren Titel so einrichten, daß er sich auf den Titel eines bekannten und beliebten Buchs bezieht. So hat man

mehr

mehrere **Faustine**, sogar einen dramatischen, (so daß der erste Erfinder des Titels sich von den ungebetenen Fortsetzern losſagen mußte) einer jungen **Sophie Reise**, einen **Spitzbart den Zweyten**, eine **kleine Chronik des Königreichs Tatosaba von Wieland dem ältern**, einen **Wendelin von Karlsberg**, einen **Graf Ortenburg** oder **Gemählde menschlicher Glückseligkeit**.

Noch könnte ich von der Unterhaltung, die einem Liebhaber der Literatur schon die bloßen **Titel** in einem Katalog gewähren können; von dem ersten Eindruck, den der Titel macht, und der, gleich allen ersten Eindrücken, bleibt; von den Ursachen, warum einige Schriftsteller ihre Werke, **Manuscript für Freunde**, betiteln; von Schriften, **die Bücher ohne Titel** überschrieben sind; von Titeln, die nur aus einzelnen Buchstaben bestehen, wie M. R. (meine Reisen) des Herrn von **Göchhausen**; von der Zuflucht der Schriftsteller, die wegen eines Titels verlegen sind, zu den Wörtchen **Ueber, Zur, Von**; von der Noth der Uebersetzer, den Titel des Originals zu treffen; von

der

der Urſache zerſchnittener Titel; von Titeln, die den Nachdruck bemänteln ſollen; von der Verlegenheit der Schriftſteller, die oft mit den Verlegern wechſeln, andre Titel zu den verſchiedenen Fortſetzungen ihrer Werke aufzufinden; von den Erforderniſſen guter und paßender Titel; (Titel der Bücher ſind zwar, wie die Namen der Menſchen, zuerſt nur darum da, um ein Buch von andern zu unterſcheiden; aber ſo wie es auffält, wenn ein ruchloſer Menſch **Fürchtegott** heißt, ſo beleidigt es, wenn ein ernſthaftes Buch einen ſcherzhaften, ein beſcheidnes einen prahleriſchen, ein gründliches einen ſpielenden Titel hat;) von der Pſeudonymität, in ſofern ſie ein Theil des Titels iſt, und von ihren Urſachen (noch immer hat die deutſche Literatur Beyſpiele davon, z. B. **Asmus, Filidor, Selmar, Epheu, Veit Weber, Franz Ehrenberg, Anton Wall, Karl Stille,**) mancherley ſagen; aber die beyden letztern Punkte ſind ſchon oft erörtert worden, und die übrigen ſcheinen mir nicht erheblich genug zu ſeyn, um eine vielleicht ſchon zu lang gerathene Abhandlung noch mehr auszudehnen.

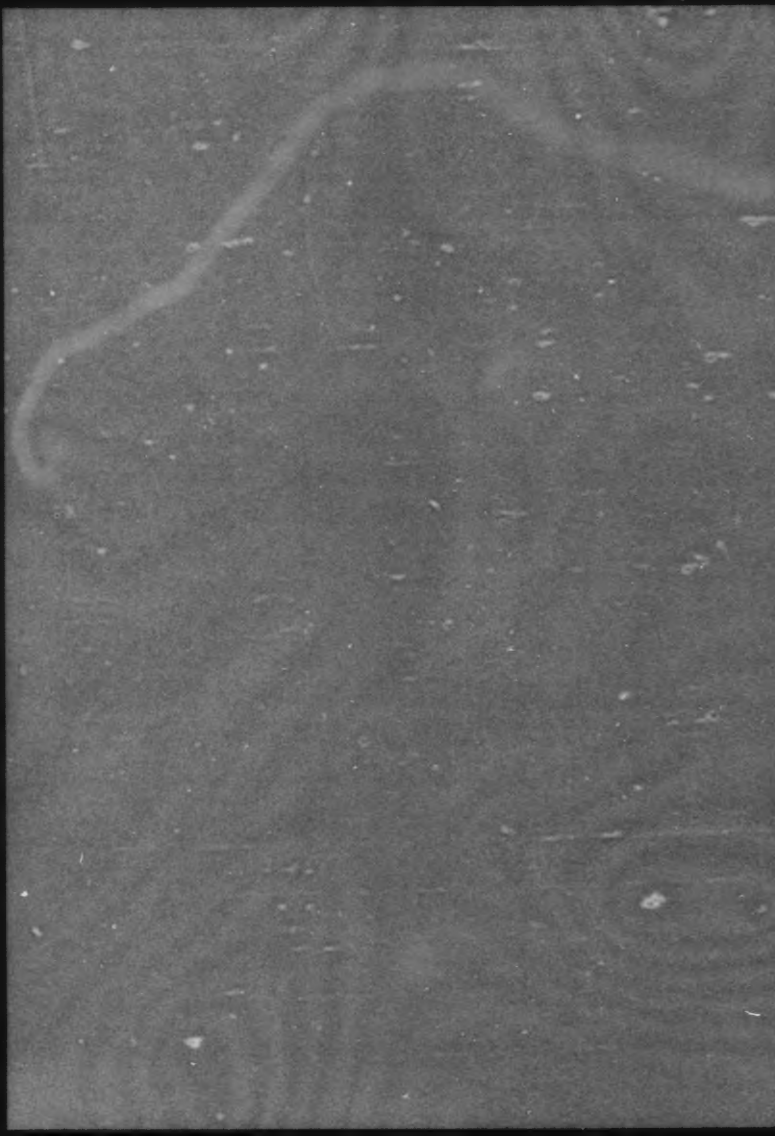
Schluß-

Schließlich will ich noch denen, die die Bücher nur statt der Tapeten und folglich wie um des Formats also auch um der Titel willen kaufen, eine Erfindung empfehlen, die ich in der letzten Michaelismeße zu Frankfurt am Mayn gesehen habe. Auf einem Schreibcomtoir schien eine ganz kleine Bibliothek zu stehen; es waren aber nur lederne vergoldete Rücken von Büchern, auf die der Buchbinder mit goldnen Buchstaben die Titel bekannter guter Bücher geschlagen hatte. Hat nun der Buchbinder Geschmack, so kann auch der Herr in den Ruf des Geschmacks kommen, der sich eine solche Bibliothek machen läßt.

Gedruckt bey H. M. Pockwitz, Hofbuchdrucker.

Fehler.

S. 8 Zeile 5 von unten annimmt.
— 108 — 5 ἐαγη (nicht ἐανη)
— 129 — 17 Haufe sich zu unsern Feinden.
— 132 — 12 recompensé.
— — — 15 recompensés.
— 133 — 16 überbarbarische.
— 137 — 14 hielten.
— 141 — 1 J'envie en écrivant le sort.
— — — 8 delirus.
— 146 — 5 maturité.
— 202 — 5 v. u. väterlichen Weisen.



Christian Ludewig Liscov,
ehemal. Kön. Poln. u. Churf. Kriegsrath.

über die

Unnöthigkeit

der

guten Werke zur Seligkeit.

Eine bescheidene und wohlgemeinte Epistel an Hrn. M. L.

Die Schläge eines Liebhabers meinens recht gut.
Sprüchw. XXVII. v. 6.

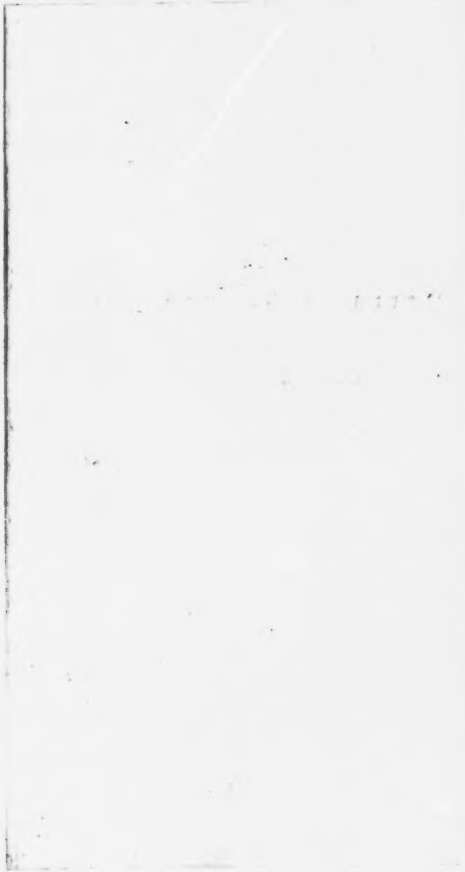
Herausgegeben aus dessen hinterlassenen Papieren — als Versuch einer Herausgabe der sämmtlichen Liscovischen Werke.

Leipzig, 1803.
bey Heinrich Gräff.

Dem

Herrn geheimen Rath

Scipio Piatoli.



Ich bin überzeugt, daß ich Sie mit dem gegenwärtigen Funde aus den hinterlassenen Papieren des originellsten Deutschen Satirikers auf eine eben so angenehme Art überraschen werde, als übersendete ich Ihnen ein neu aufgefundenes Bruchstück oder eine ganze Satire Ihres Lieblings, Juvenal's — mit dessen Herausgabe, begleitet von Ihren Commentarien, Sie die gelehrte Welt bald beschenken mögen! — Sie, würdiger Mann, beurtheilen Geisteserzeugnisse nach dem innern Gehalte derselben. Sey das Werk in der schönsten Fruchtzeit der griechischen oder römischen Litteratur, in dem Zeitalter der Mediceer, des ehemals groß genannten Ludewigs, oder des wirklich großen Friedrichs, oder in einer der neuesten schnell wechselnden Epochen unserer

Epoche machen; sey es in einer Residenz oder gelehrten Stadt Italiens, Frankreichs, Englands — oder, wie dieses, in einem Winkel an der Ostsee; sey es von einem berühmten oder unbekannten, oder vergessenen Manne gebohren; — dieses hat auf Ihr kritisches Auge keinen Einfluß. Unbefangen bestimmt es den Werth des ihm vorkommenden Produktes.

Ich konnte mir das Vergnügen nicht versagen, Ihnen diese Liscovische Schrift unvermuthet zu überreichen, und Ihnen zugleich öffentlich meine Achtung, meinen Dank für die gegen mich geäußerte gefällige Freundschaft zu bezeugen, welche ich ferner zu erhalten mich stets bestreben werde.

Pott.

Vorrede des Herausgebers.

Jeder Freund der Deutſchen Litteratur kennt den Namen Liscov als den Schreckennamen der ſeichten Schriftſteller und Geſchmackverderber zur Zeit des Aufblühens unſerer Deutſchen Litteratur: und wer von Liscovs äußerſt ſelten gewordenen und in den Buchladen gar nicht mehr zu habenden Satiren einige geleſen hat, kennt ihn als den größten und furchtbarſten Satiriker, den Deutſchland gehabt, der an origineller Laune, an lucianiſchem Witze, an beiſſendem Spotte Rabeuern weit übertrift.

Mit Liscoven brach die Morgenröthe des guten Geſchmacks in Deutſchland an. Er ver-

jagte die trüben Wolken, welche die Sievers, Philippi und andere noch herbeiführten, und leuchtete mit seinem Genie allen seinen Zeitgenossen vor. Unter diesen ist auch nicht einer, dessen Schreibart so geschmeidig, gerundet, so voll Kraft und männlicher Stärke, und dabei so korrekt ist, als die seinige. Diejenigen Aufsätze, die er späterhin noch verbesserte, gleichen an Korrektheit denen aus der schönsten Blüthe unserer Litteratur. Die gegenwärtige Schrift giebt einen Beweis davon, wie auch zugleich von seiner Denkart über gewisse theologische Gegenstände.

Ueber Liscovs schriftstellerisches Verdienst, als Satiriker, sind die vorzüglichsten Köpfe Deutschlands einig. Was der berühmte Verfasser Siegfrieds von Lindenberg von ihm urtheilet, kann man in den Papieren des braunen Mannes, im zweiten Theile der Geschichte des Hrn. Thomas lesen. — Flögel sagt in der Geschichte der komischen Litteratur 3. Bd. von ihm „Liscov hat alle Eigenschaften eines treffli-

„chen Satirikers in vollem Maaße; er iſt einer „von unſern beſten Proſaiſten, deſſen Schreib„art bündige Stärke und kraftvollen Nachdruck „mit einer ungemeinen Korrectheit verbindet.“

Deſſen ungeachtet ſind ſeine herausgegebene Satiren wenig bekannt. Eine von den mehrern Urſachen, die dies bewirkt haben, lag darin, daß die von ihm erſchienenen Satiren gegen Schriftſteller gerichtet waren, die durch ihn allgemein lächerlich wurden. Als man ſie vergaß, ſo vergaß man auch die gegen ſie gerichtete Satiren.

Ein anderer Grund lag in dem Haſſe armſeliger ſogenannter Orthodoxen, die gegen ihn ſchrieen. Ja, manche, die nicht ſo orthodox waren, ließen ſich durch Jener Geſchrei verführen, betrachteten ſeine Satiren durch die von der Scheelſucht gefärbte Brille, und trauten dem großen Liscov hämiſche, ſchadenfrohe Geſinnungen zu; ſie bildeten ſich ein, er fände nur Vergnügen daran, andere lächerlich zu machen. Ein neuerer Schriftſteller ſagt von

ihm „Mit giftiger Lache verfolgte er die Schrift-
„steller. Seine Satire ist mit schnödem
„Witz gewaffnet, unerbittlich, aufrei-
„bend. Er ist gallsüchtig, schadenfroh,
„voll Hohneckerei. Er nennt die Dunse seiner
„Zeit mit Namen, und treibt sie mit unbarm-
„herziger Erbitterung vor sich her. In
„der Hitze seines Grolles schont er im elenden
„Schriftsteller den Menschen nicht.“ *)

Wenn Liscov dieses zwei und dreißig Jahr nach seinem Tode über seinen Charakter gefällte Urtheil lesen könnte, so würde er lachend folgende Stelle aus seiner Vertheidigung dem Verfasser zur Beherzigung vorlegen.

„Ich will denen, die meine Satiren verdammen, zeigen, daß sie nicht wissen, was sie sagen, und sie dahin bringen, daß sie selbst meine Vertheidiger werden sollen.“ —

*) Briefe eines Vaters an seinen Sohn auf Schulen, ein Lesebuch für Studierende, S. 323, 1792.

„Ich gebe ihnen zu, daß man in der Christenheit von keinen Satiren wissen würde, wenn es den Aposteln gelungen wäre, die Welt so weise zu machen, als sie selbst waren. Aber sehen sie dann nicht, daß man, auf den Fall, auch von Krieg und Kriegsgeschrei nichts hören — von Processen, Ost- und Westindischen Compagnien, Manufacturen, Tanzen, Fechten u. dgl. nichts wissen würde? Es würde Niemand Bücher schreiben, und sich in den Wissenschaften vertiefen — die Salbung würde uns alles lehren, und wir die Zeit, die wir vom Ackerbau, und von anderer unumgänglich nöthiger Handarbeit übrig hätten, mit Wecken der Liebe, und im Gebet zubringen.“

„Die Priester zweier, in Krieg verwickelter, christlicher Staaten bitten von beiden Seiten, Gott möge die Waffen der ihrigen segnen, und singen, ohne Skrupel, das Te Deum, wenn ihre Partei einen Sieg erhalten hat.“

„Ein Kaufmann, ein Soldat, ein Advokat, ein Tanz- ein Fechtmeister, das sind alles Leute,

von denen Niemand glaube, daß ihre Profession sie unfähig mache zum Reiche Gottes."

Man muß also gestehen, daß man ohne Sünde etwas thun könne, das mit der Vollkommenheit, welche die Regeln des Christenthums zum Endzweck haben, nicht bestehen kann, und welches nie geschehen würde, wenn alle Welt diese Regeln genau beobachtete. Ich verlange also nichts mehr, als daß man nach diesem Satze, den man, ohne sich zu widersprechen und ohne die heutige ganze Christenheit zu verdammen, nicht leugnen kann, die satirische Schreibart beurtheile.

„Es kommt lächerlich heraus, daß man sich stellet, als könne man ein unschuldiges Spotten nicht mit dem Sinne des Christenthums reimen; da man doch so künstlich ist, Krieg und Blutvergießen, Aufruhr und Zwietracht, als Dinge vorzustellen, die mit dem Christenthum sehr wohl bestehen können. Ich habe wider die Gründe, die man zu dem Ende anführet, nichts einzuwenden. Krieg und Pro-

esse sind nothwendige Uebel, und werden durch die vorhergegangene Beleidigung so erlaubt und unschuldig, als sie sonst verwerflich sind. Aber ich bin auch versichert, daß eine Satire wider ein närrisches Buch (denn von solchen rede ich nur) durch die Thorheit des Schriftstellers, der ein solches Buch herausgiebt, ganz und gar entsündiget wird — Ich weiß nicht, ob es natürlicher ist, eine angethane Beleidigung zu rächen, oder über das, was lächerlich ist, zu lachen."

„Man wird sprechen — Die erlaubte Rache werde von der Obrigkeit ausgeübet, die das Schwert nicht umsonst führe; hingegen würden die Satiren von Leuten gemacht, die nicht das geringste Recht hätten, ihren Nächsten auszuhöhnen. Aber man muß wissen, daß ein Mensch, der lesen und schreiben, und von einem Buche urtheilen kann, auf seine Art, eben sowohl ein geistiger König ist, als ein Christ; und seine Feder so wenig umsonst führt, als

die Obrigkeit ihr Schwert. Die Züchtigung, die ein solcher an einem elenden Scribenten ausübt, der ihn gar nicht beleidiget hat, und den er oft gar nicht kennt, kann nicht als eine Privatrache angesehen werden. Sie ist erlaubt und gründet sich auf ein Recht, das ich in meiner unparteyischen Untersuchung, ob die Satire Brionts des Jüngern, oder Lobrede auf Hrn. D. J. C. Philippi mit entsetzlichen Religionsspöttereien angefüllet, und eine strafbare Schrift sey? so nachdrücklich ausgeführt habe, daß es nicht nöthig ist, hier noch ein Wort mehr darüber zu sagen."

„Ich habe einigen elenden Schriftstellern, die sich dünken ließen, sie wären etwas, da sie doch nichts waren, die Wahrheit gesagt. Sollte dies eine Sünde seyn: ich will es glauben, wenn man mir erst wird bewiesen haben, daß Gott diese Art Menschen in seinen besondern Schutz genommen, und ihnen die Freiheit gegeben habe, die Welt durch ihre alberne

Schriften zu quälen, ohne daß andere ehrliche Leute das Recht hätten, auch zu dem unerträglichsten Schmierer zu sagen: Was machst du? Man sage mir nicht, daß ein Christ auch einen solchen Schmierer mit Geduld tragen müste: denn die christliche Geduld verbindet uns nicht zur Unempfindlichkeit. Wir fangen ohne Sünde Flöhe; wir schlagen die Mücken tod; wir vertilgen die Fliegen. Der Heilige thut es sowohl, als der Sünder. Warum wollte man sich dann ein Gewissen machen, das gelehrte Ungeziefer auszurotten? Diejenigen, welche ein so dickes Fell haben, daß sie die Bisse dieses Ungeziefers nicht fühlen, die sind glücklich: allein es sieht ihnen übel an, daß sie die Empfindlichkeit anderer verdammen, welche die Natur mit einer zarteren Haut versehen hat. Es wäre wahrhaftig zu wünschen, daß man noch empfindlicher wäre, und sich mehr Mühe gäbe, die Welt von diesem Ungeziefer zu befreien. Es nimt von Jahr zu Jahr zu, und

ich weiß nicht, wo es endlich damit hinaus will?“

„Man glaubt, es sey wider die christliche Liebe, die Blöße dieser Leute aufzudecken, und sie so lächerlich zu machen, als sie es verdienen. Aber man muß wahrlich, um dieses zu glauben, einen wunderlichen Begriff von der christlichen Liebe haben. Sollte sie uns verbinden, auch die Thorheiten unseres Nächstens für Weisheit zu halten, und einen elenden Scribenten, zum Verdruß aller ehrlichen Leute, und zum Aergerniß der Schwachen, nach eigenem Belieben, ungehindert schwärmen zu lassen? Man kann ja diesen Leuten seine Liebe nicht besser bezeugen, als wenn man sie zur Erkenntniß ihres Elendes zu bringen sucht, und sie irren sich, wenn sie meinen, man hasse sie, wenn man ihnen die Wahrheit sagt. Ich habe zum wenigsten meine Gegner, sofern sie Menschen sind, nicht gehasset; sondern allezeit den Schriftsteller von dem ehrlichen Manne sorgfältig unter-

terſchieden. Daß mich aber die chriſtliche Liebe verbinden ſollte, die Thorheiten dieſer Leute, die ſie als Weisheit vor den Augen aller Welt auskramen, und mit welchen ſie ſich brüſten, mit dem Mantel der Liebe zuzudecken, das glaube ich nicht.“

„Ein ſolches Betragen macht auch die elendeſten und gedrückteſten Menſchen alles Mitleidens unwürdig. Wenn der Lahme vor der ſchönen Thür, den Petrus geſund machte, anſtatt zu betteln, alle, die in den Tempel gingen, mit lauter Stimme erſucht hätte, ſich an einem gewiſſen Orte zu Jeruſalem einzufinden, und ſeine Luftſprünge anzuſehen, ſo bin ich verſichert, daß die Apoſtel Petrus und Johannes, wie ehrbar ſie auch ſonſt waren, über den Narren gelachet, und nie ein Wunder an ihm gethan haben würden. Und ich ſoll nicht lachen, wenn Sievers und Philippi Bücher ſchreiben, und ein Handwerk treiben wollen, wozu ſie vielleicht ungeſchickter ſind, als der Lahme vor der ſchönen Thür zum Tanzen? Kein vernünf-

tiger Mensch wird einen Blinden spotten: aber wenn dieser sich unterstehet, von Farben zu urtheilen, so kann man ihm ohne Sünde sagen, daß er nicht sehen kann. Man wird nie über den Anstand und das Betragen eines Bauern lachen, wie sehr er auch wider den Wohlstand sündiget. Er ist nicht schuldig, die Regeln des Wohlstandes zu wissen, und giebt sich auch nicht dafür aus. Allein die Bocksprünge und Verdrehungen eines andern, der recht manierlich thun will, und sich einbildet, er wisse zu leben, können auch den Ernsthaftesten zum lachen bewegen. Ein elender Scribent gleichet einem solchen vollkommen, und muß es sich also nicht befremden lassen, wenn man auch über ihn lachet. Der Mangel des Verstandes, der aus seinen Schriften hervorleuchtet, ist es nicht, der ihm dieses Unglück zuziehet. Dieses wäre ein Fehler, den man ihm, sowohl als andern ehrlichen Leuten, zu gute halten könnte, weil er nicht willkührlich ist. Aber der lächerliche Stolz, der ihn verleitet, sich, seiner Schwach-

heit ungeachtet, zu einem Lehrer der Unwissenden aufzuwerfen, die Unverschämtheit, mit welcher er von der Welt verlanget, sein Geschmier zu lesen, und die Verachtung, die er dadurch vor ihr bezeugt, das sind Dinge, die nicht zu dulden sind, und denen er es einzig und allein zu danken hat, daß man seiner spottet."

„Die Scheinheiligen meinen, dieses Spotten sey unerlaubt. Sie sprechen Ernst und Sanftmuth stehe einem Christen besser an. Ich sage ihnen aber, daß das Spotten zuweilen unumgänglich nöthig ist, und daß ein Christ auch lachen und scherzen kann, ohne Sünde. Wir reden hier von solchen Spöttereien, durch welche ein Schriftsteller, sofern er ein Schriftsteller ist, oder vielmehr sein Buch, lächerlich gemacht wird. Wenn diese Spöttereien sündlich sind, so weiß ich nicht, wie man es anfangen soll, wenn man gewisse Schriftsteller widerlegen will? Die armseligsten Schreiber würden, auf den Fall, die wenigste Anfechtung zu besorgen

haben, weil Niemand, ohne selbst ein Narr zu werden, ernsthaft wider die Grillen solcher Träpfe schreiben kann — Einer ernsthaften Widerlegung sind nur diejenigen Schriftsteller würdig, die, auch wenn sie Irthümer behaupten, Proben eines gesunden Verstandes von sich geben. Diejenigen hingegen, mit denen es so schlecht steht, daß auch die Wahrheit unter ihren Händen lächerlich', und die Sprüche Salomons in ihrem Munde Thorheit werden, die verdienen, daß man sie auszischet. Jene widerlegt man, daß sie sich bessern, und der Welt immer nützlicher werden sollen: diese aber nicht sowohl in der Absicht auf ihre eigne Besserung, als vielmehr andern zum Schrecken. Solche Leute müssen gar nicht schreiben. Da nun eine scharfe Satire das einzige Mittel ist, sie zum Stillschweigen zu bringen, so kann man das Spotten überhaupt nicht verwerfen; es sey dann, daß man den elenden Scribenten eine unumschränkte Freiheit zuschreiben wolle, zur Schande des menschlichen Geschlechts, und zur Quaal

der klugen Welt, so lange zu rasen, bis sie von selbst müde werden.“ — —

„Ich habe gespottet, ich bekenne es, aber auf eine solche Art, daß, wenn ich gleich die Ernsthaftigkeit, die einem Christen so wohl anstehen soll, aus den Augen gesetzt habe, mein Spotten dennoch mit dem sanftmüthigen Geiste, mit welchem man seinem Bruder, der von einem Fehl übereilet wird, wieder zurecht zu helfen verbunden ist, sehr wohl bestehen kann. Ich gehe mit meinen Gegnern um, als ein Vater mit seinem Kinde. Ein Kind gewöhnet sich oft, das Maul zu verdrehen, die Augen zu verschießen, oder sonst etwas, das ihm nicht wohl anstehet. Der Lehrmeister dieses Kindes, ein strenger Mann, den Amt und Christenthum verbinden, ernsthaft zu seyn, bestrafet dasselbe wegen der unanständigen Verdrehung des Gesichts, und stellet ihm eben so gründlich als beweglich vor, wie sehr es sich dadurch an seinem Schöpfer versündige, von dem es doch so wohl gebildet sey. Er läßt ein wenig vom vierten

Gebote und von der Nothwendigkeit des Gehorsams gegen Aeltern und Lehrer mit einfließen, und schließet seinen Sermon mit einer ernstlichen Drohung; welche er denn auch, nach Gelegenheit, mit einem anständigen Amtseifer ins Werk setzet. Man siehet, daß dieser Schulweister es ohngefähr so macht, als es die Feinde der Satire haben wollen. Aber er predigt tauben Ohren. Das Kind hört sein Geschwätz an, und bessert sich doch nicht. Der Vater indessen, der nicht so gelehrt, und folglich klüger ist, als der Schulmeister, wird den Fehler des Kindes gewahr, macht ihm seine Verdrehungen auf eine geschickte Art nach, und fragt: wie läßt mir das? Das Kind schämt sich, und faßt von Stund an den Entschluß, sich zu bessern. Die geschickte Nachahmung ist nichts anders als eine liebreiche und sanftmüthige Spötterei, wodurch er den Fehler seines Kindes zu dessen Besten lächerlich macht.“

„Meine erſten Satiren gegen Sievers und Philippi ſind nichts anders als eine Nachahmung deſſen, was ich in ihren Schriften zu tadeln fand. Wie konnte ich liebreicher und ſanftmüthiger mit ihnen verfahren? ich fragte ſie gleichſam, wie läßt mir das? und gab ihnen ſtillſchweigend die Lehre, Cavendum est, ne quid in agendo dicendove facias, cuius imitatio rideatur. Dieſe Lehre hätten ſie annehmen und ſich bedanken ſollen. Denn gewiß, ich begegnete ihnen beſcheidener und höflicher, als ſie es verdienten. Man ſehe ihre Schriften an. Wer die geleſen hat, und doch meine Satiren als gar zu ſcharf, unchriſtlich und ſündlich läſtert, der verdient nicht, daß ich mich um ihn bekümmere.“

So viel jetzt von Liscovs Vertheidigung. Ich füge noch hinzu, daß Liscov gar keinen perſönlichen Groll hegte: er konnte gar nicht haſſen, gar nicht erbittert, werden. Er lachte nur, wenn er Lächerlichkeiten verdientermaßen ſtriegelte. Er lachte nur als Sievers, der

sich nicht mehr getrauete, mit einer gedruckten Schrift hervorzutreten, ihn, obgleich nicht namentlich, in Lübeck desto ärger abkanzelte: ja einmahl, als er gegen die gottlosen Freidenker losdonnerte, wobei er Liscoven im Sinn hatte, so in Wuth gerieth, daß er sein Wasser in reichlicher Maaße fahren lies, und nicht nur seine Hosen, sondern die Kanzel stark befeuchtete. Eine Menge Gedichte, sogar in Französischer Sprache, wurden auf Sievers verfertiget, und Hagedorn, Liscovs vertrauter Freund machte selbst zwei, die ich besitze — Liscov machte sich aus diesen Abkanzelungen nichts. Er schrieb zwar in dem Augenblick, als er von diesem Bepissen der Kanzel hörte, lachend nieder

Bei jener edlen Feuchtigkeit,
Die jüngst vom Predigtstuhl geflossen,
Erinnerte ich mich der Zeit
Da Paul gepflanzt, Apoll begossen.

Ich freuete mich innigltch,
Und ſprach: Die Zeiten beſſern ſich,
Ein Mann thut, was ſonſt Zweene thaten.
Drum Spötter! iſt euch noch zu rathen?
So lacht nicht, wenn mein Sievers pißt,
Und wenn er pflanzt, zugleich begießt.

Aber in einer Antwort auf ein von Hagedorn an ihn gerichtetes Gedicht ſchließt er mit den Zeilen

Mein Makewind *) hat vor mir gute Ruh
Ich thu ihm weiter nichts — Es ſpotte wer da will,
Ich ſpotte nicht mehr mit — Denn Spötter, ihr ſollt wiſſen
Läßt er ſein Schmieren nur, ſo mag er immer piſſen.

Liscow war weder hämiſch noch zügellos, indeß hat er gleiches Schickſal mit dem eben-

*) Sievers.

falls verkannten Swift gehabt. Swinburn hat, im Leben Swifts, dieſes berühmten Satirikers Herz vertheidiget, und, wie ich glaube, glücklich, und der Wahrheit gemäß. Ich hoffe, mir ſoll es noch leichter werden, Liscovs edle Denkart darzuthun.

Bis jetzt weiß man von ſeinen Lebensumſtänden nichts. Flögel ſagt von ihm am angeführten Orte, „Von den Lebensumſtänden dieſes Meiſters in der Ironie iſt faſt gar nichts bekannt. Sogar ſein Geburtsort und Sterbejahr liegt in der Dunkelheit“ und eben der angeführte Schriftſteller, der Liscovs ſatiriſchem Genie völlige Gerechtigkeit widerfahren läßt, ihn aber gallſüchtig und ſchwermüthig nennt, ſagt „Seine Geſchichte iſt ſo unbekannt, daß es Mühe gekoſtet hat, ſeinen Vornamen mit halber Gewißheit auszukundſchaften.“

Freunde unſerer Deutſchen Litteratur werden ſich vielleicht erinnern, daß der ſehr bekannte Riedel merkwürdige Nachrichten von Liscovs Leben herausgeben wollte, werden aber

auch wissen, daß nichts von diesen Nachrichten erschienen ist.

Ich glaube daher den Manen Liscovs und dem Deutschen litterarischen Publikum es schuldig zu seyn, nicht nur die vor etlichen und sechzig Jahren bereits erschienenen Schriften dieses Mannes, so wie sie späterhin von ihm noch verbessert werden, sondern auch noch andere von ihm hinterlassene Aufsätze herauszugeben, und zugleich in einer hinzugefügten Lebensbeschreibung zu zeigen, welch ein großer, edler, uneigennützigter Mann Liscov gewesen ist.

Wenn es Wahrheit galt, so war es ihm gleich, ob er einen elenden Schriftsteller, oder einen Staatsminister vor sich hatte — Hätte Graf Brühl, damahliger Königl. Poln. und Churf. Sächß. Minister, mit welchem Liscov, vermöge seines Amtes und der ihm anvertrauten Geschäfte, arbeitete, Liscoven Gehör gegeben, so würde Churfachsen und Deutschland keinen siebenjährigen Krieg gesehen haben. Liscov sagte Brühlen gerade und offen seine Meinung.

Da dies nichts fruchtete, ſagte er ihm, Stirn gegen Stirn, auf Liscoviſche Weiſe die Wahrheit, ſo daß Brühl (ein Mann von übrigens wirklich großen Anlagen und Talenten) des Widerſpruchs nicht gewohnt, und durch kriechende Schmeichler verdorben, höchſt erbittert gegen ihn wurde, und ihm möglichſt weh zu thun ſuchte. Und Liscov — lächelte und behandelte in philoſophiſcher Ruhe ihn auf Liscoviſche Art.

Da ein Brühlianer auf Friedrich des Groſſen Kriegszüge in Sachſen das Epigram machte

Attila, Teutoniam populans, fuit Hunnus, at alter,
Saxoniam populans, Attila, Prussus erat.

verfertigte Liscov in lateiniſchen Verſen einige Parodieen dagegen.

Dieſe gegenwärtige Schrift, in welcher Liscovs Geiſt lebt und webt, iſt keine perſönliche Satire. Sie umfaßt einen allgemeinen Gegenſtand, hat allgemeines Intereſſe. Er ahmt

darin die Drohungen und Wendungen gewiſſer Leute, welche an und für ſich gute, nur von ihnen falſch genommene Sätze übertreiben, nach, und macht es alſo (laut ſeiner eignen oben angeführten Worte) wie ein Vater, der die Geſichtsverdrehungen eines Kindes auf eine geſchickte Art nachahmt, und es fragt, wie läßt mir das? in Hoffnung, daß das Kind ſich ſchämen, und den Entſchluß faſſen ſolle, ſich zu beſſern.

In wiefern er hierin glücklich geweſen, das überlaſſe ich dem Urtheile des Publikums. Eine vorzügliche Eigenſchaft dieſer Schrift iſt meiner Meinung nach, daß, wenn man von irgend einem Werke jemahls hat ſagen können, Huius libelli dos duplex est und zwar in ganz entgegengeſetzter Hinſicht, man es von dieſer Schrift ſagen kann. Diejenigen, welche der Meinung zugethan ſind, daß die guten Werke zur Seligkeit ganz unnöthig, werden hier ihre Meinung ſo ſtark bewieſen finden, als in irgend einer Schrift, und nur die Gegner wer-

den davon ſagen, was ein Ungenannter von den zu ſeiner Zeit *) herausgekommenen Schriften für die Wahrheit der chriſtlichen Religion behauptet: nämlich, on pourait dire en quelque façon de pluſieurs livres, pour prouver la verité de la religion chretiènne, ce qu'un Envoyé du grand Turc diſoit de nos anciens Tournois. Si c'est pour nous divertir, c'est trop, si c'est pour vous battre tout de bon, ce n'est pas assez. Si ces auteurs n'ont en vue, que de confirmer le peuple dans la foi, ils en font trop, mais s'ils ont envie, d'illuminer les esprits forts, ils n'en font pas assez — Nouvelles de la Rep. des lettres Novemb. 1684. p. 409.

Freunde der Satire werden dieſe Schrift mit dem innigſten Vergnügen leſen, und auf jeder Seite angenehmen Stoff zu ihrer Unterhaltung darin antreffen.

*) Ich ſage zu ſeiner Zeit. Denn wer mit den Werken unſerer Zeiten bekannt iſt, ſie ſtudiert hat, wird wiſſen, daß dieſe weit vollkommener ſind.

Aus sehr bekannten Gründen, da nämlich in unsern Zeiten der Streit über die Gnade von neuem rege geworden ist, hoff' ich dem gelehrten, wie überhaupt dem lesenden gebildeten Publikum durch Bekanntmachung dieser Schrift jetzt einen um so angenehmern Dienst zu erweisen. Es kennt bereits die mancherlei Meinungen, welche verschiedene berühmte und angesehene Männer seit einiger Zeit laut darüber geäußert haben. Hier erfährt es, was ein Rechtsgelehrter, ein Staatsmann, und (welches in gewisser Hinsicht in gegenwärtigem Zeitpunkt dieser Schrift noch ein zufälliges Interesse giebt) ein Königl. Polnisch. und Churſächß. Kriegsrath schon vor drei und siebzig Jahren, i. J. 1730, darüber dachte, und niederschrieb, und so niederschrieb, daß man seinen Namen im Jahre 2440 mit Ehren nennen wird.

Ich zweifle nicht, daß diese Liskovische Epistel von guter Wirkung zum Vortheil der guten Sache seyn werde. „Gleich einem mit Oele zugeschliffenen Stahle" sagt irgendwo Sonnen-

fels: „dringt der Stachel der Wahrheit deſto tiefer ein, wenn er mit Artigkeit abgerauhet iſt" und die Artigkeit wird man dieſer Epiſtel wohl nicht abſprechen. Sollte indeß Einigen die Wahrheit in derſelben noch nicht verkleidet genug ſcheinen; oder ſollten gar Einige glauben, dieſe Epiſtel hätte aus gewiſſen Hinſichten in dem Verborgenen, wie bisher, liegen bleiben können, dieſe will ich, weil der Stachel der Wahrheit auch dann tiefer eindringt, wenn er von der Hand einer Autorität geführt wird, auf den Plato weiſen, der (im 1. Geſpräch von den Geſetzen) den Kretenſer Klinias dem Gaſte von Athen zurufen läßt: „Zeige keine Nachſicht, ſondern betrachte unſere Anordnungen mit Freimüthigkeit! denn es iſt keine Schande zu erfahren, daß etwas nicht wohl taugt, indem man auf dieſe Weiſe, wenn man die Erinnerung nicht mit Scheelſucht, ſondern Wolwollen aufnimt, auf die Abhülfe geleitet wird."

Im März 1803.

Deg. Pott.

Ueber

die Unnöthigkeit der guten Werke zur Seligkeit.

Ich weiß nicht, wie Ew. den Brief, welchen ich mir jetzt die Freiheit nehme, an Sie zu schreiben, aufnehmen werden. Indessen können Dieselben versichert seyn, daß Sie sich nicht irren, wenn Sie mir die Ehre anthun zu glauben, daß die Absicht, in welcher ich die Feder ergriffen, mit den Pflichten eines aufrichtigen Freundes übereinstimme.

Es ist mir neulich von ohngefähr eine Schrift, welche Sie vor einiger Zeit herausgegeben, zu Gesichte gekommen, in welcher ich, (ungeachtet sie nicht der Art ist, daß man viele wider die Reinig-

keit der Lehre anſtoßende Sätze darin vermuthen ſollte) einige Redensarten bemerkt habe, die ich wünſchte, daß ſie Ew. nicht entfallen wären. Ich habe mit vieler Beſtürzung geſehen, daß Ew. nicht ſehr von den irrigen Meinungen entfernt ſind, welche unſere Kirche ſchon vor langer Zeit an dem bekannten Major verdammet hat, und ſich nicht entſehen, mit dieſem verdächtigen Lehrer zu ſagen: die guten Werke wären nöthig zur Seligkeit. „Wer, ſprechen Sie, ſelig werden will, der muß nicht nur den rechten Glauben haben, ſondern auch dieſen Glauben durch die Liebe beweiſen.“ Ja, Ew. wiederholen dieſen Irrthum mit andern Worten noch einmal, und geben alſo deutlich zu erkennen, daß man Ihnen nicht unrecht thue, wenn man glaubt, Ihr Herz ſey nicht rechtſchaffen.

Ich müßte die evangeliſche Wahrheit ſo wenig als Ew. und nicht ſo aufrichtig lieben, als ich thue, wenn ich zu dem Aergerniß ſo Ew. gegeben, ſtille ſchwiege, und mich nicht bemühete, nach meinem von Gott mir geſchenkten Vermögen Ew. auf andere Gedanken zu bringen. Ich habe um ſo viel mehr Hoffnung, daß meine Arbeit nicht

ohne Segen seyn werde, weil ich unterschiedene andere Stellen in eben dieser Schrift antreffe, aus welchen zu schließen, daß Ew. noch nicht so weit in Abwege gerathen sind, daß Sie leugnen sollten, wir würden allein durch die zugerechnete Gerechtigkeit Christi, und durch den Glauben an diesen Heiland der Welt gerecht und selig.

Ich kann mir es kaum einbilden, daß Ew. die strafbare Absicht sollten gehabt haben, dieser heilsamen Lehre durch die anstößigen Redensarten, deren Sie sich bedienet, vorsätzlich Abbruch zu thun, vornehmlich zu einer Zeit, da die ganze lutherische Kirche das Andenken des zu Augsburg gethanen Bekenntnisses, in welchem diese heilsame Lehre den vornehmsten Platz einnimmt, feierlich zu begehen im Begriff ist. Ew. dürfen nicht meinen, daß dieß Ehren-Worte sind, wodurch ich mir ein günstiges Gehör zu Wege bringen wolle. Es ist keine captatio benevolentiae; Ich rede im Ernst: und damit Sie mir dieses um so viel eher glauben mögen, will ich Ihnen nicht erst die Lehre von der Rechtfertigung eines armen Sünders vor Gott, so wie sie in unserer Kirche vorgetragen wird, weitläufig vorstellen. Sie wissen dieselbe

so gut als ich, und sind auch vermuthlich nicht weniger von der Wahrheit derselben überzeugt, als ich. Nur will ich Sie bitten, diese tröstliche Lehre von der Rechtfertigung mit dem irrigen Satze, welcher Ihnen unglücklicher Weise aus der Feder geflossen, zu vergleichen. Nehmen Sie diese Mühe über sich. Ich bin versichert, die Schwierigkeiten, die Sie antreffen werden, werden Sie überführen, daß Sie gestrauchelt haben. Sie werden befinden, daß alle die falschen Künste, welche Sie etwa von dem Herrn Budden, der wie der Engel der Gemeine zu Laodicea weder kalt noch warm war, erlernet, nicht zureichen, eine Uebereinstimmung zwischen Licht und Finsterniß zu Wege zu bringen.

Denn so lange der Satz wahr bleibt, daß wir **allein durch den Glauben an Christum selig werden**, so lange wird es falsch seyn, daß die guten Werke etwas zu unserer ewigen Wohlfahrt beitragen. Ich sehe hier keine Mittelstraße, und der Schluß den der Apostel Paulus macht, scheint mir von einer geometrischen Gewißheit zu seyn. **Ists aber aus Gnaden**, sagt dieser große Heiden-Lehrer Röm. XI. 6. **so ists nicht aus Verdienst der Werke, sonst würde**

Gnade nicht Gnade seyn. Ists aber aus Verdienst der Werke, so ist die Gnade nichts, sonst wäre Verdienst nicht Verdienst.

Mich deucht, diese Worte des Apostels sind so fest auf den ersten Grundsatz aller unserer Erkenntnisse gegründet, daß derjenige eine mehr als eiserne Stirn haben müßte, der sich nicht entblödete, dieselben anzufechten, wenn er gleich nicht wüßte, daß der Geist der Wahrheit die Feder des heiligen Pauli regieret hätte. Unsere Kirche hat dieses gar wohl begriffen, und ist daher beständig bey den Lehren dieses auserwählten Rüstzeuges geblieben. Man kann sagen, daß diese Beständigkeit vornehmlich unsere Kirche von allen andern Religionen unterscheide, und ihr die deutlichsten Merkmale der Wahrheit eindrücke, die den andern Haufen der Christen eben darum fehlen, weil sie den rechten Weg, den ihnen der Apostel deutlich gewiesen, verlassen haben. Es können diese unglückselige Rotten ihren falschen Lehren so wenig mit sich selbst, als mit der heiligen Schrift reimen, und gerathen daher in eine Verwirrung, die einem rechtschaffenen Lutheraner, der dieselben von den

Mauern unſers Zions in ſtolzer Sicherheit anſiehet, zugleich zum Vergnügen und zum Mitleiden bewegen muß.

Nil dulcius eſt, bene quam munita tenere
Edita, doctrina ſapientum templa ſerena
Despicere, unde queas alias paſſimque videre
Errare, atque vitam palanteis quaerere vitae.
Lucret. lib. 2. v. 7.

Unſere Lehren hergegen hängen wohl an einander, und ſtimmen ſowohl mit der Vernunft als mit der Schrift überein. Das menſchliche Geſchlecht, ſagen wir, iſt durch den Fall unſerer erſten Eltern zu tief in die Ungnade ſeines Schöpfers gefallen, und zu Haltung der göttlichen Gebote ſo untüchtig geworden, daß es unmöglich ohne einen Mittler, der ſowohl der beleidigten Gerechtigkeit Gottes ein Gnüge thäte, als auch das Geſetz ſtatt der Menſchen erfüllte, von dem ewigen Verderben, wozu es verdammt war, gerettet werden konnte.

Gott war ſo gnädig und entſchloß ſich ſeinen eingebohrnen Sohn in die Welt zu ſenden, um dieſes wichtige Werk der Erlöſung zu verrichten. Er ſandte ihn auch in der Fülle der Zeit wirklich

in die Welt. Es wird nicht nöthig seyn, daß ich Ew. weiter erzähle, was der Sohn gethan und gelitten. Ich sage nur, daß er uns durch seinen Tod von dem Fluche des Gesetzes erlöset, seinen Vater versöhnet, und uns die Seligkeit erworben hat, die daher, Kraft der geschehenen Erlösung, keinem entstehen kann, der nur festiglich glaubet, Christus sey auch für ihn gestorben. Diese gläubige Zueignung des Verdienstes Christi ist es, die uns gerecht und selig macht, und sonst nichts. Ew. müssen sehr künstlich seyn, wenn Sie in diesen Zusammenhang der evangelischen lutherischen Lehren ihre guten Werke einmischen können, ohne denselben zu trennen, und müssen sich muthwillig verblenden, wenn Sie nicht begreifen, daß darin kein Platz für sie übrig sey. Es bleibt wohl bey dem, was die christliche Kirche singt:

Es ist mit unserm Thun verloren
Verdienen doch nur eitel Zorn.
Kyrieleis.

Ew. verzeihen mir, daß ich Ihnen vielleicht mit der Anführung dieses Verses verdrüßlich falle. Ich weiß wohl, daß der Geschmack der heutigen Welt

so verderbt ist, daß sie lieber siehet, wenn man seine Reden und Schriften mit Stellen der heidnischen Poeten auszieret, als wenn man sich der Worte des heiligen Geistes, und der schönsten Stellen geistreicher Gesänge bedient. Man spottet der Prediger, welche dieses Letzte zu thun gewohnt sind, und hält es für ein sicher Kennzeichen eines Postillanten. Allein gleich wie es unter den Predigern gottlob noch so tapfere Männer, und zwar im Ueberfluß, giebt, die sich durch dieses alberne Urtheil der närrischen und gottlosen Welt nicht irren lassen, sondern ihre Predigten größtentheils aus anmuthig untereinander gemischten Sprüchen aus der Bibel, und Versen aus Gesängen zusammen setzen (wie ich denn auch, ohne Ruhm zu melden, mich unter diese standhafte Anhänger der alten löblichen Weise zu zählen, und mich in meinen Predigten, nächst der heiligen Schrift, auch meines Gesangbuchs häufig, und zwar ohne Furcht, zu bedienen gewohnt bin) so können Ew. daher schon zufrieden seyn, daß ich um ihren (vermuthlich auch verdorbenen) Geschmack zu vergnügen, lieber mit dem Lucretius als dem Apostel Paulus reden wollen, und Ihnen die ganze Lehre von

dem Werke der Erlösung vorgestellet, ohne einmal zu sagen: „Zu reden aus dem Propheten Esaia, zu reden aus dem, zu reden — zu, zu ꝛc.“

Sie können glauben, daß ich mir, um nicht bei Ihnen zum Gespötte zu werden, Gewalt angethan habe: endlich konnte ich es nicht länger aushalten. Das machte die Gewohnheit nebst der kleinen Begierde meine priesterlichen mir auf das Gesangbuch zustehende Rechte beizubehalten.“

Nach dieser kleinen Ausschweifung, welche gleichfalls durch die gute und wohlhergebrachte Gewohnheit der Prediger hinlänglich gerechtfertiget wird, wende ich mich wieder zur Sache. Ich habe gesagt, daß die Nothwendigkeit der guten Werke zur Seligkeit mit den Lehren unserer Kirche nicht bestehen könne; und ich zweifle nicht, Ew. werden, wenn Sie nur belieben, die Sache recht anzusehen, mit mir einig seyn. Denn sagen Sie mir, was sollten doch wohl so elende Creaturen, die nichts von demjenigen, was Gott von ihnen fodert, zu thun vermögend sind, und eben darum einen Mittler nöthig haben, thun können, das fähig wäre, Gott zu bewegen, ihnen eine so große Belohnung zu geben, als die unaussprechliche

Freude ist, welche die Gläubigen zu erwarten haben?

Wenn wir im Stande wären, die Gnade durch unsere Werke zu verdienen, so wäre es sehr unnöthig gewesen, daß Gott seinen einigen Sohn für uns in den Tod gegeben. Er hat es aber gethan, und dieses Einzige ist hinlänglich, uns zu überzeugen, daß er, weil ihm unsere Schwachheit bekannt ist, uns nicht zur Beobachtung solcher Gebote verbinden wolle, deren Haltung uns unmöglich ist. Ich gestehe, wenn man die heilige Schrift lieset, so sollte man schwören, Gott erlange von uns, daß wir seine Gebote halten sollen. Denn er giebt Gesetze, dräuet mit Strafen, und verspricht Belohnungen, nicht anders, als wenn er wollte, daß wir seine Gesetze halten sollen, und voraussetze, daß wir dazu geschickt wären.

Ich glaube auch, daß bis auf die Zeiten des seligen Luthers ein Jeder, der die Schrift gelesen, sich dieses eingebildet habe. Allein dieser theure Mann hat endlich die Welt aus einem Irrthum gerissen, der vielleicht so alt war, als sie selbst; indem er in seinem Buche de Servo Arbitrio sehr wohl angemerket, daß diejenigen Stellen der heili-

gen Schrift, da Gott etwas zu gebieten, und verbieten scheint, nichts anders als einen schimpflichen Vorwurf unsers Unvermögens in sich fassen.

Nach diesem Begriffe unsers seligen Vaters Luther kann man die Absicht Gottes in Gebung des Gesetzes völlig einsehen, wenn man sich nur vorstellt, was einer sagen will, der einen Lahmen zum Tanz auffodert. Das von Gott gegebene Gesetz ist aber nichts anders als:

— — — — — ein Spiegel zart,
Der uns zeigt an die sündig Art
In unserm Fleisch verborgen.

Man muß bekennen, daß diese Gedanken ungemein geschickt sind, uns unsere eigene Unmündigkeit lebhaft vorzustellen, und von der Nothwendigkeit eines Erlösers zu überführen. Sie reissen den uns angebohrnen Hochmuth mit der Wurzel aus, und machen die Frage, ob die guten Werke zur Seligkeit etwas beitragen? lächerlich. Ich will, mit Ew. Erlaubniß, die Sache mit einem Gleichniß erläutern. Stellen Sie sich einen Menschen vor, der so tief in Schulden verfallen, daß es ihm unmöglich, selbige zu bezahlen. Dichten Sie fer-

ner, es fände sich ein so mitleidiger Reicher, der eben zu der Zeit, da die Gläubiger im Begriff, ihren Schuldner in den Kerker werfen zu lassen, diesen Armseligen aus der Noth hülfe und alle seine Schulden bezahlte: und sagen Sie mir dann, ob dieser Schuldner nicht der größte Geck von der Welt seyn müßte, wenn er sich einbilden wollte, er dürfte sich vor seinen Gläubigern nicht sehen lassen, wenn er nicht seine schon bezahlte Schuld noch einmal abtrüge. Ein Mensch aber, der sich einbildet, er könnte der Seligkeit, welche ihm Christus erworben, nicht ohne gute Werke theilhaftig werden, würde diesem albernen Schuldner so ähnlich seyn, als ein Ey dem andern.

Ich sehe schon vorher, das Ew. denken werden, es würde doch gleichwohl von dem erretteten Schuldner übel gethan seyn, wenn er die Güte seines Wohlthäters mißbrauchen, und sich durch eine liederliche Lebensart von neuem in Schulden setzen wollte. Es sey sehr natürlich, daß derjenige, der ihn einmal von dem Gefängniß errettet, bey anhaltender übeln Haushaltung seine Hand von ihm abziehen werde. Und hieraus werden Sie den Schluß machen, daß ein tugendhafter Wandel

einem Christen, der selig werden will, so nöthig sey, als eine gute Haushaltung einem Menschen, der einmal durch die Freigebigkeit eines andern, aus den tiefsten Schulden errettet worden. Allein um Ihnen diesen Wahn zu benehmen, brauch ich nur mein Gleichniß fortzusetzen.

Wir wollen demnach sagen, der Wohlthäter unsers Schuldners habe nicht allein die schon gemachte Schulden seines Freundes bezahlet, sondern auch noch für alle künftige gutgesaget, und darüber eine Versicherung ausgestellet, die nicht verbindlicher seyn könnte. Meinen Ew. wohl, daß diese Bürgschaft fähig, den Menschen, von welchem wir reden, zu überführen, es sey nöthig, daß er ins künftige besser haushalte, und keine Schulden mehr mache? Mich deucht, der natürlichste Schluß, den er machen kann, ist dieser, daß er nunmehr gar keine Ursache habe, zu sparen.

Ich denke nicht, daß es nöthig sey, Ew. zu zeigen, wie genau die Genugthuung Christi, die sich auf alle, von Anfang der Welt bis ans Ende derselben, begangene Sünden erstreckt, mit dieser Bürgschaft, und der Schluß, den unser Schuldner aus der Bürgschaft machet, mit den Folgen, die

ein Christ aus der Genugthuung seines Heilandes ziehen kann, übereinkomme. Selbst die Feinde der evangelischen Wahrheit haben dieses erkannt. Der bekannte Schwenkfeld, ein Landsmann von Ew. (und o wie sehr wünschte ich, daß Sie nichts mehr als das Vaterland mit diesem Schwärmer gemein hätten!) sagt: „Ihre (der Lutheraner) Gerechtigkeit ist allein auswendig, Vergebung der Sünden, Glauben, wie man etwa Ablaß kauft, und daß uns Gott um Christi Willen die Sünde nicht wolle zurechnen, das ist, ob wir schon Sünder seyn und böse Buben bleiben, so werden wir doch um des Glaubens Willen an Christum vor Gott für gerecht gehalten und angenommen. Wie sie meinen, als ob Gott zu uns im Sterben, oder am jüngsten Tage sagen werde: kommt her, ihr bösen Buben, im Himmel um meines Sohnes Christi willen ꝛc.“ Siehe Arnolds Kirchen- und Ketzerhistorie. P. 2. Lib. XVI. § 14.

Ich weiß wohl, Schwenkfeld hat dieses nur gesagt, die lutherische Meinung von der Rechtfertigung als gottlos und ungereimt vorzustellen, und ich zweifele nicht, daß der unselige Scribent, aus welchem ich seine Worte angeführet, eben diese

Absicht gehabt. Allein dieses hindert nicht, daß nicht in den Worten Schwenkfelds viel Wahrheit stecken sollte, ob er gleich bei keinem Vernünftigen seinen boshaften Zweck erreichen wird. Das, was er sagt, gereicht uns nicht zum Schimpf, sondern vielmehr zu einer großen Ehre. Paulus muß uns schützen; dieser große Apostel sagt Röm. 1. v. 5. „Dem aber, der nicht mit Werken umgehet, gläuget aber an dem, der die Gottlosen gerecht machet, dem wird sein Glaube gerechnet zur Gerechtigkeit.“

Ew. begreifen, daß unsere Gottesgelehrte gar stattlich ausgeführet, daß das Gerechtmachen, wovon Paulus redet, in einem rechtlichen Verstande (in sensu forensi) und für eine Zurechnung einer fremden Gerechtigkeit, die von aussen geschiehet, müsse genommen werden: und sehen also wohl, daß die Feinde unserer alleinseligmachenden Lehren, wenn sie so, wie Schwenkfeld, spotten wollen, mehr den heiligen Paulus als uns beschimpfen. In einer so vornehmen Gesellschaft verspottet zu werden, ist eine wirkliche Ehre, und man hat nicht nöthig, sich wider Schwenkfeld und seinen Freund Arnold zu entrüsten. Nur das kann

ich dem erstern nicht zu gute halten, wenn er aus seinen ungereimten Spötttereien den Schluß macht: „darum trachten so wenig Lutherische nach rechtschaffener Buße und Besserung des Lebens.“ Er hält dieß für eine Folge unserer Lehre von der Rechtfertigung: aber er irret sich sehr, und thut uns unrecht. Doch deucht mich, daß er einigermaßen zu entschuldigen. Es kann seyn, daß unsere ersten Bekenner, die hauptsächlich mit den Papisten über die Nothwendigkeit der guten Werke stritten, in der ersten Hitze sich solcher Reden bedienet, die dem guten Schwenkfeld geschickt genug schienen, so böse Folgen, als er daraus ziehet, zu verursachen. Allein es ist gewiß, daß unsere Theologie in den folgenden Zeiten die Lehre von guten Werken so wenig verachtet, daß sie ihr vielmehr eine eigene Stelle in ihren Systemen und Compendien eingeräumet haben, und daher hat man Ursache, sich zu wundern, daß man, nachdem unsere Theologie durch göttlichen Beystand und tiefes Nachsinnen ein Mittel erfunden, die Lehre von guten Werken, mit der Lehre von der Rechtfertigung zu verbinden, dennoch Leute von so großer Hartnäckigkeit und so wenigem Nachdenken findet, die sich

nicht

nicht ſchämen, zu läſtern: unſere Kirche verwerfe die guten Werke und führe Lehren, die der Tugend zuwider. Dieſe Leute haben unſtreitig größere Sünde auf ſich als Schwenkfeld. Denn was iſt wohl offenbarer, als daß unſere Theologen keinem Menſchen abrathen fromm zu ſeyn, unter dem Vorwande, Chriſtus habe das Geſetz erfüllet an unſerer Statt? Dieſe Wahrheit kann uns nicht verführen, laſterhaft zu werden: ſie treibt vielmehr ein jedes gutes Gemüth an, ſich eines unſträflichen Wandels zu befleißigen. Die Erkenntniß der Barmherzigkeit Gottes, und die feſte Verſicherung, daß deſſen einiger Sohn durch ſeinen Tod uns die Seligkeit erworben, verbindet uns zu der größten Dankbarkeit. Die Regeln dieſer Dankbarkeit müſſen natürlicher Weiſe eine herzliche Liebe zu unſerm Erlöſer, und eine Bemühung, ſeinen Geboten aufs genaueſte nachzukommen, in uns würken. Folglich bringt ein rechtſchaffener Glaube die guten Werke als Früchte hervor. Und dieſes iſt die Lehre unſerer Kirche, die keiner, der die Billigkeit liebet, für ärgerlich und gefährlich ausgeben kann.

Demungeachtet iſt es ein großer Irrthum, wenn Ew. die Werke, die nur Früchte des wah-

ren Glaubens ſind, als eine Urſache unſerer Seligkeit anſehen, und lehren, wer ſelig werden wolle, müſſe nebſt dem Glauben auch mit guten Werken prangen. Gerade als wenn man ohne gute Werke nicht ſelig werden könnte, und dieſelben eine cauſa ſine qua non unſerer Seligkeit wären. Sie faſſen den Sinn unſerer Gottesgelehrten, wenn Sie meinen, dieſes folge aus ihren Lehren, ſehr übel, und müſſen die Art, wie ſie die Lehre von den guten Werken mit dem Glauben verknüpfen, nur obenhin angeſehen haben. Dasjenige, was uns verbindet, einen tugendhaften Wandel zu führen, iſt nach dem Sinn unſerer Gottesgelehrten nicht die Hoffnung einer Belohnung, oder die Einbildung, Gott werde uns unſerer Verdienſte wegen die Seligkeit geben. Mit nichten. Die bloßen Regeln der Erkenntlichkeit, die natürlicher Weiſe bey einem, der die Größe der uns von Gott erzeigten Liebe gebührend einſiehet, viel gelten müſſen, ſind es, die uns antreiben, oder uns wenigſtens antreiben ſollen, den Geboten Chriſti zu gehorchen. Nun wiſſen aber Ew., daß die Dankbarkeit, ſo eine ſchöne Tugend ſie auch iſt, dennoch alle Annehmlichkeit verliehre, ſo bald

man dazu genöthiget wird. Der Heide Seneca hat dieſes in ſeinem dritten Buch von den Wohlthaten im ſiebenten Kap. ſo artig ausgedrückt daß ich mich nicht enthalten kann, ſeine Worte hierher zu ſetzen. Cum, ſagt er, res honeſtiſſima ſit, referre gratiam, definit eſſe honeſta, ſi neceſſaria eſt. Und kurz darauf ſchreibt er. Non eſt gloriosa res, ingratum eſſe, niſi totum eſt, ingratum fuiſſe.

Es muß dieſe Anmerkung von beſonderer Gründlichkeit ſeyn, weil ſie von dem ganzen menſchlichen Geſchlecht einer allgemeinen Beifalls gewürdiget worden. Denn der eben angeführte heidniſche Weltweiſe merket in dem vorhergehenden 6ten Kap. an: daß kein Volk zu finden ſey, bei welchem die Undankbarkeit als eine ſtrafbare, der Erkenntniß des Richters unterworfene Miſſethat, angeſehen werde. Es iſt wahr, er nimmt die Macedonier aus, allein der einzige Fall, der ihn dazu bewogen, hat ſo beſondere Umſtände, daß ich zweifle, ob er geſchickt ſey, die Ausnahme zu rechtfertigen. *).

*) S. Seneca de Benef. Lib. IV. Cap. 37.

Man kann demnach ungescheuet sagen, daß der Mangel der Dankbarkeit keinen Menschen strafsfällig mache. Die Folge, die ich aus dieser Wahrheit ziehe, ist diese, daß der Mangel guter Werke, zu welchen uns nur blos die Regeln der Dankbarkeit verbinden, kein solcher Haupt-Mangel sey, weswegen wir verdienten, vom Paradiese ausgeschlossen zu werden — welches eben so viel ist, als wenn ich sagte, die guten Werke sind nicht nöthig zur Seligkeit.

Ew. würden eine geringe Einsicht in diese Materie zeigen, wenn Sie mir hier einwenden wollten: es sey zwar wahr, daß die Natur der Dankbarkeit nicht leide, daß eine dritte Person, z. B. der Richter, die Undankbaren zu dieser Tugend mit Gewalt zwinge; allein es liege doch nichts unrechts darin, daß einer, dem seine Wohlthaten mit Undank belohnet werden, seine Gutthätigkeit einstelle, und dem Undankbaren diejenige Wohlthat, die er ihm zugedacht, nicht erweise. — Ich gestehe, daß Sie nicht ganz unrecht hierin haben, aber ich sehe doch nicht, wie daraus folgen könne, die guten Werke wären nöthig zur Seligkeit. Erwägen Ew. nur, daß unsere Gottesgelehrten

zwar gern einräumen, daß die bösen Werke einen Menschen verdammen, demungeachtet aber nicht zugeben, daß die guten Werke selig machen.

Ich besorge, Ew. möchten sich in diesem Benehmen unserer Theologen nicht finden können, und denken, diese theuren Männer wüßten nicht, was sie haben wollten: denn es sey gar zu offenbar, daß eine Sache, deren Mängel mein Glück unvollkommen mache, mich vollkommen glücklich machen müsse, wenn ich sie besitze. Dies sind freylich Gedanken, die auch dem Frömsten aufsteigen können: und ich kann Ew. versichern, daß ich selbst von diesen Anfechtungen der Vernunft nicht allemal befreyt gewesen bin. Ich habe sie durch Gottes Gnade überwunden, und bin völlig in meiner Seele gewiß, daß unsere Gottesgelehrten Recht haben, ob ich gleich nicht deutlich begreife, wie es möglich, daß etwas, welches mache, daß ich meinen Zweck nicht erreiche, wenn ich es nicht thue, zur Erlangung dieses Zwecks nicht nöthig seyn sollte. Von Ew. kann ich einen so hohen Grad der Verleugnung nicht vermuthen, und will daher den Einwurf, den Sie mir etwa machen möchten, auf eine andere Art zu heben

suchen. Zu dem Ende bitte ich Ew., zu bedenken, daß zwar ein Mensch, der einem andern eine Wohlthat erwiesen, durch die Undankbarkeit dessen, dem er sie erwiesen, wohl zum Unwillen könne gereizt werden, daß aber dieses von Gott nicht zu befürchten sey. Die gesunde Vernunft verbindet uns zur Dankbarkeit, wenn wir eine Wohlthat genossen haben. Wer in diesem Stück seine Pflicht nicht beobachtet, macht seinen Geruch bei aller Welt stinkend, und ohne an das gemeine Sprüchelchen

Ingratum si dixeris, omnia vitia dixeris.

zu denken, so ist es mehr als zu bekannt, was Strach von einen Undankbaren sagt.

Indessen ist es nicht minder gewiß, daß die Regeln der Gerechtigkeit durch die Undankbarkeit nicht verletzt werden: weil uns blos der Wohlstand verbindet, dankbar zu seyn, und unsere Wohlthäter, wenn wir es nicht sind, uns zwar tadeln, aber nicht verklagen und mit Gewalt zur Erkenntlichkeit zwingen können. Eben die Regeln des Wohlstandes, welche wollen, daß man eine Gutthat mit Dank erkenne, und demjenigen,

Universitäts-Bibliothek München

der uns dieselbe erwiesen, wieder zu gefallen lebe, wollen auch, daß man zu gewissen Zeiten von seinem Rechte etwas fallen lasse, und verbinden also einen Wohlthäter um so viel mehr, nicht so stark auf eine Erkenntlichkeit zu dringen, die er von demjenigen, dem er seine Güte empfinden lassen, nach dem strengen Rechte nicht fodern kann. Ein Wohlthäter, der dieses nicht bedenket, sondern den Undank, mit welchem ihm seine Wohlthaten belohnet werden, gar zu hoch aufmutzet, und seine Güte nicht nur einstellet, sondern gar in Zorn und Ungnade verwandelt, ist eben so tadelhaft, als derjenige, der ihm durch seine Undankbarkeit zu diesem Fehltritt Gelegenheit gegeben, in den Augen des ganzen menschlichen Geschlechts scheußlich ist. Er giebt gar zu deutlich zu erkennen, daß ihm ganz was anders, als eine eitle sättige und uneigennützige Nächstenliebe bewogen, andern Gutes zu thun. Jeder siehet, daß er noch nicht unter diejenigen gehöre, deren Linke nicht weiß, was die Rechte thut, und seine Klagen über die Undankbarkeit haben einen Klang, den man kaum von den Posaunen der Heuchler unterscheiden kann. — Man muß zwar gestehen, daß die

Anzahl derer, die sich vor diesem Fehler hüten, sogar groß nicht ist: allein es ist doch noch nicht so weit gekommen, daß man unter den Menschen nicht Einige finden sollte, die sowohl die Natur einer Wohlthat als der Dankbarkeit einsehen.

Es giebt unstreitig so großmüthige Personen, die nur wohlthun, um das Vergnügen zu haben, ihrem Nächsten zu dienen, und sich wenig bekümmern, wie ihnen ihre Wohlthaten belohnet werden. Sie verachten den eitlen Ruhm, den Andere durch ihre Milde und Dienstfertigkeit zu erlangen suchen. Sie geben nach dem Befehl des Apostels, einfältiglich: wenigstens stellen sie sich so. Man muß bekennen, daß dieses das sicherste und dabei unschuldigste Mittel ist, sich bei aller Welt Lob zu erwerben. Denn wer wollte nicht die Großmuth solcher Leute bewundern, die ohne die mindeste Absicht auf ihren Vortheil oder ihre Ehre andern Gutes thun, und nicht müde werden, obgleich diejenigen, denen sie Gutes thun, wenige oder wohl gar keine Erkenntlichkeit blicken lassen.

Ein solches Betragen hat was Göttliches an sich. Indem ich dieses sage, gebe ich zu verstehen, daß man Gott die höchste, die vollkommenste Großmuth

beilegen müsse. Ich sollte nicht meinen, daß Jemand, der nur einmal in seinem Leben die deutlichen Proben der Barmherzigkeit Gottes gegen unsere wenigen Verdienste gehalten, hieran zweifeln würde. Gott hat uns geliebt, da wir noch seine Feinde waren, sagt Paulus ausdrücklich. Einem Feinde aber Gutes thun, ist mehr, als fortfahren, einem Undankbaren mit Wohlthaten zu überschütten. Wer wollte demnach zweifeln, daß Gott, der das erste gethan, auch das letzte thun werde? die Liebe Gottes gegen uns ist unendlich, und seine Barmherzigkeit so groß, daß er auch seines eigenen Sohnes nicht verschonet, um seine Gerechtigkeit, die seinem Triebe, uns Gutes zu thun, im Wege stand, zu besänftigen. Was haben wir denn zu fürchten? wir sind vollkommen vor dem Zorn Gottes gesichert, wir sind mit ihm ausgesöhnet; wir sind seine Freunde, ja wir sind seine Kinder.

Ich gestehe, alle diese uns ohne unser Verdienst und Würdigkeit erzeigte Gnade fodert von uns eine Erkenntlichkeit. Allein das ist unsere Sorge. Die unendliche Großmuth, die wir unserm himmlischen Wohlthäter nothwendig beilegen müssen, und die Regeln des Wohlstandes, aus welchen nach der

Lehre unserer Kirche alle unsere Pflichten gegen Gott, und sein Verfahren mit uns, herzuleiten, und zu beurtheilen, wirken in Gott eine moralische Nothwendigkeit, uns zu einer Tugend, die ihrer Natur nach so freiwillig, als die Dankbarkeit seyn muß, nicht mit Gewalt zu zwingen. Diese moralische Nothwendigkeit ist in Ansehung eines Wesens, das nothwendig das Beste wählet, von einer fast geometrischen Gewißheit. Folglich ist es unmöglich, daß Gott an uns den Mangel der Dankbarkeit strafe, und folglich ist es nicht nöthig, daß wir gute Werke thun, um selig zu werden, und der ewigen Verdammniß zu entgehen.'

Um Ew. von dieser Wahrheit recht zu überführen, und Ihnen die Größe Ihres Irrthums deutlich vorzustellen, bin ich so weitläuftig gewesen, daß ich fast besorgen muß, Ihnen durch meine Weitläuftigkeit verdrüßlich zu fallen. Allein eine innige Freude, die ich darob empfinde, daß die allein seligmachende Lehre unserer Kirche, die so felsenfest in der heiligen Schrift gegründet ist, mit dem, was uns die gesunde Vernunft von der Natur der Wohlthaten und der Dankbarkeit lehret, so wohl übereinstimmet, hat mir nicht vergönnet,

eher abzubrechen. Es iſt zwar dieſe Uebereinſtimmung nicht unumgänglich nothwendig; doch erquickt ſie einen Jeden, der es mit der Wahrheit redlich meint, und ſtopfet, wenn ſie deutlich gezeiget wird, den Feinden der Wahrheit den Mund auf einmal. Alles was ſie nach einer ſolchen Niederlage thun können, iſt, daß ſie einige üble Folgen aus unſerer Lehre ziehen, um dieſelbe verhaßt und verdächtig zu machen.

„Auf ſolche Art“ ſprechen dieſe Leute, „wird „man alle Tugend aus der Welt verbannen: und „es würde folgen, daß es gleich viel ſey, ob man „wohl oder übel lebe, weil man keinen guten zurück„gehenden Grund angeben könne, warum man fromm ſeyn müſſe.“ Man hat nicht nöthig, vor dieſen Einwürfen zu erſchrecken; ſie haben wahrſcheinlich nicht viel auf ſich, und verrathen die Unwiſſenheit und Halsſtarrigkeit ihrer Urheber ſo merklich, daß man ſie nicht anders als mit Mitleiden anſehen kann — Ich will mit leichter Mühe darauf antworten.

Wir lehren, die guten Werke ſind nicht nöthig zur Seligkeit, weil uns blos eine Erkenntlichkeit, die ihrer Natur nach keinen Zwang leidet, dazu

verbindet. Sollte dieſes heißen, die Tugend aus der Welt verbannen? Ich kann mir es nicht einbilden, — vielmehr glaube ich, daß *ohne dieſe heilſame Lehre keine Tugend in der Welt ſeyn könne*. Dieſe Lehre giebt der Tugend den rechten Glanz, und dasjenige, ohne welches keine Tugend ſeyn würde, ich meine die Freiwilligkeit. Wer aus Zwang Gutes thut, und ſich in ſeinen Handlungen blos von der Furcht der Strafe und Hoffnung der Belohnung regieren läßt, iſt nicht wahrhaftig tugendhaft: und verdient kein Lob. Es iſt zwiſchen ihm und den Böſen kein Unterſchied.

Oderunt peccare mali formidine poenae.

Alle tugendhafte Thaten, die aus ſo unlautern Abſichten fließen, haben einen guten Schein: ſie haben aber nichts mehr, als den Schein des Guten: und der heilige Auguſtinus hat nicht unrecht, wenn er die Tugenden der Heiden *glänzende Laſter* (splendida vitia) nennt.

Was würde aber unter den Tugenden der Chriſten und den äuſſerlich gut ſcheinenden Thaten der Heiden für ein Unterſchied ſeyn, wenn die

Christen nicht durch weit reinere und höhere Gründe zum Guten getrieben würden? Die Hoffnung der Seligkeit, die Furcht vor der Hölle müssen nicht der Bewegungsgrund seyn, warum ein Christ Gutes thut. So bald er sich durch diese Leidenschaften regieren läßt, ist alles Gute, so er thut, ein Greuel in Gottes Augen, und er ein übertünchtes Grab. Seine Tugenden müssen ihren Ursprung in seinem Glauben haben, denn was nicht aus dem Glauben gehet, ist Sünde. Dieser Glaube bestehet in einer festen Versicherung, daß Christus für uns das Gesetz erfüllet habe. Hieraus fließet eine Erkenntlichkeit, die uns antreibt, den Geboten eines so liebreichen Heilandes zu gehorchen, und diese Erkenntlichkeit schließet allen gesetzlichen Zwang aus. Den Gerechten ist kein Gesetz gegeben. Wir sind durch Christum gerecht gemacht, und müssen also freiwillig ohne alle Absicht auf Belohnung und Strafe einer reinen Liebe zu Gott Gutes thun.

Oderunt peccare boni virtutis amore.

Dieses alles müste aber nicht wahr seyn, wenn die guten Werke zur Seligkeit nöthig, oder wir

zur Haltung der göttlichen Gebote durch etwas mehr, als durch die bloßen Regeln des Wohlstandes, verbunden wären. So bald wir nach dem strengen Rechte schuldig sind, fromm zu seyn, so heißt unsere Frömmigkeit nichts, und wir verdienen kein Lob. Wir thun, was wir schuldig sind, und sind unnütze Knechte: weil das, was wir thun, wie gut es auch scheinet, doch keine wahre Tugend ist.

Nun aber urtheilen Ew., wer die Tugend aus der Welt verbannet? derjenige, welcher lehrt, man müsse aus einer reinen Liebe Gutes thun, oder die, welche wollen, man müsse es aus Furcht vor der Strafe thun? Ist es nicht augenscheinlich, daß Jener Vernunft und Schrift auf seiner Seite hat, und deutlich lehre, worin das wahre Wesen einer Tugend bestehe; diese hergegen solche Dinge lehren, die alle Tugend vernichten, und eine geschminkte, und nur von außen schön gleißende Frömmigkeit an deren Stelle setzen? In was das ärgste ist, die scheinheiligen Lehren solcher Leute schmälern das vollkommene Verdienst Christi, und machen aus dem Werke der Erlösung, die ein Werk der bloßen Barmherzigkeit und Großmuth

iſt, einen eigennützigen Handel. Es wird dasjenige daraus, welches die Rechtsgelehrten einen contractum innominatum nennen. Facior ſpricht Gott nach ihrer Meinung, ut facius. Das heißt, ich will auch zwar ohne Verdienſt aus Gnaden ſelig machen: aber ihr ſollt demungeachtet alles thun, was nöthig iſt, dieſe Seligkeit zu erlangen, und wenn ihr das nicht thut, ſollt ihr ewig verdammt ſeyn. Dieſes muß nach ihrer Lehre der Kern des Evangelii ſeyn? Wer will ihnen aber dieſes glauben? Wer wollte ſich nicht ſchämen, dem oberſten, und weiſeſten Weſen ſo unanſtändige Reden in den Mund zu legen. Bey ſolchen Lehren müſſen alle Begriffe von Wohlthat und Dankbarkeit, die in der Lehre von der Erlöſung alles ausmachen, nothwendig verlohren gehen.

Ew. ſehen alſo, (wenn Sie kein Socinianer oder Naturaliſt ſind) wie nöthig es ſey, die Unnöthigkeit der guten Werke zur Erlangung der Seligkeit zu behaupten: und ich begreife nicht, was die Feinde dieſer tröſtlichen Lehre ſagen wollen, wenn ſie ferner einwenden „auf ſolche Art würde es gleich viel ſeyn, ob man wohl oder übel lebe.“ Wahrſcheinlich verſtehen ſie dieſe Gleichgültigkeit

nur in Ansehung der Seligkeit, denn davon ist die Rede. Sehen aber dann die guten Leute nicht, daß dieses keine ungereimte Folge sey, die bey uns einen Abscheu vor unserer Lehre erwecken könne? Es ist unsere Lehre mit andern Worten ausgedrückt; sie sagen also in der That nichts. Wollen sie aber so viel sagen, es sey überhaupt einerley, ob man tugendhaft oder lasterhaft sey, so müssen sie wissen, daß dieses aus derjenigen Evangelischen Wahrheit, die sie anfechten, auf keine Weise fließe. Eine schöne Gesichtsbildung, ein geschickter Fuß, eine Fertigkeit im Schwimmen u. d. gl. ist keine nothwendige Eigenschaft eines Predigers: er kann ohne sie seiner Gemeinde wohl vorstehen. Allein wer wollte daher wohl den lächerlichen Schluß machen, alle jetzt erwähnten Eigenschaften wären einem Menschen, der ein geistlich Amt verwalte, ganz und gar nichts nütze, und es sey einerley, ob er sie besitze oder nicht? Ist es nicht vielmehr offenbar, daß, ob sie ihm wohl zu rechter Verrichtung seines Amts weder behülflich noch hinderlich sind, die beiden ersten sehr geschickt sind, ihn zu einer guten Heirath zu verhelfen, die letzte

aber

aber zur Errettung seines Lebens in Wassersgefahr höchst nöthig seyn könne?

Ob also gleich die guten Werke zu unserer Seligkeit so wenig nöthig sind, als ein krauses Haar und dicke Waden, so ist es doch nicht unmöglich, eine gute und bündige Ursache zu geben, warum es besser sey, sich der Tugend zu befleißigen, als lasterhaft zu seyn: eben so wenig unmöglich, als es unmöglich ist, Fälle zu erdenken, da unser Haar und unsere Waden uns nützlich seyn können — Womit ich mich jetzt den Kopf nicht zerbrechen will.

Unsere Gottesgelehrten haben noch nie geleugnet, daß Gott auf einen vernünftigen, tugendhaften Wandel eine zeitliche Belohnung gesetzet, die wohl werth sey, daß man sich bemühe, derselben theilhaftig zu werden. Die Tugend ist so gewiß der einzige Grund alles wahren Vergnügens, das wir hienieden empfinden, als es gewiß ist, daß unsere lasterhaften Neigungen, wenn wir sie nicht im Zaum halten, uns selbst und andere unglücklich machen. Ueberdem sind die guten Werke ein sicheres Merkmahl, daß unser Glaube rechtschaffen sey, weil sie deutlich weisen, daß er in

uns die Erkenntniß gewürket, die er würken kann, wenn er so beschaffen ist, als er seyn soll. Sie dienen daher, daß unser Glaube unsern Nächsten kennbar werde, und rechtfertigen uns also vor den Menschen, gleichwie uns der Glaube vor Gott gerecht macht. Und in diesem Verstande hat auch der Apostel Jakob, wie unsere Gottesgelehrte gar scharfsinnig anmerken, gesagt, daß der Mensch durch die Werke gerecht werde, nicht durch den Glauben allein. (Jakob. II. 24) Der Apostel lehret uns in diesen Worten sehr deutlich, worin der Nutzen der guten Werke bestehe; und dieser Nutzen, samt den übrigen Vortheilen, welche die Tugend mit sich führet, ist wichtig genug, uns zu bewegen, die Tugend den Lastern vorzuziehen.

Dieses könnte genug seyn, auch den halsstarrigsten Widersprecher zum Stillschweigen zu bringen: allein es fällt mir noch etwas bey, das ungemein geschickt ist, die Unnöthigkeit der guten Werke zur Seligkeit außer allem Streit zu setzen. Da ich mich nicht entsinne, daß die Anmerkung, die ich zu machen denke, von unsern Gottesgelehrten, ungeachtet sie virtualiter in ihren Schriften ste-

ket, gebührend auseinander gewickelt ist, so will ich sie Ew. ... aufrichtig mittheilen. Sie bestehet nicht in solchen Einfällen, an welchen es den Geistlichen selten zu fehlen pfleget, und welche, ihrer Erbaulichkeit und verborgenen Schönheit ungeachtet, von den naseweisen Vernünftlern für rednerische Aufschneidereien gehalten werden, die nur gut sind für die Kanzel. Sie gründet sich auf unstreitige philosophische Sätze.

1. Der erste davon ist dieser. Ein großmüthiger Wohlthäter kann von demjenigen, dem er Gutes gethan, nicht verlangen, daß er ihm seine Dankbarkeit durch solche Thaten erweisen soll, zu welchen er völlig unfähig ist, und die Hülfe eines andern nöthig hat. Wäre es nicht unbillig, einen Armen, dem ich einst ein Almosen gegeben, für Undankbar zu halten, weil er mir nachher, da ich Geld nöthig habe, nichts vorschießen kann? —

2. Ein großmüthiger Wohlthäter ist zufrieden, wenn diejenigen, die von ihm Wohlthaten genossen, und deren Unvermögen ihm bekannt ist, ihm ihr dankbares Gemüthe mit Worten zu erkennen geben, sein Lob bey aller Welt ausbreiten,

und ihm eine Ehrerbietung erweisen, die mit der Größe seiner Wohlthaten übereinkommt.

Ich zweifle nicht, Ew. ꝛc. werden schon merken, wo ich hinaus will. Ich will sagen, daß es also wider die Natur des Werkes der Erlösung läuft, daß die guten Werke zur Seligkeit nöthig seyn sollten. Christus hat uns vom Fluch des Gesetzes erlöset, indem er dasselbe an unserer Statt erfüllte, weil uns dieses schlechterdings unmöglich war — Und dennoch sollen unsere guten Werke eine Bedingung seyn, ohne welche diese Genugthuung uns nicht zu statten kommen kann!

Mich deucht, dieses ist ein förmlicher Widerspruch. Die gesunde Vernunft lehret uns, daß unser Heiland unmöglich einen Grad der Dankbarkeit von uns fodern könne, der unsere Kräfte übersteiget. Sie lehret uns ferner, daß die guten Werke nicht das einzige sind, wodurch wir unsern himmlischen Wohlthäter unsere Dankbarkeit bezeugen können. Wir können dankbar seyn ohne Tugend. Auch der Dank, der in bloßen Worten bestehet, ist einem Wohlthäter, der gar wohl weiß, daß ein mehreres nicht in dem Vermögen dessen, dem er eine Gutthat erwiesen, angenehm. Wenn

wir demnach die große Liebe Gottes und Jesu Christi preisen, wenn wir unserm Erlöser den verbindlichsten Dank sagen, und nur mit Andacht singen:

Ich dank' dir Christe Gottes Sohn,
Daß du für mich genug gethan,

so kann uns niemand vorwerfen, daß unser Glaube nicht thätig sey. Diesen Vorwurf haben wir noch weniger zu besorgen, wenn wir unserm Heilande alle ersinnliche Ehrerbietung erweisen, von seiner Person die höchsten Begriffe hegen, seine göttliche Ehre wider diejenigen, welche ihm dieselbe freventlich rauben wollen, mannhaft vertheidigen, seinen Worten blindlings glauben, und uns von diesen weder durch Verfolgung noch durch die Einwürfe, die uns unsere verderbte Vernunft wider die Geheimnisse des Evangelii macht, abwendig machen lassen. Ja diese Gefangennehmung unserer Vernunft unter dem Gehorsam des Glaubens ist einzig und allein fähig, die Größe unserer Dankbarkeit an den Tag zu legen. Das Geheimniß der heiligen Dreyeinigkeit ist der Vernunft so unbegreiflich, und scheinet so sehr wider die deutlichsten

Begriffe, die wir von der Natur der Zahlen haben, zu streiten, daß ich mich nicht scheue zu sagen, ein Christ, der sich so weit verläugnen könne, daß er das Athanasische Glaubensbekenntniß in allen Punkten und Klauseln gläubig annimt, habe seiner Pflicht völlig ein Genüge gethan, und könne derjenigen Belohnung, welche der heilige Verfasser desselben allen, die es annehmen werden, versprochen, festiglich versichert seyn. Wer dieses geistliche Wer da? mit einem deutlichen und klaren „Gut Freund," beantworten kann, der wird ohne weitere Nachfrage ins Paradies eingelassen.

Was ich von dem Geheimniß der Dreyeinigkeit gesagt, kann man mit eben dem Fug von der Vereinigung der beiden Naturen in Christo, von der Mittheilung der göttlichen Eigenschaften, und der wesentlichen Gegenwart des Leibes und Blutes Christi im heiligen Abendmahl sagen — Diese Lehren sind nicht weniger unbegreiflich, als die Lehre von einem Gott in drey Personen, und die dankbare Ehrerbietung, die wir unserm Heilande durch einen Beyfall in diesem Stücke erweisen, ist um so viel größer, je gewisser es ist, daß derjenige im höchsten Grade dankbar seyn muß, der es sei-

nem Wohlthäter an den Augen, wie man redet, ansehen kann, was er haben will, und sich alle Mühe giebt, die Meinung desselben, die er nur durch ein halbes Wort zu erkennen gegeben, völlig zu entdecken, um demselben gehorsamlich nachzukommen —

Diesen Ruhm kann auch der Feind unsern Gottesgelehrten nicht rauben. Die heilsamen und geheimnißvollen Wahrheiten, von welchen wir reden, stehen nicht in der heiligen Schrift mit so viel Worten, als sie jetzt in unserer Kirche den Gläubigern vorgetragen werden. Man findet sie daselbst nicht allemahl (κατα γραμμα) dem Buchstaben nach; sondern nur oft (κατα διανοιαν) dem Sinn nach. Diesen Sinn, diese διανοιαν recht zu erforschen, ist gewiß keine geringe Arbeit. Man kann also von dem Glauben der Christen, die sich durch Nichts abhalten lassen, diese Mühe über sich zu nehmen, keinen andern als guten Begriff haben, und muß aus ihrem unverdrossenen Forschen in der Schrift nothwendig von ihrer Dankbarkeit gegen Gott ein gutes Urtheil fällen.

Glauben Ew. ꝛc. nicht, daß dieses nur in Ansehung derer gelte, die wirklich diese mühsame Aus-

gräbelung der Lehren des Evangelii über sich genommen, und, wie aus unsern Systemen zu ersehen, glücklich ausgeführet haben. Auch diejenigen, die nicht im Stande sind, für sich den verborgenen Sinn der Schrift zu finden, und von den Entdekkungen ihrer geistlichen Führer zu urtheilen, verdienen, daß man ihren Glauben und die tiefe Ehrerbietung, die er in ihnen würket, bewundere. Indem sie das, was ihnen ihre Lehrer sagen, auf Glauben annehmen, machen sie sich der Seligkeit würdig, die Christus allen denen, die nicht sehen und doch glauben *), versprochen hat. Mich deucht, ich kann aus diesem allem den sichern Schluß machen, daß (da der Glaube, wenn er rechtschaffen und thätig ist, uns zu einer Erkenntlichkeit gegen unsern Heiland antreibt, und wie diese Erkenntlichkeit durch eine gläubige und vielfältige Annehmung der geheimnißvollen Lehre unserer Kirche, auf eine Art an den Tag legen können, die Gott nothwendig gefallen muß) es nicht unumgänglich nothwendig ist, gute Werke zu thun.

*) Joh. 20. 29.

Ew. ꝛc. lehren das Gegentheil, und entfernen sich also von der Wahrheit, die, Gottlob, in unserer Kirche gelehrt wird. Sie können diese Abweichung um so viel weniger beschönigen, je deutlicher unsere Kirche von jeher durch ihr Verfahren gegen die Gottlosen und Irrenden bewiesen, daß es ihre beständige Meinung gewesen, daß Jene bey weitem nicht so gröblich sündigen, als Diese, und Diese daher mit mehrerem Ernst als Jene zu bestrafen. Wir sind so geneigt, einen in Ansehung der Sitten strauchelnden Bruder, der orthodox ist, mit sanftmüthigem Geiste wieder aufzuhelfen, und ihm seinen Fehltritt, (so lange derselbe nur nicht so groß ist, daß er von dem weltlichen Richter bestraft werden muß) unter dem Namen der menschlichen Schwachheit hingehen zu lassen, daß man sagen sollte, wir hielten die Laster eines Rechtgläubigen für obscuras virtutes, so wie wir die tugendhaften Thaten derjenigen, die nicht reiner Lehre sind, für splendida vitia hielten.

Allein wage es einer und lasse sich merken, daß ihm auch nur die geringste von unsern Lehren nicht gefalle: wir werden ihm gewiß die Probe unsers Eifers um das Haus des Herrn auf's Nach-

drücklichste zu fühlen geben. Wir werden ihm sogleich den Namen eines wahren Christen absprechen, wenn auch sein Wandel noch so unsträflich ist. Ein Priester wird abgesetzt, sobald man nur weiß, daß er irriger Lehre ist. Allein noch hab' ich nicht gehöret, daß man einem Prediger, der sich nur vor offenbaren groben Bubenstücken und Schandthaten, die der Ahndung des Richters unterworfen sind, hütet, seiner sonst unanständigen und mit den Geboten Christi nicht übereinstimmenden Lebensart wegen, auch nur einen Heller von seinem Einkommen entzogen habe. Man stellt ihn nicht einmahl darüber zu rede, man überläßt es seinem Gewissen, und decket seine Fehler mit dem Mantel der Liebe zu. Ich kenne viele von meinen Amtsbrüdern, die von ihrem Hochmuth, Eigensinn, Geitz, Neid, u. s. w. weit stärkere Proben geben, als von den diesen Lastern entgegengesetzte Tugenden. Ich kenne unterschiedliche, die aus einer löblichen Begierde, sich so weit als möglich von den Scheinheiligen zu entfernen (die, wie der Apostel sagt, des Leibes nicht verschonen, und dem Fleisch nicht seine Ehre

thun zu seiner Nothdurft *) einen Wandel führen, den ich, wenn mich nicht die Ehrerbietung gegen das heilige Amt, das sie führen, abhielte, höchst liederlich nennen wollte. Aber alle diese Männer hören darum nicht auf, rechtschaffene Diener Gottes zu seyn, welches sie thun würden, wenn ihre Lehre nur den tausendsten Theil so irrig wäre, als ihre Aufführung lasterhaft ist. Die Ursache ist, weil unsere Gottesgelehrten wider die alten und neuen Donatisten mit Recht behaupten, daß die Gottlosigkeit eines Predigers der Gültigkeit und Kraft seines Amtes nichts nehme. Wie könnten sie aber dieses thun, wenn die guten Werke nach Ew. ꝛc. Behauptung eine so nothwendige Eigenschaft, und nicht vielmehr ein bloßer Zierrath eines Christen wäre?

Ein Prediger soll die Leute zu guten Christen machen. Falls nun sein Unterricht nicht eben so fruchtlos seyn soll, als die Unterweisung, die man von einem lahmen Tanzmeister erwarten kann, so muß er alles an sich haben, was einem Christen nothwendig ist, ja, er muß noch vollkommener seyn,

*) Coloss. 2, 23.

als die, welche er unterrichtet, weil eben dadurch der Prieſter von dem Schüler unterſchieden iſt. Nun ſehen wir aber, daß ein Prediger ſein Amt wohl verwalten kann, ohne daß er fromm iſt: wir müſſen alſo geſtehen, daß die guten Werke zu dem Weſen eines rechtſchaffenen Chriſten nicht gehören, wenn wir nicht den widerſprechenden Satz behaupten wollen, es könne einer ein rechtſchaffener Prediger, und folglich ein vollkommener Chriſt ſeyn, ohne die nothwendigen Eigenſchaften eines Chriſten zu beſitzen; oder man könne eine Kunſt von einem Menſchen lernen, der ſie ſelbſt nicht verſtehe.

Ew. ꝛc. ſehen hieraus, daß Ihre Behauptung den Lehren unſerer Kirche ſchnurſtracks zuwider, und alſo falſch und irrig iſt. Wollen Sie ſich nun des gegründeten Verdachts entledigen, in welchen Sie durch Ihre anſtößige Ausdrücke gerathen ſind, ſo werden Sie wohl thun, wenn Sie mit unſerer Kirche bekennen, daß der rechte Glaube und eine unverfälſchte Lehre einzig und allein zu dem Weſen eines Chriſten gehöre; denn dieſes iſt unſere beſtändige Meinung.

Wollen Ew. ꝛc. mir nicht glauben, ſo hören Sie unſern ſeligen Vater Luther. „Wenn man“ ſagt er in ſeiner Auslegung des neunten Kap. des erſt. B. Moſe „predigt vom Glauben, ſoll man „zuſehen, daß man auf's Lauterſte predige, denn „er kann nicht leiden, daß man etwas daneben ein„führe. Die Liebe aber kann viel Dinge leiden, „wie Paulus ſagt, die Liebe duldet alles, auch die „böſen Buben, wie Chriſtus uns getragen hat, „ſondern der Glaube träget nichts, ſpricht alſo: „daß die Leute unvollkommen leben, da mag man „Geduld haben, aber mit unrechter Lehre hab' ich „keine Geduld. Derhalben iſt groß Unterſchied „unter der Lehre und Leben. Mit der Lehre gilts „nicht ſcherzen, die muß rein und recht bleiben. „NB. Aber mit dem Leben halten wir's „nicht ſo ſtreng, wie man auch im Evangelio „ſiehet, daß Chriſtus Geduld hat mit den Jün„gern, und durch die Finger ſiehet, wenn ſie gleich „gröblich ſtraucheln, doch ſtrafet er ſie zuweilen „auch, und ſpricht, das iſt nicht recht. Das iſt die „Lehre. Mit den Phariſäern aber und Heuchlern „hatte er immer keine Geduld, denn es trift nicht „das Leben, ſondern die Lehre. Es liegt die gröſte

„Macht an der Lehre, wenn die rein bleibt, so „kann man allerley unvollkommen Leben und „Schwachheit tragen. Sofern daß man an der „Lehre halte, und bekenne, daß des Lebens anders „seyn sollte; wo aber die Lehre verfälscht wird, so „ist dem Leben auch nicht mehr zu helfen.“

Ew. ꝛc. sehen aus dieser Stelle, daß der sel. Luther sagt, es sey gut, wenn Lehre und Leben mit einander übereinstimmen. Wenn aber ja eins seyn sollte, so könne man sich in der Christenheit eher ohne gute Sitten, als ohne eine Lehre behelfen. Welches eben so viel ist, als wenn er gesagt hätte, man müsse das Nothwendige dem, was bloß zum Zierrath dienet, vorziehen. Und daß dieses seine wahre Meinung sey, erhellet noch deutlicher aus folgenden Worten, die am angeführten Orte befindlich. „Also, heißt es, „lässet hie Gott nach, und will, daß man Fleisch „esse, verbeut aber das Blut zu essen. Als sollt' „er sagen, halt mir den Glauben rein, ob du „gleich die Liebe nicht kannst rein und vollkommen „halten und haben.“

Man muß gestehen, man will oder will nicht, daß unserm sel. Luther die Lehre von der Unab-

thigkeit der guten Werke, recht an's Herze müsse gewachsen gewesen seyn. Um eine Meinung zu behaupten, die er nicht für sonderlich wichtig gehalten, würde er sich nicht die Mühe gegeben haben, einen so tiefen Verstand aus Worten zu ziehen, die dem ersten Ansehen nach nichts weniger zu sagen scheinen, als das, was er daraus schließet. Denn wer sollte sich jemahls träumen lassen, daß in dem Verbote des Blutessens die falsche Lehre von der Nothwendigkeit der guten Werke verworfen worden. Diese wichtige Entdeckung ist schon einzig und allein fähig, uns nebst dem ausnehmenden Verstande und großen Eifer für die reine Lehre, auch den heroischen Heldenmuth des Mannes Gottes Luthers zu erkennen zu geben: Der Schluß, den der sel. Vater aus dem verbotenen Blutessen machet, ist der Vernunft so unbegreiflich, und den Augen natürlicher Menschen so ungereimt, daß Luther nichts anders von diesen Leuten zur Belohnung seiner Arbeit vermuthen konnte, als daß sie ihm zurufen würden: Paule du rasest.

Allein ob ihn gleich der Spottgeist des Meister Klügels, mit dem er in seinen Schriften so oft zu thun hat, mehr als zu bekannt war, so

verachtete er doch gar heroisch alle widrige Urtheile, die nothwendig über eine Auslegung von so besondere Art ergehen muſten. Er ließ ſich in nichts irren, und fuhr fort, den Schacht des göttlichen Wortes mit Verachtung aller Mühe und Gefahr zu durchkriechen, um die darin verborgenen Schätze ans Licht zu bringen — Gott ſegnete ſeine Arbeit, und ſelbſt in der ſchon angeführten Auslegung findet man unzählige Spuren dieſes Segens. Ich will nur noch einige, die ſich zu der Materie, wovon wir reden, vorzüglich ſchicken, mit Ihrer Erlaubniß anführen.

Die Blutſchande Lothe, die Heirath Iſaaks und der Name der Rebekka, ſind Dinge, die, wenn man ſie obenhin anſiehet, nichts vom Glauben und von guten Werken in ſich zu faſſen ſcheinen. Allein ein ſo groſſer Geiſt, wie Luther, ſieht weiter, als das bloße Geſicht anderer Menſchen reichet.

Er findet auch darin etwas wider die guten Werke. „Wie“, ſchreibt er bey der Blutſchande Lothe: „die zwo Töchter ihrem Vater nachhuren „und von ihm ſchwanger werden, alſo thun auch „alle, ſo mit Werken vor Gott kommen, und vom

„freien

„freien Willen lehren; brauchen den Saamen „nicht, dahin ſich's gehöret; das iſt nun gleich ſo „viel, als wenn die Tochter bey dem Vater ſchlief, „und Hurenkinder zeuget.“ — — Und bey der Heirath Iſaaks macht er über den Namen der Braut, folgende ſinnreiche und erbauliche Anmerkung: „Dazu ſtimpt auch der Braut Namen Re„becca, das iſt gemeſte oder feiſte Plunſch und dicke „Prokel, das iſt, die Sinagoge, gemeſt und feiſt „mit großen Werken, muß ſich aber darnach durchs „Evangelium einzlehen und ſchlang machen, iſt „noch fett und voll eigner Werke, damit ſie wollen „den Himmel pochen, wie der fette Eylon.“

Ich bitte Ew. ꝛc. mit mir die großen Verdienſte Luthers in Hervorbringung und Befeſtigung der Wahrheit zu preiſen, und ſeinen Verſtand, Eifer und Muth zu bewundern. Ich gebe Ihnen zu bedenken, ob es nicht eine große Undankbarkeit ſey, eine Lehre, die dieſer theure Rüſtzeug mit ſo vieler Mühe und ſo weit hergeholten Gründen verfochten, zu verlaſſen, und ſich einzubilden, der entgegengeſetzte Irthum könne gar wohl mit ſelbiger beſtehen? Die reinſten Lehrer unſerer Kirche haben bis auf den heutigen Tag

andere Gedanken gehabt. Sie haben es von jeher ihre größte Sorge seyn lassen, die Lehre, nach dem Rathe ihres geistlichen Vaters, rein zu behalten. Sie haben zu dem Ende, wo sie nur gekonnt, die irrigen Lehrer ihrer Dienste entsetzet, aus dem Lande verjaget, ins Gefängniß geworfen, oder, wenn dieses sich nicht thun lassen wollte wenigstens mit dem Munde wider sie geeifert; mit einem Worte, alles gethan, was einer, der die, so den Herrn hassen, in rechtem Ernste mit dem König und Propheten David hasset, thun muß. Dieses müssen ihnen auch ihre ärgsten Feinde lassen. Hingegen kann ihnen auch der boshafteste und unverschämteste Verläumder nicht nachsagen, daß sie jemals auf die Nothwendigkeit der guten Werke gedrungen, oder etwas gethan, woraus man schließen könnte, daß sie dieselbe für so wichtig als die Reinigkeit der Lehre hielten. Vielmehr ist gewiß, daß sie sich allen denen, die von einer Verbesserung des Christenthums in Ansehung der Sitten geschwatzet, zu allen Zeiten männlich widersezet, und diejenigen, welche dieses gethan, für falsche Brüder, und in Schaafskleider sich wickelnde Wölfe gehalten. So ging es dem bekannten Joh.

Arnd, dem Roſtockiſchen Müller, und den an eben dieſem Orte lehrenden Großgebauer. Es iſt wahr, man ſahe dieſen letzten nur mit ſcheelen Augen an. Allein es iſt auch glaublich, daß man ihn härter würde angegriffen haben, wenn ihn Gott nicht aus gerechtem Gericht in der Hälfte ſeiner Tage weggenommen hätte.

Durch dieſes löbliche Verfahren unſerer Kirche war die Reinigkeit der Lehre auf ſo feſten Fuß geſetzt, daß man vermuthen ſollte, ſie würde nimmermehr von irgend einem Irrgeiſte angefochten werden. Auf den Akademien unterwies man die, welche ſich dem Dienſte der Kirche widmeten, in keiner andern Wiſſenſchaft, als in der Kunſt mit den Ketzern um die Wahrheit zu fechten: und wenn ſie, auf ſolche Art zu rechter Führung der Kirche des Herrn zubereitet, würklich zum Lehramt kamen, ſo trugen ſie ihren Gemeinden vor, was ſie gelernet hatten, nehmlich die unverfälſchte lautere Milch des Evangelii. Sie verfluchten die Ketzer, tröſteten die Sünder, und vermieden ſorgfältig, der Beſſerung des Lebens, und der guten Werke zu gedenken; muſten ſie ehrenhalber zuweilen wider die Laſter eifern, ſo geſchahe es nur

wider diejenigen, die gar zu grob waren, und zwar mit einer Art, daraus man wohl abnehmen konnte, daß sie aus den guten Werken die Hauptsache zu machen nicht gewillet. Schlugen sie einem groben Sünder mit den Hammer des Gesetzes eine Wunde, so ließen sie ihn nicht, wie klein auch die Wunde war, unverbunden in seinem Blute liegen; sie hatten gleich das Oel und den Wein des Evangelii zur Hand, und träpfelten von diesen heilsamen Säften so viel in die gemachte Wunde, als nöthig war, zu verhindern, daß der kalte Brand der Verzweiflung nicht dazu schlüge.

Aber, fuimus Troes, diese glücklichen Zeiten sind verschwunden. Es hat sich eine Art Menschen hervorgethan, die da haben den Schein eines gottseligen Wesens, seine Kraft aber verleugnen. Diese neuen Ketzer haben unter dem scheinbaren Vorwande, das Christenthum habe eine Besserung nöthig, das geistliche Israel ungemein verletzet. Es haben sich zwar unsere Gottesgelehrten diesem Unwesen nach äußerstem Vermögen widersetzt, und alles gethan, dieses Uebel in der ersten Geburt zu ersticken. Sie griffen diese Schwärmer in Leipzig, wo sie ihre neuen Götter zuerst verkündigten, mit

ſolchem Nachdruck an, daß es um ſie getham zu ſeyn ſchien. Allein, da dieſe böſe Rotte unter dem Schutze eines ſonſt großen und löblichen Prieſters in dem neuen Samarien ihre Sicherheit fand, erholte ſie ſich bald wieder, und hat ſich ſeit der Zeit dergeſtalt ausgebreitet, daß es, wenn Gott nicht auf eine außerordentliche Weiſe ins Mittel tritt, um unſere arme Kirche ſchlecht ausſiehet; denn jene Rotte fängt nicht allein an, ſich an Oertern einzuniſteln, wo ſie vor dieſem am wenigſten geduldet wurde, ſondern ſie hat auch durch ihr böſes Exempel viele ſonſt reine Lehrer dahin gebracht, daß ſie, aus Furcht für gottloſe Leute angeſehen zu werden, das Geſetz (welches zu unſerer Väter Zeiten was unerhörtes!) ſo ſtark als den Glauben zu treiben beginnen. O Deus, in quae tempora nos reservasti.

Ich weiß wohl, dieſe letzten rechtſchaffenen Männer meynen es ſo böſe nicht, wie man, wenn ſie es auch nicht ausdrücklich ſagten, zur Noth aus ihrem Wandel, der nichts weniger als pietiſtiſch iſt, abnehmen könnte. Was ſie thun, geſchiehet aus einer theologiſchen Klugheit. Allein es will mir doch nicht gefallen, daß man dem Teufel ſo viel

einräumt, und aus Menschenfurcht heuchelt. Es läßt, als wenn unsere Prediger meinen, man müsse in seinem Herzen orthodox, und auf der Kanzel Pietist seyn. Eben wie der bekannte Jurieu sagte, man müsse es mit den heil. Augustin halten, aber doch auf Pelagianisch predigen (qu'il faut precher à la Pelagienne.)

Wenn ich nicht irre, so hat dieses Betragen unserer sonst rechtgläubigen Lehrer Ew. ꝛc. bewogen, zu glauben, es habe nicht viel zu bedeuten, wenn man dem rechten Glauben, der allein gerecht macht, die guten Werke an die Seite setzte. Allein ich glaube auch, daß Ew. ꝛc. aus dem, was ich bisher geschrieben, erkennen werden, daß dieses eine Sache, die man nicht für so gleichgültig anzusehen hat, als man jetzt insgemein zu thun gewohnt ist. Es hängt unsere ewige Wohlfahrt daran. Viele gottselige Männer, die herzhaft genug sind, sich einer einreissenden übeln Gewohnheit entgegen zu setzen, erkennen dieses, und bleiben bey der alten rechtgläubigen Weise, das Wort Gottes zu predigen. Sie mischen die Ermahnungen zur Tugend nicht dergestalt in ihre öffentlichen Reden, daß man sie, ohne diese Reden zu verstümmeln,

nicht davon trennen könnte: sondern sie hängen dieselben zum Beschluß als eine Zugabe hintenan, doch so, daß man solche leicht überhören kann, und daß sie dieselben weglassen könnten, ohne daß darum ihre Predigt etwas von ihrer Anmuth und Erbaulichkeit verlieren würde.

Was mich, den geringsten unter allen Dienern Christi, anlanget, so habe ich die Gewohnheit, daß ich meinen Zuhörern zwar verspreche, sowohl von der Erkenntniß, als der Nachfolge Christi zu handeln: allein ich brauche dabey die theologische Vorsicht, daß ich mich bey dem ersten Punkt so lange aufhalte, bis keine Zeit mehr übrig ist, von dem letzten zu reden. Alsdann sag' ich meinen Zuhörern gleichsam ganz bestürzt, daß die Zeit bereits verflossen, und wickele mich von meiner Zusage mit einen Seufzer loß. Ich kehre mich nicht daran, wenn andere diese meine Lehre tadeln. Ich kann einem jeden seine Meinung lassen: ich glaube aber, ich habe auch den Geist Gottes *), zum wenigsten bin ich versichert, daß ich auf solche Art ein Uebel verhüte, welches gewiß nicht geringe ...

*) 1 Cor. 7, 40.

Es ist sehr natürlich, daß Leute, wenn sie hören, daß die Beobachtung der Gebote Christi so unumgänglich nöthig zur Seligkeit sind, in die größeste Verwirrung gerathen, und bey sich selbst denken: Wer kann denn selig werden? Solche Gedanken aber sind der erste Grad zu einer gefährlichen Schwermüthigkeit, die leicht zu einer Verzweiflung ausschlagen kann. Ich kann mir nicht einbilden, daß ich unrecht thue, wenn ich diesem Unglücke, auf alle mögliche Weise vorzukommen suche. Es mögen die heimlichen und offenbaren Pietisten meine Aufführung beurtheilen, wie sie wollen; sie mögen unsere Lehre von der Rechtfertigung eines armen Sünders vor Gott, die allein durch den Glauben geschiehet, für noch so ungeschickt halten, eine Besserung des Willens zu würken; ich bleibe einfältiglich bey der einmahl erkannten und bekannten Wahrheit, und sage mit unserer Augspurgischen Confession*) „Wie„wohl nun diese Lehre bey unverfälschten Leuten „sehr verachtet wird, so befindet sich doch, daß sie „dem blöden und erschrockenen Gewissen sehr tröst-

*) Art. 20.

„lich und heilsam ist, denn das Gewissen kann „nicht zu Ruhe und Frieden kommen durch Werke, „sondern allein durch den Glauben.“ — —

Wer diesen Worten, wie ein jeder aufrichtiger Evangelischer Christ thun muß, einfältig gläubet, und den Nachdruck derselben völlig einsehet, kann allen Pietisten und Schwärmern kecklich Trotz bieten. Ich möchte wohl wissen, was ihre Irthümer für einen Nutzen haben könnten, der nur im geringsten mit den würklichen Vortheilen, welche die reine Evangelische Lehre mit sich führet, zu vergleichen wäre? Ich sehe nicht ab, was daraus Gutes folgen könne; ich weiß aber, daß sie viel Böses gestiftet hat, und noch stiftet, dem durch nichts als durch die heilsame Lehre unserer Kirchen gewehret werden kann. Denn eben die schwärmerische Lehre, die den Glauben ohne gute Werke zur Erlangung der Seligkeit für unzulänglich hält, ist es, die den Irthum hervorgebracht hat, daß dem Menschen eine gewisse Frist zu seiner Bekehrung gesetzt worden, nach deren Verlauf weiter kein Raum zur Buße übrig, und keine Gnade zu hoffen ist!

Es wird sich bald weisen, daß ich die Wahrheit sage, wenn Ew. ꝛc. nur folgendes zu erwägen

belieben. Die Erfahrung giebt es, daß die Gewohnheit leicht zu einer andern Natur wird. Viele ähnliche Thaten machen eine Gewohnheit aus; folglich ist es unläugbar, daß einige Thaten, die wir oft wiederholen, uns so natürlich werden können, daß es uns unmöglich ist, sie zu unterlassen. Sind diese Thaten gut, so heißt es, wir sind im Guten bekräftiget, sind sie böse, so setzen sie uns in einen Zustand, den man die Verhärtung nennt.

Ferner lehret uns die Vernunft, daß man sich von einer langwierigen und fast zur andern Natur gewordenen Gewohnheit nicht plötzlich, und eben so wenig mit einmal losreißen könne, als diese Gewohnheit auf einmal entstanden. Es kostet Zeit, sich das abzugewöhnen, was man bisher zu thun gewohnt gewesen. Diese Zeit muß nun nach der Stärke und Schwäche der Gewohnheit ordentlicher Weise bald länger bald kürzer seyn. Ist aber die Gewohnheit, die wir abzulegen willens, böse, so wird, unserer verderbten Natur wegen, allemal zu dieser Ablegung eine längere Zeit, als zu ihrem Wachsthum erfodert. Aus diesem allen folget, daß ein Mensch, der vom dritten bis

zu seinem funfzigsten Jahre allen seinen Begierden hat den Zügel schießen lassen, nothwendig eine noch längere Zeit bedürfe, diese Begierde zu bändigen. Da nun aber selten ein Mensch ein so hohes Alter erreichet, so siehet man offenbar, daß nothwendig eine Zeit seyn müsse, nach deren Verlaufe unsere Besserung, nach dem ordentlichen Laufe der Natur, unmöglich sey, ob man gleich dieselbe wegen der unterschiedenen Mischungen der Affekten und wegen anderer Umstände nicht eigentlich bestimmen kann.

Ist nun aber die Besserung des Lebens zur Erlangung der Seligkeit so unumgänglich nothwendig, so haben unsere Theologen sehr übel gethan, daß sie sich dem peremtorischen Termin widersetzet. Daß ein Augenblick sey, da unsere Besserung unmöglich werden müsse, ist so unstreitig wahr, als daß zweymal zwey vier ist. Und wenn man den terminum peremptorium in diesem Verstande nimt, so ist er nicht gefährlich. Allein, sobald man sagt, daß nach dem Verlauf dieses Augenblicks alle Hoffnung zur Seligkeit verlohren, weil zur Erlangung derselben nothwendig eine Besserung des Lebens erfodert werde, so verfällt

man in diejenige Ketzerey, wider die unsere Gottesgelehrte mit allem Rechte geeifert haben.

Ew. ꝛc. sehen also, daß dasjenige, was den peremterischen Termin zu einem Irthum machet, nichts anders ist, als die thörigte Schwärmerey, die guten Werke wären zur Seligkeit nöthig, und daß folglich das einzige Mittel, diesen Irthum zu widerlegen, kein anderes seyn könne, als unsere allein seligmachende evangelische Wahrheit von der Unnöthigkeit der guten Werke —

Wer wollte nun aber eine Lehre, die so viel zur Beruhigung unsers Gewissens beiträgt, nicht hoch halten? Wer wollte dieselbe nicht auf alle ersinnliche Weise beliebt und angenehm zu machen suchen? Sobald diese Wahrheit verworfen wird, verliert unsere allein seligmachende Religion etwas von den Vorzügen, welche sie von allen Sekten unterscheiden. Unsere Gottesgelehrten zählen unter die Kennzeichen der besten Religion auch dieses, daß eine Religion im Leben und Sterben den größten Trost giebt. Man kann von unserer Evangelischen Lutherischen Religion dieses mit Grund der Wahrheit sagen. Man muß ihr aber diesen Vortheil nothwendig absprechen, wenn es

wahr iſt, daß die guten Werke zur Seligkeit nöthig ſind.

Denn da dieſer Satz den peremtoriſchen Termin erzeuget, der peremtoriſche Termin aber alle Buße auf dem Sterbebette unnütze machte: ſo iſt es offenbar, daß dadurch die Quelle alles Troſtes, mit welcher unſere Prediger die Sterbenden aufrichten, nothwendig verſtopft werde. Und eben darum ſagt die Augsſpurgiſche Confeſſion, daß die Lehre vom Glauben dem blöden und erſchrockenen Gewiſſen tröſtlich und heilſam ſey.

So tröſtlich nun die Lehre vom Glauben iſt, ſo geſchickt iſt die Lehre von der Nothwendigkeit der guten Werke, einen Sterbenden zur Verzweiflung zu bringen. Ich geſtehe, es wäre zu wünſchen, daß ſich jedermann beſtrebte, nebſt der Reinigkeit des Glaubens ein gutes Gewiſſen zu haben. Dieſes wäre unſtreitig der ſicherſte Weg zu einem freudigen Tode. Allein, da die Natur des Menſchen ſo ſehr verderbt iſt, ſo ſieht man wohl, wie wenig dieſes zu hoffen, und daß es daher unumgänglich nothwendig ſey, die Menſchen auf eine andere Art zu einem ruhigen und ſeligen Ende geſchickt zu machen. Gott hat uns nach ſeiner Güte

alles mühsamen Nachsinnens in diesem Stücke überhoben.

Der Schächer am Kreuze, der ohne alle gute Worte bloß durch seinen Glauben der ewigen Seligkeit theilhaftig wurde, lehret uns durch sein Exempel, daß man in den letzten Stündlein nicht nöthig habe, seiner Sünden wegen zu verzagen. Es ist nicht von ohngefähr geschehen, daß diese Begebenheit sich genau zu der Zeit zugetragen, als Gottes eingebohrner Sohn am Stamme des Kreuzes für unsere Sünde genug gethan — Gott hat uns dadurch die Natur dieser Genugthuung recht lebhaft zu erkennen geben wollen: und wie unerkenntlich auch sonst das menschliche Geschlecht in Ansehung der göttlichen Wohlthaten ist, so muß man ihm doch zum Ruhm nachsagen, daß es diese Wohlthat dankbarlich angenommen, und sich wohl zu Nutze zu machen weiß. Wenn man das Leben der meisten Christen ansiehet, so muß man bekennen, daß der Schächer in Ansehung seiner späten Buße weit mehr Nachfolger habe, als unser Heiland in Ansehung seines vollkommenen Gehorsames. Diese Aufführung der Christen ist nicht zu adeln, nur ist zu bedauren, daß viele von den ge-

treueſten Nachfolgern dieſes Schächers ſo wenig Beſtändigkeit in ihrer Nachahmung beweiſen, daß ſie, wenn das letzte Stündlein kommt, ihrer Sünde wegen anfangen, zu zittern und zu zagen, nicht anders, als wenn kein Schächer geweſen, der die Furcht, die ſie empfinden, durch ſein Exempel ungereimt gemacht hätte.

Was ſoll nun ein rechtſchaffener Prediger thun, um dieſe troſtloſe Sterbende vor der Verzweiflung zu bewahren? Das, was dieſe armen Leute unruhig und verzagt mache, iſt nicht ein Zweifel an der vollkommenen Genugthuung Chriſti, denn nichts iſt leichter und bequemlicher, als zu glauben, daß ein anderer gethan, was ich thun ſoll, und ich alſo von aller Verantwortung frey ſey. Das einzige, was einem Sterbenden Skrupel macht, iſt die Mühe, ſich zu bereden, daß dieſe Genugthuung ihm wegen ſeiner Sünden zu ſtatten kommen könnte. Sein Seelſorger hat ihm erſt geſagt, daß einer, der wider Gottes Gebot handelt, und ſich nicht beſſert, verdammt wird; der ehrliche Mann hat es unſtreitig nicht ſo böſe gemeint: allein dieſes kann nicht hindern, daß ein Sterbender nicht Anlaß nehme, ſich daher aller-

hand sorgliche Gedanken zu machen. Die Annehmlichkeit der Sünden, die ihn reizte, daß er diese Drohungen wenig achtete, verschwindet mit der Hoffnung des Lebens, nur die Furcht vor der Hölle wird, wenn er die Größe seiner Sünden bedenket, und alle Augenblicke vermuthen muß, in einen Stand zu gerathen, da alle Hoffnung der Vergebung verlohren, immer größer. Und alsdann fällt auch denen, die kein Latein wissen, das Distichon des Cato bey.

Cum sis ipse nocens, moritur cur victima pro te,
Stultitia est, morte alterius sperare salutem.

Der Teufel läßt sich aber die Mühe nicht verdrießen, den Sterbenden diese Worte aufs deutlichste zu erklären: und diese Erklärung macht alsdann einen größern Eindruck in ihr Gemüth, als die Auslegung des andern Artikels, und zwar aus keiner andern Ursache, als weil die armen Leute sich fälschlich einbilden, es sey nebst dem Glauben auch ein tugendhafter Wandel zur Seligkeit nöthig. Dieses ist derjenige Irthum, der so viele Schwachgläubige auf die äußerste Spitze des Ver-

Verderbens ſetzet. Ein treuer Prediger muß alſo ſich bemühen, dieſen Irthum zu widerlegen, und ſeine troſtloſe Seele durch die ihm entgegengeſetzte Wahrheit zu einer ruhigen und ſeligen Abfahrt geſchickt zu machen. Er muß die Größe der Barmherzigkeit Gottes, und die Vollkommenheit Chriſti auf's prächtigſte herausſtreichen, und den Sterbenden überführen, daß allein das Vertrauen auf dieſe Barmherzigkeit, und dieſes Verdienſt, ihn ſelig machen könne. Er muß ihm auch ausdrücklich ſagen, daß es nicht nöthig ſey, gute Werke zu thun, daß auch ein Menſch, der die ganze Zeit ſeines Lebens in Sünden zugebracht, ohne alle Beſſerung ſelig werden könne, wenn er nur in der letzten Viertelſtunde ſich feſt beredet, Chriſtus ſey für ihn geſtorben: und dieſes muß er durch das troſtreiche Beyſpiel des Schächers beweiſen. Der Kummer, den die begangenen Sünden einem Sterbenden machen, wird auf ſolche Art bald verſchwinden, zumal wenn der Prediger ſeine Gründe mit andächtigen Gebeten begleitet und ſpricht:

„Darum iſt kein Sünder ſo groß,
„Wenn er ſich legt in Chriſti Schooß,

„Mit wahrem Glauben wickelt ein
„In die blutige Wunde sein,
„Bey Gott dem Vater Gnade find.

Er muß dem beängsteten Sünder die Versicherung geben, daß diese gläubige Einwickelung in die Wunden Christi auch in dem letzten Augenblicke unsers Lebens geschehen könne. Weil nun der Teufel zu einer solchen Zeit sehr geschäftig ist, so trägt es sich oft zu, daß der Sünder sich den Skrupel macht, ob diese Einwickelung ihm ohne wahre Buße und Besserung was nützen könne. Man siehet leicht, daß dieser Skrupel ungereimt ist, und nicht verdienen würde, daß man darauf antwortete, wenn die christliche Liebe nicht beföhle, auch die Kleinigkeiten, die ein Sterbender vorbringt, mit Geduld anzuhören, und ihm darauf gründlichen Bescheid zu geben. Man muß demnach einem solchen Menschen sagen: daß er sich ohne Noth selbst quäle, wenn er meine, es fehle ihm an wahrer Buße: eben die Angst, in der er sich wegen seiner begangenen Missethaten befinde, gebe zu erkennen, daß er seine Vergehungen bereue. Es sey also nichts mehr nöthig, als daß er

die Reue mit einem feſten Glauben an Chriſtum verbinde: er müſſe ſich nicht irren laſſen, daß er aus ſeinem Katechismus gelernt, daß noch außer der Reue, und dem Glauben, der neue Gehorſam, oder Beſſerung des Lebens zu einer wahren Buße erfodert werde. Denn es ſey wohl zu merken, daß dieſer neue Gehorſam in der Verrichtung guter Werke beſtehe, und folglich zu einer wahren Buße nicht nöthiger ſeyn könne, als die Werke zur Seligkeit. Da nun unſere Kirche glaube, daß dieſe guten Werke zur Seligkeit ſo viel nützen, als das fünfte Rad am Wagen, ſo könne er ohne Mühe begreifen, daß die Meinung unſerer Kirche nicht ſey, den neuen Gehorſam für ein weſentliches Stück einer wahren Buße auszugeben: er ſey ein Zierrath, der, wie uns die Werke vor den Menſchen rechtfertigen, unſerer Buße vor der Welt ein ſchönes Anſehen gebe. Es ſey demnach eine gottſelige Eitelkeit, daß er ſich zu einer Zeit, da er weit wichtigere Dinge zu bedenken habe, um den Mangel einer Sache, die ſo wenig nothwendig ſey, unnütze Sorgen mache. Er ſolle ſich nur ſolcher Gedanken entſchlagen, ſolle ſich feſt bereden, ſein Heiland werde ihm ohn' alle ſein Verdienſt und

Würdigkeit die Seligkeit schenken: und in dieser Zuversicht sanft und selig einschlafen.

Solche Vorstellungen sind, wie ich aus Erfahrung in meinem nunmehro, Gottlob! in die zwanzig Jahre geführten Amte gelernet, das einzige Mittel, die beängsteten Gewissen zu trösten. Sie müsten aber falsch seyn, wenn es wahr wäre, daß derjenige, welcher selig werden will, gute Werke thun müsse. Dieser Irthum raubt dem Sterbenden allen Trost, und ist daher um soviel gefährlicher. Ja, was noch erschrecklicher ist! er macht das Benehmen unserer Prediger, welche die Sterbenden auf die angeführte Art zu einem seligen Abschiede bereiten, dem Verfahren der Quacksalber ähnlich, welche die Schmerzen ihrer Patienten durch Opiate und durch narkotische Mittel vertreiben, ohne das Uebel aus dem Grunde zu heben.

Ich glaube Ew. ꝛc. verabscheuen diese abscheulichen Folgen des Irthums, den Sie zu hegen scheinen, und sehen nunmehr die gründliche Vortreflichkeit und den herrlichen Nutzen unserer Evangelischen Lehre völlig ein. Dieses ist der Zweck meines Schreibens, und, o wie glücklich wär ich, wenn meine Bemühung nicht vergebens

seyn wird! Ich habe zu dem Ende Ew. ꝛc. so deutlich gewiesen, daß unsere Lehre von dem Glauben und den guten Werken sowohl in der heiligen Schrift, als in der gesunden Vernunft gegründet ist, und Ihnen gezeiget, daß Ihre Meinung mit unserer Lehre nicht übereinstimme.

Wenn Ew. ꝛc. das, was ich geschrieben, wohl erwägen, so werden Sie nothwendig eingestehen müssen, daß Sie geirret, die Kirche geärgert, und also eine ernsthaftere Erinnerung, als ich mir Ihnen zu geben die Freyheit nehme, wohl verdient. Diese Erkenntniß Ihrer Sünden wird Sie antreiben, Gott Ihr Vergehen abzubitten, und sich in Zukunft vor allen Abwegen, nach allem Vermögen, zu hüten. Dieses ist der beste Entschluß, den Sie fassen können.

Sollten Ew. ꝛc. aber wider Vermuthen sich in Ihrem Irthum verhärten, und denselben durch allerhand Scheingründe zu behaupten suchen: so will ich mir zwar, um Ihre Seele zu gewinnen, die Mühe nicht verdrüßen lassen, auch auf diese Scheingründe zu antworten; allein es würde mir doch leid seyn, Sie so tief in die heillosere Pietis-

ſieren verfallen zu ſehen, daß Sie, ehe Sie der Wahrheit Gehör geben, lieber, ich weiß nicht, was für Ausflüchte ſuchten. Mich deucht indeſſen, daß ich dieſes nicht leicht zu beſorgen habe, denn ich habe, wie Ew. ꝛc. ſelbſt finden werden, allen Skrupeln und Einwürfen, die Sie ſich und mir vermuthlich machen könnten, auf's ſorgfältigſte vorgebauet.

Einen Schlupfwinkel hab' ich Ihnen, wo mir recht iſt, offen gelaſſen, den ich Ihnen aber noch zum Beſchluß dergeſtalt verrennen will, daß es Ihnen unmöglich ſeyn wird, daſelbſt wider die Gewalt meines Angriffes Ihre Sicherheit zu ſuchen. Ew. ꝛc. könnten ſprechen: „Es nähme Sie ſehr „Wunder, daß man Ihre unſchuldigen Reden ſo „übel auslege, und, Sie wüßten nicht, was für „Ketzereyen man darin finde: da doch einem Jeden, „der nur einmal die heilige Schrift geleſen, nicht „unbekannt ſeyn könne, daß ehemahls der Apoſtel „Jakob, ja unſer Heiland und der Apoſtel Paulus ſelbſt eben dergleichen Gedanken gehabt, ohne „daß es jemahls unſern Gottesgelehrten eingefallen, zu behaupten: Durch die Ausdrücke, „deren ſich unſer Heiland und die bei-

„den angeführten Apoſtel bedienet, ge-
„ſchehe der reinen Lehre, daß der Glau-
„be an Chriſtum ſelig mache, Abbruch.
„Es ſey alſo offenbar, daß unſere Gottesgelehrten
„ein ſicheres Mittel wüßten, die in der Schrift
„befindlichen, nicht ſehr orthodox klingenden Reden,
„mit ihrer reinen Lehre zu vereinigen; folglich ſey
„es eine Unbilligkeit, daß man Ihre offenbarlich
„nicht ſo hart lautende Worte, nicht nach eben den
„Regeln erklären, und ihnen einen Sinn geben
„wolle, welcher der Evangeliſchen Wahrheit nicht
„zuwider ſey. Denn Sie fänden nicht, warum es
„leichter ſey, in dem Worten Jakobs; ſo ſehet
„ihr nun, daß der Menſch durch die Wer-
„ke gerecht wird, nicht durch den Glau-
„ben allein (Jakob. II — 24) einen orthodoxen
„und den Worten Pauli, die gerade das Gegen-
„theil zu ſagen ſcheinen (Röm. III — 28) nicht zu-
„widerlaufenden Verſtand zu finden, als in den
„Ausdrücken, deren Sie ſich bedienet. Ihre Mei-
„nung ſey aber diejenige, die der Apoſtel Paulus,
„ſeine Orthodoxie unbeſchadet, vorgetragen, wenn
„er Galat. V. 6. ſchreibt: denn in Chriſto
„Jeſu gilt weder Beſchneidung noch Vor-

„haut etwas, sondern der Glaube, der „durch die Liebe thätig ist: und wenn die „irrig, so müsse man die ganze Bergpredigt Chri„sti in den indicem expurgatorium setzen. Es „möchten doch die, welche Sie zum Ketzer machen „wollten, sich wohl vorsehen, daß sie nicht selbst „aus übergroßer Orthodoxie unserm Heilande und „der ganzen heiligen Schrift widersprächen. Ja „es wäre zu beklagen, daß dieses würklich von „Leuten geschehe, die vor allen andern auf die „klaren Worte des Textes zu pochen gewohnt wä„ren. Denn Sie könnten es nicht anders ausdeu„ten, als daß der Apostel Paulus offenbar Lügen „gestraft werde, wenn man sage, die Gottseligkeit „sey zwar zu allen Dingen nütze, allein zur Se„ligkeit nicht; da doch dieser Apostel ausdrücklich „hinzusetze, sie haben auch die Verheissung „des zukünftigen ewigen Lebens*). Sie „wollten indessen die lieblosen Urtheile, die Sie „der Wahrheit wegen über sich ergehen lassen „müsten, geduldig leiden, und in der Stille darü„ber seufzen, daß es in der Christenheit Leute

*) 1 Tim. 4.

„gebe, denen die Tugend und Gottſeligkeit verdäch-
„tig ſcheine, und die bey dem bejammernswürdigen
„Mißbrauch der Lehre von der Gnade Gottes in
„Chriſto Jeſu, kein Bedenken trügen, die Ruchlo-
„ſen, welche ſchon für ſich mehr als zu geneigt
„wären, dieſe Gnade auf Muthwillen zu ziehen,
„in ihrer Sicherheit zu beſtärken u. ſ. w.

Ich denke nicht, daß Ew. ꝛc. mir nachreden werden, ich hätte Ihre Vertheidigung nicht mit gebührendem Nachdruck vorgetragen. Ich verfahre aufrichtig mit Ihnen, doch verlange ich nicht, daß Sie mich dieſer Aufrichtigkeit wegen loben ſollen. Ein ſolches Lob würde mir mehr ſchaden, als nüz-zen: denn unter den Gottesgelehrten iſt es ein al-tes Herkommen, die Gründe ihrer Widerſacher nicht in aller ihrer Stärke anzuführen, ſondern dieſelben, um Aergerniß zu vermeiden, mit Weg-laſſung deſſen, was darin das gefährlichſte iſt, vor-zutragen. Ich wollte um vieles nicht, daß es Je-mand wüßte, daß ich mich von dieſem löblichen Gebrauch entferne. Dieſes wäre genug, mich als einen heimlichen Ketzer verdächtig zu machen — Doch Ew. ꝛc. verrathen mich nicht.

Nun wird es Zeit seyn, daß ich mich bemühe, Ihnen den Ungrund Ihrer Klagen so deutlich darzuthun, als es möglich ist. Es haben alle Ketzer die heil. Schrift zur Beschönigung ihrer Irrthümer gemißbrauchet, und Ew. ꝛc. würden, wenn Sie dieß nicht thäten, zu erkennen geben, daß Sie Ihr Handwerk schlecht gelernt, und noch nicht geschickt wären, ein würdiges Mitglied des Ketzerordens zu heißen. Allein, gleichwie unsere Gottesgelehrte allen falschen Lehrern die aus dem Zeughause des göttlichen Worts entwendeten Waffen mittelst der ihnen eigenen Geschicklichkeit ohne große Mühe aus den Händen zu drehen gewußt, so können Ew. ꝛc. auch versichert seyn, daß, wie sehr Sie sich auch mit Sprüchen aus der heil. Schrift waffnen, der Sieg dennoch auf unsere Seite sich neigen werde.

Zwar muß man, wenn man aufrichtig reden will, bekennen, daß, seit dem der Teufel die Kirche Gottes durch allerhand Ketzereyen beunruhiget, keine einzige ausgeheilt worden, die einen so grossen Schein der Wahrheit und Heiligkeit hätte, und so genau mit der heil. Schrift übereinzukommen scheine, als die, welche man die Pietisterey

nennt, und welcher Ew. ꝛc. beygethan zu ſeyn im Verdacht ſind. Ja man kann, ohne Unwahrheit zu begehen, ſagen, daß dieſelbe aus einer fleißigern Leſung der heil. Schrift, als ſonſt gebräuchlich (die aber nur nicht in rechter Ordnung vorgenommen) entſtanden ſey. So lange man auf unſeren Evangeliſchen hohen Schulen die ſtudirende Jugend nur in der polemiſchen Theologie und Predigtkunſt übte, und außer dieſen heilſamen Wiſſenſchaften ihnen nichts als die Logik des Ariſtoteles, und eine zum theologiſchen Gebrauch eingerichtete ſcholaſtiſche Metaphyſik erklärte, war die Kirche Gottes in Ruhe: allein ſobald als einige Magiſter in Leipzig mit ihren Collegiis biblicis aufgezogen kamen, und dadurch das Anſehen jener Künſte, mit denen man ſonſt der ſtudirenden Jugend den Kopf zu füllen, und den Beutel zu ſegen pflegte, ſchwächten, riß ſogleich der Irthum ein, ein gutes Leben müſſe den Glauben, wenn er rechtſchaffen ſeyn ſollte, begleiten. Es muß demnach in der heil. Schrift etwas enthalten ſeyn, das zu ſo irrigen Gedanken Anlaß geben kann. Und in der That, die häufigen Ermahnungen zur Tugend, die man faſt auf allen Blättern findet, können einen,

der nicht recht in seinem Glauben fest ist, leicht auf die Gedanken bringen; der einzige Endzweck der göttlichen Offenbahrung sey, die Menschen nicht sowohl von dem Wesen, als von dem Willen Gottes zu unterrichten, und fromm und tugendhaft zu machen. Die ganze Bergpredigt Christi handelt blos von guten Werken, und hält nichts vom Glauben in sich; ja, ich zweifle nicht, wer dieselbe in Frag' und Antwort brächte, und dieselbe heutiges Tages als einen kurzen Begriff der Lehre des Evangelii der Jugend erklären wollte, würde von allen reinen Lehrern für einen heimlichen Socinianer gehalten werden. Nichts aber ist so geschickt, die Leute zu Pietisten zu machen, als die Epistel Jakobi. Dieser Apostel redet so hart wider den Glauben, und streichet die guten Werke so heraus, daß der sel. Vater Luther, weil er nicht sahe, wie man die Lehren dieses Apostels mit den Lehren Pauli in Einstimmung bringen könnte, nach seiner heroischen Weise, dreiste weg sagte, die Epistel Jakobi sey eine stroherne Epistel. Unsere Gottesgelehrte, die von jeher wohl erkannten, daß Luthers Schuhe nicht allen Füßen gerecht sind, haben Bedenken getragen, ein ganzes

Buch der heil. Schrift bloß darum zu verwerfen, weil etwas darin enthalten, das nicht in ihren Kram dient, und haben ſich alſo bemüht, Jakobum und Paulum zu vereinigen. Da nun nach der Schrift dem, welcher gläubet, nichts unmöglich iſt, ſo haben unſere Theologen endlich ein Mittel erfunden, den Widerſpruch, der den ſel. Luther ſo zur Verzweiflung brachte, daß er deswegen eine von Gott eingegebene Schrift als unächt verworfen, glücklich zu heben, indem ſie nach reiferem Nachſinnen und genauerer Betrachtung der Worte der beiden Apoſtel die Entdeckung machten, die gewiß nicht zu verachten iſt, daß Paulus von der Rechtfertigung vor Gott, Jakob hingegen von der Rechtfertigung vor den Menſchen rede. Man muß geſtehen, dieſes iſt ſehr glücklich ausgedacht: und wenn auch der Einfall nicht ſo gründlich wäre, als er iſt, ſo könnte man doch ſagen, si non e ver, e bene trovato. Allein wie gründlich und ſcharfſinnig auch unſere Theologen zwey dem Schein nach uneinige Apoſtel vereiniget, ſo bleibt doch außer dieſem Stein des Anſtoßes noch vieles in der Schrift übrig, das ebenfalls, wenn es übel verſtanden wird, zu plet-

ſtiſchen Gedanken zufälliger Weiſe Gelegenheit geben kann. Es würde zu weitläuftig ſeyn, alle dergleichen Stellen anzuführen; denn man mag die Bibel aufſchlagen, wo man will, ſo will ich wetten, man wird etwas finden, das, außer dem Zuſammenhang genommen, und nach unſerer Orthodoxie beurtheilet, ein pietiſtiſches Anſehen gewinnet. Man ſollte daher faſt bewogen werden, diejenigen, die ſich durch die ſcheinbare Uebereinſtimmung der Pietiſterei mit der Schrift auf Irrwege führen laſſen, zu entſchuldigen, wenn nicht der löbliche Fleiß unſerer reinen Gottesgelehrten, die den wahren Sinn einer jeden Schriftſtelle ſo glücklich eingeſehen, und in ihren allenthalben zu habenden Schriften der Welt ihre Entdeckungen mitgetheilt, jene Leute aller Entſchuldigung unwürdig machte. Warum leſen dieſe Herren nicht die Schriften unſerer Gottesgelehrten? Warum wagen ſie ſich in ein ihnen unbekanntes Land ohne einen treuen Wegweiſer? Verirren ſie ſich, ſo müſſen ſie es ſich ſelbſt zuſchreiben. Das iſt der Lohn ihrer Vermegenheit. Es iſt nöthig, es iſt nützlich, die heil. Schrift zu leſen, allein, da es ſchon eine Sünde, etwas darin zu finden, das den Lehren

unſerer keinen Theologen entgegen iſt, ſo iſt ja wohl das Vernünftigſte, was einer thun kann, dieſes, daß er ſich der Anleitung eines geübten und erfahrnen Gottesgelehrten bediene, um hinter den wahren und mit unſerer Analogia fidei, die durch Gottes Gnade nunmehr zu der größten Vollkommenheit und Gewißheit gelanget iſt, übereinſtimmenden Sinn der Schrift zu kommen. Verſäumt er dieſes, ſo iſt es kein Wunder, wenn er endlich auf Irthümer verfällt.

Die heilige Schrift iſt, wie unſere Theologen gar wohl anmerken, nicht [illegible]; und wer ſich auf dieſes geiſtliche Meer ohne den Kompaß unſerer Orthodoxie waget, kann ſchwerlich hoffen, den Hafen der Wahrheit zu erreichen. Ich habe vor langer Zeit in dem Journale litteraire den Auszug eines in England herausgekommenen Buchs, deſſen Titel mir entfallen, geleſen, in welchem der Autor gar ſinnreich und artig behauptet, daß das Leſen der Schrift der Orthodoxie ſehr nachtheilig, und faſt die einzige Urſache aller Ketzerey ſey. Man hat geglaubt, der Autor habe in dieſer Schrift die Orthodoxie auf eine ſatyriſche Art durchziehen, und ſie eines Ungrundes beſchul-

digen wollen. Ich will darüber mit Niemanden zanken. Mir liegt wenig daran, ob der Autor dieſe Abſicht, die wahrhaftig gottlos iſt, gehabt oder nicht; nur deucht mich, daß man der Behauptung dieſes Engländers, wenn man ſie von den etwa mit unterlaufenden Spöttereyen, von welchen ich ein Feind bin, abſondert, einen guten Verſtand geben könnte. Er ſagt in der That nichts Unrechtes. Alle Gottesgelehrte in allen Religionen ſagen einmüthig, daß alle Ketzer ihren Irthümern aus der Schrift ein Färbchen anſtreichen, und geben alſo zu verſtehen, daß in der Schrift würklich Stellen vorhanden ſind, die ohne eine gute Erklärung Unerfahrnen zum Anſtoß gereichen können. Sie glauben dadurch das Anſehen der heil. Schrift, und diejenige Lehre, welche ſie für die beſte halten, ſo wenig zu verletzen, als der Apoſtel Petrus die Abſicht gehabt, ſeines Mitarbeiters am Evangelio zu ſpotten, wenn er von den Briefen Pauli ſchreibt, daß darin „etliche „Dinge ſchwer zu verſtehen, welche ver„wirrten die Ungelehrigen und Leichtfer„tigen. 2 Petr. 3, 16.

Dieſe

Dieſe Anmerkung des Apoſtels Petri hat die Römiſche Kirche zu einem Entſchluß gebracht, der mit dem Vorſchlage des gedachten Engländers ſehr wohl überein kömmt. Sie hat den Layen die Loſung der heil. Schrift ernſtlich verboten, weil ſie (wenigſtens ihren Vorgeben nach) auch außer den Briefen Pauli ſich [illegible] zu finden einbildet, welche eben ſo geſchickt, als die von Petrus erwähnte, die Ungelehrigen und Leichtfertigen zu verwirren. Es iſt wahr, unſere Kirche ſcheint dieſes Verfahren der Römiſchen Kirche nicht zu billigen; ſie meint, die Römiſche Kirche verbiete nur darum das Leſen der heil. Schrift, damit die Layen nicht merken ſollten, wie ſchändlich ſie von ihren Prieſtern betrogen würden, und wie ſehr die Lehre, die ihnen vorgetragen wird, der heil. Schrift zuwider ſey: und ſie lobt unſern ſel. Vater Luther noch in der Erde, daß er das Licht des göttlichen Worts unter dem Scheffel hervorgezogen. Allein noch iſt ſie nicht auf den Unſinn gefallen, daß die Freiheit, die heil. Schrift zu leſen und zu erklären, ohne alle Schranken ſeyn müſſe.

Der ſel. Luther ging anfangs zu weit, indem er Niemanden als die heil. Schrift für einen

Richter in Glaubenssachen erkannte, und sich die Freiheit herausnahm, dieselbe auf eine Art zu erklären, die er für die vernünftigste hielt. Es ist offenbar, daß, wenn ein Jeder diesem auserwählten Rüstzeuge nachahmen wollte, wir längst in die Irthümer der Socinianer und Arminianer, bey welchen eine unbeschränkte Freiheit, die Schrift zu erklären, herrschet, gerathen seyn würden. Die Nachfolger Luthers sahen dieses Uebel vorher, und beugten ihm hinlänglich vor. Sie erkannten sehr vernünftig, daß das Verfahren Luthers mehr zu bewundern, als nachzuahmen sey.

Sie hatten unstreitig recht. Wäre, wie schon erwähnt, einem Jeden erlaubt, die Schrift nach seinem Kopfe zu erklären, und von denjenigen Lehren der Kirche, die das Unglück haben, ihm nicht zu gefallen, abzuweichen, so könnte das Mittel, wodurch die evangelische und uralte Apostolische Religion wieder hervorgebracht wurde, auch dienen, das Licht des Evangelii wieder zu verdunkeln, indem dadurch auf solche Art allen Ketzereyen Thür und Thor wäre geöffnet worden.

Diese Betrachtung bewog unsere Kirche, den Schluß zu machen, daß derjenige ein Ketzer heiß

ſen ſollte, der ſich gelüſten laſſen würde, die Schrift in einem andern Sinne zu erklären, als ſie. Sie verfertigte zu dem Ende gewiſſe Bücher, in welchen der wahre Verſtand der Schrift enthalten: und verband alle ihre Glieder, von dieſer Richtſchnur, welche ſie zum Unterſchied normam secundariam nennet, nicht abzuweichen. Sie gab auch, um die, welche nicht im Stande ſind, die von ihr als Nebenregel eingeführten Glaubensbücher (libros symbolicos) zu leſen, vor allem Irrſal zu bewahren, die heil. Schrift mit Gloſſen heraus, aus welchen auch der Einfältigſte den wahren Sinn des heil. Geiſtes erkennen kann.

Ich weiß wohl, es ſind in dieſen letzten Zeiten Spötter gekommen, die ſich nicht geſcheuet, unſere Kirche dieſerwegen zu tadeln, und ihr vorzuwerfen, ſie habe dem Beyſpiele ihres Stifters ſchlecht gefolget, und ſey in eben die Thorheit gefallen, welche ſie ehedeſſen an der Römiſchen Kirche getadelt. Allein man kann dieſe Irrgeiſter, denen dieſe Verfaſſung unſerer Kirche ein Dorn im Auge iſt, leicht abfertigen. Wir folgen unſerm ſel. Vater Luther in einem aufrichtigen Bekenntniß der Wahrheit. Daß er aber zu einer Zeit,

da alles, was die Römische Kirche neben der Schrift als eine Regel des Glaubens eingeführt, voller Irthümer war, sich allein an die heil. Schrift gehalten, und von keiner andern Richtschnur wissen wollen, ist etwas, das wir ihm jetzt, da diejenigen Bücher, welche neben der Schrift als eine norma secundaria gelten, nichts als die reine unverfälschte Lehre der Apostel und Propheten in sich fassen, ohne Sünde nicht nachthun können. Was er zu seiner Zeit that, war nöthig, die Wahrheit an den Tag zu bringen; nachdem er dieses glücklich verrichtet, braucht man unstreitig andere Mittel, diese Wahrheit zu erhalten. Luther erkannte dieses zuletzt selbst; indem er, (wie billig) die sehr hart anließ, die sich gelüsten ließen, von seinen Meinungen abzugehen, und nach seinem Beyspiele auf die bloße Schrift zu trotzen. Man mache demnach nur einen Unterschied, unter den **vordersten** und **hintersten** Luther, inter Lutherum prioristicum et posterioristicum und merke, daß der letzte uns lieber ist, als der erste, so wird man begreifen, daß man uns mit Recht nicht verwerfen könne, wir folgten nicht den Fußtapfen des sel. Mannes.

Was aber das anlanget, daß wir wieder in die Thorheit fallen ſollen, die wir an der Römiſchen Kirche getadelt, ſo antworte ich darauf mit dem bekannten, Duo cum faciunt idem, non eſt idem. Die Römiſche Kirche thut unſtreitig übel, wenn ſie ihren Gliedern das freie Forſchen in der Schrift unterſaget, und es nicht will, daß man ihre Lehren unterſuchet; denn ſie hat nicht die rechte Lehre, und befürchtet nur, ihre Betrügereyen möchten an den Tag kommen. Wir aber haben die Wahrheit, und ſind alſo nicht allein berechtiget, ſondern ſchuldig, auf eine Art, welche den Spöttern ſo ſehr mißfällt, zu verhindern, daß ein jeder nach Belieben von ſelbiger abtreete, und die Schrift erkläre, wie er es gut findet. Was die Papiſten thun, iſt Tyranney und Gewiſſenszwang: was wir hingegen thun, iſt nur eine kluge und chriſtliche Bemühung, den Irthümern zu ſteuern. Die wahre Kirche hat vieles vor der falſchen voraus, und es iſt lächerlich, wenn dieſe ſich die Rechte zueignen will, die jener zukommen. —

Ich habe dieſes alles in dem Jahrgange, den ich in dieſem Jubeljahr erwählet, noch weitläuftiger ausgeführet, und bin willens, dieſe Predigten,

wenn Gott Leben und Gesundheit verleihet, dem Druck zu übergeben. Wenn mich die Eigenliebe nicht blendet, so sollte ich denken, die Freunde unserer Religion würden dadurch bewogen werden, etwas milder von dem Verfahren und der Lehre unserer Kirche zu urtheilen: denn ich habe alle diejenigen Meinungen unserer Gottesgelehrten, welche von den Neulingen pflegen angefochten zu werden, auf eine geometrische Art bewiesen. Der Wohlstand verbietet mir, ein mehreres von meiner Arbeit zu sagen. Das Werk mag unsern Meister loben. —

Inzwischen werden Ew. ꝛc. aus dem Wenigen, das ich hier angeführt habe, so viel schließen können, daß es ein elender Behelf sey, wenn Sie Ihre Zuflucht zu der heil. Schrift nehmen. Es ist nicht genug, daß Ihre Meinung mit einigen Stellen der Schrift übereinzukommen scheint; soll sie orthodox seyn, so muß sie auch mit unsern aus der heil. Schrift genommenen Glaubenslehren übereinkommen. Diese heiligen Bücher sind der rechte Probierstein der Wahrheit. Es giebt viele Irthümer, die ein geschickter Kopf aus Gottes Wort so scheinbar beweisen kann, daß, wenn es

möglich, ſelbſt die Auserwählten dadurch könnten verführt werden. Allein den Ketzer möcht' ich ſehen, der ſeine falſchen Lehren mit unſern ſymboliſchen Büchern vereinigen könnte. Dieſe Bücher ſcheiden die Schaafe von den Böcken, und darum hat auch unſere Kirche dieſelben ſo lieb, als ihren Augapfel. Wer ſich an ſie hält, kann nicht irren. Wer aber ſeinen eignen zu viel zutrauet, und die Schrift ohne Rückſicht auf unſere analogiam fidei nach ſeiner eigenen Phantaſie erklären will, ſtößt die Gnade, die Gott uns durch Mittheilung der Chriſtlutheriſchen Glaubensbücher erwieſen, muthwillig von ſich, und muß alſo aus gerechtem Gerichte Gottes auf allerhand Irwege gerathen. —

Die heil. Schrift iſt zu einer Zeit geſchrieben, da die Lehren, welche darin enthalten, noch von keinem Irgeiſte in Zweifel gezogen, und folglich durch den Fleiß derer, welche die Wahrheit verfochten, noch nicht in ein ſo helles Licht geſetzt, und ſo auseinander gewickelt waren, als zu unſern Zeiten. Nun merken aber unſere Gottesgelehrten wohl an, daß diejenigen Lehrer, die vor erregten Streitigkeiten geſchrieben, in ihren Ausdrücken nicht ſo behutſam zu ſeyn pflegen, als die noch

folgenden Schriftsteller (quod ante motas controversias doctores interdum securius loqui soleant.)

Was ist es also Wunder, daß, da die Bibel vor erregten Streitigkeiten (ante motas controversias) geschrieben, Ew. ꝛc. Stellen darin finden, die Ihren Irthum zu rechtfertigen scheinen? Sehen Ew. ꝛc. also nicht, daß Sie gar keine Ursache haben, auf die Schrift zu trotzen? Es ist kein Ketzer so arg, der nicht eben das thun könnte?

Ew. ꝛc. werden ohne Zweifel meinen, es sey das, was ich sage, dem Ansehen der heil. Schrift zu nahe geredet, indem ich die heiligen und von Gottes Geiste getriebenen Männer einer Unbedachtsamkeit zu beschuldigen scheine. Aber Sie irren sich. Was ich sage, gereicht der heil. Schrift nicht zur Verkleinerung. Es ist unstreitig, daß, wenn unser Heiland nur einmahl zu seinen Jüngern gesagt hätte, ich bin Gottes und Mariens Sohn, wahrer Gott und Mensch in einer unzertrennten Person. Ich bin ein Gottmensch; Θεάνθρωπος, und bestehe aus zwey Naturen, aus der göttlichen und menschlichen, diese beiden Naturen sind auf eine so genaue, wiewohl unbegreifliche Art, mit

einander vereinigt, daß ſie nur eine Perſon aus-
machen, und dieſe Vereinigung iſt geſchehen, nicht
mere κτιστως, nicht παραστατικως ſondern κατα συν-
θεσιν, und zwar ασυγχυτως, αρρητως und αδιαιρε-
τως. Wenn er ihnen ferner die Diſtinctionen in-
ter abtractum naturae et concretum personae,
inter totum Christi und totum Christum, inter
idiomata αρρητικα und κοινωνητικα und die genera
communicationis idiomatum auf die Art, wie es
von unſern Gottesgelehrten geſchiehet, erklärt hätte,
ſo iſt, ſage ich unſtreitig, daß, wenn unſer Heiland
dieſes gethan, alle die Streitigkeiten, welche unſe-
ren Gottesgelehrten Gelegenheit gegeben, die Lehre
von der Perſon Chriſt auseinander zu leſen, un-
möglich hätten entſtehen können. Dieſes leugnen
unſere Theologen nicht. Beſchuldigen ſie aber dar-
um unſern Heiland einer Unbedachtſamkeit? man
müſte ſehr boshaft ſeyn, wenn man ihnen
dieſes nachſagen wollte. Einer gleichen Bosheit
würde ſich alſo derjenige Schuld geben, der mir
vorwerfen wollte, ich rede verkleinerlich von der
heil. Schrift, wenn ich ſage, es brauche dieſelbe,
weil ſie vor erregten Streitigkeiten geſchrieben, ei-
ner geſchickten Auslegung. Soll dieſes nicht mehr

ſeyn, ſo ſehe ich nicht, warum ſich unſere Gottesgelehrten ſo viel Mühe geben, durch ihre vortheilhafte Erklärungen den Verſtand der Schrift dergeſtalt einzuſchränken, daß dieſelbe keinem, der dieſen Erklärungen folgt, zum Anſtoß gereichen kann.

„Allein“ ſagen Ew. ꝛc., „warum erkläret man „meine Worte, die ich aus der Schrift genommen, „auch nicht ſo, daß nichts Anſtößiges darin übrig „bleibt?“

In dieſer Frage ſteckt eine heimliche Klage über eine eingebildete Ungerechtigkeit, aber es ſteckt auch zugleich eine Foderung darin, die, Ew. ꝛc. verzeihen mir dieſen Ausdruck, ziemlich undeſcheiden iſt. Jakob hat geſagt, wir werden durch die Werke gerecht; unſere Gottesgelehrte entſchuldigen den heiligen Mann und ſagen, er rede nur von der Rechtfertigung vor den Menſchen. Ew. ꝛc. ſagen faſt eben das, was Jakob ſagt, und ſiehe, man ſpricht, Sie wären ein Ketzer. Ew. ꝛc. können ſich darin nicht finden. Aber bedenken Sie einmahl. Jakob war ein Apoſtel; Sie ſind es nicht. Jakob ſchrieb aus Antrieb des heiligen Geiſtes: Sie können ſich deſſen nicht rühmen. Jakob ſchrieb vor erregten Streitigkeiten: Sie hingegen

zu einer Zeit, da auch die Kinder wiſſen, daß man ſo nicht reden müſſe, als Sie gethan — Aller Unterſchied zwiſchen dem Apoſtel Jakob und Ihnen iſt alſo ſo groß, daß ich mir kaum einbilden kann, daß Ew. ꝛc. auf Ihre unbillige Foderung beſtehen werden, wenn Sie ſich nur recht beſinnen. Ueberdem iſt der Apoſtel Jakob ſchon viele hundert Jahre tod; und Ew. ꝛc. leben noch. So groß nun der Unterſchied zwiſchen einem todten und lebendigen Menſchen, ſo wenig können Ew. ꝛc. verlangen, daß man mit Ihnen eben ſo ſäuberlich verfahren ſolle, als wenn Sie ein vor mehr als 1600 Jahr den Weg aller Welt gegangener Apoſtel wären. Bilden Sie ſich dieſes ein, ſo muß ich Ihnen ſagen, daß wir dieſe Weiſe nicht haben, und die Gemeinde Gottes auch nicht. Wir ſind allemahl höflicher und liebreicher gegen unſere verſtorbenen als lebenden Mitbrüder: und Ew. ꝛc. würden alſo eine ſchlechte Kenntniß der Welt an den Tag legen, wenn Sie hoffen wollten, noch bey Ihrem Leben ſo billige Richter zu finden, als der Apoſtel Jakob nach ſeinem Tode gehabt. Man wird Ihnen nichts neues machen. Schreiben Sie aber ein Werk

— — — — Quod nec Jovis ira, nec ignis,
Nec poterit ferrum, nec edax abolere vetustas.

Ovid. Metam. lib. 15. v. 871.

ſo können Sie, wie ketzeriſch man es auch bey Ihrem Leben ausgeſchrieen, dennoch hoffen, die Nachwelt werde Sie entſchuldigen, und durch allerhand wohlausgeſonnene Erklärungen Ihr verhaßtes Andenken wieder ehrlich machen — So können ſich die Zeiten ändern.

Wir können dieſes an dem Streite der Erbſünde, welchen der bekannte Flacius im ſechzehnten Jahrh. erregte, deutlich ſehen. Was für Gräuel fand man nicht in der Meinung dieſes Mannes? Wie hart verfuhr man nicht mit ihm und ſeinen Anhängern? Man machte ihn zum Manichäer, und es war kein Ketzertitel ſo arg, den man ihm nicht beylegte. Ja, der ſelige Andreas ſchrieb, (wenn Arnolden zu trauen iſt,) nach des Flacius Tode. „Illyricus iſt des Teufels. Ich habe mit ihm nichts mehr zu thun, weil ich nicht zweifle, daß er nun mit allen Teufeln freſſen muß, wenn ſie nur zu Hauſe ſind, und nicht etwa ſeine Geſellen, Spangenbergen und die Uebrigen begleiten.“

Allein demungeachtet haben unſere Theologen nunmehr ſchon erkannt, daß die Meinung des Flacius beſſer geweſen, als ſeine Worte lauteten. Sie entſchuldigen ihn aufs beſte, und reden von der ungeheuren Ketzerey, worüber man vor beinahe zwey hundert Jahren ein ſo großes Geſchrey erregte, jetzt mit der Gelaſſenheit, die eine Ueberzeugung, welche großen und hitzigen Köpfen ſo natürlich iſt, und durch ſo viele Verdienſte wieder gut gemacht worden, billig erfodert. Quod semel fit, semper fieri potest.

Ein jeder verdächtige Schriftſteller kann alſo mit Vernunft hoffen, daß eine Zeit kommen werde, da man ſeine Schriften mit unpartheyiſchern Augen, als bey ſeinem Leben geſchiehet, anſehen werde. Livor post fata quiescit; und diejenigen natürlichen Urſachen, deren ſich die göttliche Weisheit zu Anfeurung des Eifers derer, die mit uns leben, bedienet, reichen nicht zu, dieſes heilige Feuer in den Nachfolgern dieſer rüſtigen Männer zu unterhalten. Sobald die erſte Hitze verraucht, und der Streit unter Perſonen fortgeſetzt wird, die nicht ſo viel Theil an demſelben nehmen, als die, welche ihn erregt haben, ſo verliert er viel

von seiner Heftigkeit, und muß, wenn die Kaltsinnigkeit der Kämpfer nicht durch einen neuen Zufall gebrochen wird, bald seine Endschaft erreichen — Alsdann kommt ein Jeder zu sich selbst, und man wundert sich, wie es möglich gewesen, daß man sich um eine Sache, die so leicht in Güte zu heben gewesen, so heftig hat zanken können.

Wir wahr dieses auch alles nun ist, so bleibt es doch gewiß, daß derjenige sich nicht wenig übereilt, welcher verlangt, man solle seine verdächtigen und anstößigen Reden, sobald sie ihm aus der Feder geflossen, mit der Gelassenheit und Unparteilichkeit beurtheilen, die sie nicht eher, als nach dem Verlaufe einer ziemlichen Anzahl Jahre verdienen — Unsere Pflicht ist, ob dem Wort zu halten, das gewiß ist, und keine Redensart, sie sey so wenig anstößig, als sie wolle, mit einer schädlichen Gleichgültigkeit anzusehen. Wir sind schuldig, dahin zu sehen, daß die reine Lehre auf unsere Nachkommen fortgepflanzt werde. Was wir thun, geschiehet zum Besten der Nachwelt, und es stehet nicht bey uns, etwas von ihren Rechten zu vergeben. Will sie Gnade für Recht ergehen lassen, so ist es gut. Wir müssen thun, was

unſere Pflicht erfodert. Daß dieſes die Meinung unſerer Gottesgelehrten ſey, iſt daher klar, weil ſie, ob ſie gleich erkennen, daß die Meinung Flacii nicht ſo gottlos ſey, als man anfangs gewähnt, und ſeine Worte einen guten Verſtand haben können, dennoch nicht leiden würden, wenn man ſagen wollte, „die Widerſacher des guten Flacius müſten ſehr dumme, aber wunderliche, zankſüchtige Leute geweſen ſeyn, daß ſie dieſes nicht ſo gut als ihre Nachfolger eingeſehen; und man könnte daher mit Händen greifen, daß der Haß gegen die Perſon dieſes vermeinten Ketzers mehr Schuld an ihrem Eifer gehabt haben, als die Liebe zur Wahrheit.“ Dieſe, ſage ich, würden unſere Gottesgelehrte ſehr übel nehmen, zum deutlichen Zeichen, daß man heute von einer Meinung ein ſchlimmes und morgen ein gutes Urtheil fällen könne, ohne ſich zu widerſprechen, und daß ein Ketzer nicht eher ein gutes Urtheil (wie die Helden der Helden die Vergötterung, oder die Heiligen im Papſtthum die Canoniſation) als nach ſeinem Tode, und nach Verlauf einer gewiſſen Zeit hoffen und verlangen könne.

Ew. ꝛc. ſehen, daß ich mich keine Mühe verdrießen laſſe, Ihre Skrupel zu heben. Ich bilde mir ein, daß das, was ich zu dem Ende geſchrieben, (wenn Sie nicht muthwillig widerſtreben,) kräftig genug ſey, eine ſo gute Wirkung hervorzubringen. Alles, was ich nun thun kann, iſt, daß ich Ew. um Ihr eignes Beſtes bitte, meine wohlgemeinte Arbeit nicht vergeblich an Sie angewendet ſeyn zu laſſen. Ich weiß wohl, die rohe und dabey naſeweiſe Welt fängt an, alle Ermahnungen treuer Lehrer und Prediger zu verwerfen; ſie ſpottet ihres Eifers und ihrer Seufzer, und verhärtet ſich alſo in ihren Irthümern. Allein ich habe noch zur Zeit das gute Vertrauen zu Ew. ꝛc., daß Sie nicht ſo halsſtarrig ſeyn werden. Um vor allen höhniſchen Verſpottungen ſicher zu ſeyn, hab' ich mich ſorgfältig, ſowohl aller harten und anzüglichen Ausdrücke, als alles Gepinſels, wie die Spötter reden, enthalten. Die Waffen, mit welchen ich Ew. ꝛc. angreife, ſind deutliche und unſtreitige Regeln der geſunden Vernunft, und kräftige Sprüche der heil. Schrift. Ich irre ſehr, oder dieſer Angriff muß einigen Eindruck machen, zumahl bey einem ſo guten Gemüthe, als Ew. ꝛc. haben.

Sollt'

Sollt' ich wider Vermuthen, mich in meiner Hoffnung betrogen sehen, so können Ew. ꝛc. dennoch versichert seyn, daß ich demungeachtet nicht aufhören werde, für Sie zu beten, und Gott anzurufen, daß er einen Mann, der, da er viel Gutes stiften, also auch durch seine bösen Lehren die liebe Jugend verführen kann, erleuchten, und aus den Irthümern, die er an einem nicht gar zu reinem Orte eingesogen, gnädiglich herausreißen wolle. Ich verspreche mir um so eher einer gnädigen Erhörung, weil es zum Wohl unserer Kirche unumgänglich nöthig ist, daß in den Pflanzgärten derselben, ich meine die Schulen, nicht der Bock zum Gärtner gesetzt werde. Was würde es mit unserer armen Kirche nicht für ein Ansehen gewinnen, wenn der studierenden Jugend, die in den Glaubenssachen den Kindern zu Ninive vollkommen ähnlich ist *), die schädlichsten Irthümer beygebracht werden sollten, zu einer Zeit, da alles, was sie höret, am besten bey ihr haftet? Die bloße Vorstellung dieses Elends preßt rechtschaffenen treuen Lehrern und Predigern die heißesten Seufzer aus, und wenn sie bedenken, daß an un-

*) Jon. 4, 11.

verſchiedenen Orten das ſeelenverderbliche Uebel ſchon einzureißen anfange, ſo wird ihnen bange um Troſt; ja, ſie würden gänzlich verzagen, wenn ſie ſich nicht der Zuſage Chriſti, kraft welcher auch die Pforten der Hölle wider ſeine Kirche nichts ausrichten ſollen, erinnerten.

Ueberdem kann es einem wohlgeſinnten Prediger ungemein Troſt geben, wenn er ſiehet, wie wenig ſich die Sitten der verderbten Welt, obgleich die Pietiſten noch ſo ſehr ſchreien, „dieſe Beſſerung ſey zur Erlangung der ewigen Seligkeit nöthig“, wirklich beſſern; und wie feſt hingegen alle Verſtändige an der reinen Lehre vom Glauben halten, obgleich der Satan durch ſeine Werkzeuge dieſe troſtreiche Lehre verächtlich zu machen trachtet. Er ſchließet daraus, daß unſere Lehre weit geſchickter ſey, den Beyfall des größten Haufen zu gewinnen, als der ihr entgegengeſetzte Irthum von der Nothwendigkeit der guten Werke. Er wird in dieſer Meinung noch mehr beſtärket, wenn er aus der Geſchichte und Erfahrung lernet, daß die, welche die Kirche Gottes mit einer finſtern, mürriſchen Heiligkeit beunruhigt, und ſo viel von einer in dieſem Leben nicht

zu hoffenden Vollkommenheit ſchwachten, in dem Streite mit denen, die ſich dieſem Unweſen widerſetzten, zu allen Zeiten den kürzern zogen, und von denen, welche die Wahrheit über alles liebten, glücklich unterdrückt wurden. Er bemerkt mit vielem Vergnügen, daß allemahl die Andacht und der Eifer dieſer eingebildeten Heiligen und ihrer Anhänger von kurzer Dauer und nur gleichſam eine fliegende Hitze geweſen, und lernt mit Luſt aus den Erzählungen, die er hier und da von den ſcheinheiligſten Pietiſten hört, daß dieſe übertünchte Gräber, wie viel ſie auch von der Kreuzigung des Fleiſches und der Selbſtverleugnung ſchwatzen, dennoch heimlich ihre Lehren ſchlecht beobachten.

— — — — et de virtute locuti
Aunem agitant.
Juv. Sat. 2.

Er bemerkt dies, ſage ich, mit Vergnügen, theils weil er ſich daraus die wahrſcheinliche Wiederkehr zu dem Schooße der rechtgläubigen Kirche verſprechen kann, (denn nichts iſt geſchickter, ihnen die Falſchheit ihrer Lehre von der Theologie der Wiedergebohrnen zu erkennen zu geben, als ein ſolcher Wandel) theils weil er nichts gewiſſer vermuthen

kann, als daß diejenigen, die ein solcher Heuchler bekehren will, ihrem Gewissensrathe zurufen werden.

Ego te eventem, Sexte, verebor!

juv. Sat.

Werden diese Leute diesen neuen Pharisäern erst so weit hinter ihre Streiche kommen, so dürfen die Rechtgläubigen sich nicht sonderlich mehr vor diesen Irgeistern fürchten, zumahl da sie ohnedem schon aus allen Umständen sehen können, daß die menschliche Natur so beschaffen, daß eine langwierige Pietisterei nicht mit ihr bestehen kann, weil wir Menschen nach dem Sündenfalle mehr geneigt sind, unsere natürlichen Begierden, sie mögen beschaffen seyn, wie sie wollen, zu gehorchen, als uns mit denselben in einen Krieg einzulassen, dessen Ausgang, wie die leidige Erfahrung zeiget, uns nothwendig zur Schande gereichen muß.

Ich kann hier nicht umhin, die göttliche Weisheit und Vorsorge für unser evangelisches Zion zu bewundern, nach welcher Gott das, was in dem Menschen das Schlimmste ist, ich meine die Erbsünde, dergestalt zum Besten der Gläubigen verwendet, daß es der ärgsten Ketzerei zum Gegenge-

wicht dienen muß. Denn diese uns angebohrne Unart, die außerdem die Quelle alles uns drückenden Elends ist, hat doch die guten Eigenschaften in sich, daß sie in uns einen fast unüberwindlichen Abscheu vor einer Lehre erweckt, die sehr geschickt ist, uns zu derjenigen Sünde zu verleiten, durch welche sowohl die gefallenen Engel, als die ersten Menschen, die ihnen anerschaffene Heiligkeit verlohren haben. Wir können versichert seyn, daß denen, die Gott lieben, alle Dinge zum Besten dienen müssen *), und können mit David sagen: „Darum fürchten wir uns nicht, wenn gleich die Welt unterginge, und die Berge mitten ins Meer sich senkten. Wenn gleich das Meer wüthete, und wollte, daß von seinem Ungestüm die Berge einfielen, Seela! dennoch soll die Stadt Gottes fein lustig bleiben, mit ihren Brünlein — amen!“ **)

Indem ich meinen Brief schließen will, bekomme ich von demjenigen guten Freunde, bey welchem ich zuerst die Schrift, welche mir Anlaß gegeben, die Feder zu ergreifen, zuerst gesehen, die erfreuliche Nachricht, daß Ew. ꝛc. auf geschehene

*) Röm. 8. 28.
**) Ps. 46. 3—5.

sanftmüthige und christliche Erinnerung derer, die an Ihrem Orte für die Reinigkeit der Lehre wachen, und ihres Eifers wegen von langen Jahren her ein großes Ansehen in der streitenden Kirche erlanget, die mir anstößig scheinenden Ausdrücke dergestalt gemildert, daß nunmehr ferner kein Aergerniß zu besorgen. Gott setze die treuen Lehrer, die für die Ehre Gottes und die Ruhe der Kirchen so empfindlich gewesen, zum Segen, und regiere Ew. ꝛc. mit seinem Geiste, daß Sie sich ins künftige einer Behutsamkeit befleißigen, die ihre geistlichen Obern hinführo aller Sorge und der Mühe, Sie wieder auf den richtigen Fußsteig der reinen Lehre zu bringen, überheben könne! Die ehrerbietige Folge, die Sie dem gottseligen Begehren des ehwürdigen Ministerii Ihres Orts geleistet, erfüllt mein Herz mit der Hoffnung, mein Wunsch werde nicht unerhört bleiben, und macht, daß ich Ew. ꝛc. mit aufrichtigerem Herzen, als vielleicht sonst würde geschehen seyn, versichern kann, daß ich zeitlebens mit aller Hochachtung seyn werde

Ew. ꝛc.

zu Gebot und Diensten verbundenster
M. Sebastian Zäuker.

Dabam raptim inter labores
sacros N. N. d. 22. Jun.
1750.

Gedruckt, bey Johann Michael Mauke
in Jena.